

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Dreiundsechzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1908

Inhalt.



Berlin, den 4. April 1908.

Korypho.

Von Venedig nach Korfu brauchen die Dampfer der Navigazione Generale Italiana ungefähr neunzig Stunden. Zeit genug, unterm Sonnensegel den Lehren alter Geschichte nachzuträumen. Diesen Weg fuhren vor neunhundert Jahren die Schiffe des Herzogs von Venetien und Dalmatien; als sie dem von den Normannen bedrängten Basileus Hilfe gebracht hatten, durfte Vitale Falieri sich gar Herrn von Istrien nennen. Ein Dandolo zog als Sieger in die Stadt Konstantins, nahm Kandia, stärkte im Aegäischen und im Jonischen Meer die Macht der Republik. Ein anderer Dandolo befahl den Galeeren, die von den Genuesen geschlagen wurden. Achtzig Jahre danach erst ward die Rache möglich: die Veneter siegten über Genuas Flotte und Heer und konnten in Turin der Handelsrivalin den Frieden diktiren. Um diese Zeit wurde Korfu zum zweiten Mal die Beute des geflügelten Markuslöwen. Dalmatien aber war im Kriege gegen Ungarn verloren worden. Und je weiter die Osmanen vordrangen, desto schmaler wurde das Herrschaftgebiet der Dogen. Die Laune Fortunens wechselte; doch zur Vormacht des Ostens konnte Venedig nie wieder werden, seit die Türken am Bosporus saßen und der Seeweg nach Ostindien gefunden war. In Dalmatien hat Morosinis Feldherrnleistung der Republik noch einmal zu Ansehen geholfen; Cypern und Kreta konnte auch er ihr nicht retten. Seit dem Frieden von Poscharewatz hat sie auf weltpolitisches Handeln verzichtet und heute gehört das Compartimento Veneto nicht zu den blühenden Provinzen. Die Macht der Republik ruhte, wie ihre Hauptstadt, auf einem Pfahlgerüst und konnte nur dauern, so lange der allen Toden

trotzende Wille einer Kriegerrasse das hölzerne Fundament gegen Sturmfluth und Wogenprall schirmte. Diese Rasse hat dem Oströmischen Reich gefehlt; drum war es verloren, als muthlose Schwächlinge den Sitz Konstantins erklettert hatten. Auch daran sollte auf diesem Seeweg der Reisende denken. Nikephoros Phokas, dem, nach den Siegen auf Kreta, bei Hierapolis und Aleppo, mit dem schönen Leib der Schänkendirne Theophano auch deren Witwengut, das Erbe der Armenierdynastie, zugefallen ist, lebt noch in seinem Heer und hält es in Athem. Kein Jahr ohne Krieg; kein Krieg ohne Lorber. Johannes Zimiskes, der im cubiculum die brünstige Theophano umarmt und den schlafenden Kaiser tötet, schreitet als gekrönter Feldherr in noch helleren Glanz: wehrt dem Romäerreich die Slavengefahr ab und sichert ihm für zwei Jahrhunderte das Leben. „Vor dem Grimm des Zimiskes erbebten die Völker. Vor ihm flohen die Sarazenen und die Armenier. Die Perser baten ihn um Gnade. Bis nach Edessa zog er und bis an den Euphrat. Die Rosse seines Heeres zerstampften die Saat der Syrer und Phöniker. Wo in Feindesland Etwas wuchs, da mähte, gleich der Sichel, das Schwert der Christen.“ So hat der Mönch Georgios das Lebenswerk dieses Basileus geschildert. Zwei Helden folgt ein dritter: unter dem starken, tollkühnen Barbaren Basileios erreicht Byzanz den Gipfel der Macht. Dann geht es bergab. Der achte Konstantin ist kein Soldat und überläßt das Heer den Hofleuten. Der neunte vergeudet sein Geld an Luxusbauten und Wissenschaftspielerei und läßt die Armee darben. Die Normannen dringen vor und entreißen Ostrom, was Justinian ihm gewonnen hat. Die in ihrem Selbstgefühl beleidigten Generale empören sich und rufen den (einem Höfling geopferten) Feldherrn Isaak Kommenos zum Kaiser aus; einen schweigsamen Greis, der mit einem Wink zu befehlen versteht, die Bürde des Amtes aber nicht lange trägt. Redner und Rechner, Schreiber und Träumer folgen. Frieden um jeden Preis: so lautet bald die Losung. Das Reich verbürgerlicht sich und die herrschende Bureaukratie blickt mit verächtlichem Lächeln auf die Tage des „rohen Militarismus“ zurück. Auch nach dem Schicksalstag von Mantzikert, nach dem Verlust von Armenien und Kappadokien wird die Phrase nicht entthront. Ringsum Feinde; und früh und spät dennoch der Ruf nach Frieden. Noch einmal rettet die Armee das Reich: sie krönt in der Sophienkirche den kriegerischen Komnenen Alexios. Der befreit das Land von den Normannen, schlägt bei Korfu, im Bunde mit den Venetern, ihre Flotte und erobert den Westen Kleinasiens zurück. Doch der Glanz währt nicht mehr lange. Der Militarismus ist bekämpft, der Byzantinismus gezüchtet worden. In Ost und West lauert die

Feindschaft. Germanen, Slaven, Islam: für das Reich schwatzender Memmen ists zu viel. Selbst die tüchtigen Regenten können nur für kurze Zeit noch das Unheil aufhalten. Unter dem Kalimafkon, dem prächtig wallenden Trauerschleier, verwest der Leib des von großen Kriegern und Organisatoren geschaffenen Staates. Noch jauchzt das bethörte Volk dem Kaiser zu, der in pomphaftem Zug durch die Straßen schreitet. Jauchzt noch, als Mohammeds Janitscharen schon zum Sturmlauf vorrücken. Das Kreuz auf der Sophienkirche schützt sicher selbst in schlimmster Wettersgefahr. Sicher. Da fällt das Kreuz; muß dem Halbmond weichen. Der Gaukelglanz der Großmacht ist längst fahl geworden. Nun versinkt Ostrom; das Griechenreich war einmal. Und von dem Basileus erbt der Zar der Moskowiter, der die Palaeologentochter freit, den Stirnreif des Konstantinos Monomachos. So welken Weltreiche, die das Schwert schuf, das Schwert nur erhalten konnte ... Otranto, das der zehnte Konstantin, der Rechenmeister, verlor. Korypho, das Isaak Angelos zurückgewann. Bis hierher flogen einst die Adler von Byzanz. Schon rasselt die Ankerkette.

Im Hafen läßt der Zugereiste sich den Aufruf des Bürgermeisters von Korfu übersetzen. „Auf den Deutschen Kaiser lauscht und schaut die Welt. Er ist die größte Gestalt des Jahrhunderts." Da stehts. Und doch ist ein Halbjahrtausend verstrichen, seit die Byzantiner hier herrschten. „Der Deutsche Kaiser ist an glänzenden Empfang gewöhnt; zeigt ihm, daß die Empfindung echt ist, die Euch aufjubeln läßt." Ihr kennt ihn zwar nicht; doch er bringt Geld ins Eiland. Ackerbau, Fischerei, Viehzucht, Gewerbe: Alles ziemlich dürftig. Wenn der Kaiser oft herkommt, hebt sich die Fremdenindustrie. Zeigt also flink, daß Eure Empfindung echt ist. Das Material, das bei Gasturi für den Aufputz des Achilleion und für das neue Hofherrenhaus verwandt wird, ist nicht echt. Der Kaiser will, daß Alles fertig sei. Rabitzwände und Coulissen müssen aushelfen. (Ein Hausminister ist der eiligen und kostspieligen Pflicht entflohen; fand die Last einer neuen Hofhaltungstätte allzu schwer. Aus dem Munde des Oberhofmarschalls, der sie jetzt trägt, hörtet Ihr keinen Seufzer. Die Civilliste wird nächstens ja doch erhöht.) Dennoch mußte die Ankunft verzögert werden. Hundert Menschen, allerhöchste, höchste und hohe Herrschaften, wollen standesgemäß untergebracht sein. Die Insulaner könnens kaum erwarten. Solche Ernte ward der Eparchie Kerkyra niemals. Hundert aus Berlin; zwei deutsche Kriegsschiffe und ein Depeschenboot. Aus Athen kommt der König mit Frau und Kindern. Und King Edward schickt (zur Aufsicht?) zwei Panzerschiffe.

Ein Jahr ists her (fast auf den Tag): da sprach unser getreuer Freund Cirmeni in der turiner Stampa die Hoffnung aus, Victor Emanuels Besuch

in Athen werde bewirken, daß Griechenland sich den anderen Balkanstaaten anschließe, die unter britischem Patronat Italiens Abwehr österreichischer Pläne unterstützen wollen. So laut war Italiens Interesse an den Balkanfragen kaum je vorher noch betont worden. Nun hat Wilhelm den Sohn Umbertos in Venedig besucht. Sie blieben nicht lange beisammen und die Luft erwärmte sich nicht. Immerhin gabs Besichtigungen italienischer Kriegsschiffe und Gespräche mit Admiralen. Gleich danach Begegnung mit dem Hellenenkönig. Ein Edler hat im Savoyerreich behauptet, vom Deutschen Kaiser zu der Erklärung ermächtigt zu sein, in Albanien sei von den Oesterreichern nichts zu fürchten. Nach dem Verkehr mit den Königen von Italien und Griechenland vielleicht noch ein Ausflug an die albanische Küste (der die nach einer Anleihe lechzende Türkei Geld kosten würde)? Das könnte in Wien verstimmen; im Haus des Thronfolgers mehr noch als in der Hofburg oder Schönbrunn. Deshalb hat Fürst Bülow gerade jetzt den Besuch des Freiherrn von Aehrenthal erwidert. Die Zeit war klug gewählt Gar zu hitzig brauchen wir nach Algesiras um Italiens Gunst nicht zu werben. Und weil er nach Wien wollte, hat der Kanzler diesmal im Reichstag deutlicher gesprochen, als er sonst zu thun pflegt. Ueber die Reformvorschläge für Makedonien. Was drum und dran hing, war unbeträchtlich; Zweck und Ziel der Rede ein Satz: „Man kann von uns keinen Enthusiasmus für Vorschläge erwarten, die wir nicht für wirksam oder die wir gar für gefährlich halten; dazu rechnen wir Neuerungen, die des Sultans Landeshoheit gefährden und dadurch die mohammedanische Bevölkerung der Türkei zum Aeußersten reizen würden." Drei Wochen vorher hatte Sir Edward Grey empfohlen, in den vom Aufruhr bedrohten Wilajets die Zahl der türkischen Truppen zu verringern und die Verwaltung Makedoniens einem vom Sultan unabhängigen Generalgouverneur anzuvertrauen. Die Ablehnung dieses Vorschlages (dessen Annahme in London nicht erwartet wurde und der wohl nur die überlieferte liberale Balkanpolitik fortsetzen sollte) konnte Deutschland den stärker interessirten Ostmächten überlassen. Doch der Kanzler wollte nicht mit leeren Händen nach Wien kommen; wollte dem Erzherzog Franz Ferdinand zeigen, daß er auch in den Tagen des venezianischen Jubels zwischen West und Ost zu optiren wagt, und dem Freiherrn von Aehrenthal, daß der Weg zu einem den Osmanenbesitz freundlich schonenden Dreikaiserbündniß frei ist. Oesterreich hörte nur frohe Botschaft. Mit oder ohne Mürzsteger Programm: das Deutsche Reich steht zu dem Verbündeten. Schielt nicht nach Westen. Freut sich des Sandschakbahnplanes. Und hütet sich, den jungen Stolz Franz Ferdinands und seiner Leute zu kränken. Eine Stimme,

ie offiziös klang, hatte gesagt, Graf Pourtalès sei angewiesen worden, in Petersburg für Aehrenthals Bahnprojekt zu wirken. Aus Wien kam (in etwas gereiztem Ton) die Antwort, Deutschlands Hilfe sei nicht erbeten, der Plan den berliner Herren nicht früher als anderen Regirungen mitgetheilt worden. (Also: kein Verlangen nach einem „brillanten Sekundanten".) Das hat Fürst Bülow sich gemerkt und, bevor er nach Wien fuhr, „ausdrücklich festgestellt, daß wir in dieser Frage Oesterreich-Ungarn unseren Rath und unsere Unterstützung weder aufgedrängt haben noch von Oesterreich-Ungarn darum angegangen worden sind". Felix Austria! Schon spürt man, daß der greise Kaiser einen Theil des Reichsgeschäftes dem Erben übertragen hat. Oesterreich läßt sich nicht einmal mehr den Schein einer berliner Vormundschaft gefallen.

Der Versuch, den Balkanfragen während der Zeit russischer Schwäche die Antwort zu finden, wird einstweilen nicht gelingen. Nicht, wenn Occident und Orient getrennt bleiben. Die Westmächte vermögen ohne Hilfe nicht viel; die Welt sieht anders aus als in den Krimkriegstagen. Wie Rußland sich stellen wird: that is the question. Die Politik Iswolskijs dünkt manchen Kollegen zu britisch. Doch Benkendorf wäre nicht minder anglophil (vielleicht noch mehr). Eduard soll ernstlich an eine Reise nach Petersburg denken. Die Firma Baring Brothers, das konservativste Bankhaus Englands, hat eine moskauer Anleihe übernommen. Zeichen und Wunder. Daß den russischen Schiffen die Meerengen geöffnet werden, ist gewiß. England hat viel zu bieten (auch französisches Geld) und wird den Russen, die in Ruhe was Gutes schmausen möchten, nicht zumuthen, auch in Europa pour le roi d'Angleterre zu arbeiten. Vorn sieht man und hört nur das Europäische Konzert; hinten wird geschäftig verhandelt und Keiner kann genau voraussagen, welche Gruppirung wir übermorgen erblicken werden. Ist Oesterreich mit Italien ganz einig? Trotzdem Aehrenthal jusqu'au delà de Mitrowitza vorgegangen ist und Uesküb nun nicht mehr in die italienische Einflußsphäre fallen kann? Zu schwächlicher Nachgiebigkeit wird Franz Ferdinand (mit Conrad von Hötzendorf als militärischem Berather) nicht zu haben sein. Herr Tittoni hat schon am zehnten März in der Kammer recht sanft geredet. Die Hoffnung, das Europäische Konzert werde sich zur selben Zeit und mit der selben Kraft für den Bau aller geplanten Balkanbahnen beim Sultan einsetzen, hegt er wohl kaum noch. Hat aber in London und Petersburg gute Freunde. Unser Platz ist nicht schlecht gewählt. Was uns unangenehm werden konnte (Aenderung des Balkanstatus ohne Mitwirkung Rußlands), ist fürs Erste nicht zu fürchten. Und geht Rußland mit den Westmächten, dann sitzen wir nicht allein in der Kälte und sind assekurirt.

Die Rede des Kanzlers zwang also nicht zu Tadel noch Hohn. Sie ging über Geschehenes mit bescheidenem Anstand hinweg und suchte in einem wichtigen Bereich neue Möglichkeiten zu sichern. Auch von einem zu stolzerem Selbstbewußtsein erwachenden, zur Wahrung seiner Wirthschaftzukunft entschlossenen Oesterreich weichen wir nicht; vergessen niemals, daß Italien zum franko-britischen Concern gehört; und lassen uns weder von der monegassischen Hoheit noch von dem ubiquitären Herrn Jacob und Versöhnungfestgästen ähnlichen Schlages zur Umwerbung Frankreichs verleiten. Bleibts dabei? Dann braucht der Deutsche nicht mehr bitter zu lächeln, wenn er den Kanzler von der Festigkeit, Stetigkeit, Einheitlichkeit der Reichspolitik reden hört. Darf er kaum noch über den Mangel an schöpferischen Gedanken klagen. Nützliches ist jetzt ja nicht zu thun; die einstweilen letzte Gelegenheit verpaßt. Still sein und warten: eine andere Losung kann es heute nicht geben. Bleibts wirklich dabei? Zweifel sind erlaubt. Der für das Ohr eines Thronerben bestimmte Hauptheil der Rede klang gut; der Rest hatte den alten Ton, der Beifall sucht, doch nirgends Glauben findet. Fürst Bülow weiß, daß die Behauptung, der deutsche Flottenbau (der England zunächst mindestens zu unbequemen Geldopfern zwingt) brauche das Inselreich Eduards nicht zu bekümmern, keinen Briten je überzeugen wird. Dennoch wiederholt er sie, so oft er über die internationale Politik zu sprechen beginnt. Er weiß auch, daß der von Wilhelm an Lord Tweedmouth geschriebene Brief drüben noch nicht vergessen ist: und redet, als handle sichs um die harmloseste, alltäglichste Sache von der Welt. „Ein Privatbrief, meine Herren." Der Deutsche Kaiser schreibt an den Ersten Lord der Admiralität über die englische und die deutsche Flotte: ein Privatbrief. „Ein Bethätigungrecht, das von allen Souverainen beansprucht wird und das Niemand unserem Kaiser beschränken darf." Daß Eduard mit Iswolskij, Franz Joseph mit Tittoni Briefe ähnlichen Inhaltes wechselt, wird nicht leicht Einer glauben. Und Mancher wünschen, der Kanzler möge seinem Herrn von solcher Bethätigung dringend abrathen. Als Bismarck in Petersburg beglaubigt war, sagte ihm Gortschakow in einer Angststunde: „Nur zwei Menschen kennen die Politik des Kabinets: der Kaiser, der sie macht, und ich, der sie vorbereite und ausführe; Seine Majestät ist sehr verschwiegen und ich sage nur, was ich will." Der kleine Kanzler schlotterte bei dem Gedanken, Alexander könne hinter seinem Rücken mit Hugo Münster (der am russischen Hof Militärbevollmächtigter gewesen war) als mit dem berliner Vertrauensmann unterhandeln. „Münster hatte hier unter dem hochseligen Herrn eine Stellung, die für einen Ausländer, wenn er auch dem befreundetsten Hof angehört, in den Augen jedes Russen unmöglich ist. Sie,

Herr Gesandter, haben den Takt gehabt, alle Nebenwege zu vermeiden, die Ihnen offen stehen konnten." So dachte der Berather des Selbstherrschers. Im Deutschen Reich hat der kaiserliche Minister an dem Geheimverkehr seines Herrn mit den Ressortchefs fremder Mächte nichts auszusetzen.

Darf drum auch nicht klagen, wenn von dem „Bethätigungrecht" fortan noch öfter Gebrauch gemacht wird Präsident Krüger, General De Lacroix, Graf Goluchowski: nach diesen berühmtesten Proben persönlicher Politik hatten wir eine Pause. Auf den Fall Tweedmouth folgte sogleich der Fall Hill. Im November war gemeldet worden, Herr Tower, der die Vereinigten Staaten von Amerika in Berlin vertritt, werde im Lenz Herrn Hill den Platz räumen. Alles in bester Ordnung. Herr David J. Hill wird willkommen sein. Nach fünf Monaten heißts plötzlich, das agrément sei zurückgenommen. Die amerikanische Presse wüthet. Daß eine Kandidatur höflich abgelehnt wird, ist nicht selten (auch einem deutschen Diplomaten drohte jüngst diese Gefahr); neu aber nach der Annahme ein Stimmungwechsel. „Weiß Roosevelt, weiß der Staatssekretär Root etwa nicht, wer nach Berlin paßt?" Trotzdem unsere Offiziösen erklären, Hill sei noch immer persona grata, währt der Lärm fort. „Deutsche Anmaßung! Wenn unser Kandidat ihnen nicht mehr gefällt, mag der Erste Sekretär die Geschäfte führen und Towers Posten unbesetzt bleiben." Der Kundige ahnt schon, was geschehen ist. Und liest am vorletzten Märztag im Lokalanzeiger: „Der Kaiser hat die Beanstandung des von Roosevelt gewählten Botschafters bedingunglos zurückgenommen. Aus Rücksicht auf die Oeffentliche Meinung Amerikas. Er hat seine Ansicht schnell geändert, als ihm mitgetheilt wurde, die deutsch-amerikanische Freundschaft sei gefährdet." Das war aus der Wilhelmstraße recta nach London berichtet worden und von dort nach Berlin zurückgelangt. Baron Speck von Sternburg muß im Weißen Haus einen Entschuldigungzettel überreichen, für dessen ungeschickte Fassung Herr von Schoen verantwortlich ist, und froh sein, wenn Uncle Sam die Stirn entrunzelt. Was war geschehen? Wilhelm hatte an Roosevelt geschrieben (oder schreiben lassen), er fürchte, der auf den Botschaftersold angewiesene Herr Hill werde das Sternenbannerreich nicht so würdig repräsentiren wie der Millionär Charlemagne Tower. Und Amerika heischte öffentlichen Widerruf. Der Kaiser, der sich für die Akademie der Künste als Barock-Imperator, den Lorber auf der Allongeperücke, den rechten Fuß auf der Weltkugel, modelliren läßt, mußte nachgeben. Eine böse Geschichte. Hat der Kanzler sie im Entstehen gekannt? Sonst ist mit der Festigkeit, Stetigkeit, Einheitlichkeit deutscher Politik kein Staat zu machen. „Il ne veut pas s'excuser? Un mauvais Allemand": Das stand im Gaulois. Wir Friedlichen habens weit gebracht. Bis auf die Klippe von Korypho.

❦

Lichtenberg.*)

Von den typischen Vertretern der nicht transszendentalen, sondern verstandesmäßigen Aufklärung in Deutschland ist Lichtenberg der einzige, der als Mensch mit seinen Eigenheiten für uns noch so lebendig ist, daß eine Neuausgabe seiner Werke uns angemessen erscheint. Selbst Lessing, der starke Führer dieser Schlachtreihen, wirkt heute nur noch als geschichtliches Sinnbild, nachdem seine Gedanken in die Gesamtbildung aufgenommen und verarbeitet worden sind. Lichtenberg ist beinahe ohne Wirkung vorübergegangen (man müßte ihm denn einen gewissen stilbildenden Einfluß auf seine Bewunderer Schopenhauer und Nietzsche zuschreiben), aber seine Seele selbst ist frisch und merkwürdig geblieben, während die Lessings mit der Zeit, die er vertreten und beherrscht hat, historischer, trockener, ferner wird. Und jetzt wird aus dem abseitigen Sonderling, der immer nur Einzelne ansprach, der Typus einer besonderen Spielart des Aphoristikers, des Humoristen, des Sprachmeisters und des Skeptikers. Man sieht ihn als Enkel Montaignes und als Ahnen Nietzsches. Und doch war er seiner Grundgesinnung nach in künstlerischen Dingen der richtige Aufklärer, gar nicht so fern von dem platten Nicolai, durchaus ein Mann des gesunden Menschenverstandes, der festen Maßstäbe und der greifbaren Umrisse, ohne eine Spur der gefühlvollen Schnellkraft Herders, der feurigen Flugkraft Schillers, der bildnerischen Beseeltheit Goethes, ohne den metaphysischen Tiefblick Kants und den allbeweglichen Geist der Romantik. Diese Elemente sind es wesentlich, die uns jene Zeit noch lebendig machen und in unserer Zersetztheit, unserem Suchen und empfänglichen Schwanken umgeformt werden wollen. Lichtenbergs Werth für uns beruht nicht auf Dem, was er mit seiner Zeit gemeinsam hat, nicht auf seinen Gesinnungen, sondern auf inneren Erfahrungen, die er mit keinem Anderem theilte. In England und Frankreich hat Lichtenberg mehrere Brüder (Sterne, Vauvenargues, Chamfort, Diderot), in Italien einen: Galiani. Menschen von kaltem, überlegenem Verstand mit einer über-reizbaren Empfindsamkeit, denen es nicht gelingt, beide Kräfte ins Gleichgewicht zu bringen, und deren Leben ein stetiger Kampf zwischen den ordnenden und den aufnehmenden Energien ihres Inneren ist. Beide sind zu stark, um sich unterdrücken zu lassen (wie bei den Empfindsamen der Verstand und bei den Verständlern die Empfindung). Fehlte noch dazu die schöpferische Macht, die Beider Uebermaß zu einem gemeinsamen Dienst zwingen und nützen könnte, wie bei den großen Dichtern, so entsteht aus der Reibung eine fast krankhafte Schärfe aller Organe und im circulus vitiosus steigern und reizen sich die unharmonischen Gewalten bis zur Pein der Selbstzersetzung, bis zur

*) Georg Christoph Lichtenberg: Schriften. Herausgegeben von W. Herzog. Zwei Bände. Jena, E. Diederichs.

Wollust der Hellseherei, der Hellfühlerei. Doch von ihren schmerzhaft labyrin-
hischen Irrfahrten bringen sie für uns ungeahnte Schätze der Seele mit.

Da in Nietzsche der Kampf zwischen Verstand und Sensibilität nur eine
Seite und nicht die Mitte seines Wesens ausmacht, so ist unter den Deutschen
ichtenberg der reinste und beinahe einzige Vertreter der Geistesart, deren
llgemeine Umrisse ich hier angedeutet habe. Diese Umrisse hat er mit seinem
esonderen Gehalt ausgefüllt und modifizirt. Als Deutscher hatte er von vorn
erein nicht das breite Feld für die Bethätigung seines Verstandes wie die
Engländer und Franzosen, denen eine feste Gesellschaft, ein Volk Rückhalt
der Widerstand war und ein Pathos gab, so daß sie ihre Begriffe vom Mensch-
ichen durch oder gegen eine Gemeinschaft ausbilden konnten. Sie verloren sich
ie völlig in „den Abgrund des Subjekts", weil ihre Beobachtungen sich immer
n eine gesellschaftlich oder staatlich normirte Menschheit wandten und, auch
o sie am Freisten spielten, wie Lawrence Sterne, das Bewußtsein des Spielens
nd ihrer eigentlichen Gebundenheit hatten. Dem Deutschen war auch hier
orbehalten, das Ich zu lösen und aus der Noth, daß er einem gedrückten
nd zersplitterten, „verklausulirten Zustand" entstammte, eine Tugend zu machen.
aß er England genau kannte, machte ihm den Gegensatz und die Mängel
iner Umwelt noch deutlicher fühlbar. Er grub früh nach innen; und als
seinen Blick nach außen wandte, sah er mehr Individuelles als seine aus-
ndischen Vorgänger. War ihnen der Gegenstand des Geistes das Mensch-
che oder die Menschheit schlechthin, so war es für Lichtenberg das Ich und
s Individuelle: die menschliche Bedingtheit und ihre absonderlichen Formen.

Eine feste Norm, an die er sich halten mußte, suchte er auch; er war
sehr Aufklärer, um sich nicht in der Außenwelt nach irgendetwas Festem
nzusehen. Er fand es in den Naturwissenschaften. Die Natur, keine mit
ousseaus Augen verklärte Gefühlswelt, sondern der Komplex gewisser Ge-
zmäßigkeiten, ward ihm der Halt, woran er das Menschliche maß. Das
tete ihn vor jeder moralistischen Enge, wie vor der schwelgenden Empfindelei,
die Sterne manchmal verfiel. Die Grenzstreitigkeiten zwischen Moral und
atur waren ein Lieblingsgegenstand von Lichtenbergs Geist und er entschied
gern, halb cynisch, halb läßlich, zu Gunsten der Natur, obgleich er ein zu
arfer Verstand war, um nicht in den moralischen Forderungen selbst noch
difizirte Gewalten der Natur zu wittern. Seine ganze „Geschlechtskunde"
gt nur, bis wie weit die Natur in die Moral eindringen dürfe. Ueber
Begriff Sünde hat er seltsame Selbstgespräche gehalten; und er dachte in
chen Dingen so frei und menschlich duldsam wie Nichtsünder fast nie und
inder selten genug. Seine sehr derbe Auffassung des Weibes, sein hell-
tiger Hohn über die Idealisirung der Naturalia, über Frauendienst und
ertherthum, über jede erotische Schwärmerei hat ihren Grund in dem Be-

streben, lieber zu natürlich als zu moralisch zu sein, und in der unerbittlich trockenen Wahrhaftigkeit, der die natürlichen Nöthe lieber sind als die daraus abgeleiteten moralischen Tugenden. „Die Moral ist eine Wichtigthuerei des Menschen vor der Natur": diesen Satz Nietzsches hätte er unterschrieben. Vor jedem überspannten Sittenanspruch flüchtete er rasch in den Cynismus. Noth und Tugend: ich habe mehrmals hier diese Antithese angewandt; sie hat in Lichtenbergs Leben ihre besondere Berechtigung. Mehr noch als andere Menschen hat er sich bemüht, aus seinen Nöthen Tugenden zu machen; darum war er auch scharfsichtig wie Wenige, wo er Andere auf dem Weg sah, das Selbe zu thun, aber nicht, wie er, mit Resignation und Ironie, sondern mit Schwärmerei und Pathos: daher seine Abneigung gegen Lavater und gegen die Genies, die nicht so sehr aus der allgemeinen rationalistischen Beschränktheit entsprang wie aus einer bösen Kenntniß der schwärmerischen Geheimnisse. Darüber, daß er Goethe mit dessen Korybantenschaar verwechselte, dürfen wir nicht staunen. Er urtheilte nach den Symptomen und vom Schöpferthum selbst hatte er allerdings keinen Begriff. Ueberhaupt errieth er leichter Mängel als Kräfte; und wenn sein Fühler die regen und wachen Nerven seines zerrütteten Körpers waren, so blieb sein eigentliches Greiforgan doch der kombinirende und zerlegende Verstand, der seine Maße aus der Natur und seine Gegenstände aus dem Menschen holte. Lichtenberg bewachte sich selbst ängstlich und konnte sich ansehen, als stünde er außer sich; beinahe froh, in sich selbst Anlässe zu Einfällen, zu Witz, Ironie und Cynismen zu finden. Gegen sich selbst schonunglos im Beobachten, war er es auch gegen Andere, vielleicht nicht ohne schadenfrohes Ressentiment, wenn er seine eigenen Schwächen in Anderen wiederfand. Schonunglos im Beobachten, nicht im Urtheilen. Schon weil er kein Moralist war und die Menschen nicht am Ideal maß, sondern an natürlichen Normen, hatte er kein Pathos des Absprechens, sondern nur ein Lächeln oder schlimmsten Falles ein Hohngelächter. Von den Menschen überhaupt machte er nicht viel Aufhebens; er freute sich ihrer Bedingtheit, aber er betonte auch überall diese Bedingtheit, er war ein ohne Klage entsagender Skeptiker und mit einem tiefen Pessimismus gesättigt, den er nicht zur Schau trug. (Schopenhauers Instinkt fühlte sich davon angezogen.) Hinter seinen Scherzen barg sich ein Gemüth, das sich gewaltsam vor der Verzweiflung hüten mußte. Lieblos war er nicht, aber die Liebe hatte keinen Zauber, kaum Sinn für ihn. Er hatte nicht die Fähigkeit, irgendetwas „schön" zu sehen. Sein Verstand entkleidete ihm Alles.

Die Natur war für ihn nicht ein All von Bildnerkräften wie für Goethe, der in jeder Gestalt noch ein schöpferisches Gesetz suchte und fand. Lichtenbergs Natur war gleichsam ein Kodex, ein unerbittlicher und eigentlich unbeweglicher: der alte Unterschied zwischen organischer und mathematischer Weltanschauung. Bei Lichtenberg keine Spur von Naturbeseelung. Darum sind ihm die Er-

;einungen nicht Ausdrücke eines geheimen schöpferischen Prinzips, er vermag
: gesondert von den Normen zu betrachten, für sich; gegen die Normen ge-
ılten, erscheint ihm dann alles Individuelle als Karikatur. Er hat einen
ınz unglaublich geschärften Blick für jede Verzerrung. Das macht ihn zu
ıem der größten Parodisten (Fragmente von Schwänzen und Aehnliches).
ıd sein Deutschland bot ihm unselig viel Stoff. Die Lust an der Verzerrung
t ihn für Goethe bei aller Hochachtung widerwärtig gemacht. Goethe suchte
erall das innere Gesetz, das im Besonderen den Typus mitheraufformt, und
htenberg suchte mit einem krankhaften Eifer die nackte Realität, die ein-
:lige Besonderheit; jede Verkrümmung der Außenwelt schien ihn für die
rkrümmungen des eigenen Wesens zu entschädigen. Nicht nur der Haß gegen
hwärmerei, Fanatismus und Verstiegenheit führte ihn gegen Lavater und
Genies: seine untere böse Lust hatte er daran, diese Fratzen noch weiter
szubiegen und aufzuschwellen. Dabei unterstützte ihn sein feiner Tastsinn,
gleich herausmerkte, wo bei den Anderen die Verzerrung ansetzte. Nicht zufällig
sein umfangreichstes Werk der Text zu den lebenhaltigen Fratzen Hogarths.

Aus dem selben Trieb heraus legt er sich Sammlungen historischer, ge-
schaftlicher, sprachlicher Kuriosa an, stellt komische Einfälle zusammen, Schimpf-
:ter, groteske Redensarten, Vergleichungen, Anekdoten. Bezeichnend ist auch,
s ihm an Shakespeare besonders auffiel: „Shakespeare hat eine besondere
be, das Närrische auszudrücken, Empfindungen und Gedanken zu malen und
zudrücken, die man kurz vor dem Einschlafen oder im leichten Fieber hat.
: ist alsdann schon oft ein Mann wie eine Einmaleinstafel vorgekommen und
Ewigkeit wie ein Bücherschrank." An Jean Paul entzückte ihn das anti-
ische Genie, die Meisterschaft verwegener Vergleichungen. Die Fähigkeit,
:all, in sich selbst, in der Gesellschaft, in Staat und Wissenschaft, in Religion
Kunst, im Weltbau, das Fehlerhafte, Zufällige, die gemeinen Untergründe,
schlechten Motive, die Noth, die Lüge, das Negative zu sehen, bildete er zur
:uosität, aber auch bis zur Krankheit aus. Ein entsetzlicher Sinn für die gemeine
klichkeit der Welt ist in ihm lebendig. Denn Wirklichkeiten, wenn auch einsei-
sind alle Verzerrungen, die er sieht. Phantast oder verbissener Verneiner ist
urchaus nicht; er selbst verzerrt nichts, er sieht und zeigt nur Verzerrungen
fer und grausamer als Andere, mit der größten Ruhe, ohne Aufregung,
wie es scheint mit heiterer Freude und läßlicher, fast anmuthiger Duldung.
ts Verbissenes, Verbittertes, kein Weltschmerz, keine Enttäuschungmiene,
ern nur das vergnügliche Lächeln eines stillen, feinen, weltmännischen
bachters, dem nichts entgeht, der alle Masken kennt, keine Ansprüche macht
sich selbst nicht sehr wichtig nimmt. „Nichts schmerzt mich mehr, bei all
em Thun und Lassen, als daß ich die Welt so ansehen muß wie der ge-
e Mann, da ich doch szientifisch weiß, daß er sie falsch ansieht". Ein

tiefsinniger Scherz, hinter dem seine ganze Tragoedie und Komoedie liegt, seine moderne Form der sokratischen Ironie; aber für ihn war keine höhere Wirklichkeit hinter der gemeinen, die er überdeutlich sah und doch bezweifelte. „Wenn auch meine Philosophie nicht hinreicht, etwas Neues auszufinden, so hat sie doch Herz genug, das längst Geglaubte für unausgemacht zu halten."

Mit diesem auflösenden, entgötternden Spähen und Zweifeln konnte Lichtenberg nicht zu einer Schöpfung kommen. Jede Einzelheit zog ihn an und hielt ihn fest, bis er sie zerdacht oder in einen grotesken Zusammenhang gebracht hatte. Das hinderte ihn daran, zu einer Synthese zu kommen. Und dann reagirte er auf jeden Reiz des Momentes mit der ganzen Feinheit seiner Nerven und der ganzen Helle seines Verstandes. Ohne Mitleid lebt er jede Verzerrung mit, nicht als Schöpfer, sondern als Schauspieler oder Beobachter. Er verwandelte sich nicht in Das, was er sah, bis zur Identität, sondern spielte es beweglich, übertreibend und ironisch mit. In das Wesen des Schauspielers haben wenige Menschen tiefere Blicke gethan als er; und er war sich seiner zarten Verwandtschaft mit dem Darsteller Dessen, was er nicht ist, bewußt. Nur verlor er nie seinen eigenen unbestechlichen und klaren Charakter, den sein Stil wunderbar ausdrückt. Die Trostlosigkeit seiner Einsichten vergißt man über der spiegelhellen, kristallisch reinen und festen Form, in der er sie mittheilt. Die läßt uns fühlen, daß hinter seiner zersetzenden Weisheit irgendeine männliche, fast heldenhafte Kraft steht, die sich nicht scheut, den Schleier wegzuheben, auch wenn sie dahinter eine Fratze oder die Leere erwartet. Er hat wenigstens den keuschen und ehrlichen Muth zu seinen Enttäuschungen und darum lassen auch wir uns gern seine Versuche gefallen, uns zu enttäuschen. Seine negativsten Sätze, selbst seine wenigen Plattheiten verrathen zudem einen so entschiedenen Sprachbildnerwillen, eine so feine und starke, biegsame und reine Redegewalt, eine so helle und glückliche Anschauung der Dinge und der Zustände, ein so zartes Mitschwingen mit den heimlichsten Bewegungen der Seele und des Sprachleibes, daß man fühlt: Hier redet ein durchgeistigter Mensch und nicht nur das angestrengte, übersteigerte Organ eines Menschen. Schon als Stilist würde uns Lichtenberg unvergeßlich sein, auch wenn seine Beobachtungen minder scharf und seherisch wären, auch wenn nicht selbst seine Scherze auf Probleme hindeuteten und seine Verneinungen für uns nicht Abgründe der Welt und der Seele aufthäten. Es ist Sinn darin, daß die beiden Denker, voll des furchtbaren Ernstes und der verzehrenden Leidenschaft, in diesem kühlen und lächelnden Zweifler und Ironiker sich bekräftigt fühlten: Schopenhauer und Nietzsche. Er wollte mit der Welt sein weises Spiel treiben und sie hat ihn nur benutzt, um in seiner Maske ihren ganzen Ernst und ihre unabsehbare Fragwürdigkeit zu offenbaren.

Darmstadt. Friedrich Gundelfinger.

Auf der Reichenau.

Seit ich in meinem Janitschek über die uralten Fresken der reichenauer Basiliken gelesen hatte, wünschte ich, sie zu sehen. Außerdem lockt mich jede nsel. Jede ist ein abgeschlossenes, mystisch eigenartiges Wesen, vom reinigenden, e Welt fern haltenden Wasser umspült. Und die Glanzzeiten der Bodensee- sel fallen in das neunte, in das elfte Jahrhundert

Wie ein blaßblauer Traum stieg sie zum ersten Mal vor mir auf; zart rschwommen, vom milchigen Dunst umflossen, mit langen Spiegelungen im nft leuchtenden Wasser. Wie ein aufgelöster, blaßblauer Opal war der See. h ließ mich vom badischen Ufer herübersetzen; von Alters her wird man hier gestoßen sein, um mit dem durch die Strömung bedingten Bogen auf jene nlegestelle zu halten. Auch als hier, dichtgedrängt, die Pfahlbauten sich am fer hin zogen. Vorher hatte ich die Pfähle dieser Bauten, die leibhaftigen, nkelgebräunten Pfähle, in der konstanzer Rosgartensammlung gesehen. Da bt es auch die Waffen dieser Menschen, die Schädel ihrer Ochsen, da sind re Handmühlen, ihre Getreidekörner, ihre Thongefäße mit Tupfen und Streifen, nz so wie einfache Hafner noch heute ihre Waare verzieren. Da sind ihre tze, Ueberreste ihrer Seile, ihrer Kleiderstoffe, der Schlittschuhe, mit denen , wenn die schwerfälligen Einbäume zugefroren an den Pfählen lagen, zur sel gelangten. Da ist noch Seltsameres zu sehen. Jade- und Nephritsächel- n, sorgsam gehütete Kostbarkeiten, ehrfürchtig betrachtete Talismane, die aus ien auf uralten Handelsstraßen oder durch unnachweisbare Völkerströmungen rher gelangten. Da ist noch Phantastischeres zu sehen. Ungeheuer der grauen rzeit. Unzählige Generationen haben es ihren schaudernd lauschenden Kindern agt: Früher, vor langen Zeiten, gab es Drachen in den Höhlen, sie hatten igel und einen langen Schweif . . . Als naives Märchen kam die Ueber- erung noch auf unsere Zeit; dann aber entdeckte man die Ueberreste der achen. Dort ist das Skelett zu sehen: der Drache hat Flügel, einen langen hweif und mißt zwanzig Fuß.

Da gibt es rohe kleine Götzenbilder, auf die noch lange die frommen inner der Insel zeterten und die sorgsam versteckt werden mußten. Bis Tag kam, an dem der neue Zauber der Glocken, des Gesanges, der feier- en Gesten, der prachtvollen Gewänder den Uferbewohnern noch mächtiger hien. Dann fuhren sie, Hilfe in Nöthen erflehend, hierüber; steuerten auf den, heute, weithin sichtbaren Bau. Als der Heilige Pirmin sich unter dem mischen Allemanenvolke niederließ, war dort nur eine kleine Zelle; bald de sie vergrößert; seit fast tausend Jahren ragt der mächtige Thurm empor. entsteigt einem Gewirr von Dächern und Bäumen. Ringsum dehnt sich, enähnlich, das Gelände. Verstreute Gehöfte, Felder, Weinberge, Wiesen.

Mein Fuhrmann nahm an, daß ich im „Mohren“ wohnen würde. Ich fand ein altmodisches, von Kastanien beschattetes Haus, man öffnete mir ein niedriges, aber helles Zimmer; es schien in grüne Baumzweige überzugehen. Dicht daneben ein altes Fachwerkhaus mit etwas blind gewordenen Butzenscheiben, dahinter eine mächtige Linde. Ich ließ meine Sachen heraufbringen: hier wars ja ganz nach Wunsch.

Nun zog ich aus, die Klosterreste zu sehen. Die jetzige Ummauerung giebt wohl einen Anhalt für das einstige Gebiet. In dunklen Zeiten hüteten sie hier den Hort. Draußen rohe Willkür, hier des Gesetzes Friede. Diese alten Häuser stehen vermuthlich auf der Stelle, vielleicht noch auf den Fundamenten der Klostergebäude, in denen man tiefe Gedanken dachte; hier lasen ernste Männer in aufgeregter Bewunderung, hier erläuterten sie in den Lehrsälen Werke, die ihren Blick erweiterten und ihr Menschenbewußtsein hoben. Auf den Regalen, in Schränken standen sorgsam bewahrte Bände. Gewiß rettete ihre Hut Bücher, die noch heute zu unseren Geistesschätzen gehören. Ehrfurchtvoll wurde die Fackel hier weitergereicht. Die den Dienst versahen, lebten hier und sind hier begraben.

Die Kirchhofsthür steht angelehnt. Ich gehe hinein. An der alten Mauer sind verwitterte Denkmale aus der Klosterzeit; seitdem ruhen hier auf dem uralten Friedhof Generationen ackernder, pflügender, den Weinstock hegender Inselbewohner. Rothgelbe Ringelblumen, weiße und violettblaue Mönchhutblüthen wachsen auf den Gräbern, auch hellgelber Wachtelweizen, lila Glockenblumen und große weiße Maßliebchen auf schwankem Stiel. Die entfärbten Holzkreuze werden von verblaßten Florschleiern umflattert.

Ich biege zum Münster ein: der wuchtige Thurm ist aus dem neunten, die übrigen Theile sind meist aus dem zehnten und elften Jahrhundert. Es ist eine der ehrwürdigsten Kirchen Deutschlands; man hat sie sauber und ordentlich zugerichtet, als handle es sich um das neue Spritzenhaus einer kleinen Stadt. Auch anderswo giebt es uralte Kirchen. Die Stürme der Jahrhunderte hinterließen dunkle Töne und der Sonnenbrand bleichte das uneben verwitterte Gemäuer, das ein Hauch farbiger Flechten umgab. Es sind nicht bloße steinerne Wände; sie haben ja Vielerlei erlebt und erlitten, sie haben ein organisches Dasein erhalten. Diese intime Poesie würde auch aus der Basilika vernehmlich leise zu uns sprechen. Man ließ ihr jedoch nicht die Patina der Jahrhunderte: man bewarf sie mit grauem Putz. Keine neue Kirche kann sich eines korrekteren Aussehens rühmen.

Ich trete ein. Drinnen sieht es noch trostloser aus. Die Außenmauern schändete man offen und ehrlich; innen ergeht sich perfide Fälschung, ergeht sich Similiromanik. „Tadellos“ neue, sorgfältig „richtige“ Wandmalereien des elften Jahrhunderts, frisch gemeißelte Kapitelle der selben Zeit. Alles im

Namen der „würdigen Wiederstellung unseres lieben Gotteshauses“. Unter dieser Formel werden jahraus, jahrein fluchbeladene Summen bewilligt. Entnervt und entmuthigt lasse ich mich schließlich in einer Ecke nieder; will nicht sehen, sondern des Vergangenen gedenken und Schatten beschwören.

Als ersten den Abt Hatto, den Erbauer des Münsters. Hier in der Vorhalle, unter dem Thurm, bin ich auf seinem Gebiet; diese gewaltigen Säulen hat sein Auge wohl erblickt. Er ließ nicht nur Steine fügen: er pflanzte herrlich aufgehende Saat. Die berühmte Klosterschule ist sein Werk: keine andere stand so hoch; von weit und breit kamen die Vornehmsten des Reiches und überwiesen ihre Söhne dem Abt. Die begabtesten Knaben suchte man hier unterzubringen und manche glänzende Laufbahn nahm hier ihren Anfang. Hatto war noch nicht alt, als er zurücktrat. Hier, in seinem Münster, waren die Schüler, die Brüder versammelt; zum letzten Mal redete er eindringlich zu ihnen: dann stieg er vom Abtsessel, legte Stab und Mitra ab und wurde einfacher Mönch. Sein Einfluß blieb; Karl der Große hielt viel von ihm, sandte ihn auf schwierige Botschaft nach Konstantinopel. Als wohlwollender, Ehrfurcht gebietender Rathgeber zog er sich nach dem fernen Theil der Insel zurück, baute sich eine kleine Zelle und ist dort gestorben.

Nicht lange darauf, in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, bestieg Walafried den Thronsessel der Aebte. Ein Schwabe, armer Leute Kind, einst Schüler des Klosters. Seine ungewöhnliche Befähigung und die Lauterkeit seines Charakters zogen die Augen auf sich: er kam als Kaplan der Kaiserin Judith und als Lehrer des Thronfolgers nach Aachen. Dann verlieh man ihm, trotz seiner niederen Abkunft, die nur vom Papst abhängige reichenauer Abtei; sie war so vornehm, daß kein Bürgerlicher und nur selten Einer vom niederen Adel als Mönch zugelassen wurde. Dem leidenschaftlich der Wissenschaft ergebenen Mann gelang es, eine für jene Zeit erstaunliche Bibliothek zusammenzubringen. An tausend Bände: und was bedeuteten damals diese kostbar bemalten Rollen des nicht mehr hergestellten Papyrus, diese Kodizes aus Pergament und aus Baumwollenpapier! Kunstvoll waren sie bemalt, kostbar und geschmackvoll waren die Einbände dieser Zeit. Damals hatte manche Stadt kein einziges Buch, damals begnügten sich viele Klöster mit ihrem Missale.

Walafried, der Gelehrte, war auch eine Künstlernatur: er dichtete, er zeichnete, unter ihm entstand die hochwichtige Malerschule, wurden die Kirchen und Klöstergebäude mit Bildern geschmückt. Viel wurde damals auf der Insel gesungen und gespielt. Der Rebenbau wurde veredelt; schon unter dem Abt Hatto erhielten die Schüler nach bestandener Prüfung Trauben vom Klosterweinberg. Der Schwabe Walafried brachte dem Kloster die erste große Blüthezeit. Er starb schon im vierundvierzigsten Lebensjahr und ruht hier im Münster unter den hochgeborenen Aebten der Insel, die er verängstigt, als armer Knabe, betreten hatte.

In der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts stand wieder ein Berufener dem Kloster vor. Der berühmte Abt Berno war einer der an Wissen nnd Einfluß reichsten Männer seiner Zeit. Unter ihm erhielt das Münster seine jetzige Gestalt (nur wenig kam später hinzu). Kaiser und Papst waren bei der Einweihung zugegen; feierlich sind sie zwischen diesen mächtigen Pfeilern geschritten. Unter dem Abt Berno lebte und lehrte der bedeutendste Bruder, dessen sich die Klostergeschichte rühmt, Hermann der Lahme. Er entstammte einem vornehmen Grafengeschlecht, war als Kind hergekommen und verließ die Insel nicht wieder. In alle Gebiete damaliger Wissenschaft war er eingedrungen, in der Theologie und Astronomie, im Griechischen, Hebräischen und Arabischen hat er unterrichtet. Dabei war er Musiker, verfertigte kunstvolle Musikinstrumente und verbesserte ihren Bau. Mit Rührung und Bewunderung lauschte man wohl dem Klang der kleinen Handorgel, des Viella, einer Urgeige, der Lira, einer Vorgängerin der Laute. Hermann dem Lahmen verdanken wir die berühmten Sequenzen, das „Salve Regina" und „Alma redemptoris mater". In diesen Mauern erschallten die Lieder zum ersten Mal; eifrig wurden sie abgeschrieben und von allen Seiten wurde das Kloster darum angegangen. In jenen Zeiten der einen europäischen Kultur hatten sie sich bald in die entferntesten Länder verbreitet. Hier in der Zelle hat Hermann das Gedicht niedergeschrieben, es sich leise, auf und ab gehend, vorgesungen. Bald nach dem Abt Berno ist er gestorben und liegt hier begraben.

Zwei katholische Pfarrer betreten die Kirche, suchen den Küster, wünschen, den berühmten Münsterschatz zu sehen. Gern schließe ich mich ihnen an. Wenn es sich um Reliquien handelt, nur nicht die Gesellschaft witzelnder Berliner, nur nicht eine Residenzschloßbesichtigung mit Republikanern. (Ich meine waschechte, nicht solche, die es weit gebracht haben und denen Kiel der Höhepunkt des Daseins bedeutet.)

Durch den Chor des vierzehnten Jahrhunderts mit seinem guten Gestühl, seinem vergoldeten, mit Löwen verzierten Abtsessel, geht es durch die alte Thür in die Sakristei. Dort werden geschnitzte Schränke geöffnet und die Kostbarkeiten behutsam herausgehoben. Zuerst das „Heilige Blut": vor fast tausend Jahren gelangten die gnadenbringenden Tropfen nach der Insel und noch heute wird die Reliquie als „Wettersegen" (wie altheidnisch klingt das Wort!) vom Mai bis zum September täglich nach der Messe enthüllt. Am Sonntag nach Pfingsten feiert man das Blutfest. Das ist der Ehrentag der Insel. In großer Prozession wird die Monstranz durch die Felder und Weinberge und Wiesen getragen.

Nun zeigt uns der Küster den Schrein mit den Gebeinen des Heiligen Markus. Möge sich die Reichenau mit Venedig auseinandersetzen: die Sache klingt eigenthümlich. Zu Anfang des achten Jahrhunderts bestach der hiesige

›t den Herzog von Venedig. Der lieferte heimlich die hochheiligen Gebeine. ie es scheint, traute man der Sache nicht recht oder durfte sie nicht ruchbar :rden lassen; unter dem Namen eines anspruchlosen Heiligen lag die Reliquie ;endwo auf der Insel, unbeachtet, vergessen. In der folgenden Generation ırde die Wahrheit im Traum offenbart; ein Abt nach dem anderen vertraute nem Nachfolger das große Geheimniß. Endlich, hundert Jahre nach ihrer nkunft, wurde die an oberster Stelle sanktionirte, beglückende Gewißheit feier- h der Welt verkündet. Die Gebeine kamen in einen silbernen Schrein. An- ichtige strömten herbei. Wirklich wurde in Venedig während längerer Zeit :r Heilige Markus „vermißt"; wirklich versuchten die Venezianer im fünf- hnten Jahrhundert, das reichenauer Kloster zum Verkauf seines kostbaren ›chatzes zu bewegen. Mögen Andere sich für den Heiligen Markus des Boden- es oder für den der Adria entscheiden. Der von Reichenau liegt jetzt in nem gothisch-französischen silbernen Schrein. Eine entzückende Arbeit: reiz- olle Schmelzornamente, fein und doch streng stilisirte Pflanzenmotive. In rachtvollem Ornat kniet ein König, kniet eine Königin; sie überreichen dem Lö- ›en des Heiligen Markus einen Reichsapfel, ihm, dem Oberherrn der Insel.

Dann kommen Schätze, die dem Betrachter die so fern liegende Blüthe es Klosters vor Augen führen. Unter der Regirung des großen Walafried ›urden diese Pergamentbände mühsam, liebevoll, kunstvoll beschrieben, lagen ewiß ihm zur Begutachtung vor. Hier ist eine frühromanische Pyxis mit uffallend schönen Elfenbeinschnitzereien. Graß heidnisch wirkt dagegen die pätere Reliquie, die den Kopf des Heiligen Bartholomäus umschließt. Augen ınd Nase bestehen aus Steinen und Perlen. Afrikanische Neger, Südseeinsu- aner würden vornehmer stilisiren.

Meine Begleiter im Priesterrock interessiren die Kompetenzen der ver- chiedenen hohen Beschützer. Ja, wer ist denn nur der eigentliche Patron? Wohl der Heilige Markus; aber nach der Mutter Gottes heißt der Münster ınd wiederum wird der Heilige Bartholomäus hier ganz besonders ver- :hrt? Der Küster erklärt die Rangordnung ... Ich wandere weiter, planlos; :ch habe ja Zeit. An jedem Bauernhaus halte ich und freue mich an den Blumen. Ueberall verschiedene, überall ein Reichthum an Blüthen und Farben. Hier eine verschwenderische Fülle von Rittersporn: vom hellsten Rosa steigern sich die Töne bis zum tiefsten Purpur. Hier hoher, schneeweißer Phlox, hier wuchernde Kapuzinerkresse, in gold-kupferner Pracht; dort leuchtend rothe Brennende Liebe. Dann wieder Balsaminen, magentaröthliches Löwenmaul, naiv runde, leuchtende Studentenblumen, eine entzückende himmelblaue, niedrige Winde mit weißem Kelch. Mir wird hier wohl, denn ich komme von überaus herrschaftlichen Gärten. Also aus jener stumpfsinnigen Konvention, die überall, außer in England und Sizilien, die „besseren" Privatgärten ihrer natür-

lichen Zierde beraubt. Gewissenhaft walten hochbesoldete Obergärtner ihres Amtes, pflegen stillose Anlagen; auf ihren tadellosen Rasenflächen setzen sie grauenhafte Araukarien, freudlose Dauerbeete von Blattpflanzen und von Begonien. Traumhaft schön könnten diese Gärten sein; sie haben eine herrliche Lage, alten Baumbestand, freigiebig ausgesetzte Mittel, doch die gute alte Tradition ist verloren gegangen. Hier, in diesen Gärtchen, ist sie noch zu finden. Hier kränkt keine falsch gezogene Linie. Alles ist vernünftig und harmonisch geplant. Hier spreizen sich keine nüchternen „Zierpflanzen", hier giebt es noch die Augenweide blühender Blumen, mannichfacher, duftender, leuchtender Blumen.

Die Insel hat ein familienhaftes Ansehen; nur selten findet man ein trennendes Gatter. Ein Besitz geht unmerklich in den anderen über. Zerstreut liegen die Häuser; einige sind recht alt, mehrere, meist herrschaftliche, haben hübsche architektonische Motive. So giebt es kleine Schlößchen mit runden Thürmchen; dort das „Burgle", in dem Papst Martin zur Zeit des Konzils wohnte. Ein pittoreskes Portal des sechzehnten Jahrhunderts. An der steinernen Seemauer blühen lila Glyzinien. Das glanzvollste Gebäude der Insel ist vom Boden verschwunden: die Pfalz, das Absteigequartier der königlichen und kaiserlichen Gäste. Königin Hildegart, die schöne, allseitig verehrte und geliebte Gattin Karls des Großen, wird besonders erwähnt. Mit vierundzwanzig Jahren starb sie; ihre Nachfolgerin war die unheilvolle Fastrada. Dann, während des konstanzer Konzils, traf hier Sigismund seine Gemahlin, die Kaiserin Barbara, und söhnte sich mit ihr aus. Sie blieben hier vierzehn Tage. Barbara mußte sich Mancherlei vergeben lassen. Das scheint ihr gelungen zu sein. Sie war verführerisch schön, mit blendend weißer Haut, hoch und schlank; von einer begehrlichen Sinnlichkeit, alle Grundsätze verlachend, eine amoralisch veranlagte Frau. Warum schreibt man nicht das Leben der Kaiserinnen des alten Reiches? (Nicht „für deutsche Frauen und Jungfrauen," sondern sachlich. als werthvolle Blätter einer Kulturgeschichte.)

Hier, nicht weit vom Klosterkomplex, erhob sich die Pfalz. An der Stelle der ersten, aus dem zehnten Jahrhundert, wurde vierhundert Jahre später die „Neue" erbaut. Mit malerischen Renaissancegiebeln geschmückt, kam sie auf das neunzehnte Jahrhundert und wurde dann zum Abbruch verkauft. Nichts meldet die Stelle. Am Ende wäre eine Gedenktafel nicht überflüssig; auch wenn man es vielleicht unterlassen müßte, jedes einzelne der noch in den Kirchen vorhandenen romanischen Kapitelle abzuschleifen und in Stand zu setzen.

Die Insel ist so groß, daß sie Wanderungen gestattet und unerwartete Ausblicke gewährt, interessante Verschiebungen der bewaldeten Schweizerufer, der fernen hegauer Kuppen. Als ich über einen Feldweg, zwischen weißer Schafgarbe und blauem Wegwart, gehe, sehe ich eine Kirche vor mir. Das ist ja die Hattozelle, die Georgskirche von Oberzell. Als Hatto in seinem Münster sich

der Abtwürde begeben hatte, zog er hierher in den stillen Winkel und ist hier gestorben. Später wurde seine Zelle vergrößert; in ihrer jetzigen Gestalt stammt sie aus frühromanischer und frühgothischer Zeit, nur ein Theil aus dem neunten Jahrhundert. Auch diese Basilika wirkt neu und frisch. Innen ist die Polychromirung schlimmer noch als im Münster. Stumpfe Holz- und Steintöne, wie so farbenfrohe Zeiten sie nicht kannten, wurden verwandt.

Man versucht, sie nicht zu sehen, genießt die ruhige Harmonie der architektonischen Linien und besieht sich die ringsum ausgedehnten Freskan aus otonischer Zeit. Von solchen Wandmalereien wird Mancherlei berichtet; so von denen im merseburger Palast. Sie schilderten den Sieg Heinrichs des Ersten über die Magyaren, „daß man die Wirklichkeit selbst zu schauen vermeinte“. Nur die am Bodensee sind erhalten; unverhofft fand man sie unter dem abbröckelnden Putz. Vertrauensselig hatte ich mich darauf gefreut, die uralten Kunstwerke zu sehen. Man hat blendend neue Kopien über sie gespannt. Vielleicht eine nothwendige Vorsicht; und in rühmlicher Gewissenhaftigkeit sind die fast fehlenden Gesichtszüge nicht eingesetzt worden. Natürlich war die Wirkung der Originale recht anders (so sagte mir Einer, der sie gesehen hatte) und auf jeden Fall müßten irgendwo, sei es nur in einer Sakristeiecke, genaue Reproduktionen zu schauen sein. Auch wenn dafür die „Neupolychromirung“ der Kirche weniger gründlich ausgefallen wäre. Als die Angst vor dem Jahr 1000 und dem drohenden Weltuntergang die Gemüther bewegte, entstanden die Bilder. Abt Witigowo ließ sie malen. Ein prachtliebender Bauherr; da er jedoch nicht rechnen konnte, wurde er seines Amtes entsetzt.

Es sind Biblia Pauperum. Den Buchstabenunkundigen werden heilige Geschichten erzählt. Gewiß sind die römisch-christlichen Vorbilder erkennbar, aber eben so erkennbar ist die Eigenart, das Ringen nach dem Ausdruck. Diese Menschen sind in einer damals ganz ungewöhnlichen Weise individuell erfaßt. Merkwürdig unmittelbar sind einige der Bewegungen wiedergegeben; die Sauheerde, in welche die ausgetriebenen Teufel fahren, ist von einer verblüffenden Zeichnung. In den Medaillons zwischen den Arkadenbogen sind Heiligenköpfe. Die Züge waren fast verschwunden, doch zeigt der Umriß ausgesprochene Verschiedenheiten. Hier ein schmal zulaufendes Oval, hier ein behäbiges Kinn. Möglich ist, daß Mönche der Reichenau dem Maler saßen: Kemmerich, der über frühmittelalterliche deutsche Portraits geschrieben hat, glaubt, in diesen und den gleichalterigen, gleichzeitigen goldbacher Fresken die ersten Bildnisse auf deutschem Boden zu erblicken. Zweifellos sind diese niederzeller und goldbacher Fresken das älteste Denkmal der monumentalen Malerei in Deutschland, ja, diesseits von den Alpen.

Eigenartig sind die Sturm- und Seegeister hinter dem im Kahn schlafenden Christus: gehörnte Teufelsgestalten. Ich denke mir, daß dieses Bild der

Fischerbevölkerung besonders gefiel. Interessant und gut ist auch der Farbenton, besonders fein der in Blau und Grün gehaltene Grund. Ein blonder, sanfter Heiland (blond sind auch die übrigen Gestalten); die Gewänder sind klassisch, nicht die Menschen: aus denen erklingt der neue germanische Geist. Sie stehen nicht unter den byzantinischen Arbeiten der selben Zeit, sie stehen (Franz Xaver Kraus hat es gesagt) weit über diesen starren, leblosen Gestalten. Sie gehören zu den edelsten Erscheinungen des Jahrhunderts. Immer wieder betrachte ich das Jüngste Gericht, den ernsten Christus, die Apostel, die auferstehenden Toten, die schwebenden Engel. Alles sehr einfach und ergreifend.

Die Insel wird schmaler, sie zieht sich zusammen und an ihrer engsten Stelle steht eine zerfallene Ruine, die Burg Schopfeln. Vermuthlich war sie einst von Wasser umgeben und diente als Zufluchtstätte in Kriegsbedrängniß, als Sommersitz in friedlichen Zeiten. Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts war Mangold, aus dem gewaltigen Geschlecht Derer von Brandis, Fürstabt der Insel. Mit einigen Klosterherren unternahm er eine Lustfahrt auf dem See und stieß auf konstanzer Fischer, die auf dem Klostergebiet ihre Netze warfen. Er ließ sie greifen und der Kirchenfürst blendete sie mit eigener Hand. Da thaten sich die Fischer zusammen und zerstörten die Burg Schopfeln; sie ist bis zum heutigen Tag eine Ruine geblieben.

Ein alter Damm führt nach dem badischen Festland hinüber. Er ist mit Pappeln bestanden; sie wispern und rauschen in der Nachmittagsluft. Buchfinken fliegen umher; auf der Reichenau sind sie häufig wie bei uns die Spatzen. Am Ende des Dammes steht eine kleine Kapelle. Auf der Heiligen Insel durften keine Waffen getragen werden, keine Hinrichtungen stattfinden, durften auch keine ungetauften Kinder beerdigt werden. So brachte man hierher die kleinen Leichen; hier wurden sie ohne Sang und Klang der barmherzigen Mutter Erde übergeben. Der Fürstabt Mangold von Brandis wurde jedoch feierlich, mit Orgelton, mit Glockengeläut und Gesang bestattet. Auf seinem Grabstein faßt die so oft ehrfürchtig geküßte Hand den Stab seiner edlen Vorgänger, die Hand, die sich unzählige Male segnend erhob und mit der er in bestialischer Roheit den Fischern die Augen ausdrückte. Ein Gitter trennt das Muttergottesbild von dem kleinen Raum: Frauen, durch die Stäbe langend, haben Feldblumen gestreut. An der Seitenwand zückt ein Erzengel Michael sein Flammenschwert gegen den Bösen. Sonderbar, daß dieser Böse sich als anmuthige Wassernixe um seine Füße schlingt.

Ein schöner Morgen. Auf der Schweizerseite liegt ein dunstiger Hauch: deutlich treten am Ende des Sees die kühnen Umrisse der hegauer Berge hervor und über Alles hinweg ragt der Hohentwiel.

Um die dichterische Verherrlichung geschichtlicher Personen ists eine sonderbare Sache. Beliebtheit, vielleicht Unsterblichkeit, wird ihnen verliehen; das

Leben wird ihnen geraubt. Jeder von uns kennt Frau Hadwig, ihre Gefährtin, ihren Kämmerer genau, weiß genau, wie die zarten Fäden sich zwischen ihr und Ekkehard spannen. Doch ist es außerordentlich schwer, sie als lebende Wirklichkeit zu empfinden und sich vorzustellen, daß dort, auf dem fernen, hochgelegenen Fürstensitz, geschichtlich verbürgte Menschen lebten. Eine jungverwitwete Herzogin, sehr willenskräftig, sehr gebildet, sehr anziehend. Zu sich berief sie den Ekkehard, um Vergil mit ihm zu lesen. Ekkehard war schön, klug und beredt. Und vergegenwärtige ich mir diese Wirklichkeit, so verliert der Roman, wie auch eine gute Theaterdekoration in der sonnenbeleuchteten Natur.

Hadwig von Schwaben war oft auf der Insel; wahrscheinlich als glänzend geschmückte junge Frau, gewiß in Witwenschwarz gehüllt. (Ihr Gemahl, der Herzog Burkhard, lag in einer jetzt verschwundenen Kapelle begraben.) Dann begrüßte sie wohl der Abt mit falschem Lächeln. Oft hat er von hier aus hämisch nach dem Hohentwiel geschaut; die Rivalen von Sankt Gallen waren ihm in der Seele zuwider und er hat recht Häßliches über Frau Hadwig und ihren Vergillehrer geschrieben. Ekkehard wiederum schildert den reichenauer Abt als unzuverlässig und boshaft.

Von der Schweizerseite war der Heilige Pirmin herüber gekommen. Vor nicht allzu langer Zeit stand dort noch auf halber Höhe die alte Burg Sandegg. Ihre Fundamente mögen auf das achte Jahrhundert zurückgegangen sein. Damals lebte dort Herr Sintlaz, ein vornehmer, reichbegüterter Herr, nach dem die ihm gehörende Reichenau lange Zeit die Sintlazau hieß. Er rief den fromm beredten Pirmin zu sich. Die Beiden pilgerten über die Alpen zum Heiligen Vater und erbaten seinen Segen zu einem geplanten Kloster. Nach der Heimkehr sah Pirmin auf die bewaldete Insel zu seinen Füßen beschloß, sich dort dort niederzulassen, und setzte hier über den See.

Nach dem Hegau zu wird das alte Fischergewerbe bemerkbar. Am Ufer, an alten Weiden und Ulmen entlang, überall sieht man Kähne und Netze.

Noch einmal komme ich auf eine uralte Kirche, die älteste der Insel: Sankt Peter von Niederzell. Egino, ein Vetter der Königin Hildegart, war Bischof von Verona. Er legte sein Amt nieder und wanderte nach der Sintlazau; hier war er erzogen worden, hier wollte er als einfacher Klosterbruder sein Leben beschließen. Das schickte sich für einen Kirchenfürsten, einen dem großen Kaiser Anverwandten nicht recht; doch wurde ihm gestattet, sich eine abgelegene Zelle zu bauen. Die urehrwürdigste Basilika der Reichenau ist zuletzt vorgenommen worden; sie wirkt strahlend neu. In den anderen hatte man wenigstens die recht gute Arbeit des achtzehnten Jahrhunderts geschont und diese Gitter, Stuckarbeiten, Schnitzereien hatten immerhin das Auge erquickt. In Niederzell hat man selbst die feinen weißen Rokokoverzierungen bunt übermalt. Wie mir gesagt wurde, verdankt man die „würdige Wiederherstellung“ dem Pfarrer.

Vielleicht theilt er die schwere Verantwortung mit hohen Beamten und Behörden ... Aber da unten, in der Apsis, sind die frühromanischen Fresken. Oben, in der Glorie, ein segnender Christus; ihn umgeben Heilige und Engel. darunter in Bogennischen Apostel, auch Propheten im spitzen jüdischen Hut. Man hat ja alles Zutrauen verloren; doch diese Malereien wirken ziemlich unberührt. Sie stehen höher als die von Oberzell und stammen aus dem elften (nach Anderen aus dem zwölften) Jahrhundert. Eine harmonische Farbengebung. Im Hintergrund wieder das satte Grün, das Lapislazuliblau. Trotzdem die Gesichter fast verblaßt sind, ist eine Charakterisirung erkennbar, und wie die Engel und Evangelistensymbole sich um die Heilandsgestalt ordnen, wie der Raum gegliedert ward, ist wahrhaft erstaunlich. In dieser Zeit wurde weder in Italien noch in Frankreich gleich Gutes geleistet. Nach Künstle und Beyerle beeinflußten diese Fresken die Portalskupturen in Arles, Poitiers, Chartres und anderen als Muster geltenden Kathedralen. Hier, auf dieser alemanischen Insel, blühte werthvolle Kunst; und das niederzeller Jüngste Gericht bildet den krönenden Abschluß dieser ältesten deutschen Malerei.

In der Dämmerung ließ ich mich hinübersetzen; schattenhaft lag die Insel auf der glatten Fluth. In der Mitte ragte im Klostergebiet das Münster empor, dort, am anderen Ende, die Zelle des Hatto und hier die von Egino erbaute. Abendlicher Schein umgab die drei Thürme; sie spiegelten sich im See.

Marie von Bunsen.



Selbstanzeigen.

Wenn Götter lieben. Erzählung aus der Zeit des Tiberius. J. J. Weber in Leipzig. 4 Mark.

Man forderte mich auf, zu erzählen: von mir selbst, meinem Werden, meinen Büchern. Also von meinem Leben und Leiden. Denn meine Bücher sind mein Leben. Und das Leben ist nur dann so recht ein solches, wenn es gelitten wird. In vielen, zu vielen Büchern versuchte ich, den Erscheinungen dieses leidvollen Menschendaseins unvollkommen und stammelnd Ausdruck zu verleihen. Gab doch ein Gott nur Wenigen, zu sagen, was sie leiden. Statt über meine Person ins Plaudern zu gerathen, möchte ich von den Stätten reden, die das Lokal dieses Romans bilden. Von ihnen berichtend, spreche ich übrigens zugleich auch von mir: sind sie doch von meiner geistigen Entwickelung, meinem Werden und Sein, meinem ganzen Menschen nicht zu trennen.

Die Domus Alba ist mein leuchtendes Haus, die Villa Falconieri, nach der ich als junger Mensch durch eine schier märchenhafte Schickung verschlagen ward,

aus der Sturmfluth des Lebens durch eine schäumende Welle auf ein stilles Eiland getragen, das einer Insel der Seligen gleicht. Hier lebte ich, dachte ich, dichtete ich. Ein volles Menschenalter bewohnte ich das alte Haus der Fürsten Falconieri und mein Dasein gestaltete sich in diesem köstlichen buon retiro, seinem äußeren Bilde nach, zu einem Künstlertraum, einer Dichtung. Es war eitel Schönheit. Höchste und zugleich reinste Schönheit wars; denn es war ein Aufgehen in die herrlichste, in die hehrste Natur. Und diese Natur war die Campagna Roms mit dem ganzen Ueberschwall ihrer großen Erinnerungen; diese Natur war das liebliche Albanergebirge mit den Rebenhügeln und Oelwäldern Frascatis, den Ruinen Tuskulums. . . In diesen Ruinen, die in ihrer Kolossalität den Trümmern eines Bergsturzes gleichen, unter den gestürzten Säulen eines Apollon-Helios-Tempels verträumte ich Frühlingstage und Sommerabende. Die Veilchen des Plinius webten um mich einen Teppich, in der Kaiserfarbe strahlend; die Wohlgerüche der blühenden Menthe schwebten wie Weihrauchdüfte um den Ort, der dem Sonnengott geheiligt gewesen; zahllose Königskerzen entzündeten ringsum auf silberhellen Blattkandelabern ihre goldenen Flammen und zur Herbstzeit schlüpften smaragdgrüne Eidechsen durch das rostbraune Laub der verdorrten Farne.

Und, tief unter mir, hingelagert aller Landschaften Königin! Der Glanz des Sommertages hüllt sie in Gold und ihre Gefilde blühenden Mohnes schmückten sie mit Rubinen. Ging über Rom die Sonne unter, so umkleidete düsterer, feierlicher Purpur den göttlichen Leib von Mutter Erde, die hier der Welt Rom geboren hatte. Den Berg Oreste sah ich aufsteigen als ewige Felsensphynx und die Schwefelseen der Albula schwimmen gleich einem Nebelstreifen auf der Steppe zu Füßen des Monte Gennaro.

Was der kaiserliche Einsiedler von Capri nicht schaute, ist jene blaue Kuppel, die über dem weißen Rom zu schweben scheint; ein kristallener Kelch wie von Engelhänden emporgehoben, auf daß kein Erdenstaub das Strahlende beflecke, das Heiligthum schände: die Peterskuppel, die Kuppel Michelangelos Buonarotti. Sie überwölbt das Grab des Apostelfürsten, der ausgesandt ward, der Welt den neuen Gott zu verkünden, den einzigen und ewigen Gott; denn er ist der Gott des Mitleids, ist der Gott, der kommen mußte in diese Welt voll Thränen und Jammer. Kaiser Tiberius erkannte nicht den kommenden Gott, aber er ahnte ihn. Es war seine Ahnung, die ihn an den alten Göttern rütteln und reißen ließ: seine Sehnsucht wars . . . Dort drüben, mir gerade gegenüber, jener schön geschwungene Gipfel trug des lateinischen Landes höchstes Heiligthum: den Tempel des Jupiter Latialis. Im letzten Stadium seines Caesarenwahnes wollte Tiberius in jenem Tempel den Altar stürzen, die Säulen niederreißen, — aus seiner Ahnung, seiner Sehnsucht nach dem neuen Gott heraus. Unterhalb des Monte Cavo jene lange Waldlinie begrenzt den Kraterrand, in dessen Tiefe der lieblichste aller Seen als silberheller, stiller Spiegel leuchtet: der Spiegel Dianens, der See von Nemi, dessen Hain einstmals das schauervollste aller göttlichen Mysterien barg; denn Apollons jungfräuliche Schwester heischte in ihrem Dienst an jener Stätte Menschenopfer. Kaiser Tiberius duldete sie, für seine eigene Göttlichkeit das Leben von Legionen fordernd.

Dieses Alles sah mein Auge von den Ruinen der Kaiservilla aus, während mein Ohr auf den Gesang lauschte, der wie aus offenen Himmeln zur Erde herabdrang, während in meiner Seele eine nebelhafte Gestalt sich formte: Kaiser Tiberius,

mit dem Lächeln des Wahnsinns um die Lippen, mit dem Blick der Sehnsucht an dieser Stätte hinausschauend über Land und Meer, um die Ankunft des neuen Gottes zu erwarten.

Dann begab es sich eines Frühlingstages, daß ich dort oben nicht allein ruhte. Mit mir befand sich der Jüngling, der sich sehnte, in Schönheit zu leben und ein guter Mensch zu sein. Aber die Götter liebten ihn zu sehr; und die Götter lassen jung sterben, wen sie lieben. Als ich ihn zu Grabe trug, lebte er für mich auf; und meine Geschichte von der Sehnsucht des Kaisers Tiberius hatte ihren Helden gefunden.

Die Domus Alba... Eine Geschichte hat auch diese Stätte, die geweiht ist durch ihre Schönheit. Der größte Schönheitsucher des Alterthumes, Lucius Lucullus, dieser Lebenskünstler, der seinen siegreichen Feldherrnstab mit tuskulanischen Rosen umwand, entdeckte sie und machte sie zu einem Gedicht in Travertin und Marmor, in Blumenfeldern und Hainen, die von griechischen Statuen bevölkert waren. Unverwüstlich entsteigen Frascatis Oelwäldern noch heute die gewaltigen Fundamente, auf denen Lucullls Landhaus sich erhob, unmittelbar neben dem des großen Marcus Tullius Cicero. Noch heute tragen antike Säulen die Halle der Villa Falconieri; noch heute liegen, halb vergraben, mächtige Gebälkstücke unter den Lorberbüschen; Zyklamen röthen den Grund um moosige Kapitäle und über dem leeren Brunnenbecken neigt sich noch heute der schlanke Leib einer Nymphe als genius loci herab... Jetzt wird die Domus Alba eine Heimstätte deutscher Kunst.

Frascati. Richard Voß.

Die Blumenschale. Ein Buch neuer Gedichte von Hugo Salus. Albert Langen, München. 2 Mark.

Die Blumenschale.

Der Blumenschale schön gewölbes Rund
Hat eine liebe Hand dem Freudelosen
Gar oft gefüllt mit überirdischen Rosen:
Wie schien das Leben ihm da süß und bunt!

Nun sehnt der Schale schön gewölbtes Rund
Sich nach der Weichheit roth und weißer Rosen,
Nach ihrer Blätter schmeichlerischem Kosen
Und ward darob gleich einem Dichtermund.

Denn wie ihr Rand, dieweil er Rosen träumt,
Nach Rosen duftet, die doch längst verblühten,
Weil ihn die liebe Hand zu Kränzen säumt:

So singt mein Mund in Dunkel, Noth und Harm
Von Glück und Liebe, die doch längst verglühten,
Und meine Sehnsucht macht mein Lied erst warm...

Prag. Hugo Salus.



Englische Malermeister.*)

Die Befreiung vom Rokoko ist der größte Ruhm der englischen Malerei und das entscheidendste Ereigniß in der Entwickelungsgeschichte der europäischen Kunst. Es leitet das reiche Schauspiel ein, das wir im neunzehnten Jahrhundert sahen.

Hogarth war zuerst Mensch, dann Künstler. Er schilderte in der Kunst verschiedene Seiten seines Wesens, sonnte sich in ihr und war wie ein Kristall in der Sonne. „Variety“ war seine Losung. Kein Blatt, keine Skizze, kein Bild, in dem nicht der Mensch zu uns spräche; der selbe Mensch in immer neuen Variationen. Eine Empfindung, die diese Formen nahm, nicht von ihnen genommen wurde und die noch übrig bleibt, nachdem wir das ganze Werk gesehen haben, wie die Kraft des Naturelementes, die Dies und Jenes that und noch viel Anderes thun könnte. Wenn uns Künstler ihrer Art nach nicht unendlich erscheinen, sind sie nie groß. Hogarths zeitgenössische Landsleute, auch die größten, waren erst Artisten, dann Menschen. Waren sie Künstler? Wir gehen mit dem Wort leichtsinnig um, nennen einen Rembrandt so und einen Buchbinder, decken mit dem selben Begriff Geschicklichkeit, Fleiß, Alles, was der Intellekt mit Einfällen fertig bringt, und Genie, das große, nie zu erklärende, an dem Geschicklichkeit, Fleiß und Intellekt und ich weiß nicht, was sonst noch Alles, nur wie die Finger sind an der Hand eines Riesen. Hogarth hatte den großen Willen zur Welt und gegen die Welt. Es zog ihn gewaltig, sich über die Erde zu schwingen und von oben zu regiren, Menschen und Thiere, Leidenschaften und Laster und sich selbst dazwischen mit all seinen drolligen und ernsten, seinen schönen und häßlichen Seiten wie ein Panoramenmaler zu betrachten. Er, der ganz auf der Erde wurzelte, dem ein Cook-Maid mehr war als „irgendeine große Venus“, der nichts fertig brachte, als was er leibhaftig gesehen zu haben glaubte, war ein Idealist, ein Phantast, ein Symbolist, Alles, was man nur nennen mag, um das vom Erdenschweiß Abgewandte zu bezeichnen.

Das waren die Anderen nicht. Sie spotteten über seine schlechte Orthographie.

---

*) Seinem Hogarth-Buch läßt Herr Meier-Graefe (wieder bei R. Piper & Co. in München) jetzt eins über die „Großen Engländer“ folgen. Von allen Büchern, die wir ihm danken, vielleicht das ruhigste, klarste, leidenschaftloseste. Aus dem Kapitel Portrait-Manufacturers wird hier ein Bruchstück veröffentlicht. Wer die „Großen Engländer“ (immerhin durch das Temperament eines in Manetliebe erwachsenen Impressionisten) sehen will, muß das gute Buch ganz lesen. Zu rechter Zeit kommts. Die von einem Kaiser und einem Botschafterkandidaten geförderte Ausstellung englischer Portraits hat, dank hohem und höchstem Patronat, einen Zulauf gehabt, der manchen Modernen geärgert (und zu dem Rücktritt des Herrn von Tschudi mitgewirkt) hat. Die berechtigte Freude an der glatten, klug soignirenden Kunst der Briten kam oft zu läppisch überschwänglichem Ausdruck. Die Akademiker jauchzten, die Sezessionister knirschten. Statt in diesen aufs Gefallen berechneten Bildern schöner, kräftiger, vom ersten Lebenstag an gepflegter Menschen das Bündniß alter Kultur mit emsigem Kunsthandwerkergeist zu begrüßen, thaten Viele, als tage der Bildkunst ein neuer Morgen und sei Alles, was in den letzten Jahrzehnten geschaffen ward, endgiltig als falsch erwiesen. Jeder Werner dünkte sich einen Reynolds. Sub auspiciis imperatoris eine Modeschwärmerei. Nicht für Unbeträchtliches diemal. Dennoch: das Buch Meier-Graefe kommt zu rechter Zeit.

Es giebt eine ganze Literatur über die Frage, ob er richtig schreiben konnte. Er, der, wie Rembrandt, von dem das Selbe gesagt wird, die Gabe hatte, mit Bildern zu schreiben. Sie spotteten über die Malart auf seinen Szenen, die nicht den Regeln entspreche, und vergaßen, daß er der Mann war, seine eigenen Regeln zu finden, stark genug, seine Bilder noch leuchtend zu erhalten, wenn die der Anderen längst verdorben sein würden. Etwas hatten sie, was ihm fehlte und was noch heute, wie zur Zeit des „Mariage à la mode", dem Portemonnaie zuträglicher ist als der Kunst: Gefälligkeit. Sie waren von einer Höflichkeit, die sich wie ein freundliches Lamm von seiner Bulldoggenhaftigkeit abhob und trotzdem der kühlen Einsicht nicht entbehrte, mit den Bedürfnissen des lieben Ichs rechnen zu müssen. Auch sagt man ihnen Geschmack nach. Davon redet man bei Künstlern nur, wenn nichts Anderes zu sagen übrig bleibt; und es wäre Blasphemie, Dergleichen bei Hogarth hervorzuheben. Sein Geschmack war so souverain, daß er als etwas ganz Anderes erscheint als die Gabe der Anderen. Was bei Reynolds und seinen Nachfolgern Geschmack genannt wird, ist nicht der ihre, sondern der der hübschen Dinge auf ihren Bildern. Er ist allenfalls Wahlvermögen, nicht Schöpfung und bedeutet in der Kunst nicht mehr als im Leben: eine Schneiderfrage. Diesen zeigt die englische Malerei bis zum heutigen Tag; und er macht, daß ihre Werke bis auf wenige Ausnahmen nicht menschlichen Dokumenten, sondern konfektionirten Artikeln gleichen. Als solcher ist er bewundernswerth; denn die Artikel sind in ihrer Art glänzend. Es gehörte Außerordentliches dazu, um einem ganz sekundären Organ solche Machtmittel zu geben. Mit Gaben, die sonst gerade ausreichen, den Menschen angenehmes Benehmen beizubringen, entstand hier beinahe eine Kunst. Beinahe. Was daran fehlt, ist nicht mehr oder weniger als Das, was einen wohlerzogenen Menschen zum Genie und eine erfreuliche Thatsache zum bestimmenden Schicksal macht. Nichts ist angenehmer als englische Bildnisse. Man sieht sie so gern wie schöne Frauen, die uns liebenswürdig entgegenkommen und mit gastfreundlicher Zusprache uns der Mühe des Sprechens entheben. Der Reiz im ersten Moment übertrifft bei Weitem unsere Empfindungen im gleichen Fall vor Werken größerer Meister. Sie geben ungebeten. Es genügt, ihnen das Auge hinzuhalten. Wie in eine geöffnete Hand legen sie mit milder Geste ihr Geschenk, eine Gabe, die auch Den erquickt, der nicht Zeit und Lust hat, sich mit irgendeiner Spannung seines Ichs zu plagen. Anders die Großen. Sie verlangen von uns, fordern gebieterisch, daß wir ihnen opfern, und unsere Hingabe ist Qual, bevor sie Genuß wird. Dafür bleiben sie. Hogarth wird mehr als freundliche Begegnung. Man verwächst mit ihm. Während man sich die Anderen aus- und anziehen kann wie bequeme Kleidungstücke, beginnt Hogarth, an unserem Menschenthum zu bilden, wird zu unserem ständigen, ganz unentbehrlichen Bestandtheil, zu einem Organ von uns, mit dem wir weiter sehen, weiter erfahren, um Vieles weiter leben als vorher, da wir ihn noch nicht kannten.

Außer dem Geschmack der populären Portraits der englischen Schule lobt man ihren Geist. Man nennt die Bilder geistreich. Ein Geist, der nur betrachtet, nicht mit allen Fasern der Persönlichkeit Antheil nimmt, nicht mitlebt mit seinen Geschöpfen, wird nothwendig nur ungeistige Dinge hervorbringen. Daher erscheinen dem Widerstandskräftigen alle die Geistreichen, von Reynolds bis auf Lawrence, trotz all ihrer unzweifelhaften Grazie, trotz ihrem unleugbaren Geschmack im letzten Grunde wie grobe Materialisten. Ihr Geschmack und ihre geistreiche Mache gaben

schließlich nur die Schale ihres Wesens; und da die Schale nur rein konventioneller Art ist, kann sie nicht zur Bestimmung der Persönlichkeit genommen werden.

Die englische Malerei des achtzehnten Jahrhunderts kommt von Van Dyck her (wenn es angeht, nur den entscheidendsten unter den vielen Beeinflussern zu nennen). Van Dyck im Guten und im Bösen. Auch Hogarth, der auf seinem Haus die Büste Van Dycks aufstellte (ich frage mich immer, ob es nicht etwa eine Karikatur war) nahm sein Theil von ihm; und was ihm am Vorbild gefiel, war nicht das Schlechteste. Die Anderen hielten sich nicht nur an das künstlerische Gebahren des vlamischen Meisters. Jabach, der viel bewanderte Kunde Van Dycks, hat De Piles, dem Verfasser des „Cours de peinture par principes", verrathen, wie der Maler in London prozedirte, nachdem ihm die Gunst Karls des Ersten die Herzen der Londoner gefügig gemacht hatte. „Der Maler gab den Leuten, die gemalt sein wollten, Tag und Stunde an und arbeitete nie länger als eine Stunde auf einmal an einem Portrait, ob es sich nun um die Skizze handelte oder um die Vollendung. Mit dem Schlag der Uhr erhob er sich und machte dem posirenden Kunden eine Verbeugung, um ihm zu bedeuten, daß es für diesen Tag genug sei, und verabredete mit ihm von Neuem Tag und Stunde. Während sein Kammerdiener die Pinsel reinigte und eine neue Palette vorbereitete, empfing der Maler bereits die nächste Person, der er Rendezvous gegeben hatte. So arbeitete er am selben Tage an mehreren Bildnissen zugleich mit außerordentlicher Geschwindigkeit. Nachdem er sich eine leichte Skizze gemacht hatte, ließ er den Besteller die Pose einnehmen, die er sich für ihn ausgedacht hatte, und mit weißem und schwarzen Blei zeichnete er auf graues Papier in einer Viertelstunde Figur und Kleider, ‚qu'il disposait d'une manière grande et d'un goût exquis'. Diese Zeichnung gab er dann geschickten Leuten seines Hauses, die sie nach den Kleidern vervollständigten, so der Kunde auf Wunsch Van Dycks geschickt hatte. Nachdem die Schüler nach der Natur, so gut sie konnten, den Faltenwurf gemacht hatten, ging er selbst leicht darüber und gab in sehr kurzer Zeit mit seiner Geschicklichkeit die Kunst und die Wahrheit, die wir daran bewundern. Für die Hände hatte er Personen beiderlei Geschlechtes bei sich, die ihm als Modelle dienten."

Weniger der Reflex einer starken Epoche, mit dem Van Dyck sein Talent speiste, und die relative Kraft seiner besten Bilder als die weise Oekonomie des Geschäftsmannes wurde das Rezept der von Reynolds geführten Generation. Man hat, wenn man die Berichte über den Betrieb in Reynolds' Atelier durchblättert den Eindruck, mehr die Frequenz im Kabinet eines fashionablen Zahnarztes als die Wirksamkeit eines Malers kennen zu lernen. Portrait-Manufacturer taufte Hogarth die Art. Sie blieb im Grunde nach ihm die selbe, die sie vor ihm gewesen war. Die Evolution in der englischen Bildnißmalerei vollzog sich in der Epidermis. Es ist kein entscheidender Unterschied zwischen den verhältnißmäßig ungerecht verurtheilten Werken Knellers und den späteren. Der Manierismus zeigt reichere, komplizirtere Masken; das Gesicht darunter bleibt das selbe. Zweifellos wuchs die Kultur. Man braucht nicht die Reden des ersten Akademiepräsidenten zu lesen, deren salbungvoller Ton so weit von der Würze hogarthischer Aussprüche und der Eindringlichkeit seines theoretischen Subjektivismus entfernt ist, um das achtungwerthe Kulturniveau des Kreises um Sir Joshua Reynolds zu erkennen. Jedes seiner Bilder verräth die selbe Bildung. Wenn die Beschäftigung mit edlen Dingen ein Kriterium

ist, kann man dieser ganzen Epoche der englischen Kunst nicht die Anerkennung versagen. Und thatsächlich ist es eins; nur nicht für die Kunst einer Epoche. Auch diese gewinnt stets aus dem Wirken der großen Vorgänger unübersehbaren Vortheil, vorausgesetzt, daß sie ihrer Betrachtung den nothwendigen Grad von Intensität verleiht; ja, man kann fast sagen, daß sich die Kunstepochen in ihren Leistungen nach den verschiedenen Graden dieser Intensität unterscheiden. Das ergiebt sich, zum Beispiel, wenn man das englische achtzehnte Jahrhundert mit dem neunzehnten vergleicht. Daß uns die frühere Zeit wie eine relativ klassische Periode erscheint, kommt nur von dem höheren Grad von Aufmerksamkeit her, den Reynolds und seine Schule ihren Meistern entgegenbrachten. Nicht etwa die Veränderung des Vorbildes, nicht, daß die Alten die Meister des Malerischen bevorzugten, die Praerafaeliten auf andere Künstler zurückgingen, bestimmt den wesentlichen Unterschied, sondern, daß die relative Intensität der Beziehungen zwischen Künstlern und Kunst im achtzehnten Jahrhundert, so bescheiden sie, absolut genommen, war, im neunzehnten Jahrhundert noch viel mehr erschlaffte und sich noch mehr als je zuvor auf das Aeußerliche warf. Der Grundfehler, den Hogarth stets vermied, die Nachgiebigkeit gegen den Geschmack des Amateurs auf Kosten der persönlichen Empfindung, war im achtzehnten Jahrhundert das Entscheidende; und er wird durch den Umstand, daß Künstler und Amateur sich, wie bei Reynolds, oft in der selben Person vereinten, menschlich begreiflich, aber nicht in den Folgen gemildert. In jedem großen Künstler, mag man nehmen, welchen man will, wirkt neben dem komplexen, entwickelungsgeschichtlichen Moment, das uns mehr oder weniger deutlich verräth, auf welche Vorgänger er sich aufbaut, ein primitiver Geist, der uns zuerst kraft seiner Originalität der Anschauung gefangen nimmt und das Uebernommene als Theil seiner Welt, nicht als einer anderen gehörend, erscheinen läßt. Dieser ist, was ich bei Hogarth das Spiel nannte, Spieltrieb überschüssiger Kraft, der nur deshalb zur Kunst greift, weil ihm sonst keine gleich auslösenden Möglichkeiten übrig bleiben. Daraus erwächst im Betrachter die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Spieles, deren man unbedingt bedarf, um das Gebotene nicht als raffinirten Zeitvertreib, sondern als höchste Aufbietung des menschlichen Idealismus zu begreifen.

Von dem Manufakturcharakter, den Hogarth seinen Kollegen vorwarf, ist auch die bedeutendste Erscheinung der Schule nicht frei. Auch Gainsborough besaß nicht die Kraft der großen Menschheitschilderer, nicht das durchdringende Auge, dem sich alles Wesentliche der Erscheinung erschließt, nicht die Rücksichtlosigkeit, die Hogarths Kunden manchmal zur Verzweiflung brachte, alles Ueberflüssige dem Ausdruck zu opfern. Er malte seine Portraits eines Details wegen oder einer Gruppe von Details zu Liebe, stellte die konventionelle Eleganz über elementarere Dinge und ließ ein Stückchen Stoff lebendiger werden als das Gemälde. Man kann sich dem Reiz der Kostüme einer Miß Siddons und einer Perdita sicher nicht entziehen. Aber der Reiz erregt nur den unerfüllbaren Wunsch, diese Kostüme vielleicht ohne ihre Besitzer einmal in Wirklichkeit zu sehen oder die Besitzer kennen zu lernen, vielleicht sogar ohne Kostüme. Unsere Sehnsucht wird nicht gleichzeitig vom Bilde erregt und gestillt, sondern zur gröberen Begehrlichkeit gesteigert, die über das Bild hinaus materialisiren möchte. Viele seiner Gruppenbilder vor den flüchtig skizzirten Coulissenlandschaften oder den roth drapirten Hintergründen wirken wie Theater-dekorationen. Das wäre kein Fehler, wenn das Dekorative einen Rhythm[illegible]

vorbrächte. Aber für solche Behandlung fehlte Gainsborough die Kühnheit. Das Dekorative bleibt gegenständlicher Art. Er verfährt mit Dem, was das Objekt malerischer Darstellung sein sollte, wie der Theaterregisseur mit Versatzstücken. Die Pferde auf den Reiterbildnissen wirken wie billige Nachahmungen, die nur etwas ganz Aeußerliches mit dem Thier der Natur gemein haben. (Man denke an das Bildniß des Generals Honywood bei Agnew oder an das des Viscount Ligonier bei Charles Wertheimer in London.) Oder er geht etwas weiter, schafft einen Kompromiß: und daraus entstehen Fragmente. Vor dem großen Gruppenbild der Familie Baillie in der National Gallery hat man den Eindruck, daß, wenn sich mal die große rothe Draperie hinter der Gruppe bewegte, auch die Leute mittanzen würden; so vorhangmäßig wirkt das Ganze. Der dekorative Zusammenhang geht nicht durch das ganze Bild. Das Räumliche wird dem Zusammenhang geopfert, ohne daß dieser zu überzeugen vermag. Daß der Arm, der dem Kinde die Blume reicht, zu dem blaugekleideten Jungen gehört, ist kaum zu glauben; und noch beunruhigender wirkt die schwache Stabilität der ganzen Gruppe. In der Nähe dieses Bildes, im Vestibule der National Gallery, hängt (nicht der beste) Richelieu von Champaigne. Der erdbeerrothe Talar, der feudale Gesichtsausdruck unter dem purpurnen Käppi, die grüßende Geste der Hand lassen über die oberflächliche Absicht des Gemäldes keinen Zweifel. Trotzdem kenne ich kein Bildniß der englischen Schule, in dem sich der repräsentative Charakter mit gleicher Solidität des Malerischen vereinte. Man wird Champaigne nie in einem Athem mit den großen Portraitisten des siebenzehnten Jahrhunderts nennen; aber er hatte auch nicht die Absicht dieser Großen, die den Ehrgeiz der Engländer stachelten, wollte weniger als sie und brachte es thatsächlich viel weiter. Die Pose, zu der er sich mit vollem Bewußtsein hergab, wird von dem passenden Körper gemimt; kein Theil des Bildes fällt aus dem beabsichtigten Eindruck heraus. Den Werken Gainsboroughs fehlt die sichere Basis einer Harmonie. Aber Gainsborough bewegt uns doch mitunter, selbst wenn wir von seinen Landschaften absehen, in ganz anderem Umfang als seine Kollegen. Er hat mit seinen Bildnissen keine Frauen, aber ein weibliches Parfum gegeben, das fast das Leben suggerirt. Seine Eleganz entsteht nicht nur aus der Mode des Tages, sondern aus seinem differenzirten Gefühl für alles Graziöse und aus einer Darstellungart von eigener Herkunft. Wir sehen vielleicht nicht die Frauen, die er zu schaffen suchte, aber Etwas von ihm selbst, das uns die Anderen nicht geben, fühlen in dem Schwächlichen seiner Formen Etwas von der Fragilität seiner Zartheit, können uns ungefähr denken, wie er war und wie er gern sein wollte (ein nobler Geist, dem alles Gemeine fern lag), und empfinden weniger den abschreckenden Eindruck dreister Genügsamkeit mit dem Unzulänglichen, der uns auch die besten Werke der Anderen verbittert. Auch sein Geschmack schützte ihn nicht vor ganz verfehlten Werken, von denen die Dulwich Gallery noch nicht die schlimmsten aufbewahrt. Auch er malte, was ihm vor die Staffelei kam, und brutalisirte mit dem Massenbetrieb eine Gabe, die bei größerer Enthaltsamkeit zu einer reinen Frucht gezüchtet werden konnte. Wohl aber enthielt er sich, mehr als die Anderen, des frevlen Spieles mit überlieferten Werthen. Was ihm die Kritik bis zum heutigen Tage nicht ganz vergessen hat, eine gewisse Oberflächlichkeit in der Pinselführung, die sogar in den offiziellen Bildnissen der beiden Cumberland oder in den Königsbildern in Windsor bemerkt wird, möchte ich ihm als Verdienst rechnen. Sie scheint

mir das Symptom einer Selbständigkeit der Gesinnung, die dem Materialismus der Modemalerei eine Schranke zog, und trägt dazu bei, die Schärfe der Einwände gegen den Künstler durch die Ahnung von der Generosität des Menschen zu mildern.

Nichts fehlte Reynolds so sehr wie Menschlichkeit. Man lernt vielleicht, wie er über Rembrandt und Van Dyck und über die Italiener dachte. Das steht aber schon in seinen „Discourses", so weit man aus diesem matten Gemüse unklarer Meinungen Etwas herauslesen kann. Dagegen macht er uns unmöglich, ein Bild seiner eigenen Persönlichkeit zu gewinnen, das geeignet wäre, der Kunstgeschichte, die von den menschlichen Offenbarungen handelt, ein neues Blatt hinzuzufügen. Was er von den Vorgängern meldet, ist nicht Das, was uns wesentlich daran erscheint. Man erzählt, daß er ein Gemälde von Tizian zerstörte, um hinter die „Technik" zu kommen. Er verwechselte stets den Zufall mit der Ursache und versuchte, die Bewegungen von Leuten nachzuahmen, deren Empfindungen ihm fremd waren. In Van Dyck einen Kostümkünstler zu sehen, war ein verzeihlicher Irrthum. Aber Reynolds und seine Genossen nahmen von Velazquez und Rembrandt, was Van Dyck ihnen geben konnte: Das war kein Irrthum, sondern Majestätverbrechen. In der National Gallery hängt der berühmte „Banished Lord", der rembrandthafteste Reynolds, in ganz tiefbraunem Ton mit rothem Umhang. Ein Gegenstück ist das Selbstportrait im selben Saal oder das mit der Brille im Buckingham Palace. Der erste Gedanke vor diesen Bildern wird unwillkürlich Rembrandt herabsetzen. Der Mensch ist gemeinen Instinkten immer am Schnellsten zugänglich: und so meldet sich hier zuerst Etwas wie das Bewußtsein einer unerwarteten Kleinheit des Vorbildes. Man sieht mit den Augen des Plagiators, ohne sich des Plagiates bewußt zu werden, und rechnet Rembrandt nach, daß seine Kunst schließlich recht simpel war und man doch vielleicht zu weit ging, da man ihn außerhalb aller Vergleiche gestellt hat. Die Aehnlichkeit überrascht in der That. Es ist nicht allein die typische Farbe, sondern auch das Korn nachgebildet, das poröse Fleisch, die eigenthümliche Materie; eine Nachbildung, der noch dazu nicht der Schein des Natürlichen fehlt, die in gewissem Sinn wie eine Fortsetzung, vielleicht gar wie eine Verbesserung erscheint. Was Einem bei Rembrandt unbegreiflich blieb, wird hier ganz natürlich, ersichtlich wie eine kunstgewerbliche Wirkung. Das Unaussprechliche verdichtet sich zur einfachen Begebenheit. Es ist zum Glück nicht schwer, den Irrthum eben so schnell abzulegen, wie er entstand. Doch scheint es, daß nicht Jeder von Reynolds Bildern hinweg den Weg zu echten Meisterwerken findet, um sich von der Differenz zu überzeugen. Sonst würde der Nimbus Sir Joshuas nicht in unseren Tagen noch so manche Augen bestechen, würde auch heute noch so manche Fälschung Sir Joshuas in englischen Sammlungen nicht den Namen Rembrandts tragen.

Reynolds gleicht Rembrandt wie das Geräusch eines ausgezeichneten Phonographen der menschlichen Stimme. Er gab ihn ohne das Drama; nicht ohne Dramatik. Unter Drama verstehe ich das Schauspiel erregter Natur, das sich in jedem Werk des Einzigen abspielt, meine das Zusammenfließen gewaltiger Ströme, die nie zur Ruhe kommen; das Miteinanderkämpfen dunkler Kräfte, die nie müde werden, die stürmische Aktion aller Elemente des Werkes, die uns mitreißt und doch (wer würde es je deuten!) die Ruhe vollendeten Gleichgewichtes in die Seele gießt. Reynolds malt mit Rembrandts Farben. Auch diesen und jenen Strich

mag man wiederfinden. Aber die Theile scheinen sich bei ihm auf einer Stelle zu bewegen. Sie leisten nichts. Was Sandrart als Sonderheit Rembrands hervorhob, daß er „allen Denen die Augen geöffnet, welche dem gemeinen Brauch nach mehr Färber als Maler sind“, geht bei Reynolds wieder verloren. Nicht das Werden des Kunstwerkes erkennen wir, die Handlung seiner Atome, nicht die Entwickelung der zur Schöpfung werdenden Empfindung, die allein in uns den Glauben an das Schöne erweckt, sondern der unbewegliche Zustand wird zu zeigen versucht, der Eindruck, den wir uns immer nur selbst bereiten können. So wandelt sich der vermeintliche Fortschritt über Rembrandt hinaus zu einer Verbilligung des Vorbildes. Das Wichtigste verschwindet und nur ein Schatten bleibt. Man kann nicht wie Rembrandt malen, nicht seiner Größe wegen, sondern, weil die Wiederholung solcher Konstellation der Instinkte ausgeschlossen ist. Annäherungen sind denkbar, hervorgebracht durch glühenden Enthusiasmus und eine Verwandtschaft der Empfindung. Sie haben sich oft genug ereignet und wir sahen daraus neue Werthe hervorgehen; die ganze Kunstgeschichte baut sich auf solche Wahlverwandtschaften. Nur werden wir immer in solchen Fällen den überlieferten Werth als Schale oder als Kern eines Neuen erblicken, umgewandelt durch eine neue Empfindung, nicht verarmt, wie bei Reynolds, sondern bereichert. So entdecken wir in Hogarth durch das reiche Gewebe seiner Impulse hindurch Rubens; und diese Entdeckung schmälert weder den Einen noch den Anderen. Unsere Liebe zu dem großen Vlamen erhält durch die Zeugenschaft eines großen Nachfolgers neue Nahrung, und daß Hogarth ein so gewaltiges Vorbild zum Nutzen seiner Kunst zu absorbiren vermochte, rechnen wir ihm zum Ruhm. Auch Reynolds fügt den überlieferten Werthen Etwas von sich hinzu; aber es ist rein negativer Art ... Vermeintliche Qualitäten der Alten übertrieb Reynolds. Er machte die Schatten um ihr Gestirn noch dichter und kam der Zeit, die nur in den Augen der Sentimentalen und Schwachen einen Rembrandt verbessert hat, noch bei ihrem Zerstörungwerk zu Hilfe, indem er die verschwiegenen Kostbarkeiten aus dem unbeabsichtigten Dunkel ganz entfernte. Sein Antheil am Vorbild war also Raub. Er that nicht nur nichts hinzu, sondern lohnte die Hilfe mit Entstellung.

Darin beruht die verhängnißvolle Rolle des berühmten Führers. Wie er mit Rembrandt handelte, so verfuhr er mit Van Dyck (man denke an das Bildniß der „Two Gentlemen“ der National Gallery und viele andere), so verfuhr er mit den Italienern (man denke an den „Death of Dido“ im Buckingham Palace, an die „Charity“ in Oxford, an die „Children with a net“ bei Sir Alexander Henderson). Johnson hat diesen vielgerühmten Universalismus treffend gegeißelt: „One may be so much a man of the world as to be nothing in the world.“ Er war es vor Allem, der in die neue Kunst den üblen Brauch einführte, an die Stelle des Originalwerkes, dessen Eigenart die Hingabe aller Kräfte des Aufnehmenden fordert, ein gefälliges Feuilleton zu setzen, mit dem sich der sparsame Leser immer lieber zufrieden giebt. Ein Popularisator schlimmer Sorte, am Meisten verantwortlich für die Verweichlichung der englischen Kunst, an deren Folgen noch heute das Kunstleben nicht nur Englands krankt. Wohl hatten die Meister Hollands und Italiens schon lange vor Reynolds ihre Epigonen. Es waren Schüler, die den Meister mit oder ohne seinen Willen nachahmten, oder Neider, denen das aufsteigende Gestirn die Galle oder die Gewinnsucht stachelte. Solche niederen Kon-

kurrenzen sind unvermeidlich; und mögen sie in der Biographie des Helden noch so viel Platz einnehmen: sie haben mit ihm, nicht mit uns zu thun. Bandinelli konnte vielleicht Michelangelos Karton zerstören und ihm ein paar Aufträge wegnehmen. Die schädigende Wirkung war ein Steinchen auf dem Lebensweg des Großen und gehörte zu ihm, wie alles Ungemach dazu gehörte, um den Meister zu bilden, der in unserer Vorstellung lebt. Reynolds aber griff unter der Maske der Verehrung und mit einer Geschicklichkeit, die ihresgleichen nie gefunden hat, an diese Vorstellung. Er setzte ein blasses Abbild an die Stelle des Großen, der jedem Volk Nationalheld sein sollte. Mag er sich seines Vergehens nicht bewußt gewesen sein: Das hat nur untergeordnete Bedeutung. Selbst der nicht gerechtfertigte Einwand, daß er erst die großen Leute zur Mitwirkung an der Bildung heimathlicher Traditionen heranzuziehen versuchte, entkräftet nicht den Vorwurf, daß er mit ihnen eine Blasphemie beging. Und wie er die Anderen banalisirte, so trivialisirte er vor Allem sich selbst. Er spielte Theater mit seiner Empfindung. Ich kenne nichts Banaleres als die berühmte Siddons als tragische Muse in Grosvenor House (oder gar die ungeheuerliche Wiederholung in Dulwich) oder Garrick zwischen der Komoedie und Tragoedie, bei Lord Rothschild, oder das Hauptwerk in der Eremitage in Petersburg: der junge Herkules als Schlangentödter. Eine göttliche Gerechtigkeit will, daß die Geschicklichkeit, die nicht einer großen Aufgabe dient, nur dahin wirkt, das Banale noch banaler zu machen. Deshalb vermag einem Freunde der Kunst, dem sich der Sinn für edle Meister erschloß, die Virtuosität mancher Bilder von Reynolds nicht die profunde Bedeutunglosigkeit seiner ganzen Thätigkeit zu verhüllen. Gewiß war er reich an Einfällen. Das Mädchen mit der Puppe, im Besitz der Prinzessin von Hessen, oder das rundliche, rosige Gesicht der Nelly O'Brien unter dem weißen Strohhut, die Arme nach berühmten Mustern auf die Fensterbank stützend (bei Charles Wertheimer in London), sind niedliches Spielzeug für spielerische Sinne. Gewiß ist das Können in manchen Portraits außerordentlich. Einige Bildnisse nach Johnson fallen durch ihre Intensität in der Masse auf. Man merkt, daß sie nicht zu den hundertfünfzig Stück der Jahresproduktion gehörten, sondern der Konzentration eines vom Interesse am Objekt angeregten Willens entsprangen. Doch auch hier geht die Gestaltungart nur um ein Geringes tiefer. Sie wirkt mit der Physiognomie wie ein kluger Photograph, der dem Modell die denkbar natürlichste Stellung giebt. Da die Physiognomie interessant ist, wird das Bild interessant, aber es verdankt nicht dem Maler den Reiz, sondern der Natur: und bleibt daher stets eine sekundäre Erscheinung. Ein großer Maler dagegen versteht, durch die Organisation seines Werkes das Vielseitige des Lebens zu wiederholen, nicht, indem er sich lediglich an die Momente hält, die in der Natur diesen Eindruck ergeben und von denen immer nur ein beschränkter Theil sichtbar ist, sondern, indem er aus seiner Erfindung ein Symbol gewinnt, um das dem Auge Gegebene zu verstärken. Unter den Frauenportraits Reynolds giebt es interessante Dinge, die die Banalität einer „Robinetta" weit hinter sich lassen. „Perdita" und die Mrs. Braddyl, bei Wallace, oder die „Georgiana" des Herzogs von Devonshire haben verführerische Details. Die Behandlung der gepuderten Haare und des Tülls ist von sehr großem malerischen Reiz. Es wäre ganz verkehrt, wollte man aus der thatsächlichen oder vermeinten Bedeutung solcher Details im wirklichen Dasein der Dargestellten die Forderung ableiten, diese Einzelheiten müßten unbedingt im Bilde

die gleiche Bedeutung einnehmen und eine größere Rücksicht des Malers auf sie sei von vorn herein unkünstlerischer Art. Das wäre umschriebene Moral-Aesthetik. Velazquez, Goya und viele andere Meister haben sie widerlegt. Wer weiß, ob Goya, dessen Beziehungen zu den Engländern, nicht allein zu Hogarth, noch ungeklärt sind, nicht gerade von ihnen manche Bereicherung gewann. (Ob sie ihn nicht auch zu mancher Banalität verleitet haben, bleibt dahingestellt.) Der Mangel beruht vielmehr in der Unsachlichkeit des Künstlers, der gedankenlos das Eine so, das Andere anders behandelt, zum Beispiel: in dem unmotivirten Gegensatz zwischen der Darstellung des Fleisches und der Accessoires. Je reizvoller die Stoffe gegeben wurden, desto raumloser und matter wirken die Puppenmasken. Man glaubt, vergrößerte Miniaturen in Gewändern von Velazquez zu sehen. Auch Velazquez hält oft, zumal bei seinen Kinderbildnissen, die Gesichter ganz glatt bei pastoser Bereicherung des Kostüms. Aber dann wirkt gerade der Gegensatz als Kunstmittel, weil der Teint, abgesehen von der unvergleichlichen Modellirung, haarscharf den Ton trifft, den die anderen Valeurs des Bildes verlangen. Bei Reynolds dagegen spielt das Detail eine Rolle für sich. In der berühmten Nelly O'Brien ist die matte rosaseidene Decke auf den Knien mit stupender Virtuosität gegeben; aber diese Behandlung steht so wenig im Einklang mit dem Rest, daß im Betrachter nicht der Gedanke vermieden wird, das Portrait einer Steppdecke vor sich zu haben. Trotzdem fehlen die Ungelenkigkeiten Gainsboroughs. Reynolds Körper sind nie unmöglich wie die des größeren Kollegen. Er hatte nach allen Regeln gelernt, einen Körper glaubhaft zu machen. Aber dies akademische Wissen haben noch viel Geringere besessen, ohne sich der Sphäre zu nähern, wo das warme Interesse an künstlerischen Schöpfungen beginnt Auch fehlen seiner Koloristik nicht gewisse Zusammenhänge. In dem Lord Heathfield in der National Gallery tönt das Purpur des Rockes zugleich das Gesicht; und ähnlich wirft in der Counteß of Albemarle der grünlich blaue Stoff des Kleides, der auch hier im Centrum des Interesses steht, seinen Schein auf den blassen Teint. Hier und in vielen Fällen sind zweifellos bewußte künstlerische Relationen vorhanden. Aber wie unendlich armsälig erscheinen sie im Vergleich zu der Prätention dieser Bilder! Die Farbe färbt, statt zu beleben. Sie quillt nicht aus dem Gesicht heraus, wie der Duft aus der Blume oder der Athem aus dem Menschen, sondern ist von außen dazugethan. Ganz sicher mußte die von Reynolds gewahrte Relation bestehen; es war unmöglich, so hervortretende Detailfarben ohne Wirkung auf den Rest zu lassen; aber außerdem mußte noch eine viel mannichfachere Variation hinzukommen, um die Ansprüche dieser Details und der ganzen Allure zu rechtfertigen. Auch in dem Mädchen auf Rembrandts Portrait der Susanne van Callen mit ihrer Tochter steht der Ton des Antlitzes in enger Beziehung zu der kupferigen Farbe des Kleides, aber ist gleichzeitig ganz selbständige Regung, eine scheinbar unabhängige Eigenschaft des Fleisches. Und unter den Beziehungen, die der Forscher sucht, um dem Räthsel der Wirkung näher zu kommen, ist die hier aufgedeckte, auf die sich Reynolds beschränkt, verhältnißmäßig unabsichtlich entstanden, weil sie unter hundert anderen verschwindet. Und wie majestätisch wirkt dieses simple Werk des jungen Rembrandt, in dem kaum die Andeutungen seiner eigentlichen Gaben enthalten sind, im Vergleich zu den aufgeputzten Nichtigkeiten der gegenüberliegenden Wand!

Gainsborough und Reynolds sind die Grenzen, zwischen denen die Nuancen

der Romney, Hoppner, Raeburn bis zu Lawrence, dem Wunderkinde der Schule, ihr Spiel treiben. Der Letzte des Kreises brachte es im Manierismus am Weitesten Die Anderen erscheinen beinahe wie solide Leute neben Pierpont Morgans berühmtem Prunkstück, der Weißen Dame, Elisabeth Farren, einem Arrangement von Pinselstrichen und Sentimentalität, dessen Modernismus die kühnsten Träume der Sargent, Boldini und Besnard vorhersagt. Keiner von ihnen ging über das Maß hinaus, das die Genügsamkeit ihrer Anführer bot. Keiner hat den Titel abzuschütteln verstanden, den der alte Hogarth für sie prägte. Sie sind nicht so talentvoll und so guter Herkunft wie Gainsborough und harmloser als Reynolds. Ihr Ehrgeiz sank auf das Niveau liebenswürdiger Kostumiers. Ihre Leute lächeln, bevor sie Gesichter haben, wie Modebilder. Wären sies nur: man würde sie mit Recht in den Himmel erheben. Der Genuß, der sich an allen Modekupfern entzündet, ließe sich vergrößern. Das Schlimme ist die Kunst, die daran ist, daß nicht Puppen, sondern Menschen gemeint sind, und daß in Folge dieses unerfüllten Anspruches nicht einmal der Reiz des Puppenhaften erhalten bleibt. Alle an sich unbestreitbaren Reize dieser Bilder, der Grad des Malerischen, ihre Farben und wer weiß was sonst noch, dienen nur dazu, die Entfernung zwischen ihnen und echten Kunstwerken zu vergrößern. Ein Hundertel des Könnens dieser Leute würde in der Hand des rechten Menschen zu vollkommenen Werken ausreichen. Sie haben Allerlei gelernt, nur nicht das Eine, das man nicht lernen kann: naiv zu sein.

Die englische Kunst verdankt dieser Schule die Eigenthümlichkeit, im achtzehnten Jahrhundert mit einer Ausschließlichkeit durch Bildnisse vertreten zu sein, der sich kein anderes Volk zu rühmen hat. Ist diese Eigenthümlichkeit ein Besitz? Gewiß könnte sies sein. Der Zwang des Malers, seine Gaben auf ein mit allen Mitbewerbern gemeinsames Gebiet zu lenken, war in früheren Jahren ein Grund zur Blüthe. Der Mensch, das Ebenbild Gottes, gab vielleicht kein schlechteres Modell als einst die Heiligenfigur der Kirche. Nur ist es seit ewigen Zeiten mit dem Modell allein nicht gethan. Was uns die Geschichte der Kunst als unentbehrlichen Träger des Schönen zeigt, ist der Empfindung Tiefe, die den Künstler zu seinem Modell zieht; der Umfang seiner Liebe oder seines Hasses, einer Empfindung, stark genug, ihn von dem Irdischen loszureißen, um das Ideal mit der Seele zu suchen. Daran fehlte es den Vielgerühmten. Ihre Biographien setzen sich aus den Skalen ihrer Bilderpreise zusammen. Sie waren anfangs billig und wurden dann theuer.

Eine Kunstgeschichte, die sich auf das Portrait beschränkt, hätte zur seltensten Volksgeschichte werden können. Wir erfahren nicht wenig vom fünfzehnten Jahrhundert an aus den Bildnissen großer Meister. Kaum haben drei Jahrhunderte so viele Portraits geschaffen wie die Schule Sir Joshuas in fünfzig Jahren. Und doch stände es schlimm um England, wenn man sich auf Das beschränken wollte, was die Bilder verrathen. Sie widersprechen allen gerechten Vorstellungen von der Art des Volkes, das in hundert ernsten Fragen europäischer Kultur dem Kontinent voranschritt. Man denkt sich den Engländer gern als City-Kaufmann, nüchtern, praktisch, auf reale Dinge gerichtet, streng organisirt, präzis, und lobt seine Ehrlichkeit. Man kennt seine Liebe zur Natur, zur natürlichen Lebensführung, zur Heimath. Wer nur einen Tag in London unter den Städtern oder auf dem Lande

unter Landleuten war, ahnt die Art des Volkes, die alle Kreise durchdringt und noch verhältnißmäßig wenig von der Differenzirung angegriffen ist, die in anderen Völkern von der Theilung der Arbeit und der sozialen Geschäfte vollbracht wird. Stets bin ich aufs Neue erstaunt, von dieser Treue des Engländers zu sich selbst so wenig in der englischen Kunst zu finden. Nicht nur in der des achtzehnten Jahrhunderts; es scheint fast, als sei die Untreue seit Reynolds noch gewachsen, als seien die Geschickten, die dem achtzehnten Jahrhundert die Maske malten, immer noch wahrhafter als ihre Nachfolger im neunzehnten Jahrhundert. Eine ganz dem Leben abgewandte Kunst tritt uns entgegen, nicht aus Fleisch und Blut, sondern aus flauen Gedanken gemacht, trockenen Büchern und kraftlosen Empfindungen nachgedichtet. Nicht die Inbrunst des großen Shakespare diente als Muster. Wie Bücher für Backfische lesen sich diese Bilder, Romane für kurzdenkende Ladies, die vom Mann ein wohlsitzendes Beinkleid, von seiner Liebe den schwärmerischen Aufschlag bethörter Knabenaugen erwarten. Man kann an der Wohlthat rationellen Lebens für die Kultur eines Volkes, wenn anders Kunst als Kultur gilt, irr werden.

Wie unendlich gesünder, wie viel naiver und robuster sieht neben den englischen Kostümmalern das vielverlästerte Dixhuitième diesseits vom Kanal aus! Man findet hier nur in Greuze die fatalen Eigenschaften der Engländer; und ihn kann man ruhig aus der Geschichte streichen, ohne den Reichthum zu mindern. Auch die Watteau, die Lancret und Fragonard nahmen ihre Modelle von keiner tiefen Seite. Sie verfuhren damit, wie ihre leichtbeherzte Zeit mit allen Dingen. Man machte aus frivolen Scherzen Kunst. Rembrandt und Velazquez hätten nicht gefallen. Aber der Leichtsinn hatte System; er war echt und darum, wenn bedauerlich für die Moral, ersprießlich für die Kunst. Man gab sich, wie man war; nicht, weil es so sein sollte, sondern, weil es Vergnügen machte, so zu sein. Die Malerei war das echte Kind ihrer Zeit, die so dachte, wie man malte, und, so lange die Sonne über dem lustigsten aller Königreiche schien, keine Veranlassung hatte, anders zu denken. Der Leichtsinn ging den Menschen durch und durch und war deshalb ohne Sentimentalität. Das Sentimentale war aus Geschmacksgründen unmöglich. Man wollte Alles leicht und gefällig; Alles, nicht nur die Schäferstunde. Leichte Dinge leicht vorzutragen, war die Kunst. Die Seide durfte nicht wie Papier knistern und das Fleisch nicht wie Porzellan aussehen. Nicht aus Moral, sondern aus Liebe zum Schönen waren die Künstler ehrlich, ehrlich bis zu dem Grade, Alles sehen zu lassen, was sie schön fanden. Und weil dieses Ideal gesund war, ließ es sich differenziren; und deshalb dachte man weniger daran, die Schönen zu putzen als die Bilder. Die entscheidendsten Werke der Zeit sind nicht Portraits, sondern Genreszenen; und diese Genreszenen sind bessere Bildnisse als die englischen Portraits. Stärkere Konsequenz im Zeitfühlen giebt den Franzosen den Vorrang. Das Individuum erscheint in ihren Szenen nichts weniger als heroisch, bleibt aber auch vor der unfreiwilligen Komik des englischen Posen-Heroismus bewahrt. Man mag es sogar Puppe nennen und mag bedauernd erkennen, daß dieser Typus nicht auf den Höhen der Menschheit wandelte; und wird trotz Alledem zugeben müssen, daß die Bilder, die diesen Typus verewigten, vortrefflich waren.

Julius Meier-Graefe.

Papa.

Nun war Papa schon drei Tage begraben. Ellen saß vor seinem Schreibtisch und dachte über diese merkwürdige Thatsache nach. Sie war traurig, aber nicht von tiefem Schmerz zerrissen. Die Wohnung kam ihr nur so leer vor und sie wunderte sich über ihre eigene Ruhe und fragte sich beschämt, ob es nicht schlecht und unkindlich sei, daß sie nicht weine. Dann aber rechtfertigte sie sich entrüstet vor sich selbst: Eigentlich hatte sie doch Papa gar nicht gekannt. Wie war er überhaupt gewesen?

Wenn sie in ihre früheste Kindheit zurückblickte, so entsann sie sich ihrer Mutter noch recht gut. Die hatte viel gesungen und einen weißen Morgenrock mit langer Schleppe getragen. Und dann war sie plötzlich fort und Ellen hörte nur, Mama sei verreist und komme bald wieder. Sie war aber nicht gekommen. Einmal las ihr der Papa unter dem Weihnachtbaum einen Brief von der Mama vor. Der hatte ihr einen tiefen Eindruck hinterlassen, weil darin stand: „Wenn ich wiederkomme, bringe ich Dir ein ganzes Häuflein von Goldstücken mit." Das war die Zeit, wo sie jeden Abend mit Papa um Geld Lotto spielte und Alles sparte, um später einen Königssohn heirathen zu können. Hundert Mark mußte sie mindestens dazu haben. Ellen lächelte.

Dann war einmal für allemal ausgemacht, daß sie zu Papa hereinkommen sollte, wenn ihr irgendetwas in die Quere ging. Alle zwei oder drei Tage erschien sie mit gerötheten Wangen in Papas Arbeitzimmer und sagte: „Denk' mal, Papa, wie unangenehm, ich habe mich geärgert!" Dann nahm Papa sie auf den Schoß (sie mußte damals so ungefähr sechs Jahre alt gewesen sein) und streichelte sie sanft und beschwichtigend, bis sie halb lachend sagte: „Eine Lappalie." Das war eins ihrer Lieblingwörter, die sie von den Großen aufzuschnappen pflegte.

Wenn mittags das Essen nicht rechtzeitig auf den Tisch kam, klapperten sie Beide mit Messer und Gabel auf dem Teller und sangen dazu erst: „Ach Du lieber Augustin!" und dann: „Lott ist tot, Lott ist tot!" Dies Klappern war eine der größten Freuden ihres an Freuden so reichen Tages.

Sie konnte Papa Alles fragen; er sprach stets mit ihr wie mit einer Erwachsenen, scherzend und höflich, sagte ihr nie eine Unwahrheit und hörte ihrem Geschwätz mit freundlicher Geduld zu.

Je älter sie aber wurde, desto mehr wuchs, wie es ihr jetzt schien, die Distanz zwischen ihnen. Der Papa saß den ganzen Tag in seinem Sessel, Decken über den Knien und ein Buch in der Hand. Oft starrte er auch nur Stunden lang vor sich hin. Wen sah er da? Er war nach wie vor freundlich, aber immer etwas zurückhaltend und gemessen. War Das nur eine Folge seines inneren Leidens gewesen? Und dann fanden sie ihn eines Morgens auf diesem Sessel tot.

Sie öffnete entschlossen den Schreibtisch, als müsse sie gleich eine Lösung des Räthsels suchen. Links waren mit pedantischer Ordnung allerlei Couverts aufeinandergeschichtet, rechts lagen ein paar blaue Hefte. Sie ergriff eins der Hefte ... Gedichte! ... Von der Hand ihres Papas! Sie war ordentlich erschrocken: so unbegreiflich kam ihr Das vor. Sollte sie lesen? Sie sah sich ängstlich um, als ob Jemand sie belauschen könne. Dann aber blätterte sie ein Wenig und las:

Die letzte Furcht.

Eines Tages erhielt ich ein Telegramm,
Auf riß ichs, las . . . und Alles verschwamm.
Die Buchstaben sehe ich heut noch stehn
Und werde sie bis zum Tode sehn.
Ach, wie mich die paar Worte trafen:
„Mutter soeben sanft entschlafen."
Dann athmet' ich auf, vom Alb befreit:
„Nun komme, was will! Ich bin gefeit."

Eines Tages erhielt ich einen Brief,
Er war nur kurz, zerriß mich tief.
Die Buchstaben seh' ich noch heute stehn
Und werde sie bis zum Tode sehn.
„Ich kann nicht anders. Leb wohl. Verzeih!"
Auch dies Kapitel ist vorbei.
Ach, wie ich mich so ganz verlor!
Doch endlich rang ich mich empor
Und athmete tief, vom Alb befreit:
„Nun komme, was will! Ich bin gefeit."

„Ich will nicht mehr leiden, nicht mehr lieben.
Doch ist mir ein Töchterchen geblieben
Und mit Verzweiflung fühl' ich es schon:
Auch Das wird wieder eine Passion.
Dies Kind macht mir den größten Schmerz,
Dies Kind stößt mir den Dolch ins Herz.
Ich will nicht mehr lieben und leiden, nein!
Denn — Gott! — was wird das Ende sein?"

Ellen hatte das Heft niedergelegt und sah gedankenvoll vor sich hin. So war Papa?

Ernst Pilger.



Neue Sorgen.

Als Albert Ballin, der starke und kluge Leiter der Hamburg-Amerika-Linie, vor zwei Jahren das Wort vom „überheizten Dampfkessel" sprach, erbebte das Gehäus der Börse. Der Widerhall des Wortes ließ eine Explosion fürchten. Als sie nicht gleich kam, hieß es, Ballin sei ein Pessimist. Das ist er gewiß nicht; nur muß ein Mann, der einem Riesenunternehmen vorsteht und die Wandelbarkeit der Dividenden kennen gelernt hat, von Zeit zu Zeit an den Wechsel alles Irdischen erinnern und darf sich das Vergnügen eines ruchlosen Optimismus nicht gestatten.

In den Rechenschaftberichten und Generalversammlungen der H.A.L hütet man sich vor schöner Pathetik. In diesem Jahr soll Herr Ballin besonders mißmuthig sein. Nicht nur, weil er nicht mehr als 6 Prozent Dividende zahlen kann, sondern, weil die Aussicht für die Schiffahrtgesellschaften ihm schlecht scheine. Auch für dieses Jahr dürfe man nicht auf bessere, müsse eher mit noch schlechterer Dividende rechnen; die 4½ Prozent des Lloyd mit dem unter Pari gesunkenen Aktienkurs werden als warnendes Exempel gezeigt. Ballin habe, rebus sic stantibus, die Absicht ausgesprochen, seinen Posten als Generaldirektor der Gesellschaft aufzugeben und sich im Aufsichtrath aufs Altentheil setzen zu lassen. „Ballin verläßt das sinkende Schiff": über solche Flucht wäre ein anderes Urtheil kaum möglich gewesen. Deshalb empfand der angeblich des Kampfes Müde die Zumuthung als eine Beleidigung und erklärte wüthend das Gerücht für eine „bodenlose Gemeinheit" und für „frei erfunden". Die Verbreiter blieben aber dabei, Ballin habe zu ihm bekannten Herren gesagt, er wolle die Geschäfte der H.A.L nicht weiterführen. Das würde noch nicht viel beweisen. Der geplagte Generaldirektor, dessen Gesundheit seit Jahren nicht gut ist, kann (vielleicht im Aerger über die ungünstige Aufnahme seines letzten Geschäftsberichtes) wohl einmal mit der Faust auf den Tisch geschlagen und gerufen haben, er habe den Dreck nun satt. Daß der Fünfundvierzigjährige aber im Ernst an schnellen Rücktritt denke, braucht man darum noch nicht zu glauben. Weils ein Jahr oder auch zwei nicht so gut im Geschäft geht, flüchtet Einer, der die ganze Sache geschaffen hat, noch nicht in ein warmes Greisenecken. Immerhin: Ballin ist schuld daran, daß Mancher, der die Sorge bereits beurlaubt hatte, sie wieder zurückrief. Im Geschäftsbetrieb der großen Schiffahrtgesellschaften spiegelt sich die Weltkonjunktur. Läßt also die Ertragsfähigkeit der Rhedereien nach, so liegt die Folgerung nah, daß es auf den Märkten übel aussieht.

Amerika und der Geldmarkt: davon sangen im vorigen Jahr alle Klagelieder. Hätten diese beiden Faktoren ihre Bedeutung behalten, so müßte ein Umschwung zum Besseren sichtbar sein; denn Uncle Sam hat wieder rothe Backen bekommen und die Erinnerung an den 7½ prozentigen Reichsbankdiskont ist schon fern. Der Stahltrust hat den Umfang seiner Produktion wieder erweitert und die Berichte vom amerikanischen Eisenmarkt melden Erfreulicheres als vor sechs Monaten. Eisenbahngesellschaften, wie die Pennsylvaniabahn, können ihre Bonds in Europa freilich noch nicht unterbringen; selbst nicht gegen hohe Provision. Das Mißtrauen ist also noch nicht ganz überwunden; man fragt sich, ob das Schlimmste drüben schon vorbei sei. Die Wiedereröffnung der Knickerbocker Trust Company, deren Schließung den eigentlichen Beginn der Panik in New York bezeichnete, hätte man gern als die Bürgschaft für das Nahen besserer Zeiten begrüßt. Manches Symptom deutet aber an, daß die Krankheit der Geldnoth noch nicht völlig überstanden ist. Das größte amerikanische Depositeninstitut kann nämlich die Rückzahlung der ihm anvertrauten Gelder nur unter gewissen Bedingungen den Einlegern gewähren. Der dritte Theil der Guthaben soll in der Form von Certifikaten ausgezahlt werden, die nach und nach einzulösen sind; 60 Prozent der Gelder können nach Ablauf von 2½ Jahren abgehoben und nur 10 Prozent sofort ausgezahlt werden. Wenn die Gläubiger eine weitere Frist für ihre Forderungen zugestanden hätten (wie sie schon beim Beginn der Krisis bewilligt werden mußte), wäre es auch nicht viel schlimmer. Roosevelts Kapuzinade gegen die Trusts hat den beabsichtigten Effekt nicht erzielt. Ein

Theil der amerikanischen Verluste ist ja auf das Konto der Antitrustbewegung zu setzen. Harriman, Morgan und Rockefeller haben gezeigt, daß die Macht der Thatsachen größer ist als die Wirkung der schönsten Reden. Könnte man sich auf die Politik der Bank von England verlassen, so wäre auf eine Periode sinkenden Zinsfußes in der Union zu rechnen. Das englische Centralinstitut hat sich mit beinahe auffälliger Hast bemüht, wieder auf seinen normalen Satz von 3 Prozent zurückzukehren, den es seit dem September 1905 nicht mehr gesehen hatte. Fünf Diskontherabsetzungen in drei Monaten gegen nur drei der Deutschen Reichsbank, obwohl deren höchster Wechselzinsfuß noch um ein halbes Prozent über die englische Maximalrate hinausging. In der City soll die letzte Diskontermäßigung einigermaßen überrascht haben, da sie durch die Lage der Bank nicht ganz gerechtfertigt erschien. Man hat Manches escomptirt, was nicht über allen Zweifel erhaben ist. Dazu gehört, in erster Linie, die Abnahme der amerikanischen Goldentziehungen. Den londoner Finanzleuten kam es wohl zunächst darauf an, die Beklemmungen, die der Rekordsatz von 7 Prozent bewirkt hatte, zu beseitigen und der Kaufmannschaft zu zeigen, daß in England die Tage eines normalen Wechselzinsfußes nicht für immer entschwunden seien. In Frankreich liegen die Verhältnisse anders. Dort sind 3 Prozent Bankdiskont beinahe eine öffentliche Einrichtung, an der Jahre lang nicht gerüttelt wurde. Erst 1907 ist man von dem Gebrauch abgewichen und hat, um sich gegen die Raubzüge Amerikas zu schützen, den Zinsfuß auf 4 Prozent erhöht. Das ist nun vorüber und der status quo ante wiederhergestellt. Frankreich, das, wider seinen Willen, zum ersten Helden auf dem internationalen Geldmarkt geworden war, scheint sich gern wieder in die Reihen der Komparserie zurückzuziehen. Unsere Reichsbank ist bei 5½ Prozent angelangt und fängt an, die vorjährigen Ausweise, in Bezug auf die Liquidität des Status, zu übertreffen. Die letzte Aufstellung hatte schon eine um 43 Millionen größere steuerfreie Notenreserve als die aus der selben Zeit des vorigen Jahres. Der Quartalstermin bringt ja stets eine Anspannung; aber wir sind heute doch schon auf 5½ Prozent (gegen 6 Prozent im März 1907) und werden wohl auf ein erheblich niedrigeres Niveau kommen als im vorigen Jahr. Die Industrie wird, wie anzunehmen ist, versuchen, ihren Kapitalbedarf mehr durch Ausgabe von Aktien oder Obligationen als durch Forderung von Kontokorrent- oder Wechselkredit zu befriedigen. Das ist der natürliche Weg. Auch eine vernünftige Staatswirthschaft muß ja die Aufnahme fundirter Anleihen einer Vermehrung der Schwebenden Schulden durch Schatzscheinemissionen vorziehen. Gelingt diese finanzielle Versorgung der Industrie, dann wirds im Wechselkonto der Reichsbank zu spüren sein. Da sind die Wetteraussichten also einstweilen nicht schlecht. Doch bestimmt kann Keiner voraussagen, was Havensteins erstes Regierungjahr bringen wird.

Die Börse hat sich durch den Beschluß der Reichstagskommission nicht ernstlich schrecken lassen. Sie hofft zuversichtlich auf einen Kuhhandel, der ihr endlich wiedergiebt, was ihr gebührt. Kleine Haussen erhalten den Humor. Seit dem Jahresschluß sind viele Kurse gestiegen: Deutsche Bank (+ 11½), Diskont (+ 6,60), Handelsgesellschaft (+ 5½), Bochumer (+ 12¼), Phoenix (+ 9), Rheinstahl (+ 9), Harpener (+ 4), Hoesch (+ 5¾), Rombacher (+ 4¼), Mannesmannröhren (+ 7¼). Die Börse hat fast zwei Jahre lang auf die guten Geschäftsberichte nicht gehört und scheint jetzt bereit, auch von den minder guten sich nicht stimmen zu lassen. An solchen Berichten fehlt es leider nicht. Der Aufsichtrath der Harzer Werke be-

schloß neulich, den Betrieb einer seiner Gießereien bis auf Weiteres einzustellen, da nicht genug Aufträge vorlagen, um alle fünf Gießereien zu beschäftigen; im lothringisch-luxemburgischen Bezirk wurden im Februar 1908 an Roheisen 20 000 Tonnen weniger produzirt als im Februar 1907; im Siegerland betrug die Produktion von Bessemereisen nur noch 47 Tonnen gegen 3753 Tonnen im Januar 1908 und 3126 Tonnen im Februar 1907; im Geschäftsbericht der Essener Steinkohlenbergwerke heißt es, der Rückgang sei hauptsächlich in Koks bemerkbar, dessen Absatz in erster Linie von dem Verbrauch der Eisenindustrie abhängt; bei den siegerländer Hochofenwerken erreichen die vorliegenden Aufträge kaum 30 Prozent der Leistungsfähigkeit und der Vorrath ist beträchtlich angewachsen, obwohl nur je ein Ofen arbeitet. Aus diesen Thatsachen (auch an die fünfprozentige Betriebseinschränkung des siegerländer Roheisensyndikates und an die wiederholte Ermäßigung der belgischen Halbzeugpreise sei erinnert) läßt sich kein günstiges Bild vom Gedeihen der wichtigsten Industriezweige herstellen. Dabei beschließen die großen Rohstoffverbände, um ihre Preise halten zu können, immer neue Produktioneinschränkungen und bürden damit ihren Abnehmern eine wachsende Last an Selbstkosten auf, die in ungesundem Verhältniß zu den Einnahmen steht. Die Roheisen- und Halbzeugpreise reichen beinahe an die Notirungen für Bleche und Stabeisen heran und die Hersteller dieser Fabrikate arbeiten mit so theurem Rohmaterial natürlich ohne Nutzen. Stahlwerkverband und Roheisensyndikat erklären, sie könnten die Preise nicht herabsetzen, weil die Politik des Kohlensyndikates ihnen unmöglich mache, die eigenen Kosten zu ermäßigen. Nicht Jeder kann, wie die H-A-L, Kohle aus England beziehen, weil, wie Ballin in der Generalversammlung sagte, die „deutschen Preise nicht den Verhältnissen angepaßt werden". Könnte die Mehrzahl der Kohlenkäufer sich auf diesem Weg versorgen, dann müßten die essener Diktatoren nachgeben. Den Absatzmangel, über den sie klagen, haben sie selbst verschuldet. Ein Betrieb ist vom anderen abhängig: weil die Kohle theuer ist, mußte die Eisenproduktion eingeschränkt werden, und weil sie eingeschränkt ist, leidet nun der Kohlenbergbau. Von der Aufhebung der die Ausfuhr von Kohle begünstigenden Ausnahmetarife ist zunächst nicht viel zu hoffen. Sie ist für den ersten Oktober verfügt. Bis dahin kann das Kohlensyndikat die Ausfuhr forciren und vom ersten Oktober an kann es für viele seiner Frachten den Wasserweg wählen, der billiger als die Eisenbahn ist. Der Kohle brauchenden Industrie muß aber bald geholfen werden; sonst kann sie den Absatz ins Ausland verlieren. Auf dem belgischen Eisenmarkt, zum Beispiel, ist der Wettbewerb für deutsche Fertigfabrikate schon jetzt sehr schwer, weil die deutschen Lieferanten gegen die niedrigen belgischen Halbzeug- und Kohlenpreise nicht aufkommen. Daß die Eisenindustrie mit schwierigen Absatzbedingungen zu rechnen hat, zeigt auch die starke Einschränkung der Roheisenerzeugung in England. Im Februar 1908 waren allein in Schottland dreizehn Hochöfen weniger im Betrieb als zur selben Zeit des Vorjahres; eben so ist der Rückgang im clevelander Bezirk. Auch die Verschiffungen von Middlesborough haben nachgelassen. Die Schmälerung der Produktion verhindert das Sinken der Rentabilität; wenn aber die Einschränkung durch zu hohe Selbstkosten künstlich bewirkt wird, kann sie nach und nach zu einer erheblichen Beeinträchtigung der Rente führen. Auch stillstehende Maschinen und Hochöfen kosten Geld. Im vorigen Jahr war das Leitmotiv der Klagelieder: Amerika und theures Geld; diesmal ists: Kohle. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.



Berlin, den 11. April 1908.

Hill.

Diplomaten sind Diplozoen. Müßten es sein. Der Heimath treu bleiben und dem Land, in dem sie beglaubigt sind, rasch sich doch akklimatisiren. Das fordert die Amtspflicht. Der Kanzler des Deutschen Reiches heischt mehr. „Ich habe jungen Diplomaten gerathen, sie sollten sich den Alkibiades zum Vorbild nehmen, der bei den Athenern in Geist machte, mit den Spartanern Schwarze Suppe aß und bei den Persern lange Gewänder trug." Das hörten wir am vierzehnten November 1906 (an dem Tag, da der Rhetor den „großen Vorgänger" ins Gewölb der Heldenmumien wies). Hörten, der Diplomat müsse „Proteus und Chamäleon" sein. Hier wurde geantwortet, die Zeit, wo ein Diplomat mit solchen Mitteln (Rezept Alkibiades oder Rezept Labruyère) wirken konnte, liege doch schon ein Bischen weiter hinter uns als Bismarcks verschollene Tage. „Als Dessertwitz mags gehen; als ernsthafter Rath ists nicht diskutabel. ‚Wer sich grün macht, Den fressen die Ziegen'. Der Kanzler hat dem ‚unvergleichlichen Staatsmann' (und dem Minister Karl Augusts) den Satz nachgesprochen. Jede mündige Nation würde den Fremdling verachten, der sich, ihr zu gefallen, in das Kleid ihres Wesens mummt. Unsere Diplomatie ist schon jetzt nicht gerade der Stolz und die Wonne des Reiches; sie würde auf dem ganzen Erdball lächerlich, wenn sie sich in die mimicry bequemte, die ihr der Kanzler empfiehlt. Das englische Diplomatengeschäft bringt ansehnlichen Ertrag; keinem Briten aber ist je eingefallen, den Teutonen, Franzmann, Moskowiter, Hidalgo oder Chinesen zu mimen." Keiner hat ungestraft je vergessen, daß er in jeder Fährniß und Versuchung

Brite bleiben muß. Kennen soll er das Volk, in dessen Hauptstadt er Englands Majestät vertritt, und dessen besonderem Rhythmus seinen Wandel anpassen; doch niemals, nie auch zum Schein nur, das Gewand britischen Zuschnittes abthun. Als Sir William Sidney Smith, der Kommodore, der einst an der syrischen Küste Bonapartes Schiffe gekapert hatte, in den ersten Tagen des Wiener Kongresses den versammelten Monarchen und Ministern ein Fest gab, ließ er sich, um keins der gekrönten Häupter zu kränken, für jede Abendstunde einen anderen Orden auf die Brust heften; nie aber hat der buckelige Gnom (wenn er nicht auf einen Maskenball ging) den Admiralsrock abgelegt. Lord Castlereagh quälte sich im Herbst 1814 mit dem Erlernen des wiener Walzers; wenns dämmerte, walzte der würdige Marquis, der gestrenge Schützer der Legitimität, mit seiner Schwester, seiner dürren Frau oder einem (weicher gepolsterten) Sessel im Arm, zwei Stunden lang durch den Salon. Er wollte tanzen wie ein Wiener; nicht wie ein Wiener empfinden. Sein Bruder boxte und rang, im Waffenrock rother Husaren, auf offener Straße mit den Jüngern des Heiligen Fiakrius. Und als Wellington im Februar 1815 Castlereagh ablöste, brachte er (wie später zur Truppenschau bei Sedan) zwei englische Freundinnen mit, um sich selbst in den schwächsten Stunden nicht an fremden Reiz zu verlieren. So hattens auch die alten Diplomaten gemacht, die aus dem päpstlichen Rom, aus Venedig und Paris kamen. Sie schleppten in langem Troß Alles mit, was sie brauchten, ließen Kleider, Wäsche, Schuhzeug aus der Heimath nachkommen, von dort auch Magen und Herz versorgen und waren entschlossen, um keinen Preis sich zu entnationalisiren. Fragten drum nicht erst ängstlich nach dem Lebensstandard der Städte, in die sie zogen. Ein römischer Legat, ein Vertreter des Dux von Venedig oder gar des Sonnenkönigs lebte überall, wie das Prestige seines Herrn es verlangte; mußte so leben. Ein Rohan, ein Belle-Isle (der Fouquets Enkel war und trotzdem Marschall von Frankreich wurde), noch ein Bernis mußte, wo er auch war, einen Hof halten und königlich auftreten; sonst war die Würde Dessen, für den er sprach, nicht mit dem ziemlichen Glanz repräsentirt. Lest, was Goethe über den für die Wahl und die Krönung eines Römischen Königs aufgebotenen Prunk erzählt. Noch pompöser gings, ein Halbjahrhundert danach, in Franzens Wien zu, als der Kongreß der von Bonapartes Tatze zerstückten Europa mit Pflaster und Faden den Leib zu flicken versuchte. Le congrès danse, mais ne marche pas, sagte der alte Fürst von Ligne. Und Treitschke wettert: „Wie hätte sich eine ernste und tiefe politische Gesinnung entwickeln können in dieser glänzenden und rauschenden Versammlung, der prächtigsten und zahlreichsten, welche die

Welt seit dem großen Kostnitzer Kirchentage (1414) gesehen hatte? Auf dem Graben und auf den Basteien des alten Wiens, im Prater und an der großen Diplomatenbörse, dem Gasthof ‚Zur Kaiserin von Oesterreich‘, drängte sich das bunte Gewimmel von Fürsten und Prätendenten, Staatsmännern und Offizieren, Priestern und Gelehrten, Abenteurern, Gaunern und Supplikanten, unterthänigst angestaunt und unterthänigst ausgebeutelt von den gemüthlichen Wienern, die sich an den hohen Herrschaften gar nicht satt sehen konnten ... Ueber dem ganzen glitzernden und blitzenden Treiben lag der Hauch jener trivialen Gedankenlosigkeit, welche das Habsburgerregiment auf dem wiener Boden eingebürgert hatte. Maskenzüge und Praterfahrten, Bälle und Spielpartien, Schmausereien und Lebende Bilder drängten einander in eintönigem Wechsel.“ Kaiser Franz gab für seine Tafel täglich fünfzigtausend, für die Bewirthung des Kongresses im Ganzen sechzehn Millionen Gulden aus. Und von Talleyrand (der an seinem Prassertisch von einer Feinschmeckerjury den fromage de Brie feierlich zum König im Käsereich küren ließ), von Metternich, Hardenberg und den Oratoren bis hinab zu den ministeriunculi der Kleinstaaten mühte sich Jeder, mit dem Glanz seiner Haushaltung den Nachbar zu überstrahlen. Den in schlichterer Lebensmitte erzogenen Königen von Preußen und von Bayern wurde all diese Pracht bald lästig; Friedrich Wilhelm tändelte schüchtern mit der schönen Gräfin Julie Zichy, Max Joseph fand sein Glück bei bequemerer Weiblichkeit. Die Mandarinenschaar aber ließ sich den Prunk behagen. So laut wurde der Rausch, daß Goethe, fast einmal zürnend, fragte: „Sagt, wie schon am zweiten Tage sich ein zweites Fest entzündet? Hat vielleicht willkommne Sage Vaterland und Reich gegründet? Nein!“ Der Kongreß tanzte, kam aber nicht vorwärts. Die Donaustadt glich dem Versailles des Roi-Soleil. Kein Wunder, daß Talleyrand sich zu Haus fühlte und (nach dem Wort Alexanders) wie der Minister Ludwigs des Vierzehnten auftrat. Monate lang ohne Widerspruch. Bis die Kunde kam, der verbannte Korse sei von Elba nach Frankreich zurückgekehrt. Da schwiegen die Geigen. Welkte die Lilienpracht. Der Spuk mußte weichen.

Ganz so üppig hats die Diplomatie seitdem kaum noch getrieben. Die Repräsentation blieb eine wichtige Sache, wurde aber der Sitte des Landes angepaßt, in dem der Gesandte zu wirken hatte. Der reichste Britenbotschafter wird sich hüten, durch Luxusspektakel den sparsamen Victor Emanuel zu ärgern. Auf dem westender Golfplatz gleicht Lascelles einem Privatmann aus gutem Haus. Herrn Cambon ist in Berlin nicht anzumerken, daß er das an Bargeld reichste Volk Europens vertritt. Die Pflicht zu beträchtlichem Aufwand

meldet sich nur da, wo die Gewohnheit der Heimischen ihn fordert. Bismarck hats in Frankfurt erfahren. Nach dem Diner vom neunzehnten März 1857, das mit allem erreichbaren Raffinement angerichtet war, schrieb er an Gerlach: „Ich habe gestern dem neuen Russen (Fonton) zu Ehren ein offizielles Diner in echt frankfurter Stil gegeben: über zwanzig Nummern auf dem Menu und ein Dutzend der sonderbarsten Weine. Ich verabscheue eigentlich diese Stoff- und Geldverwüstungen; aber: ob Christian oder Itzig, 's Geschäft bringts halt so mit sich." So mußte der Russe bewirthet werden, der „geistreich und angenehm, für die etwas faisandirte Weiblichkeit der hiesigen Bankiergesellschaft wie geschaffen ist, für die jungen Leute aber in seiner brillanten Liederlichkeit und witzigen Zotenreißerei ein gefährliches Beispiel". Der genius loci hätte altpreußische Knauserei nicht erlaubt. Zu viele Diners, stöhnt der Gesandte; „mein Trost ist, daß ich die daraus folgenden Indigestionen als dienstliche betrachten darf und von dem dereinstigen Schlagfluß in Folge amtlicher Trüffelvertilgung werde gerührt werden". Schon bestimmen die Bankiers den Ton. Im Wien des Kongresses hatten die Erkeles und Arnstein kaum noch mitgesprochen; im Frankfurt des Bundestages waren die Rothschild und Bethmann große Herren. (Mit frommem Schauder mag Herr Dernburg in dem zweiten Aprilbrief aus dem Jahr 1853 die Sätze lesen: „Sie werden ohne Zweifel von der in Darmstadt neugegründeten Bank gehört haben. Hier meint man, die Unternehmer hätten es nur auf Börsenagiotage mit Hilfe der pariser Leute von Fach abgesehen und würden die Sache laufen lassen, wenn sie nur ihre Aktien erst mit etwas Profit los wären. Im Urtheil solider Geschäftsleute hat das Unternehmen sehr verloren, seit man Felix Hohenlohe zum Ehrenpräsidenten gewählt hat. Er passirt auch nach seiner schaumburgischen Heirath für einen vornehmen Schwindler, wie der Hauptagent der Sache, Haber, für einen ordinären dito.") Die begüterten Gesandten kümmerten sich um den Kursstand der fünfprozentigen Metalliques. Und Preußens großem Vertreter ward die Golddecke oft zu kurz. In Petersburg wurde dann die Klemme noch enger. Der Gottorperhof von beinahe byzantinischer Pracht. Das zu repräsentativem Leben Unentbehrliche von einem märkischen Mitteljunker nicht zu erschwingen. Durch die Briefe an Schleinitz geht ein stetes Seufzen über die Geldnoth. „Hier rechtlich mit dem Geld auszukommen, ist eine Schiffahrt zwischen Klippen." Ein Gehaltsabzug, wie ihn die berliner Ministerialkasse für die Zeit des Krankenurlaubs verfügt, gar nicht zu ertragen. „Ich will mich bemühen, unter Benutzung jeder Erfahrung, Ersparnisse einzuführen, wo ich kann, und so das Gleichgewicht zu erhalten. Ich sehe aber voraus, daß entweder eine Erhöhung des

Gehaltes oder eine Reduktion der ganzen bisherigen äußerlichen Stellung der Gesandtschaft auf das Niveau derjenigen der kleineren Staaten in Kurzem nothwendig werden wird. Ich werde mit den Einschränkungen, die nöthig sind, um mich vor Schulden zu bewahren, schon jetzt beginnen, indem ich meine Wohnung kündige und eine kleinere nehme. Der äußere Luxus ist mir nicht persönliches Bedürfniß und ich bin fest entschlossen, keine Schulden zu machen." Sechsunddreißigtausend Thaler hat er schon ausgegeben; Reitpferde, Jagd, Cigarren, alte Rheinweine und andere Liebhabereien sind ex propriis zu bestreiten. „Damit ist aber auch Alles, was ich zum Gehalt zusetzen kann, erschöpft. Ich bin ein zu guter Familienvater, um in Verschuldung zu gerathen; ich setze mich dann auf den état Könneritz, mit dreitausend Rubel für einen entresol im großen Haus Jerebzow, zwei bescheidenen Dienern und der steten Consigne ‚nicht zu Hause'. Die Aussicht, daß man sich dann allerhöchsten Ortes nach Leuten umsehen wird, die mehr zuzusetzen bereit sind, wäre mir in Frankfurt sehr unwillkommen gewesen; hier schreckt sie mich nicht. Das Leben in diesem großen Steinhaufen, unter diesem Breitengrad, hat an sich keinen Ueberschuß an Behagen. Kommen noch Geldsorgen und die ganze gêne und Demüthigung glänzenden Hungerleidens dazu, so ist, nach meinem Geschmack, ein bescheidener Posten in Mitteleuropa oder selbst die Erlaubniß, mit Wartegeld auf dem Lande zu leben, vorzuziehen." Zwei Redern, Perponcher, Schulenburg, Savigny, Löwenstein würden die Amtsbürde gern auf sich nehmen und sich nie einen Tadel wegen Mangels an repräsentativer Befähigung zuziehen. „Mein Gewissen könnte also darüber, daß ich dem Vaterland um schmutziger Geldfragen willen meine Dienste verkümmerte, ganz beruhigt sein." Fünf Wochen danach: „Außer der Ueberbürdung mit Arbeit wird mein Behagen einigermaßen durch Nahrungsorgen gestört. Seit meiner Studentenzeit befinde ich mich zum ersten Mal wieder in einer österreichischen Finanzlage (Das heißt: in der des stehenden Defizit); und ist mir darüber nur das Eine klar, daß es so nicht bleiben kann. Ich werde Anträge machen, sie werden aber abgelehnt werden und ich muß mich dann entweder in das Proletariat des hiesigen Diplomatischen Corps oder in meine Heimath zurückziehen." Daß an der Newa ein theures Pflaster war, hatten schon Joseph Marie de Maistre und François Gabriel de Bray gemerkt. Bismarck war nicht lange dort akkreditirt und oft noch auf Urlaub. Hat die Noth der petersburger Tage aber nicht vergessen und im März 1877 dreimal im Reichstag das Wort genommen, um für den General von Schweinitz, den Botschafter am Hof Alexanders, dreißigtausend Mark Gehaltszuschuß durchzudrücken.

Von Alkibiades, Proteus, von dem Thier mit den zwei Pigmentschichten unter der Chagrinhaut steht nichts in diesen Reden. Diplomaten, die sich der Heimath entfremden, „diplomatische Kosmopoliten, die im Auswärtigen Dienst aller Länder vorhanden sind" (und dem Fürsten Bülow die brauchbarsten ihrer Art scheinen), schätzte der erste Kanzler nicht hoch. Daß die großen Botschaften mehr und mehr das Monopol sehr reicher Leute wurden, dünkte ihn gefährlich. Was aber war in Petersburg, in London mit fünfzigtausend Thalern anzufangen? Die Wege sind weit, für alle Fälle also drei Equipagen nöthig, die Luxusartikel theuer, die Lasten der Repräsentation nur unter unheilvoll nachwirkenden persönlichen Opfern zu tragen. Der Dienst des Königs und des Landes, hatte Bismarck an Schleinitz geschrieben, würde nicht leiden, wenn ich aus dem Amt schiede. (Er wäre aufs Land gegangen, 1862 dann nach Menschenermessen nicht ins Ministerium geholt und Wilhelm nicht gehindert worden, der Krone zu entsagen. Hätte darunter der Dienst nicht gelitten?) Nun hat Schweinitz ihm gesagt: „Ich kann diesen Posten nicht länger behalten. Gebt mir einen unwichtigeren oder entlaßt mich. Denn ich habe nicht ein so großes eigenes Vermögen, um meine Witwe und meine Kinder für die Verluste, für die Schulden, die ich, im Fall ich hier bleiben müßte, zu machen genöthigt wäre, entschädigen zu können." Schränkt er sich ein, so spöttelt man hinter seinem Rücken über die Kargheit des Deutschen und „die Sticheleien, Zeitungandeutungen und sonstigen Aeußerungen von höflicher Geringschätzung" verleiden ihm das Leben im Amt. Noch schwieriger ists in London, mit unzulänglichen Mitteln durchzukommen. Die Kaufkraft der Guinee ist gering und die society an Sparmeisterkunst nicht gewöhnt. „Ich finde, zum Beispiel, in einer Zeitung, die mir zufällig in die Hände fiel, daß der Bankier Hope eine Soirée gegeben hat, bei der die Konditoreirechnung achttausend Thaler betrug." Damit, rief der hitzige Kavallerist Schorlemer, sei nichts bewiesen; ein Botschafter, der im Stil der Haute Finance lebe, könne auch in Berlin für Kotillontouren rasch ein Vermögen ausgeben. So leicht ließ der Kanzler sich nicht widerlegen. „Ich habe nur hervorgehoben, daß in London abnorme Luxusverhältnisse vorhanden sind. Bankiers, die achttausend Thaler für Zuckerwerk oder für Kotillontouren ausgeben, haben wir hier nicht. Wenn der Herr Vorredner mir einen nennen will, der in Berlin eine solche Konditorrechnung für eine Soirée zahlt, so will ich sagen: Ich habe Unrecht gehabt. Man kommt in Berlin mit weniger aus als in London." Und muß drum den Botschafter, der in Downing Street für die Bundesstaaten und das Reich sprechen soll, so bezahlen, daß er nicht Schmalhans als Küchenchef und Steward zu wählen braucht und von reichen Peers-Brauern verhöhnt wird.

Für das Diplomatenbudget wird die Lebenshaltung des Staatsoberhauptes stets wichtiger sein als die der Emporkömmlinge. Der berliner Bankier hat 1877 vielleicht mehr Geld herausgeworfen als 1907. Von Festen, wie Strousberg, Geber, Sommerfelds sogar noch sie gaben, hört man heute nicht mehr. Die Magnaten der Bank und der Kohle scheuen den Ruf der Verschwendung. Den Country-Gentleman spielen, edle Pferde im Stall, rasche Automobile in der Garrage, theure Bilder im Salon haben, Fräulein Kurz oder Herrn Girardi (bei sinkender Konjunktur thuts auch Herr Alexander) als Nachtisch serviren: höher schwindelt ihr Ehrgeiz kaum. Ein eigener Eisenbahnwagen schüfe oben schon Aergerniß; könnte den Verdacht wecken, Herr von Protz wage den Wettbewerb mit dem Hof. Der lebt heute anders als vor dreißig Jahren. Der alte Wilhelm stieg in Neubabelsberg oft in den Lokalzug. Benutzte die Umschläge noch einmal, in denen die Berichte der Minister an ihn gelangt waren. Zögerte vor der theuren Fahrt nach Gastein. Ließ den verregneten Waffenrock aufbügeln und wollte es im Manövergelände nicht viel besser haben als jeder Kommandirende General. Dachte noch fritzisch: „Ein Landesherr mit aufgeklärtem Verstand und gradem Sinn wendet alle seine Ausgaben zum allgemeinen Besten und zum größten Vortheil seiner Unterthanen an. Wenn ein Fürst nicht versteht, in dringenden Umständen Geld auszugeben, ists tadelnswerthe Sparsamkeit. Aber ein verschwenderischer Fürst gleicht einem Arzt, der durch zu starke Aderlasse tötet. Wir sind in der Welt, um zu arbeiten. Die meisten Könige und Fürsten bringen drei Viertel ihres Lebens damit zu, durch die Wälder zu laufen, Thiere zu verfolgen und zu töten. Man muß sich nach seinem Stand bequemen und die Pflicht zum Vergnügen machen." Diese knappe Zeit ist vorbei. Kein europäischer Fürst lebt heute in hellerem Glanz als der Deutsche Kaiser. Was mag die Reise nach Korfu, mit hundertköpfigem Gefolge, kosten? Was an Kohle verfeuert, an Munition zum Salut verschossen, an Benzin und Gummireifen für all die mitgenommenen Automobile verbraucht werden? Sechs Söhne, die eigenen Haushalt haben oder haben werden. Die vielen Schlösser, Burgen, Yachten, Pferde, Rennwagen, Galakutschen; die Reisen, Bauten, Modernisirungen, Jagdausflüge, Feste aller Art. Kein Wunder, daß die Civilliste nicht langt (das Gerücht, die Erhöhung werde zugleich mit der Erweiterung des preußischen Wahlrechtes vom Landtag verlangt werden, kann freilich nur ein boshafter Narr in Umlauf gebracht haben). Vom alten Adel kommen nur Wenige mit; auch am Hohenzollernhof sind die Fermiers-Généraux (neuster Sorte) jetzt willkommen. Und der Botschafter, der die für den Kaiser gedeckte Tafel nicht mit allen Wundern südlichen Lenzes schmücken könnte, würde von der Höflingschaar verachtet.

Herr Charlemagne Tower hats vermocht. Vierzig Millionen werden ihm nachgesagt. Vielleicht sinds weniger; jedenfalls ließ er sich die Repräsentation was kosten. Kein Franklin (der ohne Puderperücke, mit einer Brille auf der Nase, vor dem Allerchristlichsten König Louis erschien und in derben Stiefeln eleganten Hofdamen Besuche machte); ein Diplomat, der mit den Spartanern zwar nicht gern Schwarze Suppe gegessen, in Byzanz aber sich flink in einen Byzantiner gewandelt hätte. Ein Republikaner, der früh begriff, worauf es in unserer Monarchie ankommt. Seine Feste waren berühmt. Nicht der Sterlett nur: auch mancher illustre Gast war für den einen Abend aus der Ferne importirt. Der Vertreter der um ihren Reichthum beneideten United States dürfte sich noch üppigeren Luxus erlauben. Doch nicht anders behandelt werden als Einer, der sich mit dem kargen Botschaftergehalt einrichten muß. Vielleicht wollte Herr Roosevelt den Filzen in Washington zeigen, daß der Imperialismus für seine Sendboten nicht knickern darf; vielleicht hindern, daß zwischen ihn und den Kaiser sich wieder ein Mächtiger schiebe. Ein armer Gelehrter soll den Millionär ablösen. Auch einmal die Probe von dem Gegentheil: wie Philipp einst, denkt nun Theddy. Herr David Jayne Hill ist sein Mann. Einer, der sich selbst gemacht hat. Daß er Laufbursche war, mag Frau Fama erfunden haben; daß seine Wiege in einem schlichten Hause stand, ist verbürgt. Er hat in Deutschland studirt (Philosophie, Geschichte, Kameralia, Völkerrecht) und ein Werk veröffentlicht, das den stolzen Titel trägt: History of diplomacy in the international development of Europe. Ungefähr die Laufbahn des (auch an deutschen Hochschulen gebildeten) Historikers Andrew Dickson White, der das Sternenbannerreich in Berlin gewiß nicht schlechter vertrat als nach ihm Herr Tower. Immer muß es ja nicht ein Millionär sein. Im letzten Abschnitt seiner Amtszeit fühlt selbst ein caesarischer Präsident sich als Kind des Volkes. Armuth schändet nicht, sperrt nicht den Weg zu den höchsten Staatswürden: so dekretirt der Reitersmann und Trustfeind im Weißen Haus. Wenn in Charlottenhof die Rosen blühen und in Kiel die Wasserschlacht tobt, wird Hill den Krösus mit dem kaiserlichen Vornamen ersetzen.

Das war abgemacht. Der Kaiser, der Kanzler einverstanden. Ende März gabs plötzlich Lärm; fünf Monate nach der Zustimmung sollte in Berlin der Wunsch ausgesprochen worden sein, Herrn Tower am Königsplatze zu lassen oder einen anderen Ersatzmann zu schicken. Wer hatte den Wunsch ausgesprochen? Der Kaiser; natürlich. Die Herren der Wilhelmstraße verbargen nicht, daß die schlimme Geschichte ihnen erst auf dem Umweg über Washington bekannt geworden sei. (So gings schon manchmal; daß Wilhelm zu dem General De Lacroix gesagt hatte: „Delcassé ist weg; jetzt werde ich Euch in Ma-

rokko nicht mehr geniren", erfuhr der „leitende Staatsmann" auch erst spät.) Und versuchten zunächst einmal, sie ins Fabelreich zu weisen. „Frei erfunden." „Völlig aus der Luft gegriffen". Das hielt sich achtundvierzig Stunden. Dann lasen wir im Lokalanzeiger: „Der Kaiser hat die Beanstandung des von Roosevelt gewählten Botschafters bedingunglos zurückgenommen. Aus Rücksicht auf die Oeffentliche Meinung Amerikas. Er hat seine Ansicht schnell geändert, als ihm mitgetheilt wurde, die deutsch-amerikanische Freundschaft sei gefährdet." Noch am selben Tage wisperte Kuppeltante Voß: „Die Bedenken des Kaisers entspringen dem rein äußerlichen Umstand, daß Hill nicht die finanziellen Mittel besitzt, um hier in einer der Weltmachtstellung der Vereinigten Staaten entsprechenden Weise aufzutreten. Dem Kaiser ist sehr viel daran gelegen, daß in Deutschland das Ansehen Amerikas in jeder Weise gefördert werde." Das dümmste Zeug, das sich erdenken ließ. (Da der Artikelmacher einen Brief Towers, einen nie geschriebenen Brief, erwähnt, brauchte man nicht an seine Offiziösenweihe zu glauben.) Für das Ansehen Amerikas haben doch wohl die Amerikaner zu sorgen; genügt ihnen die Repräsentation, die Herr Hill leisten kann, dann ists sicher nicht unsere Sache, mehr zu fordern. Die Thatsache, daß der Deutsche Kaiser so oft reiche Leute, von Vanderbilt und Morgan bis herunter zu Gaston Menier und Albert Honorius von Monaco, an seinem Tisch sah, ist ringsum laut genug beschwatzt worden; wer ihn in das Gerede bringt, er schätze die fremden Diplomaten nach ihrem Privateinkommen, schmälert ein Ansehen, das uns wichtiger sein muß als das der Vereinigten Staaten. Nein: der Mangel an irdischen Gütern kann Herrn Hill nicht geschadet haben.

Was aber wars? Wie George Gordon Byron, so kann David Jayne Hill von sich sagen: I awoke one morning and found myself famous! Seine Dienstleistung, seine Schriften hatten ihm nicht zu Weltruhm verholfen. Trotzdem Schicksalslaune ihn zweimal an die Rampe gerufen hatte. Er war, als Unterstaatssekretär, der Manager des Prinzen Heinrich von Preußen auf dessen Reise durch die Vereinigten Staaten. Hat er sich da nicht bewährt? Herr Witte, der Verfasser des wunderlichen Buches „Aus einer deutschen Botschaft", behauptet, Hill sei verantwortlich dafür, daß die Reise mit einem ärgerlichen Knalleffekt schloß. (Herr von Holleben, der Botschafter, wurde intriganter Einmischung in die innere Politik der Vereinigten Staaten bezichtigt und vermochte, auch als der erste Lärm verhallt war, die seinem Amt gebührende Stellung nicht mehr zurückzugewinnen.) Die Darstellung ist von außen nicht kontrolirbar; seltsam nur, daß der Mann, der einem Botschafter so Uebles nachsagt, unangefochten blieb. (Niedliche Details. Herr von Holleben empfiehlt „in ehrfurchtvoller Gesinnung" den Journalisten Witte dem Fürsten zu Eulen-

burg. Baron Speck von Sternburg, damals noch Erster Sekretär der Botschaft, warnt den Empfohlenen: „Auf den Brief an Eulenburg würde ich an Ihrer Stelle mich nicht verlassen." Auch der im berliner Preßbureau allmächtige Geheimrath blickt aus kaltem Auge auf den Brief.) Dichtung und Wahrheit? Klar ist dieser Quell nicht. Wenn Prinz Heinrich sich bei seinem Bruder über den Manager beklagt hätte, wäre im November das agrément versagt worden. Herr Hill scheint anzunehmen, daß er sich im Haag, als Gesandter, während der Zweiten Friedenskonferenz den Groll des Herrn von Marschall zugezogen habe. Als ihn in Paris ein Interviewer fragte, warum er in Berlin jetzt persona non grata sei, antwortete er lächelnd zwar mit der Gegenfrage: „Lasen Sie nicht, daß es nur ein Mißverständniß war?" Erinnerte aber daran, daß er im Haag Thesen verfochten habe, die den Deutschen nicht gefielen. Im Vordergrund stand er da nicht. Choate, Scott, Porter führten das Wort. Doch hieß es, gerade Hill habe dem beredten Herrn von Marschall und dem unbeugsam aufrechten Herrn Kriege manches Unbehagen bereitet. Der niederdeutsche Geheimrath widersprach mit zäher Entschiedenheit dem anglo-amerikanischen Vorschlag, für alle Fragen des Rechtes und der Vertragsauslegung eine obligatorische Weltschiedsgerichtsbarkeit einzuführen Auch Herr von Marschall schwamm, nach kurzem Zögern, furchtlos dann „gegen eine ziemlich starke Strömung." Bei der Schlußabstimmung blieb Deutschland (mit Oesterreich, Belgien, der Schweiz und den Balkanmächten) in der Minderheit. Amerika bekannte sich, in platonischer Liebe, zu Campbells Vorschlag der Wehrmachtbegrenzung. Auf diesen Wegen waren Zusammenstöße nicht zu vermeiden. Möglich, daß Herr von Marschall, der seit den Tagen seiner Franzosenfreundschaft eifrig für die Nachfolge Radolins oder gar Bülows empfohlen wird, Herrn Hill als einen etwas unbequemen Passagier geschildert hat. Gelehrsamkeit stellt einem Diplomaten noch kein Reifezeugniß aus. Gelehrte, sprach Bismarck, „haben in der Regel den Beruf zur praktischen Diplomatie nicht in hervorragender Weise bethätigt. Die Arbeit des Diplomaten, seine Aufgabe besteht im praktischen Verkehr mit Menschen, in der richtigen Beurtheilung Dessen, was andere Leute wahrscheinlich thun werden, in der richtigen Erkenntniß der Absichten Anderer, in der richtigen Darstellung der seinigen. Persönliche Liebenswürdigkeit und Menschenkenntniß wirken dabei oft viel mehr als Gelehrsamkeit. Wir haben ziemlich viele ungelehrte Diplomaten gehabt, die doch faktisch die leistungfähigsten waren." Aber Hills Qualitäten kümmern uns nicht. Waren in Washington zu prüfen; und sind da geprüft worden. Reich oder arm, Gelehrter oder Analphabet Kein Deutscher hat, auch der höchste nicht, dafür zu sorgen, daß eine fremde Großmacht in Berlin gut vertreten ist.

Gut, sagt man draußen, ist sie vertreten, wenn ihr Botschafter sich beim Kaiser beliebt zu machen weiß. Alles Andere findet sich dann. Ueber Industrie, Handel, Sozialpolitik, Stand der Technik, Finanz belehren leicht erreichbare Drucksachen. Wirklich wichtig ist nur, bei der Majestät gut angeschrieben zu sein. Danach wählt man die Leute. Wie in der alten Zeit, der jeder Diplomat ein unheimlicher Tausendkünstler war: Amuseur und Ränkespinner, Gourmet und Schürzenjäger, mit der Chamäleonshaut und dem spärlichen Haar sicher ein spottschlechter Kerl. So weit sind wir bald wieder. Auch bei der Forderung sonnenköniglicher Pracht schon? Die müßte den Botschaftern die Verkehrsmöglichkeit eng einschränken; denn stolze Menschen gehen nicht gern zu Einem, dessen Gastlichkeit sie nicht ungefähr wenigstens mit gleicher vergelten können. In Deutschland ist viel zu sehen, zu lernen, sogar von einem Yankee noch zu entdecken. Wer in Berlin Hof hält, erfährt nichts davon. Ganz klug, daß die Repräsentanten der Vereinigten Staaten ihren Botschafter hindern wollen, im Ausland besser zu leben als ein wohlhabender amerikanischer Bürger. Höfisch prunkendes Wesen auch als Exportartikel nicht dulden. Und den Nichtsalsmillionär, der am Liebsten wohl Orden und Titel erhandelt hätte, durch einen Bücher- und Aktenmenschen ersetzen, der sich nach der Staatsdecke strecken muß. Mit grobem Tuch, Brille, bäurischer Haartracht und Doppelsohlen wird er nicht, wie Franklin im wankenden Reich der Louis, um Beachtung buhlen. Aber zeigen, daß er sich aus eigener Kraft auf die Höhe gearbeitet hat und just deshalb würdig befunden ward, im Centrum europäischer Wirthschaft für die Demokratie seiner Heimath zu wachen.

Wenn gegen ihn Etwas einzuwenden war, mußte mans im November sagen. Daß er der Mitschuld an dem Sturz eines Botschafters, gewiß ohne Grund, verdächtigt worden sei; im Haag mit den Beamten unseres Auswärtigen Dienstes nicht allzu gut gestanden habe; daß an amerikanischen Professoren der Einfuhrbedarf fürs Erste gedeckt sei und man einen Handelsherrn Techniker, General, Admiral vorziehe. Solche Ablehnung konnte nicht kränken; auf die vertrauliche Anfrage, ob ein für die Mission Erwählter genehm sei, kam oft schon leise die Antwort, die befreundete Regirung möge lieber einen Anderen aussuchen. Damit ist nicht behauptet, daß es dem Kandidaten an Verstand, Charakter, Lebensart, Fähigkeit fehle; nur, daß er an einen bestimmten Platz in einer bestimmten Stunde nicht passe. Als nach Petersburg das (thörichte) Gerücht kam, Herbert Bismarck solle Werder ablösen, wurde der Zar beschworen, den Sohn des Mannes von San Stefano, den Freund Roseberys sich nicht gefallen zu lassen. Herr Deschanel ist fein und klug, Dandy und Akademiker: in der Hofburg zog man ihm Crozier, den Ceremonienmeister Loubets,

vor. Den Staatssekretär Grafen Bülow hätten die Briten, den Gesandten Grafen Tattenbach die Spanier nicht gern als Botschafter bei sich gesehen. Im Fall Hill ist anders verfahren worden. Wie? Die Offiziösen zweier Erdtheile habens ausgeplaudert. Im November Anfrage und höflich bejahende Antwort. Dabei bleibts; für die Regirungen beider Staaten. Im März sagt der Kaiser, ihm wäre der Botschafterwechsel recht unerwünscht. Das mit erhobener Stimme gesprochene Wort wird flink weitergetragen (wie das Tischgespräch des Lord Tweedmouth über seine Korrespondenz mit dem berliner Neffen des Königs). Dringt aber noch nicht übers Meer. Wilhelm wiederholts; ersucht den Charlemagne der Union, den kaiserlichen Wunsch ins Ohr des Präsidenten zu leiten. Unmöglich. Das sähe aus wie der Versuch, mit Auslandshilfe einen Rivalen abzuwehren. Der Kaiser will nicht, der Botschafter darf nicht direkt schreiben. Und es bliebe bei der Novemberentscheidung, wenn Herr Tower nicht einen Landsmann und Kollegen vorschöbe, der sich Berlin besieht. Am dreiundzwanzigsten März wird die (längst ausposaunte) Aufführung der „Hugenotten" im Hofopernhaus Ereigniß. Die Herren im Frack oder in kleiner Hofuniform; die Damen in rund ausgeschnittenen hellen Kleidern. Schmock nennts „ein echt weltstädtisches Bild von vornehmstem Gepräge" (ohne Gepräge gehts bei Schmock nicht; er hat immer was Geprägtes im Hirnchen). Zwei französische Gäste: die Pächter der pariser Großen Oper, die hier wohl für Intendanten gehalten werden. Herr Jules Cambon herbergt sie neben der Kaiserloge. „Während der Pause wurde in dem mit blühenden Azaleen, Lorber- und Palmenbäumen geschmackvoll dekorirten Foyer Thee gereicht und der Kaiser hielt Cercle". (Schmock ist geadelt worden und schlürft Hofduft in andächtig geblähte Nüstern.) Da geschah es. Dem Amerikaner de distinction wird der Cercle geöffnet und der Wunsch ausgesprochen, Herrn Roosevelt mitzutheilen, was der Kaiser will und nicht will. Der Wunsch; Aufträge hat dieser sonderbare Diplomat nur in südlicherem Klima entgegenzunehmen. Doch er ist bereit. Schreibt die Epistel. Muß auch wohl nicht die Schweigsamkeit eines Trappisten gelernt haben. Denn schon zwei Tage danach weiß man drüben Bescheid und schimpft sich die Wuth vom Herzen. Hier? Sechsundzwanzigster März: „Frei erfunden." Siebenundzwanzigster: „Volles Einverständniß beider Regirungen; nicht die kleinste Meinungverschiedenheit." Achtundzwanzigster: „Ein hingeworfenes Wort Seiner Majestät, das Herr Tower für sich behalten mußte." Der Botschafter wird offen also der Indiskretion geziehen. Das darf er nicht hinnehmen. Am Neunundzwanzigsten ist er im Auswärtigen Amt; um Genugthuung zu fordern? Der Kanzler ist in Wien und dem Staatssekretär wird um seine Gottähnlichkeit bang. Konflikt mit Amerika? Der mit-

schuldig Scheinende wäre am Hof und im Reichstag fertig. Leicht kann Herrn von Schoen die Note, die da entstand, nicht geworden sein; sie ward ihm wohl abgerungen. Und klang selbst dem neudeutschen Ohr noch unglaublich. Alles ein Mißverständniß. Zweifel, ob Hill sich in Berlin behaglich fühlen werde. Die sind nun beseitigt. Jeder vom Präsidenten Ernannte wird höchst willkommen sein. „Mit aller Entschiedenheit muß betont werden, daß in der Zeit des Zwischenfalles Herr Tower keinen Augenblick vom graden Weg loyalen und ehrenwerthen Handelns gewichen ist und gegen beide Regirungen seine Pflicht gethan hat.“ Es ist vollbracht. Der Tower hat keine Schrecken mehr. Herr von Schoen trocknet die Stirn; und ein paar Stunden später meldet die Daily Mail den neusten Rückzug Deutschlands. Der König hat eine Bataille verloren.

Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. Reden wir nicht davon: dann ists nie gewesen. Die Vertreter des Reichsvolkes tagen. Auf ihrem Blocksberg hadert die Hexenzunft um Vereinsgesetz und Börsenusancen; erfeilscht und verschachert, was vor Walpurgis heiligste Ueberzeugung schien. Um beträchtliche Dinge gehts. Ist die Frage nach der Führung des internationalen Reichsgeschäftes nicht noch beträchtlicher? Wenn kein Anderer interpellirt, wirds die Genossenfraktion thun. „Gedenkt der Herr Reichskanzler, endlich den Auswärtigen Dienst des Reiches vor jäher Ingerenz und Beunruhigung zu schützen?“ Roth wäre rasch wieder der Pivot. Nein. Kein Laut unter der Kuppel. Auch im Holzpapierwald schweigen die Vöglein. Aus zwei Erdtheilen kicherts.

„Lange haben wir Oesterreich-Ungarn über die Achsel angeschaut; und heute beschämt uns die Thatkraft dieser verspotteten Monarchie. Der Vergleich mit unserer Politik lehrt auch das blödeste Auge erkennen: dort ist Energie und Fortschritt, bei uns hoffnunglose Stagnation. Unserer Politik fehlt jeder Faden, jedes Ziel; weil wir selbst nicht wissen, was wir eigentlich wollen, stehen wir müßig. Wir lassen geschehen, was Andere unternehmen, und erschöpfen unseren Scharfsinn in dem kümmerlichen Bemühen, unser Gesicht dabei zu wahren. So fahren wir manchmal mit täppischer Geberde in die Zügel der Politik, ziehen uns aber schnell zurück, wenn eine bedenkliche Wendung droht; die Korrektur der eigenen Fehler verbraucht unsere Kraft; niemals kommen wir dazu, Verlegenheiten und Fehler Anderer auszunutzen.

Im Geschichtbuch der letzten zehn Jahre beweist jede Seite die Richtigkeit dieser Beobachtung; vom mater peccavi nach der Krügerdepesche, von den abgelehnten Vorschlägen Chamberlains bis auf unsere Tage. Transvaal, russisch-japanischer Krieg, Marokko, Kongokrise e tutti quanti: nichts als Fehler und verpaßte Gelegenheiten. Und immer wieder hören wir zur Erklärung und Rechtfertigung unserer zaghaften Unthätigkeit: Wir sind zu schwach zur See, wir dürfen es auf einen Konflikt nicht ankommen lassen.

Aber nicht dem Starken, sondern dem Muthigen gehört die Welt. Woher die Energie Frankreichs, sein nordafrikanisches Kolonialreich zu erobern, trotz dem deutschen Protest, woher der Entschluß Oesterreichs, seine Orientpolitik kräftig weiterzuführen, trotz dem russischen Murren? Sind sie stärker und besser für eine Politik der That gerüstet als wir? Wir weichen vor eingebildeten Gefahren zurück. Nur Selbsttäuschung kann unser Verhalten Friedensliebe nennen. Trotz unserer Zaghaftigkeit sieht Europa in unserer schwankenden Politik die stets drohende Donnerwolke. Wenn in letzter Zeit die Beunruhigung nachzulassen beginnt, so ist Das die Folge der Erkenntniß, daß an die Stelle unserer ‚uferlosen‘ eine ziellose Politik getreten ist, die darum Niemand mehr ernst nimmt. Das ist ein schlechter Trost.

Der natürliche Begleiter der Zaghaftigkeit ist der Wunsch, ja, die Sucht, mit Allen gut zu stehen. In diesem Trachten haben wir es zur Virtuosität gebracht. Die bisher gebräuchlichen Mittel der Courtoisie, Geschenke, Aufmerksamkeiten, Besuche der Herrscher, sind weit überboten. Wir inszeniren umfangreiche Haupt- und Staatsaktionen, in die wir den halben Erdtheil hineinziehen, nur um den Beweis zu erbringen, daß wir die Friedensstörer nicht sind, als welche man uns verdächtigt. So werden sämmtliche Uferstaaten der Nordsee in Bewegung gesetzt, um der liebenswürdigen Beherrscherin der Rheinmündungen und vielleicht auch ihrem galanten Nachbar den Glauben aufzuzwingen, daß wir ernstlich nicht daran denken, Zacken aus ihren Kronen zu brechen. Was soll dabei herauskommen? Mißtraut man unserer Politik, so wird auch ein Stück Papier, das im Ernstfall fortflattert, kein Vertrauen schaffen. Die Mächte, denen die Betheiligung an dieser Politik des Zartgefühles zugemuthet wird, empfinden sie höchstens als unbequem; sie machen mitleidig lächelnd mit, versäumen aber keine Gelegenheit, die ihnen erlaubt, aus unserer Beflissenheit den denkbar größten Nutzen zu ziehen.

So gleichen wir dem satten und eitlen Rentier, der, als er noch Geschäfte machte, manchem Konkurrenten auf den Fuß getreten hat, nach Beendigung seines Lebenswerkes aber nur noch den Wunsch hegt, angestaunt und beneidet seinen Reichthum zu genießen. Früheren Gegnern macht er den Hof, Wohlthaten erweist er ostentativ, aber im Rahmen seines Budgets. Bei Geschäften will er noch dabei sein (im Interesse des Ansehens der Firma), aber um Gottes willen nichts mehr riskiren. Für die Geschäftswelt ist er längst nicht mehr ein Faktor, mit dem man ernsthaft rechnet

Ein großes Volk kann aber nicht von seinen Renten allein leben; es verzehrt in Kürze das Kapital, wenn es nicht neue Werthe schafft. Wir waren wohlhabend, als Fürst Bismarck zum letzten Male seinen Namen unter die nationale Bilanz setzte. Heute ist unser einziger Aktivposten von Bedeutung die Furcht Frankreichs vor unserem Landheer. Aber auch sie lebt nur noch im Busen (richtiger: im Portemonnaie) des französischen Philisters; den Politikern

hat Herr Delcassé die Augen geöffnet. Die Debetseite hat sich erschreckend gefüllt, seit der Posten Koalitionen vom Credit aufs Debet übergebucht werden mußte und die Erkenntniß unserer Muth- und Energielosigkeit begonnen hat, die Transaktionen unserer Gegner zu bestimmen.

Warum ist das reiche nationale Kapital in einem halben Menschenalter verwirthschaftet worden? Die landläufige Antwort lautet, die Schuld liege am persönlichen Regiment. Wenn ein Herrscher die Geschicke eines großen Volkes allein bestimmen will, so geht die Aufgabe über menschliches Vermögen. Selbst wenn ihm außergewöhnliche Gaben verliehen wären, könnte aller Fleiß und aller gute Wille die menschliche Unzulänglichkeit nicht aufwiegen.

Diese Antwort geht der Wahrheit aus dem Weg. Denn jedes Volk hat die Regirung und damit auch die Politik, die es verdient. Das monarchisch regirte Land kann sich den Herrscher nicht nach Gefallen wählen; darin liegt einer der vielen Vorzüge des monarchischen Systems. Aber das Volk kann den Herrscher erziehen. Das ist nicht nur sein gutes Recht, sondern seine Pflicht.

In Deutschland zeigen Presse und Parlament eine erschreckende Gleichgiltigkeit und Kritiklosigkeit vor den Ereignissen der internationalen Politik. Im Reichstag sind die Abgeordneten, die sich überhaupt dafür interessiren, an den Fingern abzuzählen; die Mehrzahl der tonangebenden Zeitungen deckt im Preßbureau der Wilhelmstraße ihren Nachrichtenbedarf und akkommodirt als Gegenleistung ihre Kritik den amtlichen Wünschen. Das weiß Jedermann."

Diese Sätze standen in einem Klagebrief, den ein entamteter Patriot mir schrieb. Sein Kummer ist den Lesern dieser Blätter nicht fremd. Mancher erinnert sich wohl auch, daß vor anderthalb Jahren hier vor dem Schaden gewarnt wurde, der entstehen könnte, wenn der Kaiser fortfahre, mit den in Berlin beglaubigten Diplomaten unter vier Augen die Geschäfte zu besprechen. Selbst ein mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteter Bismarck käme gegen den Träger der Krone nicht auf. „Der Kanzler weiß, wie oft diese Schwierigkeit das Vertrauen geschmälert und anderes Unheil gezeugt hat." Weiß ers? Den Briefwechsel mit dem Ersten Lord der britischen Admiralität fand er unschädlich. Daß er nicht ahnte, Wochen lang, was zwischen Washington und Berlin schwebe, scheint ihn nicht zu geniren. Krüger, Stoessel, De Lacroix, Witte, Goluchowski, Tweedmouth, Tower: diese Fälle sind bekannt. „Die wirklich monarchische Verfassung ist, je nachdem sie geleitet wird, die beste oder die schlechteste von allen. Die Staatsklugheit erfordert Geduld und die Hauptaufgabe eines geschickten Mannes besteht darin, Alles zur rechten Zeit und bei passender Gelegenheit zu thun." So sprach König Fritz. Der, nach Rankes devotem Urtheil, nicht das Zeug zum Diplomaten hatte; aber, als Selbstherrscher, einsehen lernte, welche Behutsamkeit die Leitung der Staatsgeschäfte heischt.

*

Frederik van Eeden.

Frederik van Eeden ist seit einem Jahrzehnt deutschen Fachmännern kein Fremder mehr. Man wußte, daß er, der Arzt und Psychologe, der bekannte Suggestivtherapeut, als Führer des libertären Sozialismus seines Landes harte Kämpfe mit den autoritären Sozialisten marxistischer Richtung ausfocht, daß er sogar eine freisozialistische Siedelung ins Leben gerufen hatte, über deren Schicksal die widersprechendsten Gerüchte umliefen; man hörte auch, daß er zu den gefeiertsten Poeten seiner Sprache gerechnet wird. Aber wer von uns liest Holländisch! Da brachten Schuster & Loeffler in rascher Folge drei seiner bekanntesten Schöpfungen heraus (sämmtlich in der Uebersetzung der zur Deutschen gewordenen Holländerin Else Otten): die Märchendichtung „Der kleine Johannes", den psychologischen Roman „Wie Stürme segnen" und eine soziale Rhapsodie „Die freudige Welt". Und nun wußten wir, daß Frederik van Eeden nicht nur in seinem Land, sondern in der Welt als ein Dichter zu gelten hat. Doch darüber mögen Berufenere urtheilen. Ihnen sei insbesondere überlassen, den tiefgründigen Roman „Wie Stürme segnen" zu werthen, der mir in der Tiefe der psychologischen Analyse Dostojewskij zu übertreffen scheint; an philosophischer Tiefe läßt er ihn weit hinter sich. Hier aber sei nicht dem Aesthetiker, sondern dem Soziologen das Wort verstattet, um von seinem Standpunkt aus „Die freudige Welt" zu würdigen.

Dabei muß auch „Der kleine Johannes" mit betrachtet werden. Wenn die beiden Werke auch selbständig sind, jedes für sich genossen und verstanden werden kann, so bilden sie doch eine höhere Einheit. Sie verhalten sich wie der Begriff zur „Idee" im Sinn Platons, wie die Weltanschauung des Dichters zu ihrer anschaulichen Verkörperung im Kunstwerk, wenn man will, wie die Scholie zum Dichtwerk. Was dieser Mann, der eben so tief zu denken wie zu fühlen weiß, durch andächtige Versenkung in die Welt und das eigene Bewußtsein und in die Werke der großen Denker und Gottsucher aller Zeiten, der egyptischen Priester und der tiefsinnigen Schöpfer der Vedanta, Platons, Spinozas, Kants und Schopenhauers erkannt, was er in den Werken der großen Mystiker, des Meister Eckhart und seiner Geistesgenossen, erfühlt hat, Das ist in seine tiefe, fruchtbare Seele eingedrungen und als Kunstwerk wieder erstanden. Als ein Kunstwerk, dem man fast nie anmerkt, daß es Etwas sagen will, das mehr ist als Gestaltung, in dem der höchste Begriff, die höchste Abstraktion die vollste, blühendste Körperlichkeit erhalten hat, in der die Allegorie reine Anschauung geworden ist.

Der kindliche Mensch, der kleine Johannes, lebt im Paradies. Die zarten Elementargeister sind seine Gespielen, in alle Lande des Wunders hat er freien Weg, alle Elemente dienen ihm. Aber die Neugier, die den Menschen

zum Menschen macht, die Sehnsucht des „Wüßt' ich!" sperrt ihm die Pforte der Seligkeit. Lange sucht er Befriedigung und Ersatz in der Wissenschaft; aber immer mehr verdunkelt sich sein Himmel. Endlich entreißt er sich dem zwecklos äffenden Spuk und findet den Anfang zum Wege des Heils. Die Fleisch gewordene werkthätige Liebe selbst wirbt ihn zu ihrem Jünger: Jesus Christus wandelt über die Meereswogen zu ihm und führt ihn mit sich zu den Mühsäligen und Beladenen, Jesus selbst, wiedergekehrt, um als armer Scheerenschleifer das Evangelium der Liebe, das geheimnißvolle Mysterium des „Tat Twam Asi" neu zu leben und zu verkünden, Jesus selbst, der, als Sozialist und Anarchist verhöhnt und verfolgt, seinen Leidensweg und sein Golgatha noch einmal sucht, um die Menschheit endlich zu erlösen. Aber es ist nicht das gefälschte Evangelium der Weltflucht, der Askese, der Häßlichkeit und Armuth, sondern es ist die frohe Botschaft eines Gottesreiches, in dem die Liebe herrscht, die zugleich die Wahrheit und die Schönheit ist, die den Schöpfer und Vater in seinen Werken in Freudigkeit und aufrechten Hauptes am Besten zu ehren glaubt. Die alte Welt der naiven, gedankenlosen, selbstsüchtigen Schönheit muß zu Grunde gehen, um dieser neuen Welt Platz zu machen: der große Pan stirbt und die ganze Natur, alle Instinktwesen und die seelenlosen, fremdem Unglück fremden Elementargeister folgen seiner Bahre, während die ganze Natur das ungeheuerste Sterbelied heult, das in aller Dichtung der Welt zu finden sein dürfte. Aber das schwere Opfer ist nicht umsonst gebracht; das naive Glück der Kinderzeit der Menschheit wird abgelöst durch das bewußte Glück ihrer Reife; eine Zeit steigt herauf, in der Niemand mehr zu leiden braucht, damit ein Anderer glücklich sei; die Zeit der Erfüllung ist gekommen und in einer großartigen Vision steht der freie Sozialismus da, eine unsagbare Wirklichkeit, das Reich der Liebe, der Wahrheit, der Schönheit und der Kraft.

Was Goethe in seinem herrlichen Fragment ausdrücken wollte, das Hohelied von der Erlösung der Menschheit durch das Kreuz, aber durch das von blühenden, glühenden, duftenden Rosen umwundene Kreuz: hier ists zur Vollendung geführt. Andersens zarte Märchenkunst, von der naivsten Schöpferfreude holdselig überblüht, Dantes ungeheure kosmische Phantasie, des Dänen Jacobsen Stimmungmacht und Schillers Pathos vereinen sich zu einer kraftvollen Symphonie.

Mit dieser knappen Inhaltsangabe des „Kleinen Johannes" ist im Grunde Alles schon gesagt, was über den Inhalt der „Freudigen Welt" gesagt werden kann. Die selben Elemente sind es, nur nicht in der reinen Anschauung des Kunstwerkes, sondern in der Reflexion betrachtet. Nicht ganz in der Reflexion. Ich nannte das Buch eine soziale Rhapsodie, um den verdächtigen und mit Recht in Mißkredit gekommenen Ausdruck „Predigt" zu vermeiden. Nennen wir es eine rhapsodische Predigt, streifen aber den häßlichen Beiklang des Lehr-

haften und Ueberheblichen ab: denn es ist eine Predigt, weil sie ganz aus dem Grund einer tiefen, echten Frömmigkeit aufblüht und weil sie nicht überzeugen, sondern überreden will. Daß vielfach auch Gründe menschlicher Wissenschaft ins Feld geführt werden, theilt diese Predigt mit den besten ihrer Art; aber sie bleibt Predigt, denn überall wird das Fundament nicht im Verstand, mit Gründen gelegt, sondern in der Empfindung, mit Gefühlen. Nicht die Welt der Erscheinung steht zur Erörterung, sondern die Welt an sich, das im Wechsel Beharrende, das im höheren Sinn Seiende; die Augen des Denkers bohren sich durch den Schleier der Maja und schauen das Ewige, Zeitlose.

Einem, der niemals das philosophische Erstaunen empfunden hat, wird das Alles wie ein toller Galimathias klingen. Ich kann ihm und mir nicht helfen. Wer aber die Welt der großen Denker aller Zeiten kennt, Der wird mich verstehen; und verstehen, was ich sagen will, wenn ich ausspreche, daß dieses Buch das frömmste und doch kirchenfeindlichste Buch ist, das sich denken läßt.

Eeden ist in einem atheistisch-materialistischen Milieu aufgewachsen und war selbst als Jüngling Atheist und Materialist. Dann erlebte er, was man die „Gnadenwahl" zu nennen pflegt: er erschaute Gott in der mystischen Verzückung, in der sich seltenen Naturen der große geheimnißvolle Zusammenhang nicht allen Lebens nur, sondern auch aller Kraft enthüllt. Alle Worte, die ja doch nur Tonlaute für abstrakte Begriffe bleiben, sind ohnmächtig, diesen inneren Entschleierungprozeß zu schildern; und so sei es denn nur dem Wissenden ein Hinweis auf verwandte Seelenwandlungen, wenn ich sage, daß Eeden Etwas wie den ontologischen Gottesbeweis vorträgt und, ganz platonisch, Gott, als der höchsten „Idee", alle Tugenden in der Absolutheit zuerkennt, nicht nur die Güte, sondern auch die Wahrheit und die Schönheit. Sein höchstes Prinzip ist nicht der blinde Weltwille Schopenhauers, sondern ein bewußter, gütiger Zweckwille, die Liebe selbst zu allem Lebenden, das aus ihm hervorgegangen ist, und der Wille zur Wahrheit und Schönheit. Daß sich einem Poeten dieser oberste Weltwille personifizirt und alle Züge des gütigen Vaters der Evangelien annimmt, mag unphilosophisch sein, ist aber begreiflich.

Hier hat er das unerschütterliche Fundament seiner ganzen Weltanschauung, eine metaphysische, völlig beweisfreie Prämisse, aus der er ableitet. Gott will das möglichst vollkommene Leben möglichst vieler Menschen; möglichst vieler, denn nur in der großen Masse, von ihr getragen und gestützt, wie er jeden anderen trägt und stützt, kann der Mensch zur Vollendung gelangen; gerade wie der Getreidehalm nur dann nicht vom Sturm geknickt wird, wenn er im Felde wächst: nur hier kann er seiner Bestimmung folgen, emporzuwachsen, dem göttlichen Licht entgegen.

Aber nicht möglichst viele armsälige und gedrückte, stumpfe und dumpfe Menschen, sondern möglichst viele möglichst veredelte Menschen will Gott und

muß jeder Mensch wollen, der sich recht besinnt. Das aber verhindert unsere Weltordnung: die wenigen Reichen entarten in der Verfeinerung, weil sie die Kraft verlieren, die nur in der Arbeit der Muskeln erhalten werden kann; der großen Masse aber fehlt die Möglichkeit, sich so weit zu verfeinern, wie es der Rasse bestimmt ist. Diese dem göttlichen Rathschluß widersprechende Weltordnung ist jeder Freund Gottes und des Lebens zu bekämpfen verpflichtet; und zwar giebt es zu diesem Zweck ein einfaches und unfehlbares Mittel. Ihr braucht nur das biblische Wort, das Euch verbietet, zu wuchern, passiv zu fassen und dahin zu erweitern, daß ihr Euch auch nicht bewuchern lassen wollt: und der Feind ist gestreckt. Verweigert den Geldbesitzern die Arbeit, Ihr Mühseligen und Beladenen, arbeitet für Euch selbst, ohne einander zu bewuchern, und vertheilt den Ertrag Eurer Arbeit nach gerechtem Maß.

So kommt Eeden, unter scharfer Abgrenzung seines Standpunktes gegen den autoritären Marxismus rechts und den aller Autorität feindlichen Anarchismus links, zu dem „Assozialismus", der genossenschaftlichen Wirthschaftordnung, die Owen zuerst erfaßte und die seitdem von einer ganzen Reihe streng methodischer Denker aus logischen, nicht aber metaphysischen Prämissen abgeleitet worden ist. Auch meine eigenen soziologischen Studien versuchen, diese Konzeption zu begründen und vorzubereiten. Das ist schließlich nicht so wunderbar, wie es zuerst aussehen möchte: jeder Reformer bringt einen sozialen Begriff a priori mit, der ihm nicht aus der Erfahrung stammt, sondern aus jener inneren Welt, in deren Namen Eeden zu uns spricht: den Begriff (besser: das Ideal) der Gerechtigkeit. Auch der historische und ökonomische Materialismus stößt, wie der philosophische, irgendwo auf eine Grenze, wo das Kausalgesetz seine Geltung verliert, wo die Erscheinung verweht und das Ewige wie durch Schleier sichtbar wird.

Ich bin mir darüber klar, daß diese wundersame Beweisführung nur Den überzeugen wird, der mit ungefähr gleicher Stimmung der Welt gegenüber steht wie der Dichter-Philosoph selbst. Und ich weiß, daß Deren nur Wenige sind, Wenige, deren Geistesflügel stark genug sind, um sie bis an die Grenze der Erfahrung zu tragen, wo die Mystik anfängt, die eigentliche Wissenschaft zu sein, weil die Wissenschaft der Begriffe aufgehört hat; noch Wenigere, deren innere Schauenskraft so gewaltig ist, daß sie des Luftschiffes der logischen Reflexion gar nicht bedürfen, um so hoch aufzusteigen. Alle Anderen werden mit mehr oder weniger Wohlwollen den „Träumer" verspotten. Ich kann ihn nur bewundern, kann mich fast entsetzen über die nachtwandlerische Sicherheit, mit der hier der nur von der ursprünglichsten Empfindung geleitete Geist mühelos die steilsten Ziele erfliegt, zu denen der mit aller Wissenschaft gewaffnete Geist so langsam und mühsam emporgekeucht ist.

Freilich: mir scheint der kleine Johannes ein weit besserer Künder der freudigen Welt zu sein als die rhapsodische Predigt. „Bilde, Künstler!"

Frederik van Eeden hat den Versuch gemacht, seine Assoziation in die Wirklichkeit zu übertragen. So weit sich erkennen läßt, hat er Konsumvereine gegründet, die schnell in sehr großem Umfang zu Eigenproduktion übergegangen sind. Der Versuch ist mißglückt und Eeden selbst hat ein Vermögen dabei zugesetzt. Dieser Mißerfolg bot ihm Anlaß, der deutschen Ausgabe ein Nachwort anzufügen, in dem er sein Glaubensbekenntniß in mancher Beziehung revidirt. Ihm gilt jetzt die große Masse als unfähig, sich selbst aus dem Sumpf zu ziehen, und er beschwört das praktische Genie, den „Helden" der Wirthschaft, herauf, der die Rettung allein bringen kann. Dieses Bekenntniß ist gefährlich, weil es den thörichten Chor verstärken muß, der das Hohelied von dem „geborenen Kapitalisten" singt. Das wäre hinzunehmen, wenn es nur auch wahr wäre. Aber es ist nicht wahr; es ist erweislich unwahr. Die größten Geschäfte der Welt, die beiden britischen Großhandelsgenossenschaften, sind von einfachen, nicht im Mindesten genialischen Arbeitern begründet und bis auf den heutigen Tag gesteuert worden; und die chinesischen Genossenschaften schlagen, wohin immer sie gelangen, jeden, auch den genialsten kapitalistischen Wettbewerb. Nein: hier bürdet Eeden eigene Schuld den Menschen zu, mit denen er gearbeitet hat. Er hat einen schweren kaufmännischen und einen schweren psychologischen Fehler gemacht. Der erste Fehler war, daß er, in begreiflicher Ungeduld, die Eigenproduktion des Konsumvereins zu schnell ausgedehnt hat. Man soll (Das ist schmerzlich erkaufte Grundregel) mit der Eigenproduktion immer etwas hinter dem gesicherten inneren Absatz im eigenen Kreis zurückbleiben und nicht eher damit beginnen, als bis dieser Absatz groß genug geworden ist, um einen zur Konkurrenz fähigen Betrieb einrichten zu können. Sonst geht man sicherer und fährt besser, wenn man die Waare bei dem Unternehmer kauft. Eeden hat forcirt, ehe der innere Kreis groß genug geworden war, hat vergessen, daß in einem Geschäft, auch wenn es keinerlei Gewinnabsicht hat, doch vor Allem geschäftliche Grundsätze zu walten haben, und ist gescheitert. Er wollte fliegen, ehe der Aëroplan fertig war, und ist dabei gestürzt. Tua culpa!

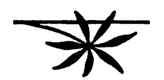
Der schwerere Fehler aber, der ihn jetzt die Welt so verzerrt sehen läßt, ist ein psychologischer. Er hat den Durchschnittsmenschen überschätzt. Der Mensch, wie er ist, hat den kunstvollen Bau, den Eeden errichten wollte, nicht zu tragen vermocht. Aber Eeden sollte sich fragen, ob der Bau nicht überflüssig kunstvoll geplant war. Er rechnete darauf, Menschen zu finden, die im Wesentlichen von Nächstenliebe bestimmt waren: der Mörtel genügte nicht und das Haus stürzte ein. Eeden mußte den Menschen, als ein im Durchschnitt vom Egoismus beherrschtes Wesen, besser kennen und seinen Bau danach einrichten.

In seinen sonst rein assozialistischen Plan hat Eeden eine Velleität des Kommunismus aufgenommen, an der jedes Unternehmen dieser Art scheitern muß und bis jetzt auch gescheitert ist: er hat den Ertrag der gemeinsamen

Arbeit nicht nach der Leistung, sondern nach dem Bedürfniß vertheilt, trotz allen Warnungen seiner Freunde. Das ist das absolute Mittel, um neunundneunzig Prozent der Menschen in „Diebe und Flegel“ zu verwandeln. Wenn sein Wohlbefinden von Fleiß und Sittlichkeit (denn Beides kostet Anstrengung) unabhängig ist, wenn er auch ohne sie Alles hat, was er haben will, dann wird der Durchschnittsmensch natürlich faulenzen. Die große Kette der Ursachen und Motive: Bedürfniß, Anspannung und Genuß, hat alles Leben erhalten und aufwärts geführt von der Amöbe bis zum höchsten Menschen. Wer es wagt, das Mittelglied herauszunehmen und dem Bedürfniß sofort den Genuß folgen zu lassen, Der demoralisirt den Menschen. So hat Eeden hier, um seine Sprache zu reden, geradezu gegen das göttliche Gesetz gehandelt. Aus seinem Fall mag aber jeder Sozialreformer der Zukunft einen Rath mit auf seinen dornenvollen Weg nehmen: für Unmündige, Alte und Schwache ist freigiebig zu sorgen. Wer aber nicht den sittlichen Muth in sich fühlt, einen gesunden arbeitfähigen Arbeitscheuen im Nothfall vor seiner Thür verhungern zu lassen, Der lege sein Werkzeug nieder, ehe er angefangen hat. Auch hier gilt das Wort: Laß Dich nicht bewuchern! Wer ohne Noth vom Bettel lebt, ist ein Parasit wie der Couponschneider und hat nicht einmal dessen gutes Gewissen. Daß diese harte Regel nicht für die Mehrzahl der Bettler in unserer kranken Gesellschaft gilt, muß betont werden.

Die Uebersetzung ist vorzüglich; an einem ungebräuchlichen Wort oder einer eigenthümlichen Konstruktion merkt man freilich nicht selten, daß es ein Ausländer ist, der da zu uns spricht.

Groſzlichterfelde. Dr. Franz Oppenheimer.



Der Mensch und der Gram.

Und immer sitzest Du, Bildwerk aus Erde,
Gram, grauer Denker, stumm an meinem Herde.
Gebirge unsre Häupter, dumpf verschluchtet,
von Treibgewölk und Mondlicht überfluchtet.
Stein unser Sitz. In unsrem steinernen Haar
nistet, uralt, ein blindes Adlerpaar.
Wir sitzen Aug in Auge tief und dicht
von Anfang her und warten auf das Licht.

München. Leo Greiner.



Was ist uns Schelling?*)

Eine Neuausgabe der Hauptschriften Schellings wird nicht leicht auf ein allgemeines Entgegenkommen und Verständniß rechnen können. Denn wenn überhaupt die nachkantische spekulative Philosophie aus dem Bewußtsein des letzten Menschenalters so gut wie gänzlich ausgeschaltet war, so war Schelling vollends der Vergessenheit, ja, der Verachtung anheimgefallen. Der Grund hierfür lag vor Allem in seiner Naturphilosophie. Einer von den Erfolgen der modernen Naturwissenschaft berauschten und unter der Herrschaft naturwissenschaftlicher Ideen befindlichen Zeit mußte sie als der Gipfel des Aberwitzes, als eine Verhöhnung und das Gegentheil alles Dessen erscheinen, was sie selbst als Wissenschaft betrachtete. War es doch nicht zuletzt gerade der Protest der triumphirenden Naturwissenschaft gegen die Ueberhebung der spekulativen Philosophie gewesen, was die Abwendung von dieser herbeigeführt hatte. Dieser Protest hatte die Philosophie seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts zu einem näheren Anschluß an die exakten Wissenschaften gedrängt und mit der bisherigen Methode zugleich auch deren Geist verändert. Mit entsagungvollem Verzicht auf ihre einstigen hohen Ansprüche hatte sie alle Brücken, die sie mit der klassischen deutschen Spekulation während des ersten Drittels des neunzehnten Jahrhunderts verbanden, hinter sich abgebrochen. Wie mit einem gewaltsamen Entschluß hatte sie selbst die Erinnerung an sie aus ihrem Bewußtsein ausgestrichen und war hinter einen Hegel, Schelling und Fichte auf den Standpunkt der kantischen Vernunftkritik zurückgegangen. Die Naturwissenschaft hatte der Philosophie zuerst die Augen über die grenzenlose Verirrung geöffnet, der sie mit dem Verfolgen des Weges der genannten Denker verfallen war. Nun glaubte sie, indem sie wieder auf den Ausgangspunkt der spekulativen Philosophie zurückgriff und sich von Neuem in den Geist der kantischen Kritik versetzte, auch zu neuen und haltbareren Ergebnissen gelangen zu können. Das Wort „Kritik“ übte auf sie wieder den selben Zauber aus, womit es einst den Dogmatismus der Aufklärungzeit zerstört und dem seichten Geplätscher eines popularphilosophischen Raisonnements die Quelle verstopft hatte. Unter „Kritik“ aber verstand man nach den vagen Träumen einer sich selbst überschlagenden Spekulation und den Ikarusfahrten in die Region des Uebersinnlichen die gänzliche Enthaltung von allen metaphysischen Gedankengängen, die Beschränkung der Philosophie auf Erkenntnißtheorie, Psychologie und Logik und das ängstliche Fernhalten solcher Ideenverbindungen, die etwa zu einem Konflikt mit der herrschenden naturwissenschaftlichen Geistesrichtung hätten führen können.

Das war die Zeit der tiefsten Gesunkenheit von Schellings Ansehen. Der Urheber der Naturphilosophie galt geradezu als der typische Repräsentant jenes Geistes der Unwissenschaftlichkeit und Phantastik, der die Philosophie vom rechten Wege abgelenkt und die fruchtbaren Ergebnisse der kantischen Vernunftkritik zur Sinnlosigkeit und Unvernunft entstellt habe. Mit den Naturforschern, die in dieser Beziehung den Ton angaben, vereinigten sich die Philosophen, um den Denker in Grund und Boden zu verdammen und seine gesammte Lebensarbeit als einen ein-

*) Das Geleitwort zur Neuausgabe von Schellings Werken (Auswahl in drei Bänden), die in Fritz Eckardts Verlag in Leipzig erscheint.

zigen großen Irrthum abzuweisen. Und so tief war die Verachtung seiner Leistung, so gering die Meinung, die man von ihm hatte, daß Alle, die in Wort und Schrift, auf der Katheder und in Abhandlungen gegen die „Verirrungen“ der „schellingischen Phantastik“ loszogen, es meistens gar nicht einmal für der Mühe werth hielten, sich überhaupt auch nur mit Schellings Schriften näher zu befassen, sondern nur einfach aus einer gewissen vagen Stimmung heraus in den Chor der Schellingverächter mit einstimmten. Damals konnte man es fast täglich erleben, daß berühmte Kathedergrößen, auf deren Worte die gläubigen Hörer zu schwören pflegten, Ansichten als solche Schellings vortrugen und ein Bild des Denkers lieferten, das lediglich ihrer eigenen Phantasie entsprungen war und nicht von der Einsicht, sondern rein von der Abneigung eingegeben war. Am Liebsten pflegte man die Geschichte der Philosophie mit der Darstellung Kants abzuschließen. Konnte man aber nicht umhin, auch die nachkantische Philosophie in den Umkreis der Behandlung mit hineinzuziehen, so geschah es meist in einer Weise, die selbst den guten Willen zum Verständniß ihrer Leistungen vermissen ließ. So pflegte man bei Schelling einzelne Sätze aus dessen Naturphilosophie herauszureißen und, wie in absichtlicher Entstellung, als abschreckende Beispiele eines verirrten Denkens dem Gelächter seiner Zuhörer preiszugeben. Da war es denn freilich kein Wunder, wenn die gesammte nachkantische Spekulation und vor Allem Schelling mehr und mehr in Vergessenheit geriethen. Eine Generation wuchs heran, für welche Fichte, Schelling und Hegel fast zu mythischen Figuren wurden, auf deren nähere Bekanntschaft sich einzulassen, der „Wissenschaft“ überhaupt nicht würdig erschien. Die Deutschen wurden dem Geiste der einst so glänzenden und berühmtesten Epoche ihrer Philosophie ganz und gar entfremdet. Auch jedes Interesse für sie erlosch. Die Werke ihrer größten Denker verstaubten in den Bibliotheken, sanken zu werthloser Makulatur herab und wurden so wenig mehr gelesen, daß selbst die rührigsten Verleger vor dem Wagniß einer Neuausgabe, und sei es auch nur vereinzelter Schriften jener Philosophen, zurückscheuten.

Inzwischen hat sich mehr und mehr ein Umschwung in der philosophischen Stimmung unserer Zeit vollzogen, der auch die so lange verachteten und vergessenen Denker aus dem ersten Drittel des vergangenen Jahrhunderts dem Bewußtsein der Gegenwart wieder näher gebracht hat.

Zunächst ist man auf dem Gebiete der Philosophie selbst der einseitigen Beschränkung auf erkenntnißtheoretische, methodologische, logische und verwandte Untersuchungen müde geworden. Man hat eingesehen, welche Verengung, ja, Verödung des Denkens darin liegt, sich aus Scheu vor der Metaphysik in den Umkreis des eigenen unmittelbaren Bewußtseinsinhalts einzusperren und Sein und Bewußtsein nur einfach gleichzusetzen. Man beruft sich hierfür zwar noch auf Kant und glaubt, in dessen Sinne zu handeln, wenn man eine „Versöhnung“ der Philosophie mit der Naturwissenschaft in der Weise herzustellen sucht, daß man das Gebiet der Natur nach Möglichkeit ins Bewußtsein hereinzieht und die Resultate jener Wissenschaft nur einfach idealistisch umdeutet. Allein schon beginnt man, einzusehen, daß eine solche Umdeutung den Rahmen der Vernunftkritik sprengt und daß man, um dem Geist einer „wahrhaft kritischen Weltanschauung“ treu zu bleiben, entweder auf Hume zurückgehen und sich vollends zum Phänomenalismus bekennen oder die Annahme eines „absoluten Bewußtseins“ wagen, also zu Fichte fortschreiten muß, ohne doch

in der konsequenten Verfolgung beider Gedankenreihen der Metaphysik entfliehen zu können. Schon hat die kantische Philosophie in den Augen zahlreicher Zeitgenossen viel von ihrem einstigen Nimbus eingebüßt. Man empfindet, daß man bei ihr nicht stehen bleiben kann. Man beginnt, sich wieder nach einem konkreteren Inhalt für die Thätigkeit der forschenden Vernunft zu sehnen. Ja, der Zweifel taucht auf, ob man das Wesen der kantischen Gedankenarbeit überhaupt richtig erfaßt hat, wenn man den „Kritizismus“ wesentlich nur als Gegnerschaft gegen die Metaphysik verstanden, und ob man über der Entwirrung ihres verzwickten erkenntnißtheoretischen Ideengespinnstes nicht die tiefe metaphysische Unterströmung übersehen hat, die diesen Denker mit seinen verachteten Nachfolgern verbindet. Die bisherige Verwerfung der Metaphysik weicht einem verständnißvolleren Eingehen auf metaphysische Gedankengänge. Man wirft die Frage auf, was denn die Gegnerschaft gegen die Metaphysik und das starre Festhalten an den skeptischen und agnostischen Resultaten der Vernunftkritik der Philosophie des letzten Menschenalters eingebracht hat; und man kann nicht umhin, sich einzugestehen, daß der Gewinn recht zweifelhaft gewesen ist und daß die darauf verwandte Arbeit mindestens in keinem Verhältniß steht zu Dem, was man sich hiervon versprochen hatte.

In der That ist die „neukantische“ und die von Hume beeinflußte positivistische Strömuug im Grunde doch nichts Anderes als die Philosophie des Tiefstandes der Philosophie in unserer philosophisch so unerfreulichen Zeit gewesen. Daran ändern auch die überschwänglichen Lobeserhebungen nichts, die man Kant und Hume im letzten Menschenalter gezollt hat, und die Entschiedenheit, womit man nicht müde geworden ist, den Betrieb der philosophischen Erkenntniß im Geist jener Denker als die einzige „wahrhaft wissenschaftliche“ Art des Philosophirens herauszustreichen. Gewiß war es ein Verdienst, in einer Zeit der äußersten Gesunkenheit der Philosophie, als diese, am Ende ihres bisherigen Weges angelangt, nicht mehr aus noch ein wußte, auf Kant „zurückzugehen“ und sich gegen die Verstiegenheiten eines sich selbst nicht verstehenden Denkens durch erkenntnißtheoretische Schulung zu schützen. Gewiß war es auch geboten und nützlich, nach dem ungezügelten Hochflug der bisherigen Spekulation sich zunächst einmal mit den bescheidensten Resultaten zu begnügen und die Grenzen der unmittelbaren Erfahrung im Sinn Humes möglichst nicht zu überfliegen. Daß aber hiermit schon das letzte Wort der menschlichen Erkenntniß gesprochen sein, daß der forschende Geist auf Ewigkeit dazu verdammt sein sollte, in der Tretmühle des eigenen Bewußtseins zu verbleiben: diese Behauptung entsprang nicht einer unbefangenen Untersuchung des menschlichen Erkenntnißvermögens, sondern lediglich dem Willen einer Zeit, die den Glauben an ihre eigene Erkenntnißkraft verloren und die es sich ausdrücklich als Ziel gesetzt hatte, mit einer gewissen wollüstigen Empfindung im Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit und Ohnmacht des Erkennens zu schwelgen.

Wie in der allgemeinen Weltanschauung, so hatte man sich vor Allem auch in der Psychologie auf die bloße Zergliederung des unmittelbaren Bewußtseins beschränkt. Man hatte diese Wissenschaft dadurch zu höchster „Exaktheit“ zu bringen versucht, daß man sich in ihr nach Möglichkeit an die Methoden der Naturwissenschaft angelehnt hatte und ihre Resultate in rechnungmäßiger Weise zu begründen strebte. Die psychologische Physiologie hatte für sich den Anspruch darauf erhoben, die eigentliche wissenschaftliche Psychologie zu sein; und der Zeitgeist hatte ihr zu-

gestimmt und sich durch die emsige Geschäftigkeit und Betriebsamkeit ihrer Vertreter eben so sehr wie durch die äußerliche Technik ihrer Forschungweise imponiren lassen. Nun beginnt man, sich auch hier auf das Mißverhältniß zwischen Anspruch und Leistung zu besinnen und die Ueberschätzung der psychologischen Wissenschaft auf ein richtigeres Maß zurückzuführen. Die Sehnsucht nach einer tieferen Erkenntniß des menschlichen Seelenwesens fühlt sich durch die bisherige Art der Zurückführung aller seelischen Innerlichkeit auf bloße passive Bewußtseinszustände nicht befriedigt. Die Methoden und Formeln der naturwissenschaftlichen Erkenntnißweise versagen gegenüber dem konkreten Reichthum des eigenen unmittelbaren Innenlebens. Immer tiefer scheint sich das wahre seelische Selbst vor dem Sezirmesser der Psychologen auf sein eigenes Gebiet zurückzuziehen. Und immer höher steigen zugleich die praktischen Ansprüche dieses Selbst, je mehr sich die „wissenschaftliche" Psychologie bemüht, ihm allen Eigenwerth abzusprechen und die Seele nach dem Vorbilde des Körpers in der äußeren Natur als eine bloße Summe, ein Produkt aus „einfachsten psychischen Elementen" zu konstruiren. Vor dem Problem der Individualität erstirbt der Anspruch der bisherigen Psychologie auf rechnungmäßige Exaktheit. In die Tiefen der seelischen Innerlichkeit vermag die Naturforschung mit ihren Mitteln nicht hinabzuleuchten. Gleichzeitig aber wirft das menschliche Selbst allen Zwang der wissenschaftlichen Methodik ab und schickt sich mit dem Anspruch auf seine Unabhängigkeit, Ursprünglichkeit und Selbstherrlichkeit an, die ganze bisherige Denkweise in praktischer wie in theoretischer Beziehung „umzuwerthen". Die Ungebundenheit der persönlichen Willkür erklärt sich für den letzten Bestimmungsgrund und das Endziel aller menschlichen Aeußerungweise.

Es ist eine ähnliche Situation wie damals, als um die Wende des verflossenen Jahrhunderts die Romantik sich gegen den Druck der bisherigen Zeitrichtung auflehnte, als die überschäumende Lebensenergie einer neuen Generation der Geistesverödung und dem Regelzwang der Aufklärung den Krieg erklärte. Nur mit dem Unterschied, daß damals die Philosophie durch ihren Hinweis auf die Freiheit und metaphysische Wesenhaftigkeit des Selbst die Kräfte auslöste, die den menschlichen Geist über den bisher erreichten Standpunkt hinaushoben, wogegen für die heutige Romantik gerade charakteristisch ist, daß sie im Widerspruch gegen die herrschende Philosophie und Geistesrichung auf die selbständige Bedeutung des Seelenwesens pocht und die unbeschränkte Autonomie des eigenen Denkens und Handelns fordert. Immerhin kann eine Antwort auf die hiermit aufgewühlten Fragen auch jetzt nur von der Philosophie, von einer tieferen Untersuchung des Wesens des menschlichen Selbst erwartet werden; und auch diese führt nothwendig über den engen Umkreis der Erfahrung, über die Beschränkung auf das unmittelbare Bewußtsein hinaus und rückt damit auch die Metaphysik wieder in den Gesichtskreis der denkenden Weltbetrachtung.

Und noch von einer anderen Seite her wird der Blick wieder auf die Metaphysik hingelenkt und damit zugleich das erloschene Interesse an der nachkantischen Spekulation von Neuem hervorgerufen. Die bisherige Philosophie hatte nicht zuletzt sich gerade deshalb von dieser losgesagt, weil sie mit ihrer pragmatischen, teleologischen Auffassung des gesammten Weltgeschehens der Auffassungweise der Naturwissenschaft widersprach, mit welcher sich in Uebereinstimmung zu befinden, ein Hauptbestreben der Philosophen war. Die Auffassung der Natur als eines

Allorganismus von durchgängig teleologischer Bestimmtheit seiner verschiedenen Glieder und Momente, wie sie von der nachkantischen Spekulation vertreten wurde, vertrug sich nicht mit der mechanistischen Weltanschauung der Naturwissenschaft. Auf der anderen Seite schien Kant sich schon dadurch einer naturwissenschaftlich orientirten Philosophie zu empfehlen, daß er dem Zweck die Bedeutung einer objektiven Kategorie von konstitutiver Beschaffenheit versagte. Da auf einmal führte der Umschwung in der modernen Biologie dazu, daß auch diese Position der bisherigen Philosophie erschüttert wurde. Den Naturforschern selbst kam die Unzulänglichkeit einer rein mechanistischen Auffassung des organischen Geschehens zum Bewußtsein. Die bisher mit so großer Entschiedenheit vertretene und mit so vieler Sorgfalt begründete mechanistische Deszendenztheorie eines Darwin fing an, den Forschern mehr und mehr verdächtig zu werden. Je tiefer sie in das Geheimniß des Lebens eindrangen, um so deutlicher fühlten sie die Ohnmacht, dem kunstvollen Aufbau der organischen Wesenheit und der zweckmäßigen Art ihrer Aeußerungsweise auf dem Wege des konsequenten Mechanismus beizukommen. Die Naturforschung selbst drängt über sich hinaus zur Inangriffnahme einer philosophischen Durcharbeitung ihrer bisherigen Methoden und Prinzipien. Schon gilt es nicht mehr als schlechthin „unwissenschaftlich", dem Mechanismus nur noch eine beschränkte Geltung einzuräumen und sich offen auf die Seite der Teleologie zu schlagen. Der verpönte Ausdruck „Naturphilosophie" kommt wieder in Aufnahme. Ja, angesehene Forscher, deren Wissenschaftlichkeit außer Zweifel steht, drängen sich herzu, das so lange brach gelegene Gebiet der Naturphilosophie von Neuem anzubauen.

Es ist klar, daß dieser Umschwung in der bisherigen Auffassung der Natur vor Allem Schelling zu Gute kommen muß. Denn er zuerst hat die Naturphilosophie als eine besondere philosophische Disziplin begründet und den transszendentalen Idealismus dadurch fortgebildet, daß er gegenüber der fichtischen Verachtung der Natur dieser ihren Platz neben dem Ich oder dem bewußten Geist eingeräumt hat. Wenn es vorher schon genug gewesen war, diesen Denker zu verdammen, weil er überhaupt sich angemaßt hatte, die Natur philosophisch zu behandeln, so erscheint es jetzt als ein einfacher Akt der Gerechtigkeit, Schellings Naturphilosophie nicht einfach mehr nach ungeprüften Stimmungen und Vorurtheilen a priori zu verwerfen, sondern sich eingehend mit ihr bekannt zu machen, ihr historisches Verständniß anzustreben, ihren wissenschaftlichen Werth zu untersuchen und ihren etwa bleibenden Gehalt aus dem Unzulänglichen und Verkehrten klar herauszuheben. Scheint doch gerade auch die Einheit von Natur und Geist, wie Schelling sie zu ergründen versucht hat, einen Fingerzeig für die Lösung der vorhin berührten Frage zu enthalten, welche Bedeutung dem Individuum innerhalb des Weltganzen zukommt und mit welchem Recht das Ich bestrebt ist, sich über die Grenzen seiner bisherigen natürlichen und geistigen Gebundenheit zu erheben.

Unsere Zeit ist von einer tiefen Sehnsucht nach einer monistischen Auffassung der Weltwirklichkeit erfüllt. Die bisherigen Versuche, der wesenhaften Einheit alles Seins von der Seite der Natur her beizukommen, haben sich als im Prinzip verfehlt erwiesen. Schelling bietet uns das Bild eines Denkers dar, der, im vollen Bewußtsein der Bedeutung jener Aufgabe, nach einer wirklichen Versöhnung der entgegengesetzten Gebiete des Daseins ringt, ohne dabei das eine auf Kosten des anderen herabzusetzen. Unsere Zeit hat sich übersättigt an der rein verstandesmäßigen

Zergliederung der Wirklichkeit und strebt nach einer lebensvolleren und anschaulicheren Betrachtung des Natur- und Menschenlebens. Schelling schaut mit den Augen des Künstlers in die Welt. Der Gedanke, die Philosophie als Kunst zu üben und die Wirklichkeit als ein großes Reich ästhetischer Ideen darzustellen, schwebt ihm als höchstes Ideal vor Augen, befeuert seinen Sinn und spiegelt sich schon in dem begeisterten Schwunge des Stiles mancher seiner Jugendschriften.

Darin liegt zugleich bereits ausgesprochen, daß Schelling auch in religiöser Hinsicht unserer Zeit nicht mehr so fremd sein kann wie er einem in materialistischen Vorurtheilen befangenen, skeptischen und atheistischen oder doch jedenfalls religiös indifferenten Geschlecht vorher erscheinen mußte. Zwar: seine Bemühungen, die Philosophie nach der Weise der Scholastiker wieder in den Dienst der positiven Religion zu stellen, die auf philosophischem Wege gewonnenen Resultate zu Stützen der Orthodoxie zu verwenden und nach dem zweifelhaftem Ruhm eines „christlichen Philosophen“ zu geizen, diese „Schrullen“ des alternden Philosophen werden schwerlich dazu dienen können, uns den Denker wieder sympathisch zu machen und seiner Philosophie neues Interesse zuzuführen. Wir sind nach den hierauf abzielenden Bestrebungen der vergangenen Spekulation und dem Scheitern aller Versuche nachgerade dahinter gekommen, daß ein solches Streben bei der Verschiedenheit der Voraussetzungen der Wissenschaft und des Dogmas prinzipiell verfehlt ist. Wir wissen, daß jeder Versuch, der Orthodoxie mit Vernunftgründen aufzuhelfen, mit Wissenschaft jedenfalls nichts zu thun hat. Aber die religiöse Mystik des Romantikers Schelling liegt den Heutigen, denen die Romantik wieder mehr als ein bloßes Wort geworden ist, doch jedenfalls so nah, daß auch diese Seite der Philosophie Schellings wieder auf Verständniß rechnen und kein Grund mehr sein kann, ihretwegen ihr geflissentlich aus dem Weg zu gehen, auch ganz abgesehen von der Frage, inwiefern sie geeignet ist, auf die eigene religionphilosophische Arbeit der Gegenwart befruchtend und anregend einzuwirken.

Schließlich ist ein erneutes Studium Schellings aber auch schon deshalb unerläßlich, weil ohne eine genauere Kenntniß dieses Philosophen auch die Entwickelung der nachfolgenden Spekulation nicht verständlich ist. Schon dämmert in den fortgeschrittensten Geistern unserer Zeit die Ahnung, daß man auch bei Fichte nicht stehen bleiben kann. Der Wiederholungskursus, den die Philosophie in dieser Beziehung durchzumachen im Begriff ist, drängt sie vom transszendentalen Idealismus Kants zum subjektiven Idealismus Fichtes, von diesem weiter zum absoluten Idealismus Hegels. Dabei fordert aber auch der Idealismus Schellings als Durchgangsstufe und Vermittelungsglied zwischen Fichte und Hegel seine Berücksichtigung. Vielleicht dürfte der Hauptgrund dafür, warum es trotz allen Anläufen hierzu mit Hegel noch immer nicht recht vorwärts gehen will, in der mangelnden Kenntniß Schellings liegen. Man kann eben zu Hegel nur durch Schelling kommen und man kann von Schelling, wie von jedem großen Philosophen, nur ein rechtes Bild erhalten aus dem unmittelbaren Studium seiner eigenen Werke. Ein solches aber war bisher dadurch erschwert, daß die Werke Schellings im Buchhandel vergriffen waren und die große Zahl der von ihm verfaßten Schriften vom Studium dieses Philosophen abschreckte. Schon aus diesem Grunde darf das Unternehmen einer Neuausgabe von ausgewählten Werken Schellings von Allen mit Freude begrüßt werden, die es müde sind, über diesen Philosophen sich nur von Anderen unter-

richten zu lassen, und die ein erneutes gründliches Studium Schellings für eine unabweisliche Bedingung des Fortschrittes des gegenwärtigen Philosophirens halten.

So ist die Zeit dem Begründer der Identitätphilosophie wieder zugeneigt und Vieles in dessen Weltanschauung darf in der Gegenwart auf kein geringeres Verständniß als zur Zeit ihrer ersten Entstehung rechnen. Doch darf man nun nicht meinen, mit leichter Mühe in den vielverschlungenen Gedankenbau des Philosophen eindringen zu können. Die herrschenden Richtungen der Philosophie des letzten Menschenalters haben, wie gesagt, die Brücken des Verständnisses der nachkantischen Spekulation von Grund aus abgebrochen; und zu Keinem ist hierdurch der Zugang vielleicht mehr erschwert worden als zu Schelling. So leicht einst der Fortgang von Kant zu seinen spekulativen Nachfolgern sich vollzogen hat und in geradezu überraschender Weise die Dialektik der philosophischen Gedankenentwickelung illustrirt, so schwer ist es, von dem Kant der Gegenwart den Uebergang zu Schelling zu finden. Denn auch die Erneuerung des transszendentalen Idealismus Fichtes, wie sie jetzt von Manchen vertreten wird, hat Fichte unter einen Gesichtspunkt gerückt, daß die ursprünglichen Beziehungen zu dessen Nachfolger dabei total verschoben sind und man erst wieder von diesem modernen Fichte auf den ursprünglichen Fichte zurückgehen muß, um von hier aus sich den Weg zu Schelling zu bahnen. Ein nur auf Erkenntnißtheorie reduzirter Kant vermag eben so wenig das Verständniß jenes Philosophen zu vermitteln wie ein Fichte, dessen metaphysischer Monismus zu einem bloßen „erkenntnißtheoretischen Monismus“ ausgehöhlt ist und dessen „absolutes Ich“ unter dem Namen eines „Bewußtseins überhaupt“ nur dazu mißbraucht wird, die Widersprüche der kantischen Erkenntnißtheorie zu verschleiern und der instinktiven Abneigung mancher Denker gegen die Metaphysik eine scheinbar wissenschaftliche Begründung zu verleihen.

Man hat, um sich für seine Gegnerschaft gegen die Metaphysik auf Kant berufen zu können, seit einem Menschenalter die Ansicht vertreten, daß dieser Philosoph in seiner Vernunftkritik die Grenzen der menschlichen Erkenntniß habe untersuchen wollen, und man preist ihn, weil ihm gelungen sei, die Bedingungen der Erkenntniß in einer für alle Zeiten giltigen Weise festzustellen. Man hat dabei geflissentlich übersehen, daß Kant in Wahrheit gar nicht die Erkenntniß überhaupt, sondern nur die apodiktische Erkenntniß zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht hat und daß sein ganzes „kritisches“ Untersuchen nichts Anderes ist als der rationalistische Versuch, die Wirklichkeit in einer solchen Weise auszudenken, daß es möglich wird, sie mit zweifelloser Gewißheit zu erkennen. So konnte man den Nachfolgern Kants den Vorwurf eines Abfalles vom Geist des kantischen Denkens machen und ihre Auffassung der Philosophie als einer absoluten Wissenschaft, einer Wissenschaft von absoluter Gewißheit, die nur Sätze von zweifelloser Wahrheit enthält, als eine „Verstiegenheit“ des menschlichen Wissenshochmuthes verspotten. Dabei war es denn freilich auch nicht möglich, ein Verhältniß zu diesen Philosophen zu gewinnen, weil man von vorn herein ihrem Begriff der Wissenschaft völlig rathlos gegenüberstand, während man Kant nur dadurch sich einzuverleiben vermochte, daß man seine ganze Lebensarbeit willkürlich im Sinne des modernen Empirismus umdachte.

Und doch haben die Nachfolger Kants stets betont und hat Schelling selbst in seiner ersten philosophischen Abhandlung („Ueber die Möglichkeit einer Form der

Philosophie überhaupt") vom Jahr 1794 mit voller Bestimmtheit ausgesprochen, daß der Schlüssel zu seinem Denken eben in jener Auffassung der Philosophie als einer absoluten Wissenschaft liege, und er hat diese Auffassung mit Recht als die Grundvoraussetzung der gesammten neueren Philosophie seit Descartes bezeichnet. In der That ist auch seine Philosophie, wie die Kants, im Grunde gar nichts Anderes als der immer erneute, immer umfassendere Versuch, die Wirklichkeit in ein System reiner Vernunftbegriffe umzuwandeln und sie dadurch zu einem unerschütterlichen Besitz der menschlichen Erkenntniß zu erheben. Nachdem Descartes in seinem Cogito ergo sum das Prinzip angegeben hatte, mit dessen Hilfe es möglich schien, jene Umwandlung und diese Erhebung zu vollziehen, war jeder folgende Denker bestrebt, sich diesem Endziel durch vollständige Durcharbeitung einer der in jenem Prinzip enthaltenen möglichen Auffassungweisen immer mehr zu nähern. Im Kopfe des genialen Schelling vollzog sich diese Entwickelung nur so viel schneller, weil ihm rascher als allen seinen Vorgängern das Ungenügende der bisherigen Versuche zum Bewußtsein kam. Darum sehen wir ihn von Standpunkt zu Standpunkt forteilen, sehen wir ihn bereits nach neuen Möglichkeiten ausschauen, ehe er die eben vertretene alte wirklich ausgeführt hat, bis er endlich, am Ende aller Möglichkeiten angelangt, das Fruchtlose dieser ganzen Bemühungen erkennt und nun sich mit einem gewaltigen Entschluß von der bisherigen Richtung seines Denkens überhaupt abwendet, um der vorher von ihm vertretenen rationalen oder negativen Philosophie eine positive Philosophie entgegenzustellen, die zugleich den grundsätzlichen Verzicht auf eine apodiktische Erkenntniß der Wirklichkeit in sich einschließt. In Schelling vollzieht sich also an einer einzigen Persönlichkeit die Dialektik des gesammten Rationalismus, als dessen zeitliche Auseinanderziehung wir die neuere Philosophie im Ganzen zu betrachten haben. Hegels Aufgabe ist nur gewesen, durch die vollständige und methodische Durcharbeitung auch der letzten Konsequenz des Rationalismus, die Schelling bereits gezogen hatte, diese ganze Gedankenrichtung überhaupt ad absurdum zu führen und ihr damit den Todesstoß zu geben. Das ist die „Tragoedie des Rationalismus", deren Verlauf, von ihrem Anfang bei Sokrates und Plato bis zu Hegel, Leopold Ziegler in seinem schönen, noch längst nicht nach Gebühr gewürdigten Werk „Der abendländische Rationalismus und der Eros" (Diederichs Verlag in Jena) in so eindringlicher Weise geschildert hat. An Schelling aber läßt sich in geradezu typischer Weise der Uebergang vom subjektiven zum objektiven und weiter zum absoluten Idealismus studiren, dem auch die heutige Philosophie sich nicht entziehen darf, wenn es ihr wirklich Ernst damit ist, die Konsequenzen ihres subjektiv-idealistischen Ausgangspunktes zu entwickeln; Das heißt: über Kant und Fichte hinauszukommen.*)

Der Bruch mit dem Rationalismus bedeutet zugleich den Bruch mit dem Cogito ergo sum, dieser Grundvoraussetzung des gesammten modernen Denkens. Das Cogito ergo sum besagt, daß mein Denken des Ich (im Sinn eines Genitivus objectivus) zugleich des Denkens meines Ich (im Sinn eines Genitivus subjectivus) sei oder daß im Ichgedanken Objekt und Subjekt, Denken und Sein unmittelbar in Eins zusammenfallen. Eben Dies aber muß der Rationalismus be-

*) S. die „Historische Einleitung" zu meiner Neuausgabe von „Hegels Religionphilosophie" (Eugen Diedrichs Verlag) 1905.

haupten, um sein Ziel einer apodiktischen Erkenntniß der Wirklichkeit oder einer absoluten Wissenschaft vom Sein als ein mögliches aufrecht zu erhalten. Seit Platos Begründung der rationalistischen Geistesrichtung hat die Philosophie nach diesem Ziel gerungen und sich hierbei in irgendwelcher Weise auf die Gleichsetzung jener beiden verschiedenen Genitive gestützt. Daß das Denken des Seins (der subjektive Gedanke vom Sein) zugleich das Denken des Seins (die objektive Bethätigung der Wirklichkeit als solcher) sei: Das ist die immer wiederkehrende Behauptung Aller gewesen, welche die Identität von Denken und Sein für das Grundprinzip aller wissenschaftlichen Philosophie erklärt haben. Die neuere Philosophie unterscheidet sich in dieser Hinsicht von der antiken Philosopie nur dadurch, daß sie im Ich oder im eigenen Bewußtsein den Punkt unmittelbar gefunden zu haben glaubte, in dem jene an sich rein logische Identität sich gleichsam in eine reale umsetzt, oder daß sie die Identität der beiden Genitive als Ich begriffen und das Denken-Sein als Bewußtsein aufgefaßt hat. Sie ist daher auch im Gegensatze zur objektiven Philosophie des Alterthumes recht eigentlich Philosophie des Bewußtseins; die in ihr hervorgetretenen Anschauungen sind nichts Anderes als die verschiedenen Möglichkeiten, den Begriff des Bewußtseins auszubeuten. So ist auch Schellings Naturphilosophie nur die nähere Ausführung des Gedankens, daß die „Erkenntniß der Natur", also unsere Erkenntniß, die wir von jener haben, die „Erkenntniß der Natur", also die Erkenntniß sei, welche die Natur als solche hat, oder daß die Natur ihrem Wesen nach Erkenntniß (Denken, Wissen) sei und daß wir im Bewußtsein zu unmittelbaren Mitwissern und Theilnehmern an jener Erkenntniß werden. Mit der Einsicht, daß das Sein nicht restlos im Denken aufgeht, daß Sein und Denken auseinanderfallen und das Sein ein Plus gegenüber dem Denken enthält, mit dieser Einsicht, zu der Schelling in der konsequenten Entwickelung jener Voraussetzung geführt wird, stürzt folglich auch die prinzipielle Bedeutung des Bewußtseins in sich selbst zusammen: das Bewußtsein hört auf, eine selbständige und ursprüngliche Realität zu sein, und enthüllt sich als das bloße passive Produkt einer vorbewußten und unbewußten Geistesthätigkeit. Diese Entdeckung der Bedeutung des Unbewußten ist vielleicht die größte That der gesammten Gedankenarbeit Schellings; sie ist aber zugleich auch diejenige, die trotz der näheren Begründung und Durcharbeitung, die dieser Begriff in der Philosophie nach Schelling erfahren hat, dem Denken von heute noch immer am Fernsten liegt und den stärksten Widerspruch bei der heutigen philosophirenden Generation hervorruft. Man darf hoffen, daß die genauere Kenntniß Schellings und die hierdurch herbeigeführte richtigere Einsicht in den Gang der bisherigen Spekulation, vor Allem auch in das Wesen der kantischen Philosophie, mit dem Vorurtheil endlich aufräumen wird, daß die Einschränkung unserer Erkenntniß auf die Grenzen des Bewußtseins und nicht vielmehr die Begründung der apodiktischen Erkenntnißart das Centrum des „kritischen" Denkens bildet; hat man sich aber erst einmal hiervon überzeugt, so wird man sich auch der Konsequenz eines unbewußten Denkens nicht länger mehr entziehen können.

„Ich habe versucht", hat Schelling in seiner Schrift ‚Vom Ich als Prinzip der Philosophie oder über das Unbedingte im menschlichen Wissen' vom Jahr 1795 gesagt, „die Resultate der kritischen Philosophie in ihrer Zurückführung auf die letzten Prinzipien alles Wissens darzustellen. Eine solche auf die Prinzipien selbst

gehende Prüfung wünschte ich dieser Schrift; erwarten kann ich sie nur von solchen Lesern nicht, denen alle Wahrheit gleichgiltig ist oder die voraussetzen, daß nach Kant keine neue Untersuchung der Prinzipien möglich sei und die höchsten Prinzipien seiner Philosophie schon von ihm selbst aufgestellt seien." Wir sind durch die einseitige Bevorzugung Kants im letzten Menschenalter und durch die übertriebene Werthschätzung, die man ihm wegen seiner Gegnerschaft gegen die Metaphysik angedeihen ließ, dahin gelangt, daß auch heute wieder Viele meinen, in prinzipieller Hinsicht sei über Kant nicht hinauszukommen. Die Philosophie müht sich vergeblich ab, die Achtung, die sie dem Begründer des modernen Denkens schuldig zu sein glaubt, mit ihrem Wunsch nach einem energischen Fortschritt über das bisher Erreichte zu vereinen. Aus Schelling könnten die Heutigen ersehen, wohin die wahren Konsequenzen des kantischen Denkens zielen, und daraus wieder frischen Muth zu einer spekulativen Vertiefung unserer modernen Weltanschauung schöpfen. Man wird hierbei finden, daß die Ansprüche des menschlichen Wissens von Schelling zwar viel zu hoch gespannt sind und daß seine Bemühungen um eine absolute Erkenntniß der Wirklichkeit durch „intellektuale Anschauung" in keiner Weise durch die Resultate seines Denkens gerechtfertigt werden. Aber man wird einsehen lernen, daß auch dieser Irrthum nur in der geraden Richtung des kantischen Denkens liegt und Schelling auch in dieser Beziehung nur Das zu Ende gedacht hat, was bei Kant nur erst zaghaft und in verschwommenen Zügen angedeutet ist. Selbst die berüchtigte Naturphilosophie Schellings, von der wir gesehen haben, daß sie vor Allem durch ihre „abenteuerliche Phantastik" die Mißachtung dieses Philosophen in der lebenden Generation verschuldet hat, wird sich bei genauerem Studium nur als die ganz konsequente Ausbildung und Vollendung Dessen ergeben, was Kant selbst stets angestrebt hat und nur durch die Beschwerden seines Alters wirklich auszuführen gehindert wurde, nämlich die rein logische Entwickelung der Qualitäten der Natur aus ihren apriorischen Formen im Subjekt. Kants nachgelassenes Werk: „Vom Uebergauge von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik" bildet den direkten Uebergang von Kant zu Schelling; und wenn man schon vor Kants „Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft" in Bewunderung erstirbt, so ist es widersinnig, den Apriorismus der naturphilosophischen Konstruktionen Schellings als „phantastischen Aberwitz" zu belächeln.

Ein genaueres Studium Schellings wird alle diese Irrthümer und Vorurtheile der herrschenden Philosophie berichtigen. Es wird ein ganz neues Licht auf den Entwickelungsgang des modernen Denkens werfen, ja, was vielleicht das Wichtigste ist, auch selbst Schellings Naturphilosophie wird in positiver Hinsicht sich fruchtbarer erweisen als alle heutigen Versuche, für die philosophische Betrachtung der Natur einen Anknüpfungpunkt bei Kant zu finden. Aller „Kritizismus" und alles Pochen auf wissenschaftliche Exaktheit hat uns nicht vor der Blamage eines „Monismus" zu bewahren vermocht, der aus Mangel an Unterstützung von der Seite der herrschenden Philosophie die Begründung einer neuen Naturphilosophie aus rein naturwissenschaftlichen Mitteln in die Hand nimmt und damit Anklang findet. Hätte die heutige Philosophie sich den Blick für den Gang der historischen Entwickelung offen gehalten und nicht in einseitiger Verblendung die nachkantische Spekulation geradezu als nicht vorhanden mißachtet, so würde sie sich nicht blindlings dem Mechanismus der Naturwissenschaft ausgeliefert und sich von ihr die

Richtung ihres Denkens haben vorschreiben lassen. Dann hätte ihr auch nicht passiren können, bei der Begründung einer modernen Naturphilosophie so gut wie gänzlich bei Seite geschoben, von den Naturforschern als für ihre Zwecke unfruchtbar und rückständig ignorirt und von einem vulgären Materialismus im Kampf der verschiedenen Meinungen ausgestochen zu werden. Hoffentlich wird auch in dieser Beziehung das erneute Studium Schellings dem objektiven Idealismus neue Kraft einflößen, der Teleologie wieder zu ihrem Recht verhelfen und damit den fortgeschrittensten unter den Naturforschern, den Vertretern eines modernen Vitalismus, den Anschluß an die Philosophie ermöglichen.

Schließlich vergesse man über die Verstiegenheiten Schellings nicht, daß dieser selbe Philosoph, der durch die Kühnheit, womit er die Konsequenzen des Kritizismus gezogen, den Zusammenbruch der gesammten idealistischen Geistesrichtung vorbereitet hat, doch eben zugleich auch Der war, der den Irrthum zuerst klar erkannt und durch den Bruch mit dem Rationalismus die heutige veränderte Art des Philosophirens mit angebahnt hat. Man bedenke, daß es für den Fortschritt der Wahrheit oft wichtiger ist, einen Irrthum durch die Entwickelung seiner Konsequenzen auf die Spitze zu treiben, als in ängstlicher Besorgniß vor absurden Resultaten sich immer nur auf dem breiten Feld alltäglicher Wahrheiten herumzutumeln. Man macht es Schelling mit Recht zum Vorwurf, Alles aufs Spiel gesetzt und mit überkühnem Streben nach der „ganzen Wahrheit in ihrer ganzen Größe" den Boden unter den Füßen überhaupt verloren zu haben. Doch hat schon Dieser bemerkt, „daß, wer nicht kühn genug ist, die Wahrheit bis auf ihre Höhe zu verfolgen, zwar den Saum ihres Kleides hier und da berühren, sie selbst aber niemals erringen kann und daß die gerechtere Nachwelt den Mann, der, das Privilegium tolerirbarer Irrthümer verachtend, der Wahrheit frei entgegenzugehen den Muth hatte, weit über die Furchtsamen hinaussetzen wird, die, um nicht auf Klippen und Sandbänke zu stoßen, lieber ewig vor Anker liegen."

Es scheint, daß nur zu Viele unter uns, die sich Philosophen nennen, allzu lange vor Anker gelegen und über ihrer eigenen Vorsicht den kühneren Schelling aus den Augen verloren haben. Man sagt, daß wieder ein frischerer Wind durch unsere Zeit wehe und die Philosophie zu neuen Fahrten aufs Weltmeer der Gedanken treibe. Wohlan: so möge man die Anker lichten und versuchen, Schelling nachzukommen. Führt sein Weg auch vielleicht nicht zu festen Küsten, so doch am Ende nur deshalb nicht, weil sein Fahrzeug nicht stark genug gebaut war, um den Anprall der Wogen draußen auszuhalten. Man hat inzwischen lange genug an der Ausbesserung der eigenen Fahrzeuge gearbeitet und darüber nur zu oft den Zweck des Fahrens selbst aus den Augen verloren. Philosophie ist aber nicht bloße Methodenlehre, sondern Weltanschauung. So möge man endlich zeigen, wie weit man in dieser Hinsicht mit den verbesserten Methoden und der vertieften Einsicht in das Wesen unserer Erkenntniß gelangt. „Zu neuen Zielen lockt ein neuer Tag!"

Die vorliegende Ausgabe Schellings wird ihren Zweck erfüllt haben, wenn es ihr gelingt, das verlorengegangene Verständniß für diesen kühnsten Metaphysiker der Neuzeit zu erwecken und der deutschen Spekulation wieder Muth zu neuen Thaten einzuflößen.

Karlsruhe. Professor Dr. Arthur Drews.

❦

Saubengel.

Sehr geehrter Herr Harden,

Als ich die Erlaubniß von Ihnen erbat, auf Ihren Artikel „Saubengel“ in der „Zukunft“ vom achtundzwanzigsten März Einiges erwidern zu dürfen, bewog mich dazu ein doppelter Wunsch. Erstens der, Sie selbst (mit dem ich mich ja quoad Presse in dem Meisten einig weiß) und mit Ihnen die von Ihnen Ueberzeugten im Sinn meiner Ueberzeugung zu beeinflussen. Zweitens der natürliche Wunsch eines Kämpfers, seinen Kampf nicht von zum Urtheilen berufener Stelle in, wie ihm scheinen muß, falschem Licht dargestellt zu sehen. Was sonst noch mitschwang, geht die Oeffentlichkeit nicht an. Eine Verständigung wird, denke ich, um so leichter erreichbar sein, als sich Ihnen zunächst einmal das Bild der thatsächlichen Hergänge, glaube ich, ungenau malt. So ungenau, wie es sich aus den (in der Eile) manchmal herzlich schlecht redigirten „offiziellen Communiqués“ ergiebt. Sie gestatten, daß ich an der Hand Ihrer Darstellung einen, wie ich glaube, versprechen zu können, authentischen Bericht gebe.

Neunzehnter März 1908 ... Der Journalist Erzberger ruft, lauter, als just nöthig wäre, in seinem schwäbischen Dialekt, der für den Norddeutschen bei pathetischen Stellen stets etwas Komisches hat, in den Saal: „Auch der Neger ist ein Mensch wie wir, ausgestattet mit einer unsterblichen Seele und zu der selben ewigen Bestimmung berufen wie wir.“ Dagegen kann Einer, der Christ genannt sein will, nicht viel sagen. Dennoch wirken Papierdeutsch, Pathos und Dialekt unwiderstehlich aufs Zwerchfell. Auf der linken Seite des Hauses und auf den Tribünen wird, je nach Temperament und Gewohnheit, mehr oder minder schallend gelacht. Wobei ein Journalist, dem die Natur eine besonders meckernde Lache lieh, etwas nachklappt. Das Lachen, das er auf den Inhalt und nicht auf das Aeußere des christlichen Gemeinplatzes bezog, mußte den aufrichtig Frommen ärgern. „Herr Gröber, der dem Abgeordneten Erzberger durch landsmannschaftliches und fraktionelles Genossengefühl verbündet ist, hebt zornig das Haupt und schickt den Blick linkwärts, den Ruhestörer zu suchen. Nur ein wilder Demokrat, denkt er, kann den Grundsatz christlicher Lehre gehöhnt haben. Links aber reckt sich ein Finger und zeigt nach oben; und eine Stimme ruft: ‚Das Lachen kam von der Journalistentribüne‘. Stimme und Finger gehören dem freisinnigen Abgeordneten Müller-Meiningen. Zweck der Denunziation ist, den Verdacht der Ruhestörung von dem Freisinnshäuflein abzuwenden. Herr Gröber ist am Sechzehnten selbst durch einen Zuruf, der von der Journalistentribüne kam, gekränkt worden.“ (Er wollte, am Ende einer Abendsitzung, der eine fünfstündige Nachmittagssitzung vorangegangen war, noch ein Schriftstück zur Verlesung bringen. Erbat, wie üblich, die Erlaubniß des Hauses. Und ein Journalist, den lange Arbeitzeit und späte Stunde um die Fähigkeit, den Hall der eigenen Stimme abzuschätzen, nicht aber um den Humor gebracht hatte, rief herunter: „Jawohl, jawohl!“) Schon damals hob er finster das Haupt nach links oben und verbat sich grollenden Tones die Störung, so daß der amtirende Vicepräsident sagte, Störungen zu rügen, sei des Präsidenten, nicht des Abgeordeten, Sache. Jetzt schaut er auf, runzelt über dem Bartdickicht die Stirn, reckt den Arm nach oben und ruft: „Das sind die selben Saubengel wie neulich bei mir.“ Wenige haben die Worte bei der allgemeinen Unruhe des Hauses gehört

Auch Abgeordnete, die dem Schwaben nah saßen, versichern, daß der Wortlaut nicht in ihr Ohr drang. Doch der meininger Müller hat ihn gehört. Und von den Journalisten zum mindesten Einer den Ruf. Auch er verstand den Wortlaut nicht. Glaubte aber, aus der Miene des Rufers just nichts Freundliches für Die, gegen die er den Arm reckte, entnehmen zu sollen. Und ging deshalb zu einem katholischen Redakteur, ihn zu beauftragen, vom bärtigen Schwaben den authentischen Wortlaut zu erforschen.

Inzwischen mahnt der Präsident zur Ruhe und sagt, er werde die Tribüne räumen lassen, wenn die Störung sich wiederhole. Klettert ein anderer Journalist ins Foyer hinab und meldet dem wachsamen Müller, solche Drohung mache oben böses Blut. Der Herr Abgeordnete antwortet: „Und der Gröber hat Euch noch dazu ‚Saubengel‘ genannt." Eine zweite Denunziation? Man sieht nicht ganz klar. Der Meininger hat behauptet, er habe angenommen, der Journalist kenne den Ausruf schon. Der Journalist bezeugte, er habe von Müllers Worten nicht diesen Eindruck gehabt. Da er vom Gesprächspartner erst das Wort erfuhr, spricht größere Wahrscheinlichkeit für seine Darstellung. Immerhin ist auch des meininger Freisinnsmüllers Behauptung nicht als falsch erweislich; die Flüchtigkeit des Einminutengesprächs konnte leicht falsche Eindrücke auf beiden Seiten schaffen. Doch ist anzunehmen, daß der Wunsch, mit der Presse wieder auf guten Fuß zu kommen, dem Freisinnsführer das Erinnerungbild stark gefärbt hat. Denn der Wunsch war gar heiß. Kein Abgeordneter hat je die Presse so viel mit Wünschen für die Berichterstattung über seine Reden belästigt. („Ich mache Sie auf das große Kulturprogramm aufmerksam, das meine Rede morgen enthalten wird.") Und auf der Journalistentribüne bekannte sich nachher witzelnd Einer als gekränkt, weil er als einziger Journalist der bürgerlichen Parteien noch keinen Brief von Müller-Meiningen erhalten habe. Denunziation oder nicht: einerlei. „Als Herr Heinrich Ernst Müller bald danach zum Wort kam, rügte er nicht das rasche Zorneswort des Kollegen, sondern die Taktlosigkeit des Lachers, die aber durch Nervosität zu erklären und nicht allen Reichstagsjournalisten anzurechnen sei. Bat also um Zubilligung mildernder Umstände und that, als sei im Saal nicht gesündigt worden. Inzwischen wird auf der Tribüne bekannt: ‚Gröber hat uns Saubengel genannt.‘ Der vom Meininger informirte Herr bringt die Botschaft auf die Tribüne. Kann nicht geduldet werden. Darf nicht geduldet werden. Der Präsident muß uns Genugthuung verschaffen. Deputation. Graf Udo zu Stolberg-Werningerode ist sehr höflich und verspricht, den Thatbestand zu prüfen." Prüft (oberflächlich; er selbst hat später zugestanden, ein falsches Bild erhalten zu haben) und verkündet dann, das Lachen sei ungehörig gewesen; er werde die Tribünen räumen lassen, wenn sichs wiederhole; wenn (nicht: daß) im Saale ein nicht parlamentarischer Ausdruck gefallen sei, so bedaure er Das. Unterstreicht also die schon einmal ausgesprochene Rüge an die Journalisten und flickt ein hypothetisches Sätzlein an, das gegenüber dem groben Gröberwort durchaus unzulänglich ist. Denn inzwischen hat sich der katholische Redakteur des doppelten Auftrages entledigt. (Doppelt: auch Die, denen das Wort durch des Meiningers Mittheilung bekannt geworden war, hatten ihn um Ermittelung des authentischen Wortlautes gebeten.) Er kehrte von Gröber mit dem Bescheid heim, er habe mit dem Wort „Saubengel" nur die Lacher, nicht die Gesammtheit treffen wollen. Das möge der Journalist zur Widerlegung der meininger Lesart melden. „Das dürfen wir uns nicht bieten lassen." Mehrere geben, unab-

hängig von einander, die Losung aus. In der vordersten Reihe packt Einer demonstrativ die Sachen zusammen und erhebt sich; die Umsitzenden folgen dem Beispiel, die ganze Tribüne bricht auf und drängt nach den Thüren, während unten die Centrumsherren, die den Vorgang beobachten, in lärmendes Lachen ausbrechen. Man sammelt sich im Lesesaal, der den Journalisten zu ausschließlicher Benutzung eingeräumt ist. Erklärt, in dem Sitzungsaal nicht mehr arbeiten zu wollen, ehe volle Genugthuung erlangt sei. Radikale Vorschläge werden abgelehnt, da die Herren aus der Deputation einmüthig bekunden, Graf Stolberg habe sicherlich allen guten Willen. Seiner Ungeschicklichkeit und, wie offenbar, schlechten Informirung sei die merkwürdige Präsidialäußerung zuzuschreiben. Darum beschließt man, abermals mit dem Grafen Udo zu unterhandeln (obgleich sein Wort die Journalisten von den Sitzen getrieben hatte). Und erfährt aus den fortgeführten Verhandlungen bald, daß die Annahme richtig war, die der Bonhommie des stolberger Grafen günstiger ist als seiner Gewandtheit.

Ein sonderbarer Comment? Vielleicht: doch ist sicher zu loben, daß man sich nicht auf allerlei Aeußerlichkeiten versteifte, sondern trachtete, alles Provozirende zu meiden und möglichst schnell zu ehrenvollem Frieden zu kommen. So unbedeutend auch ist, was im Reichstag geredet wird: immerhin besteht ein politisches Interesse daran, daß seine Stimme nicht ungehört verhallt. Dessen mußten sich die Journalisten bewußt bleiben. Sie bliebens. Hielten deshalb ihre Versammlungen auch in den ihnen im Reichstag zugewiesenen Räumen ab, weil jede räumliche Entfernung die private Einwirkung auf einzelne Abgeordnete und die offiziellen Verhandlungen mit dem Präsidium erschwert hätte. Der Auszug aus dem Saal genügte als Demonstration; denn böser Wille des Hausherrn lag ja nicht vor.

Hatten wir ein Recht, uns beleidigt zu fühlen? Aus der schlecht redigirten Darstellung, die von uns ausgegeben wurde, ists wohl kaum ersichtlich. Deren schlechte Redaktion war entschuldbar; Vorschläge und Gegenvorschläge drängten einander; und für die Abendblätter, die wenig gute, aber einmal feststehende Pressegepflogenheit verlangte es, mußte schon Stoff vorliegen. Ich glaube aber, daß Sie, sehr geehrter Herr Harden, mit mir darin übereinstimmen: die Ergänzungen, die ich dem im Wesentlichen mit Ihren Farben gemalten Bilde einzeichnete, sind für die Urtheilsfindung wesentlich. Insbesondere die Feststellung, daß auch ohne des meininger Müllers Eingreifen die Tribüne von dem Wort Gröbers aus dessen eigenem Mund Kunde erhalten hätte.

Auch ists was Anderes, ob man ein Zornwort vor sich hinmurmelt oder mit gerecktem Arm nach oben ruft. Sicherlich wars „eine impulsive Aeußerung, die durch die parlamentarische Arbeit zu erklären ist“. Und bei impulsiven Aeußerungen, wenn die Zunge rein mechanisch dem Gefühl Ausdruck leiht, pflegt man überhaupt kaum eine bewußte Absicht zu haben. Daß er das Wort sprach, mag hingehen. Ihr Beispiel vom Angerempelten, der „Rindvieh“ murmelt, trifft den Kern. Und dem Schwaben liegt der „Saubengel“ wohl eben so leicht auf der Zunge wie dem Norddeutschen das „Rindvieh“. Hätte Groeber dem ihn befragenden Centrumsjournalisten geantwortet: „Ich habe da im Aerger Etwas gerufen, das ich nicht vertreten kann. Ist das Wort inzwischen ohne mein Zuthun bekannt geworden, so hat mir der Zwischenträger einen schlechten Dienst geleistet. Ich bedaure, daß ein ärgerliches, nicht zur Weiterverbreitung bestimmtes Wort von mir weitergetragen

wurde. Bestellen Sie den Herren Das und fügen Sie hinzu, es sei wohl besser, ein Wort nicht zu wiederholen, das nur der Aerger über kränkende Störung entschuldigt." Hätte er so geantwortet, die ganze Sache wäre erledigt gewesen. Und höchstens noch die höfliche Mahnung in der Presse am Platz, in Zukunft das gallige Temperament mehr zu zügeln und zu bedenken, daß sich für ein vor mehreren Zeugen fallendes Zornwort stets hurtige Zwischenträger finden. Herr Gröber hat anders geantwortet. Er ist vor sein Wort getreten, das er den Störern gegenüber aufrecht erhielt und nur nicht auf alle Besucher der Journalistentribüne angewandt wissen wollte. Und hiermit wird sein im Aerger ausgestoßenes Kraftwort zur kalten Blutes aufrecht erhaltenen Beleidigung. Und damit doch wohl auch die Möglichkeit abgeschnitten, die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte Bemerkung auf einem Privatweg geräuschlos aus der Welt zu schaffen. Denn nun war sie ja von Gröber selbst für die Oeffentlichkeit umbestimmt worden. Konnte der befragende Centrumsredakteur nachher den Kollegen eine lange Anklagerede gegen die Journalistentribüne halten, die das Centrum in letzter Zeit zu reizen und zu stören trachte. Seit den Blockwahlen. Das war amusant. Natürlich ists ein Wahnsinn, von einer aus sämmtlichen Parteien zusammengesetzten politischen Berufsversammlung einmüthige politische Demonstrationen hören zu wollen. Und zeigt, bis zu welchem Grade von Nervosität die Centrumsherren out in the cold (in der sie sich doch so behaglich fühlen dürften) allmählich gelangt sind. Ein Glück, daß Herr Fleischermeister Kobelt aus Magdeburg nicht zu ihnen gehört. Das hallende Gelächter, das seine Karbonadenrede wenige Abende zuvor begleitet hatte, wäre sonst ein neues Beweisstück für die unsinnige Behauptung geworden.

Auf dem Standpunkt, den Gröber anfangs eingenommen hatte, ist er dann mit echt deutscher Dickköpfigkeit geblieben. Einer Dickköpfigkeit, die dem gebildeten Mann, dem Richter schwer zu verzeihen ist. Wie Gröber selbst als Richter die Sache beurtheilt haben dürfte: Das haben Sie, Herr Harden, schon gesagt. Daß er aber bis zum Schluß nicht zu bewegen war, bedingunglos sich für ein übereiltes Wort zu entschuldigen; lieber den ganzen Reichstag in der Dunkelheit verschwinden ließ; die zum Worte kommenden Kollegen der Seelenqual der Ungedrucktheit aussetzte; die ganze Institution des Hohen Hauses der Lächerlichkeit preisgab: Das ist dem Christen, der sanft, seinen Schuldigern vergebend, demüthig und bußfertig sein soll, besonders schwer zu verzeihen. Doch mag ers mit seinem Gewissen und seinem Beichtiger ausmachen. Wir Journalisten hatten (da Udo Stolberg Jordanus Kröchers Lehre von der Infallibilität des Präsidenten in seiner Hilf- und Rathlosigkeit als gelehriger Schüler aufgriff) kaum eine andere Abschlußmöglichkeit als eine einigermaßen zureichende Entschuldigung Gröbers. Den Centrumsmann zu fordern, wäre eine Farce gewesen. Der Holzcomment war dem Siebenziger gegenüber unanwendbar. Wir mußten uns damit begnügen, daß ohne Auswirkungen ins Offizielle der Reichstag in seinen gesammten Instanzen sich krampfhaft mühte, uns die erst geweigerte Genugthuung zu verschaffen. Mehr hätte sich kaum erzwingen lassen. Denn die uns im Boykott zustehende Waffe war zwar, so lange sie ganz blieb, scharf und wirksam; konnte aber jeden Augenblick splittern. Vielleicht war diese Gefahr gar nicht so groß, wie sie schien, zumal kein Verlegerinteresse der Aktion entgegenstand. Sie mußte aber im Auge gehalten werden. Schon Das erzwang ruhige Sachlichkeit und verhinderte glücklich, daß der Machtkitzel sich regte und übertriebene Forderungen gestellt wurden.

Daß der Abschluß des Streites durch die Entschuldigung Gröbers, wie er sie gab, sonderlich erhebend war, will ich nicht behaupten. Unwürdig war er aber nicht. Herr Groeber hatte zuerst verlangt, daß sich die störenden „Saubengel“ bei ihm entschuldigten, ehe er das Wort zurücknähme. Wollte dann nur die Erklärung abgeben, daß er den Stand nicht beleidigen wollte, die Frage für die (oder den) unglückseligen Lacher aber in der Schwebe lasse. Hatte, drittens, in der dann von ihm verlesenen Erklärung ursprünglich gesagt: „So bitte ich das Haus um Entschuldigung“. Unter dem Druck der Fraktionen (man hat von Reichstags wegen diesen Druck bestritten; thöricht; natürlich gehört solcher Druck zu den Dingen, die, wie politische Kamarilla und Anderes, sich von außen her nie haarscharf nachweisen lassen; wenn aber die Fraktion und die Fraktionen, Senioren und Präsident einem M. d. R. freundschaftlich den Rath geben, nicht Das, sondern Dies zu thun, sonst würden sie etwas ihm Unangenehmes thun müssen, dann ists eben ein Druck); unter dem Druck der Fraktionen mußte sich Herr Gröber bequemen, eine Position nach der anderen zu räumen. Mußte sich selbst das Objekt („das Haus“) aus seiner Bitte um Entschuldigung streichen lassen. Er hat dann mit dem Raffinement eines bockigen Kindes in den Einleitungsatz (der den Fraktionvorständen nicht vorlag) hineingebracht, er sei „den Kollegen“ eine Erklärung schuldig. Das durfte uns genügen; zumal wir die Ueberzeugung schöpfen durften, daß Wiederholungen solcher Unerquicklichkeiten für die Zukunft ausgeschlossen sind. Und so durften wir (ich muß ja eigentlich sagen: die Kollegen) von dem dreimal anstrengenderen Tagewerk des Journalistenparlamentes an das gewohnte zurückkehren.

So malt sich mir die Angelegenheit. Ich bin mit dem ganzen Verlauf und der Führung der Sache zufrieden gewesen; und finde auch rückschauend nichts, was wirklich anders hätte gemacht werden müssen. Daß Einiges anders hätte gemacht werden können, gebe ich gern zu. Doch darf nicht vergessen werden, daß die Journalisten der Reichstagstribüne mit ihrem Vorgehen tappend die ersten Schritte ins ungekannte Land „Wahrung der Standesehre“ unternahmen. Beim nächsten Mal (das sicherlich im gewarnten Reichstag nicht kommen wird) wirds glatter gehen.

Wahrung der Standesehre? Giebt es die denn? Haben nicht die Journalisten schweigend, schweifwedelnd gar Gröberes hingenommen, das aus erlauchterem Munde kam? Sicher und leider. Ich weiß mich mit Ihnen, Herr Harden, in der Auffassung der Presse in Vielem, dem Meisten vielleicht einig. Viel, bitter viel liegt im Argen, Aergsten. Nur sehen Sie sich mehr als außen Stehenden, während ich als Zugehöriger kritisire. Und Sie werden mir ohne Weiteres zugeben, daß Sie bei den Erfahrungen zum Theil geradezu empörender Art, die Sie mit der Presse gemacht haben (darf ich Wedderkopp citiren?), „wenig geeignet sind (beim besten Willen), der Presse gerecht zu werden“. Ich sehe Sie lächeln; und im Stillen geben Sie mir Recht. Es ist nur natürlich, daß (von allerlei Individualitätunterschieden abgesehen) Sie bei Ihren Erfahrungen mehr die schlechten Seiten sehen als ich, der ich eben aus einer mir selbst staunenswerth anständig geführten Fehde heimkehre. Und darum darf ich vielleicht auch über das Allgemeine noch ein paar Worte sagen.

Sicher haben die Journalisten Schlimmeres schon eingesteckt, ohne genügende Quittung darüber auszustellen. Wer unfreundliche Worte aus hohem Munde als Kränkung empfand, hat dagegen wohl seinen privaten Protest eingelegt. Und kein Anständiger kann ja leugnen, daß große Provinzen der Presse herbe und herbste Beurtheilung verdienen. Daß als Antwort auf manches Wort kein einmüthiges Zornes-

rauschen aus dem deutschen Blätterwalde kam, ist also bis zu einem gewissen Grade verständlich. Kann Das aber ein Grund sein, in neuen Fällen Beleidigungen schweigend und protestlos einzustecken? Gewiß nicht. Und ich finde, daß die Journalisten dem Zufall Dank schulden, der sie in einem so leichten Fall, bei einer aus wenig autoritativem Munde kommenden Beleidigung, zur Abwehr einte. Ich halte die Thatsache, daß überhaupt eine solche Einigung einmal möglich wurde, für sehr erfreulich. Weil sie erziehlich wirken kann.

Auch auf der Tribüne und in den Redaktionstuben wird Mancher gewesen sein, sind vielleicht Viele gewesen, die die Beleidigung guten Muthes eingesteckt hätten. Hier aber hat die vielleicht recht geringe Minorität der Gentlemen die Anderen gezwungen, sich auch als Gentlemen zu benehmen. Daß man sich aus äußerem Zwang, aus Scheu vor den Anderen, anständig benimmt, ist noch nicht das Richtige. Immerhin aber ein Anfang. Wenn man auf die Erziehung des deutschen Offiziercorps zurückblickt (daß Journalistenstand, der ja gar kein einheitlicher ist, und Offizierstand im Uebrigen inkommensurable Größen sind, braucht nicht gesagt zu werden), so sieht man Aehnliches: die Soldatesführer des Dreißigjährigen Krieges hatten einen verdammt äußerlichen, sportmäßigen Ehrbegriff, der sich erst sehr allmählich zu einer Tellheim-Auffassung wandelte (die niemals zur allgemeinen werden wird). So, hoffe ich, wirds bei den Zeitungschreibern gehen. Der Erziehungweg muß vom Aeußerlichen zum Innerlichen führen. Wenn man einen Unsauberen zwingt, stets wenigstens tadellose Kragen und Manchetten zu tragen, Gesicht, Hals und Hände rein zu halten, so wird ganz von selbst allmählich eine Besserung auch da eintreten, wohin der kontrolirende Blick nicht dringen kann. Freilich gehts langsam und ginge es schneller, wenn man dem Unsauberen eine saubere Psyche einhauchen könnte. Den Irrwahn dieser Möglichkeit haben wir ja aber, Gott sei Dank, wohl doch endgiltig im vergangenen Jahrhundert gelassen.

Noch Eins möchte ich leise berühren: Wie kams, wenn Scherl, Ullstein oder WTB nicht mitmachten? Sicher wäre es schlecht gekommen. Doch vergessen wir nicht: es war das erste Mal, daß sich, wie es die Leipziger Volkszeitung angenehm mehringisch ausdrückte, „Etwas wie Ehrgefühl" in der Journalistik regte. Ein zweites Mal würde es doch schon wesentlich anders sein. Und (zu einem irgend beträchtlichen Martyrium ists diesmal ja nicht gekommen) ich glaube, unter den Kollegen auf der Journalistentribüne rund zehn zu kennen, die sicher, weitere zwanzig, die vielleicht ihre Stellung (und Unterhalt für Weib und Kind) riskirt hätten, wenn der Verleger Contreordre gegeben hätte. Ob die Majorität solches Verhalten begriffen hätte? Ich bin zweifelhaft. Nach Dem, was ich hier und da hörte, muß ich das Gegentheil leider annehmen. Aber auch hier tröstet mich der Satz vom Anfang, der stets schwer ist. Und wenn ich auch fest überzeugt bin, daß die weiteren Schritte sehr viel kosten werden: daß der erste Schritt gethan wurde, finde ich dankenswerth. Und sollte ich mich wirklich in der Annahme täuschen, daß auch Sie, Herr Harden, hierin mir im Grunde beistimmen?

In vorzüglicher Hochachtung

Johannes W. Harnisch.

Ich finde in dieser Darstellung keinen Grund, mein Urtheil vom achtundzwanzigsten März zu ändern; werde mich aber aufrichtig freuen, wenns fortan wirklich besser wird.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.



Berlin, den 18. April 1908.

Chronikon.

Vor Herrn Gröber hat schon einmal ein vom deutschen Volk Abgeordneter die Parlamentsjournalisten geärgert, zur „Wahrung der Standesehre", zu wüthendem Kollektivwiderspruch, zum Ausstand getrieben. Auch in einem Deutschen Reichstag. Achtundfünfzig Jahre ists her. Der Abgeordnete hieß Otto von Bismarck-Schönhausen. Bei den Zeitungschreibern war er nicht beliebt (trotzdem er selbst für die Kreuzzeitung Artikel schrieb, in denen er, anonym, doch nicht unerkannt, über die Unstetheit des königlichen Willens stöhnte). Nach dem Märzsturm hatte er in der Zweiten Kammer des Preußischen Landtages wider die „ungezügelte Preßfreiheit" gewettert; im Februar 1850 vor der „moralischen Brunnenvergiftung durch die Presse" gewarnt. Sollten die Vertreter der jüngsten Großmacht ihn etwa lieben? Als Graf Brandenburg ihn auf seine Ministerliste setzte, schrieb der König an den Rand: „Nur zu gebrauchen, wenn die Bayonnettes schrankenlos walten." So war er. Der Preßmenschheit ein rother Reaktionär oder ein unwissender Maulheld; seinen Reden folgte zorniges Geheul oder höhnische Heiterkeit. Dennoch schickte der Wahlkreis Zauch-Belzig-Westhavelland ihn in den Reichstag, der (in Erfurt) die Bundesstaatsverfassung berathen sollte. „Die Zeit ist vorüber, wo die Meinung Gehör fand, daß man den preußischen Staat schwächen oder auflösen dürfe, um Deutschland groß zu machen. Die Stärke Preußens hat Deutschland gerettet. So wenig Preußen groß werden will durch Verletzung des Rechtes seiner deutschen Bundesgenossen, eben so wenig darf der Deutsche Bundesstaat zu Stande kommen und wach-

sen auf Kosten der Ehre, der Unabhängigkeit und der Kraft Preußens." Das war Bismarcks erfurter Programm. Der Fünfunddreißigjährige wurde zum Schriftführer ernannt. Am fünfzehnten April 1850 stellte er den Antrag, im Verfassungentwurf die Worte „Deutsches Reich" jedesmal durch die ihm passender scheinenden „Deutsche Union" zu ersetzen. An dem selben Tag nahm er an dem Präsidenten Simson, der ihn wegen einer allzu preußischen Schroffheit zur Ordnung gerufen hatte, lustige Rache. In diese altehrwürdige Stadt, hatte Simson gesprochen, „rief schon vor einem Jahrtausend ein König, den unsere Geschichte mit dem Beinamen des Deutschen schmückt, deutsche Männer, damit sie ihm in der Regelung der öffentlichen Zustände zur Seite stünden." Ueber diesen Landtag, antwortete Bismarck, „ist in der Chronik von Spangenberg buchstäblich zu lesen, ‚daß König Ludwig ihn abhielt, um der Schinderei der Fürsprecher und Zungendrescher, deren Unwesen damals in Deutschland unerträglich war, ein Ende zu machen.' Sollte die Versammlung dieses Jahres hier ein ähnliches Resultat haben, dann werde ich glauben, daß die Raben vom Kyffhäuser vertrieben sind und daß der Tag der deutschen Einheit nah herbeigekommen ist." Der Entwurf behagte ihm gar nicht. „Wenn Sie dem preußischen, dem altpreußischen Geist (nennen Sie ihn stockpreußisch, wenn Sie wollen) nicht mehr Konzessionen machen, als bis jetzt in dieser Verfassung geschehen ist, dann glaube ich nicht an deren Verwirklichung; und wenn Sie sich bemühen, diese Verfassung diesem preußischen Geist aufzuzwängen, so werden Sie in ihm einen Bucephalus finden, der den gewohnten Reiter und Herrn mit muthiger Freude trägt, den unberufenen Sonntagsreiter aber sammt seiner schwarz-roth-goldenen Zäumung auf den Sand setzt." Am siebenzehnten April sprach er gegen ein liberales Vereinsrecht. „Gerade in dem Vereinswesen sehe ich die gefährlichste Waffe der Geister, die verneinen, gegen jede obrigkeitliche Autorität. Gerade in dem Vereinsrecht liegt die Schneide jener Scheere, mit welcher die konstitutionelle Dalila dem Simson der Monarchie die Locken verschneidet, um ihn den demokratischen Philistern wehrlos in die Hände zu liefern." Fünf Tage danach gerieth er in Streit mit den Berichterstattern.

Herr Roerdantz, der als Vertreter der Oberpostamtszeitung auf die Journalistentribüne zugelassen war, erhielt von dem jungen Herrn Schriftführer einen Brief, in dem stand: „Die Berichte Ihres Blattes über die Verhandlungen des Volkshauses tragen das Gepräge der Entstellung in einem Grade, welcher die Vermuthung der Unabsichtlichkeit ausschließt. So wenig das Bureau an raisonnirenden Artikeln über die Thätigkeit des Hauses, so feindsälig auch deren Tendenz sein möchte, jemals Anstoß nehmen würde, so hat doch die

Einrichtung der Journalistentribüne nur den Zweck, dem lesenden Publikum eine beschleunigte Kenntniß von den Verhandlungen des Hauses, wie sie in Wahrheit stattgefunden haben, zu verschaffen. Dieser Zweck wird verfehlt, wenn die Berichte von dem Inhalt der Rede so weit abweichen, daß eine Aehnlichkeit zwischen Beiden nicht mehr stattfindet. Ich bin daher genöthigt, denjenigen Korrespondenten, welche nicht den guten Willen oder die nöthige wissenschaftliche Ausbildung besitzen, um von ihnen eine Darstellung der Vorgänge im Hause erwarten zu können, welche wenigstens eine mäßige Annäherung an die Wahrheit darbietet, die Erlaubniß zum Eintritt in die Journalistentribüne zu entziehen." Herr Roerdantz soll „den Verfasser der lithographirten Korrespondenzen gefälligst bezeichnen, welche die Oberpostamtszeitung benutzt"; thut ers nicht, so wird er als Vertreter des Blattes angesehen und behandelt. Eine Abschrift des Briefes schickte Herr von Bismarck an den Vertreter der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Herrn von Rochau, „zur gefälligen Kenntnißnahme und Beachtung." Sämmtliche Berichterstatter fühlen sich beleidigt und beschließen einen „gemeinschaftlichen Protest". Herr von Bismarck maßt sich das Recht an, die Zeitungberichte zu kontroliren; „ein Versuch zu einer Censur, der kaum anders als aus einer völligen Verkennung der Selbständigkeit der Presse und der Stellung einer einzelnen Persönlichkeit ihr gegenüber zu erklären ist." Zweitens droht er, wie noch nie von dem Bureau einer parlamentarischen Versammlung gedroht worden ist. Drittens will er den Namen eines Berichterstatters wissen; „eine solche wahrhaft ehrenrührige Aufforderung zur Denunziation nach Gebühr zu behandeln, sind wir nur durch die Achtung vor dem Hohen Hause selbst verhindert". Herr Roerdantz wendet sich mit einer Beschwerde an das Präsidium. Das billigt zwar Bismarcks Grundsätze nicht, mahnt die Journalisten aber zu „getreuer und leidenschaftloser Darstellung". Herr von Rochau schickt dem Schriftführer eine bittere Kritik seines Verfahrens. Das Präsidium, dem dieser Brief vorgelegt worden ist, erklärt, er „verletze die Achtung gegen Herrn von Bismarck sowohl als gegen das Volkshaus selbst auf eine höchst anstößige Weise"; und entzieht Herrn von Rochau den Platz auf der Journalistentribüne. Höchste Zeit zu heftigem Protest. Für Einen stehen nun Alle. „Die unterzeichneten Journalisten glauben, sich und ihrer Ehre als Vertreter der freien Presse schuldig zu sein, sich einem solchen Verfahren nicht zu fügen; sie sehen sich in die Nothwendigkeit versetzt, im Angesicht des Volkshauses selbst förmliche und feierliche Verwahrung einzulegen gegen die Verkennung der Rechte und der ganzen Stellung der Presse, von der das gegen Herrn von Rochau eingehaltene Verfahren offenes Zeugniß giebt,

und ihre Eintrittskarten dem Bureau zurückzustellen". Neben dreizehn Vertretern deutscher Zeitungen hatten zwei Berichterstatter ausländischer Blätter unterschrieben. Am sechsundzwanzigsten April 1850. Wußten die Protestanten, daß in Erfurt wenig zu thun blieb? Am neunundzwanzigsten wurde der Reichstag von Radowitz, dem Ersten Kommissar des Verwaltungrathes, geschlossen. Auch der erste internationale Berichterstatterstrike hat also auf deutschem Boden nicht lange gedauert und kein beträchtliches Opfer gefordert.

Und geschiehet nichts Neues unter der Sonne, spricht der Prediger Salomo. Sieben Monate vergingen, bis der grobe Herr von Bismarck wieder (im Preußischen Landtag) das Wort ergriff. Zeit genug zur Sänftigung der Gemüther. Wäre dem Märker damals sonst geschehen, was jetzt dem Schwaben geschah? Die lange und doch wirksame Rede, die Herr Gröber über das Reichsvereinsgesetz gehalten hat, ist in großen berliner Zeitungen ganz unterdrückt worden oder zu sinnlosen Sätzchen zusammengeschrumpft. Rache für die Saubengel? Sicher nicht. In dem ganzen Kampf hat sichs ja nur um die Wahrung der Standesehre gehandelt. Und geschiehet nichts Neues unter der Sonne?

*

Daß der schönhauser Junker damals nicht unter der Fahne des Liberalismus focht, ist nur Dem ein Räthsel, der die Väter nach den Söhnen beurtheilt. Was heute liberal heißt, hätte vor sechzig Jahren für reaktionär gegolten. Der Patrimonialrichter Schulze aus Delitzsch verstand den Begriff der Bürgerfreiheit anders als der Landgerichtsrath Müller aus Mühlhof. Friedrich Daniel Bassermann, der doch abtrünnig gescholten ward, sieht neben Ernst Bassermann aus wie ein Jakobiner neben einem Legitimisten. „Wenn ein Handelshaus Bankerot gemacht hat, pflegt man die Firma nicht in das neue Geschäft hinüberzunehmen. Nun glaube ich, daß in der Geschichte der Absolutismus mit der alten Firma ‚von Gottes Gnaden‘ vollständig Bankerot gemacht hat. Der Gesellschafter, die Gottesgnade, scheint sich aus dem Geschäft ganz zurückgezogen zu haben; und dadurch mag eben der Bankbruch bewirkt worden sein. Ich rathe daher, wir nehmen die alte bankerote Firma nicht in das neue Geschäft hinüber." Mit solchen Sätzen motivirte Schulze den Antrag, die Worte „von Gottes Gnaden" im Titel des Königs zu streichen. Friedrich Wilhelm schäumte. Als er das Präsidium der Nationalversammlung empfing, fuhr der Kranke die Schloßgäste an: „Sie haben mein mir von Gott verliehenes Recht auf die Krone angetastet! Sie wollen mir das ‚von Gottes Gnaden‘ nehmen! Aber hierzu wird keine Macht der Erde stark genug sein. Ich werde es treu bewahren, wie ich es von meinen Ahnen überkommen Sagen Sie Dies den Herren, die Sie

gesandt haben. Sagen Sie ihnen, daß ich Ruhe und Ordnung im Land herstellen werde; daß mir die Mittel hierzu vollauf zu Gebot stehen. Sagen Sie ihnen, daß ich den Aufruhr und die Aufrührer, wo ich sie finde, bekämpfen und zerschmettern werde und daß ich mich hierzu durch Gottes Gnade stark genug fühle." Das rasselte; konnte Erwachsene aber nicht schrecken. „Der König will Zierrath, Spielerei für sein romantisches Gelüsten, Pairs, Herolde, Wappenbuntheit, schauspielerische Effekte. Reden halten: Das gehört dazu. Vor Allem will er in Verwunderung setzen. Er besucht Werkstätten der Künstler, giebt Aufträge, macht Einkäufe; Alles mit romantischem Eifer, ohne ernste Gedankenrichtung und Geschmack. Das nannte der ehemalige Minister von Canitz den ‚Kunstdusel'. Der Prinz von Preußen spottet darüber mit Bitterkeit. Der König verspricht immer, nicht nachzugeben, und giebt dann doch nach. Seine Reden werden furchtbar kritisirt; die Minister kennen sie nicht vorher, wohl aber Radowitz und ein paar Andere. Er will, daß von ihm gesprochen werde. Das erreicht er. Gesprochen wird von ihm; aber wie? Fast nur in Majestätbeleidigungen. Ueberall hört man, er richte den Staat zu Grunde, er könne nicht regiren und möge abdanken; man setzt hinzu, dann könne er ja ganz dem Kunstdusel leben. Auch die Anfälle von Wollen ohne Sinn und Kraft, denen als Ergebniß nur das sichtbare Unvermögen folgt, tragen nicht zur Erhöhung des königlichen Ansehens bei. Er will nur immer seine Macht zeigen und meint, wer ihm einmal gedient habe, müsse es stets thun; er aber will die Leute nach Belieben wegwerfen. Er gewöhnt die Minister an Launen, kleine Abweichungen, die immer größer werden, macht sie müde und mürb und tritt, wenn sie so geworden sind, als entschiedener Gebieter auf. Er sucht den Ministern zu entschlüpfen, ihnen Streiche zu spielen, Etwas ohne sie oder hinter ihrem Rücken zu thun: und diese Leute lassen sich Alles gefallen. Er braucht Diener, die ihm widersprechen und seine Einfälle scheitern lassen, ehe sie öffentlich werden. Neue Sessel für die Fürsten; neue Verzierung alter Orden; Herolde in mittelalterlicher Tracht; Schwanenorden, Luisenorden; neue prächtige Kleider für die Pagen, im Geschmack Ludwigs des Vierzehnten; Hofgepränge, bunte Bilder, unnützer Aufwand. Der Pfaffe der Dreifaltigkeitkirche lobt den König als den ersten Fürsten der Welt, das Muster eines frommen, begabten, weisen Regenten. Sogar der Küster schüttelt den Kopf über diese plumpe Schmeichelei. Wie Mancher, der noch im Sommer 1848 von Herzen Royalist war, kann es im Sommer 1850 nicht mehr sein!" Wie Varnhagen in seinem Tagebuch, so sprachen Tausende, wenn sie sich vor Spitzeln sicher wähnten. Und nur wehmüthiges Lächeln antwortete dem Armen, der vor dem Aufruhr den Hut gezogen hatte und die Aufrührer nun zerschmettern wollte.

So war die Opposition; so der König. Für diesen Hohenzollern einzutreten, war nicht leicht. Bismarck hats gethan. Er konnte sich nicht entschließen, mit Waldeck und Jakoby, Twesten und Grabow zu paktiren. Und blieb für sie und ihre Erben deshalb der Schwarze Mann. „Ce n'est pas un homme sérieux": Alles, was Fortschrittsbeine hatte, sprach das Urtheil des Franzosenkaisers nach, der erst im Weberhäuschen bei Donchery merken sollte, wie ernsthaft die Politik des Bespöttelten gewesen war. Die beredtesten Landsleute haben es nicht viel früher eingesehen. „Diesem Ministerium nicht einen Thaler!" (Unruh.) „Einer abenteuerlichen Politik im Dienst des Absolutismus wird Preußens Vermögen und werden seine Kinder geopfert. Für frivole Politik ist das Blut preußischer Staatsbürger nicht da." (Waldeck.) „Die Politik der Regirung stellt sich selbst das Zeugniß aus, daß sie weder im Inneren noch nach außen handeln, weder ruhen noch wirken, ja, ich möchte sagen: weder leben noch sterben kann, ohne die Gesetze dieses Landes zu verletzen. Mit einem solchen Steuermann darf unser Staatsschiff sich nicht in den Ozean der europäischen Händel hinauswagen. Wir sind auf der tiefsten Stufe unserer Erniedrigung angelangt. Heute und morgen und immerdar werden wir unsere Stimme gegen die falschen Rathschläge der jetzigen Berather der Krone erheben, schonunglos und rücksichtlos." (Sybel.) „Die Ehre dieser Regirung ist nicht mehr die Ehre des Staates. Ihre auswärtige Politik droht Preußen zu verderben." (Twesten.) „Wenn wir leider ein Staat sind, der bei diesem Ministerium auf eine große Politik in Europa so wenig wie auf eine klare und wahre, freie und redliche Politik im Innern irgendeinen Anspruch machen kann, so lassen Sie uns doch wenigstens die Gesetze der Humanität achten! (Waldeck.) „Möge es dem Herrn Ministerpräsidenten gelingen, unter den Diplomaten Europas eine ähnlich anerkannte Stellung zu finden, wie ich sie unter meinen Spezialkollegen gefunden habe. Er hat eigentlich keine Politik; er stürmt ohne Kompaß in das Meer der äußeren Verwickelungen hinaus; ihm fehlt jedes leitende Prinzip. Er hat auch gar keine Ahnung von einer nationalen Politik. Wie werden Sie vor dem kommenden Geschlecht bestehen, Herr von Bismarck?" (Virchow.) „Die Politik des Ministeriums hat eine erschreckende Aehnlichkeit mit der, die zu der Katastrophe von 1806 geführt hat." (Loewe.) Und so weiter. Ein Zehntel solcher Grobheit würde heute wie Gotteslästerung geahndet. Ueber die Fraktionen der fünfziger Jahre schrieb Bismarck: „Byzantinismus und verlogene Spekulation auf Liebhabereien des Königs wurden wohl in kleinen höheren Kreisen betrieben, aber bei den parlamentarischen Fraktionen war der Wettlauf um die Gunst des Hofes

noch nicht im Gange; der Glaube an die Macht des Königthumes war irrthümlicher Weise meist geringer als der an die eigene Bedeutung; man fürchtete nichts mehr, als für servil oder für ministeriell zu gelten." Das klingt wie ein Märchen aus uralter Zeit; aus der Steinzeit des Liberalismus. Von Schulze-Delitzsch zu Müller-Meiningen: auch ein nützliches Buch, das noch zu schreiben ist.

Wenn Waldeck, wenn Richter morgen wiederkäme, fände er sich im alten Bezirk nicht mehr zurecht. Die Wilden sind zahm geworden. Die einst so Wüthenden picken einem konservativen Unterstaatssekretär die Körner aus der Hand. Für Heer und Flotte, gegen Centrum, Polen, Sozialdemokraten, für Autorität und festes Regiment. Von draußen siehts wie schimpflichster Verrath aus, wie verächtliche Prostitution. Wer sich an das fremde Spektakel gewöhnt hat, merkt: die Schicht, die einst Fortschrittsmänner, Freisinnige, Demokraten wählte, ist zu reich geworden, um noch Opposition wünschen zu können. Will mit aus der Krippe fressen und zeigt sich eifriger als die lange schon Zugelassenen. In den letzten zwanzig Jahren ist eben viel Geld verdient, sind die Besitzverhältnisse gründlich umgepflügt worden. Zwischen Sozialdemokraten und Liberalen (die sich jetzt Industriekonservative nennen sollten) ist ein Plätzchen frei. Wenn die Herren Barth und Gerlach ein Bischen praktischer würden, von internationaler und allzu persönlicher Politik mehr als von Freihandel und Wahlrecht sprächen und sich in der Stille den Demokraten des Centrums verbündeten, könnten sie ein Fähnlein aufbringen. Heute sieht der Liberalismus weniger auf hohen Lohn als auf gute Behandlung.

*

Noch eine Erinnerung an die Tage Friedrich Wilhelms des Vierten. General von Brand, ein Gehilfe des Kriegsministers von Schreckenstein, schrieb damals, die Lage des Ministeriums Hansemann-Auerswald sei durch „mehrere unberufene Rathgeber der Krone" noch unbequemer gemacht worden. „Wie man Alles nachahmte, was das Ausland in der Politik gethan, so nannte man diese Partei die Kamarilla, obwohl Jeder, der nur eine oberflächliche Kenntniß vom Charakter des Königs hatte, einsehen mußte, daß es eine solche gar nicht geben konnte". Bismarck spricht von dieser Kamarilla wie von einer anerkannten Institution und nennt als ihre Häupter die Generale von Gerlach und von Rauch und den Kabinetsrath Niebuhr. Wers bisher nicht geglaubt hat, mag daraus lernen, daß auch im Kriegsministerium Irrthum möglich ist.

Noch heute. Generallieutenant von Einem, preußischer Staats- und Kriegsminister, hat am neunundzwanzigsten November 1907 im Reichstag die Grafen Hohenau und Lynar mit kameradschaftlichem Eifer vertheidigt.

Was er sagte, ist als objektiv unwahr erwiesen. Am dreiundzwanzigsten Januar 1908 hat das Gericht der Ersten Garde=Division den Major Grafen Lynar wegen wiederholten Mißbrauchs der Dienstgewalt zu sexuellen Zwecken und wegen des Versuches, einen Untergebenen zu einer mit Strafe bedrohten Handlung zu bestimmen, zu fünfzehn Monaten Gefängniß verurtheilt, den Generallieutenant Grafen Hohenau freigesprochen, weil ihm zwar geschlechtlicher Verkehr mit Männern, in den nicht verjährten Fällen aber nicht der Thatbestand einer gesetzlich strafbaren Handlung nachgewiesen sei. Dieser Generallieutenant (von dem ein Abgeordneter, ohne Widerspruch zu finden, gesagt hat, „nur die Widerstandsfähigkeit einer Schutzmannshose habe ihn vor dem Gefängniß bewahrt", und der grausige Verirrung des Sexualtriebes nicht zu leugnen vermochte) gehört noch der Armee an; hat noch Titel, Uniform, Orden. Drei Monate nach dem Gerichtsspruch, den er selbst „eine Verurtheilung ohne Strafe" nannte. Die Meldung, er sei vor ein Ehrengericht gestellt worden, wurde widerrufen. Ehrenrath und Ehrengericht brauchten nur die Akten der Ersten Garde-Division zu lesen, den Gerichtsherrn und den Verhandlungführer zu hören. Noch war dazu nicht Zeit. Graf Lynar ist mit Pension verabschiedet worden, „da ein Grund vorlag, ihm die Dienstunfähigkeit bescheinigen zu können". Das hat Herr von Einem vor fünf Monaten gesagt. Als im Reichstag dann gefragt wurde, ob wirklich ein solcher Grund vorlag, kam die Antwort, die gerichtliche Untersuchung werde feststellen, „ob an irgendeiner Stelle eine Verfehlung zu verzeichnen sei". Der Major, der Regimentskommandeur, der Arzt, der die Dienstunfähigkeit bescheinigt hat, waren zu vernehmen. Das konnte in zwei Stunden geschehen? Am dreißigsten März war die Untersuchung noch nicht abgeschossen. Der Reichstag nahm auch diese Antwort hin. Nur der freikonservative Herr von Oertzen, selbst ein Major a. D., sprach ein kräftiges Wort. „Ich bedaure aufs Tiefste, daß der Major Graf Lynar eine Pension bekommt, und verstehe nicht, wie der Graf die Stirn haben konnte, eine Pension zu beantragen; denn jedenfalls ist sein Abschied nicht erfolgt, weil er nicht mehr kriegstüchtig war, sondern aus anderen Gründen. Daß man dann eine Pension beantragt, halte ich nicht für vereinbar mit der Ehre eines Offiziers." Der Regimentskommandeur hat inzwischen eine Brigade bekommen.

Wenn der Kriegsminister vom Urlaub heimkehrt, wird er sich zu dem Ausdruck des Bedauerns darüber verpflichtet fühlen, daß er so unzulänglich informirt war. In den Zeitungen stand vor vierzehn Tagen, der Abgeordnete Paasche habe ihm „Abbitte geleistet". Die Behauptung ist unwahr; Herr Paasche hat nichts abgebeten und hatte nichts abzubitten. Nach dem amtlichen

Stenogramm hat er gesagt: „Ich will nicht meiner Genugthuung darüber Ausdruck geben, daß die Mittheilungen, die ich damals machte, als ich dem Herrn Kriegsminister gegenüber erklärte, ich bedauerte, daß er über gewisse Verfehlungen in der Armee nicht genügend informirt worden sei, sich leider vollinhaltlich bestätigt haben; vielleicht mehr, als ich selbst erwartet hatte. Ich halte mich aber für verpflichtet, eine Bemerkung zurückzunehmen, die ich nebenher gemacht habe." Ein Journalist hatte dem Abgeordneten erzählt, in einem Gardekasino sei ein Spottvers gesummt worden, sich dann aber, als diskreter Herr, geweigert, die Sänger zu nennen. Die dadurch unbeweisbar gewordene Angabe hat Herr Paasche, auf Verlangen einer militärischen Instanz, zurückgenommen; sie war unwesentlich und der Abgeordnete hätte besser gethan, sie wegzulassen. Darf der Reichstag aber dulden, daß ein zur Armee gehöriger Abgeordneter wegen eines im Bereich der Immunität gesprochenen Wortes von Heereshäuptern zur Rede gestellt wird? Er darf; legts zu dem Uebrigen. Und kein Liberaler, kein Sozialdemokrat hat gefragt, ob der Generallieutenant nun den Rock weitertragen dürfe, der als Ehrenkleid gilt; auch das Komthurkreuz des Hausordens von Hohenzollern, der, nach dem Statut, nur an Personen verliehen werden soll, „die um die Erhaltung des Glanzes und der Macht des Königlichen Hauses sich verdient gemacht und eine besondere Hingebung an die Person Seiner Majestät an den Tag gelegt haben."

*

Lord Tweedmouth hat den Esherbrief nicht so lange im Amt überlebt wie Graf Goluchowski die Mensurdepesche. Erster Lord der Admiralität ist er gewesen; nun mag er sich im Geheimen Rath ausruhen. Auf seinem Platz war er so unhaltbar geworden, daß man ihn schleunig vom Stühlchen holen und der Admiralty fürs Erste einen Herrn aus dem Unterrichtsamt bescheren mußte. Ein harmloser Privatbrief, hatte die Presse gesagt; der harmloseste Privatbrief, rief (mit einem heiteren, einem nassen Auge) der Kanzler. Die Folgen sind immerhin beträchtlich. Ein Freund des King gekränkt, ein Vertrauensmann des Kaisers vom Sitz gefegt. In den Hauptblättern beider Parteien stand, Lord Tweedmouth habe sich als ungeeignet erwiesen. Weil er einer Tischnachbarin einen kaiserlichen Witz über den Gouverneur von Windsor (der übrigens ein guter Seemann sein soll) ins Ohr geraunt hat? Nein: weil er sich auf eine heikle Korrespondenz einließ. Die Leute der Times sind noch nicht so ohnmächtig, wie uns erzählt ward. Sie haben den Wechsel im Marineamt gefordert und erreicht; den König ersucht, zu einer Kronrathssitzung nach London zu kommen, und des Wunsches Erfüllung erlebt. Bei uns

spricht man nicht gern von der Sache. Sollte offen aber bekennen, daß wieder ein Fehler gemacht, mit der Empfindlichkeit eines Volkes von Gentlemen nicht gerechnet war. Sonst geht die theuer bezahlte Lehre verloren.

Die im Verkehr mit Landsleuten stets höflichen Briten haben den Marinelord erst ausgeschifft, als die Stunde zum Kabinetswechsel geschlagen hatte. Sir Henry Campbell-Bannerman ist endlich gegangen. Weil er alt und krank ist; und weils höchste Zeit war. Unter diesem Führer konnte die liberale Herrschaft nicht lange mehr dauern. Sir Henry war gewiß ein braver Mann. Human, bequem, jovial, reich, ohne Ehrgeiz und Herrschsucht. Zum Staatsmann hatte er keinen Blutstropfen in sich. Schalt während des Burenkrieges Kitchener einen grausamen Wütherich (dürfte sich bei uns also nicht für einen Patrioten ausgeben), redete den Russen ins Parlamentsspiel drein, schwärmte für Abrüstung und Schiedsgericht, wollte die Christen des Orients bis zum nächsten Donnerstag vom islamischen Joch befreien und zwang die Kollegen nicht in die Pflicht zu einheitlicher Politik. Die City hat ihm nicht vergessen, was sein Unverstand im südafrikanischen Goldland gesündigt hatte. Ueberrascht hat er nur einmal: als der fast Siebenzigjährige sich die Kraft zutraute, den Sieg der liberalen Partei zu organisiren und im Unterhaus (nicht, wie Sir Edward Grey empfohlen hatte, in der stilleren Kammer der Lords) ihr Leiter zu sein. Das war eine böse Zeit. Jetzt athmen die Grey, Rosebery, Churchill auf: die splitternde Partei hat wieder einen aufrechten Führer. Mr. Asquith. Ein Jurist (Nichtsalsjurist, sagen die Feinde). Als Rechtsanwalt hat er sich seinen Namen gemacht (auch die Times gegen Parnell vertreten). Für Zeitungen geschrieben, in den Anfängen der University-Extension den Arbeitern Vorträge gehalten und das Wohlwollen der Fabier erworben. Schottische Bergleute schickten ihn ins Parlament. Gladstone erkannte die dialektische Gewandtheit des Mannes, der, trotz allen Warnungen, für Homerule eintrat, ließ ihn gegen Salisburys sinkende Macht Sturm laufen und belohnte ihn nach dem Sieg mit dem Ministerium des Inneren (Home Office). Für Homerule soll er jetzt nicht mehr sein; hat wohl eingesehen, daß die irische Selbstregirung ein Pfahl im Fleisch des Reichskörpers wäre. Ist im Lauf der Jahre auch konservativer geworden. Noch heute aber der kühle, klare Plaideur, der für jede Behauptung Gründe bereit hat. Kein großer, doch ein tüchtiger, nüchterner, energischer Mann. Vielleicht zu sehr Cobdenit und Puritaner, um ganz modern zu sein. Die Licensing Bill, die den dritten Theil aller Kneipen im Vereinigten Königreich beseitigen will, wird er nicht durchsetzen und gegen die Lords, wenn sie das Gesetz ablehnen, den Kampf kaum wagen. Das Reichsgeschäft ruhig und würdig führen und die Lösung der großen Probleme vertagen. Das Geld ist knapp, in In-

dien gährts, Japan hat seine Schattenseite und die Sozialisten sind höllisch schnell erstarkt, seit Balfour und Chamberlain gestürzt wurden. In beiden Lagern wird man den Arbeiterstimmenfang bald in größtem Stil versuchen. Für das Internationale sorgen Edward, Grey, Hardinge. Das ist also gut aufgehoben. Und wenn der neue Premier auch kein Heros und kein schöpferischer Kopf ist, so hat er doch kräftige Helfer und keinen gewaltigen Gegner.

*

Sein Kollege im Deutschen Reich hats noch bequemer. Freunde ringsum. Wer etwa glaubte, das Centrum werde ihm das Leben schwer machen, sieht den Irrthum nun ein. Morgen ist auch noch ein Tag; und eine schlaue Partei harrt in züchtiger Stille der Hochzeit. Flotte, Polenenteignung, Vereinsgesetz, Kolonialbahnen, Börsengesetz: Alles gerettet. Manches nicht ganz so, wie mans gern wollte; aber das Wesentliche. Schwierigkeiten gabs eigentlich nur im Herrenhaus (das an Ernst und Sachlichkeit der Debatten die beiden anderen berliner Redebedürfnißanstalten um ein Beträchtliches übertraf). Gar so laut brauchte man diesen Erfolg nicht zu preisen. Seit Bismarck fort ist und die Methode der „guten Behandlung", der Einladungen, Komplimente, Gruppenreisen und Trinkgelder begonnen hat, ist ja, nach schämigem Zögern, so ziemlich Alles bewilligt worden. Von wechselnden Mehrheiten. Vereinswesen und Börsengeschäft wären irgendwie auch mit dem Centrum zu ordnen gewesen; und für Heer, Flotte, Kolonien war es längst billig zu haben. Das alte Kartell ist ein Bischen erweitert worden und die einst von Richters rauher Hand Geleiteten sind selig, daß sie nicht mehr einsam in der Kälte sitzen. Den Anderen ist nicht so behaglich zu Muth. Den Preußen schon nicht, weil die Landtagswahl naht, bei der man den Kumpan von gestern als Erzfeind befehden soll... Kommt Zeit, kommt Rath. Nach Ostern haben die Reichsdiätarien nur noch kleine Vorlagen zu erledigen. Im holden Lenz wird der ärgste Ekel schnell überwunden. Und wenn die Session nicht geschlossen wird, schindet der Herr Abgeordnete für Sommer und Herbst noch Reisestipendien.

Nach den sauren Wochen die frohen Feste. Lustmord im Thiergarten, Brand der Garnisonkirche, Attentat in Galizien; und Festberichte. Der Kanzler sieht in Rom den König und den Papst, hat in Wien den Kaiser und den Thronfolger gesehen: und wir hören, wie in jedem Jahr, die Osterbotschaft, daß der Dreibund so fest ist wie niemals seit Robilants und Andrassys Zeit. Erfahren auch, was Seine Durchlaucht gethan und gesagt, gegessen und getrunken haben (und wünschten dem Gehenden im Schwiegervaterland nur etwas reservirtere Haltung). Das füllt eine kleine Spalte. Auf der großen steht mehr. Noch heißt Korypho: der Gipfel. „Das Achilleion wird vor den

profanen Blicken des Publikums jetzt gehütet wie die Gärten der Hesperiden. Das neuerbaute Kavalierhaus ist ein zweistöckiges Gebäude mit flachem Dach. Ferner wurde eine Automobilgarage und ein Elektrizitätwerk errichtet und ein Artesischer Brunnen gegraben. Der Park wird abends durch große Bogenlampen erleuchtet. Außer dieser gewöhnlichen Beleuchtungart giebt es noch eine zweite von märchenhaftem Charakter. Die fünfundzwanzigtausend Rosensträuche im Park sind mit je einer Glühlampe versehen; alle flammen abends auf, wenn der Strom zugeführt ist. Auch die Beleuchtung der Innenräume ist wundervoll. Die Zeichnungen sind zum Theil vom Kaiser selbst entworfen und lassen erkennen, daß er Meister darin ist, das Künstlerische mit dem Praktischen zu verbinden. Das Schießen, ein alter Osterbrauch der Korfioten, ist verboten; auch darf in der Umgebung des Achilleion nicht gejagt werden. Einem Gasturioten, dessen Gehöft nah bei dem Schlößchen liegt, wird täglich eine große Summe dafür gezahlt, daß er mit seinem Gesinde den Hof verlassen hat. Das ist theuer, war aber nöthig, um die kaiserliche Familie vor Lärm und Belästigung zu sichern; da der Dickkopf aus Gasturi es nicht billiger that, mußte die Kronfinanzverwaltung die Summe bewilligen. Für die Massenherstellung von Eis ist gesorgt; auch für Post, Telegraphen, Telephon. Die Anlagen waren sehr kostspielig; sind aber herrlich gelungen. Im Glanz der dreißigtausend Glühlampen gleicht das Achilleion mit seinem Park abends einem Märchenpalast. Man nimmt an, daß die Herrschaften nicht länger als vierzehn Tage hier bleiben werden." So gehts früh und spät. (Für die Motive zur Erhöhung der Civilliste wird diese Berichterstattung kaum zu verwenden sein.)

Natürlich giebts auch Ansprachen. „Unser Volk, voll seligen Dankes für die Wahl, durch die der Kaiser, der große Hüter des Weltfriedens, unser Land geehrt hat, beugt sich in Ehrfurcht, schmückt die Wege mit Blumen und umwindet die olympische Stirn Eurer Majestät mit dem Silberkranz aus unseren Olivenhainen. Unsere Vorfahren, die vor Jahrtausenden den Eroberer Trojas bei sich aufgenommen haben, sind durch diese Gastfreundschaft in der Geschichte unsterblich geworden. Künftige Jahrhunderte werden den Namen unserer glücklichen Stadt dem des mächtigsten Helden vereinen, der nun bei uns zu weilen geruht." So sprach der biedere Stadtschultheiß von Korfu. Ein nicht minder beredter Mund nannte Wilhelm (wieder einmal) den größten Mann des Jahrhunderts; und ließ ungewiß, ob er noch das neunzehnte oder schon das zwanzigste meine. Ein britischer Kapitän rief beim Frühstück dem Gast ins Gesicht: „Mein Vater sagte von Eurer Majestät, Gott habe aus einem Mann, der ein großer Admiral geworden wäre, einen großen Kaiser gemacht." Diners, Dejeuners, Soupers; Gartenfeste und Wasserfahrten;

Freundschaft mit Briten, Türken, Griechen. Nichts wird uns verborgen. Und nie der Zusatz vergessen, daß es sich um die Sicherung des Weltfriedens handle. Bis zum Tausendjährigen Reich frommer Brüderlichkeit kanns nicht mehr weit sein. „Propriétaire du château de Corfou, Guillaume compte établir une station navale dans les eaux de la mer Jonienne. Corfou étant à peu de distance de Constantinople, l'Empereur viendra visiter le Sultan le plus souvent possible pour lui soutirer de nouvelles affaires.“ Solchen Argwohn hegen nur die Franzosen. Alle Anderen denken nichts Böses; auch wenn der griechische Hof die Berührung mit dem vom Sultan Gesandten meidet, der Kaiser das umstrittene Albanerland betritt und der Kanzler, wie zu einer Staatsaktion, von Venedig ins Achilleion befohlen wird.

Frohe Feste. Von Korfu gehts auf Umwegen nach Wien, wo sechzehn Vertreter deutscher Bundesstaaten dem Kaiser Franz Joseph zum sechzigjährigen Regentenjubiläum gratuliren werden. „Auf Veranlassung des Deutschen Kaisers.“ Obs den alten Herrn freuen wird? Die austro-ungarischen Missionen waren angewiesen, für den Jubiläumssommer jeden Besuch zu verbitten. Die Erinnerung an Gewesenes, unwiederbringlich Verlorenes schmeckt auch Greisen nicht süß. Wenn Wilhelms Großvater dem frankfurter Fürstentag nicht fern blieb, sah es in Deutschland heute vielleicht habsburgischer aus. Und die Partei des Herrn von Schönerer könnte an diesem Festtag recht unbequem werden. Magyaren, Czechen, Polen, Alldeutsche, Südslaven, Italiener: da muß man vorsichtig sein wie in einem überfüllten Porzellanladen. Doch „die sinnige Huldigung ist eine neue Bürgschaft des Weltfriedens“. Ist sie geliefert, so erfahren wir von der donaueschinger Jagd, von der Einweihung der Hohkönigsburg (wo Staatssekretäre statiren sollen), von den wiesbadener Maifestspielen, der Jahrhundertfeier der danziger Leibhusaren, Jagden in Ostpreußen; dann kommt die Kieler Woche und danach die Reise ins Wikingermeer. Und der gute Bürger braucht nicht zu fürchten, daß die Berichte kürzer und trockener werden. Im Herbst wird wieder ein Neues. Hört: „Im Königlichen Opernhaus wird Taglionis Ballet ‚Sardanapal‘ neu einstudirt. Unter der Leitung des Professors Delitzsch sind in Berlin und Babylon Fachgelehrte an der Arbeit, um naturgetreue Entwürfe herzustellen, nach denen die Kostüme und die ganze szenische Ausstattung angefertigt werden sollen. Die berühmtesten Assyriologen der Welt sollen der ersten Aufführung als Gäste des Kaisers beiwohnen, der diesem Ballet großen erzieherischen Werth beimißt und die Einstudirung auf Grund der neusten assyriologischen Forschungen selbst leiten will.“ Das giebt Stoff für einen Monat. Dem Ausland länger.

*

„Das Ritual des Hofes breitete seine Maschen immer fester um die kaiserliche Person. Man muß die Beschreibung des Aufwandes lesen, den es erforderte, wenn im neunten Jahrhundert ein Monarch in den Krieg zog, um zu begreifen, daß man diese theure Reise nachher lieber ganz unterließ. Der Kaiser ging aus seinem Palast nicht anders als in Prozession. Der Ortswechsel zwischen den großen städtischen Palästen und den Landhäusern in der Nähe und auch die Zeit des Aufenthaltes war genau von der Etikette vorgeschrieben. Zu Christi Himmelfahrt zog der Hof stets in das Quellenschloß außerhalb der Landmauer in Villeggiatur; im September gab es ein Weinlesefest in einem Lusthaus auf der asiatischen Seite des Bosporus; der Patriarch kam herüber und segnete das Gewächs und der Kaiser vertheilte Trauben an die hohen Würdenträger. Die Pracht der Kostüme, der Luxus in Schmuck und Geräth, die nie fehlende musikalische Begleitung gaben dem Auftreten des Hofes etwas überaus Pomphaftes; selbst der Hokuspokus wurde nicht verschmäht und fremde Gesandte fanden den Kaiser auf seinem Thron umgeben von einer Mechanik künstlich brüllender Löwen, musizirender Vögel und sonstiger Mirakel, die heute nur noch von Kindern in Meßbuden angestaunt werden. Eine legitimistische Fiktion verband sich damit. Was die Fremden an Wunderdingen zu sehen bekamen, sollte nicht von Menschenhänden gemacht sein: Alles stammte von dem Großen, dem Heiligen Konstantin und ihm mußte es ein Engel vom Himmel überbracht oder offenbart haben. Kaiser konnte nur werden, wer in den angeblich von Konstantin dem Großen erbauten Prunkgemächern des Porphyrschlosses geboren war ... Der Kaiser fand, das Reich sei in seinen Grenzen gesättigt und ertrage keine weitere Ausdehnung. Die persönlichen Neigungen Konstantins des Neunten waren unkriegerisch. Auf Manche machte dieser Kaiser den Eindruck einer genialen Bohèmenatur; er liebte die Genüsse und war darin nicht einmal wählerisch. In seinen Unternehmungen aber zeigte er eine glückliche Hand. Er verstand, sich die Herzen zu gewinnen, und Viele nannten ihn, mit dem Beinamen eines alten Ptolemäers, Euergetes, den Wohlthäter. Der Bauluxus stand unter ihm auf der Höhe. Ein Soldat hat später gesagt, dieser Konstantin habe das Reich ruinirt. Der Glaube, eine Aera des Friedens vor sich zu haben, war falsch. Die Fluth des Islam nahte schon Ernste Menschen sahen den Niedergang des Reiches mit tiefer Zerknirschung. Ein Jurist, der den Hof und das Feldlager gesehen hatte, fällte das Schlußurtheil, nirgends habe er Anderes gefunden als Leichtfertigkeit und Selbstsucht ..."



La Nave.

Als der Wortführer des Chores im Vorspiel zur Tragoedie Gabrieles D'Annunzio verzweifelnd die Frage aufwirft: Dove porremo noi la nostra patria? (Wohin verlegen wir jetzt unser Vaterland?), antwortet eine Stimme aus der Höhe: Su la Nave! Das Schiff die Heimath, die Zukunft: Dies ist das Hauptthema der neuen Tragoedie, die im Argentina-Theater in Rom mit einem der gewaltigen theatralischen Kraftentfaltung entsprechenden äußeren Erfolg die Uraufführung erlebte. Die Bedeutung des Poeten und des Werkes verdient immerhin eine eingehendere Besprechung.

Wir sind in der Zeit der Gründung Venedigs um die Mitte des sechsten Jahrhunderts nach Christus; in der Epoche der Kriege zwischen Ostgothen und Byzantinern. Die Veneter sind von ihren Festlandsitzen durch die mit Feuer und Schwert wüthenden Barbaren (womit natürlich unsere deutschen Vorfahren gemeint sind) verjagt und haben sich auf die Inseln des Estuario gerettet. Sie sind im Begriff, nicht nur Schiffe zu bauen, sondern auch eine Basilika, denn sie sind fromme Christen lateinischen, nicht griechischen Bekenntnisses. Ich will hier gleich vorausschicken, daß der Protagonista der Tragoedie eigentlich der Chor der Veneter ist, aber nicht im Sinn der aischylischen Tragoedie, sondern eher in dem von Shakespeares Julius Caesar und Coriolan, mitunter auch in der Art der Chöre in der Braut von Messina. Ferner hat Richard Wagner D'Annunzio beeinflußt, denn ein großer Theil der Chorstimmen ist in Musik gesetzt, vokale und instrumentale; nur begleitet die Musik lediglich Stimmung gebend die fortschreitende Handlung, ohne das gesprochene Wort direkt zu illustriren. Es ist aber auch nicht die melodramatische Form Mendelssohns in den großen Rezitativen der Antigone, sondern das gesprochene Wort und die Chöre gehen ihre eigenen Wege, so daß sie nicht selten einander widersprechen, statt konform zu sein. D'Annunzio hat einen jungen Komponisten, Pizzetti, entdeckt (er nennt ihn, großartig wie immer, Maestro Ildebrando da Parma), der durch die Kraft seiner musikalischen Ausdrucksmittel (meist altgriechische Rhythmen, wie sie die byzantinischen Kirchengesänge bewahren, aber auch „stella del mare!") die Wirkung der symbolisirenden Tragoedie wesentlich gehoben hat.

Zurück zum Vorspiel. Die Reden des Chores (Schiffer, Fischer, Zimmerleute, Netzenäherinnen) und der Chorführer (der Steuermann, der Wassermeister, der Müller und die beim Bau der Basilika beschäftigten Steinmetz und Organist) geben das ambiente wieder. Wir hören von den Verwüstungen durch Frühjahrsstürme, den Ueberschwemmungen, der allgemeinen Noth, die eine Rettung nur auf den Schiffen des Meeres sieht. Bald tritt auch die Spaltung in zwei Parteien, eine lateinische und eine griechische, hervor. Wir erfahren von dem vorausgegangenen tragischen Konflikt zwischen den Geschlechtern der Faledri

und Gratici. Der Meertribun (eine historisch durch einen Brief von Theodorichs Minister Cassiodorus beglaubigte Einrichtung) war Orso Faledro von Aquileja. Weil er die Veneter an die Byzantiner verrieth, wurde er nach damaliger byzantinischer Weise (siehe Belisar!) geblendet; mit ihm vier seiner Söhne. Der Mann, der die Neugründung Venedigs bewirkt hat, ist Marco Gratico, ein Seeheld. Noch aber lebt ein fünfter Sohn Orsos Faledro, Giovanni, der sich bei dem anrückenden Feldherrn Justinians, dem Eunuchen Narses, befindet, und eine Tochter, Basiliola Faledra. Auf der Szene erscheint nun der geblendete Orso Faledro mit seinen vier Söhnen; aus diesem grauenvollen Anblick, aus der Mitleid erweckenden Rede des Vaters zieht der Dichter seine erste Wirkung. Den Faledri entgegen tritt die Mutter der zwei Gratici, Marco und Sergio, die Diakonessa Ema, aus dem Atrium der unvollendeten Basilika und lähmt die Wirkung des geblendeten Meertribunen auf das Volk durch die Darstellung seiner verrätherischen und erpresserischen Handlungen. Aus der Basilika ertönen fromme Weisen der Katechumenen. Diese Kontroverse unterbricht die Ankunft der Basiliola Faledra. Sie kommt zu Schiff von Byzanz und ist mit aller Pracht der orientalischen Hauptstadt geschmückt; ihre Dienerinnen schleppen große Koffer, gefüllt mit reichsten Kleidern und Schmuckstücken der griechischen Metropole, aus dem Schiff. Sie ist die Vertreterin der Ueppigkeit und Wollüste des justinianischen Hofes, gleich Theodora und Kleopatra eine Verführerin ersten Ranges; vielleicht schwebte dem Dichter auch Kundry vor. Als sie die Geblendeten sieht, entladet ihr Schmerz sich in eine Art von Delirium; ihr großer Ausbruch, ihr Schluchzen erzeugt tragische Rührung; und die ist nöthig, damit der Zuschauer bei dem Werk der Zerstörung sich nicht abwendet, das diese große byzantinische Meretrix, wie sie geschimpft wird, plant und ausführt. Da wird Marco Gratico gemeldet; er kehrt im Triumph heim: denn er hat den Feinden die Leichen der venetischen Märtyrer wieder abgejagt, die nun in Sarkophagen angetragen werden. Das Volk jauchzt ihm in überschwänglicher Begeisterung zu. Dem Sieger öffnet sich das Thor der Basilika und auf der Schwelle hält der Presbyter Sergio Gratico den eben gestorbenen Bischof, der ihm kurz vorher sein Amt übertragen haben soll, im Arm. Obwohl Das unmöglich ist, weil der Presbyter Sergio ein Senzapollice ist (den Daumen verloren hat), also beim Abendmahl das Brot nicht richtig brechen kann, wird diese Wahl von dem für den Bruder begeisterten Volk anerkannt, Marco aber zum Meertribunen ernannt. Die Faledra will nach byzantinischer Weise den Sieger durch einen Tanz ehren. Trotz der furchtbaren seelischen Ueberwindung, mit der sie sich dazu zwingt (in der Absicht, Marco zu verführen und zu verderben), bricht sie vor Schmerz stöhnend zusammen, während Jubelhymnen aus der Basilika erschallen. Das Volk schreit: Arma la prora e salpa verso il mondo! Waffne das Schiff und fahre in die Welt hinaus! Ein Wahrspruch

des einst die Weltmeere beherrschenden Venedig. Die Wirkung des Vorspiels auf das römische Publikum, das sich aus der Intelligenz und der Aristokratie Italiens zusammensetzte, war groß. Wie weit sie auf patriotischen Gefühlen beruhte, muß die Zeit erweisen. Es ist aber unbillig, dem Dichter nur tendenziöse Motive unterzuschieben. In diesem Vorspiel ist echt dramatischer Gehalt.

Bei Beginn des ersten Episodio (D'Annunzio hat diese Bezeichnung wohl gewählt, weil seine Handlung in Bildern und Sprüngen vor sich geht) stehen wir vor der vollendeten Thatsache, daß Basiliola die Beherrscherin des allmächtigen Meertribunen, des despoto, ist, also die Beherrscherin der Inseln: die byzantinischen Künste haben über die Einfalt ihrer Bewohner gesiegt. Das Werk der Rache der Faledra beginnt. Ein schwüler, regnerischer Sommerabend. Im Hintergrund der Szene, von Felsstücken und Pallisaden eingerahmt, die Fossa Fuia, ein schauerlicher, tiefer Graben, in dem die Gefangenen allmählich verderben sollen. Gauro, der Steinmetz der Basilika, hat sich in die Byzantinerin vernarrt und büßt nun dafür hier in der Fossa Fuia. Als er die „Grecastra" fürchterlich beschimpft, tötet sie ihn mit einem Pfeilschuß der Armbrust, die sie einem Gefangenenwächter abgenommen hat. Andere Gefangene, die um Brot oder Tod schreien, werden nach einander mit Pfeilschüssen von ihr getötet. Die Szene schien in der Ausführlichkeit der Buchausgabe wohl auf der Bühne nicht möglich und wurde deshalb auf den Proben zusammengestrichen. Die Häufungen unmenschlicher Grausamkeit hätten die Heldin zu früh um jede Sympathie gebracht. Der Mönch Traba, ein egyptischer Asket, der der Faledra ihre Schandthaten, ihr byzantinisches Lastervorleben in stärksten Farben vorhält, vergleicht sie mit Jezabel und beschuldigt sie endlich sogar, während der Tribun auf der Szene erscheint, tempelschänderischer Verbindung mit dem Bischof Sergio, dem eigenen Bruder Marcos. Als sie hierdurch sich gefährdet sieht (denn der Tribun ringt bereits damit, sich von der Verderberin loszureißen), läßt sie alle Buhler- und Zaubererkünste von Byzanz spielen. Die langen, feuerrothen Haare bedecken ihren herrlichen Leib, den sie zu enthüllen beginnt, nur dürftig; sie läßt Gürtel und Tunika fallen, läßt ihre betäubenden Zauberdüfte auf ihn einwirken und schwächt so seine Widerstandskraft. Ermattet fragt er: Welcher Dämon bist Du eigentlich? „Diona bin ich, eine heidnische Göttin!" Sie verheißt ihm die Eroberung von Byzanz, wo Justinian, einst nur ein Bauer, alt und schwach sei, Theodora aber, die Sklavin und Cirkuslöwenbändigerin, tot. Sie weckt den Ehrgeiz des Seehelden. Sein Zorn, in dem er sie umbringen wollte, verraucht; er hängt ihr die eigene Purpurchlamis um, als sie sich verführerisch an ihn schmiegt, und flüstert: „Mich friert, ich bin zu nackt!" Während er auf ihre Bitte gehorsam ihr Tunika und Gürtel aufnimmt, erhebt sie sich, in seinen Herrschermantel gewickelt, triumphirend und lächelt diabolisch über das gelungene Werk der Verführung und

der Rache. Schluß des Episodio. Während dieser Szene sind wir nun in der eigentlichen Sphäre D'Annunzios. Wer seine Romane Il piacere, Il trionfo della morte, Il fuoco gelesen hat, weiß, daß er in der Schilderung der Verführungskünste des Weibes Meister ist, in der Darstellung des Uebermaßes von Wollust, das mit Haß im Herzen des Mannes enden muß.

Das zweite Episodio spielt in sternenheller Sommernacht. Ein Bankett vor der vollendeten Basilika. Der Abendmahltisch, an dem Bischof Sergio thront, durch ein weltlich heidnisches Fest entweiht. Der Altar der Victoria in der Mitte aufgestellt. Diona besungen. Heidnische Hymnen trunkener Massen in Gegensatz gebracht zu heiligen Gesängen im Inneren der Kirche. Eine griechische und eine lateinische Partei. Die Szene ist ganz in Musik gesetzt. Basiliola, in blut- und tempelschänderischem Verhältniß mit Bischof Sergio, fährt in ihrem Werk der Rache fort und hetzt die Parteien gegen einander. Im Taumel des Festes beginnt sie selbst zu tanzen und mit ihr die sieben Dienerinnen, ihre „lupe“. Das Bankett erinnert in der That an ein Lupanar und eben so mahnt der sogenannte Tanz der sieben Kandelaber an den Tanz der sieben Schleier. Siehe Salome! Die katholisch gebliebene Partei flucht den heidnischen Anwandlungen des Bischofs. Basiliola, in die rothe Chlamis des Despoto gehüllt, wirft diese zu Boden und tanzt auf ihr. Schließlich schwingt sie in wahnsinnigem Uebermuth das doppelschneidige Schwert am Altar der Victoria. Da tritt Marco Gratico mit seinen Bogenschützen hinzu. Höchster Zorn gegen seinen Bruder, den Tempelschänder, und die Meretrice erfüllt ihn; er wirft den heiligen Kelch, der ihm gereicht wird, zu Boden. Die Faledra reizt ihren Buhlen zum Zweikampf mit dem Despoto. Ein Gottesgericht soll entscheiden. Der körperkräftige, kriegerische Bischof entledigt sich der heiligen Gewänder, trotz dem fanatischen Geschrei der frommen Partei, und fordert den innerlich tief widerstrebenden Bruder zum Zweikampf. Die Furie der Zwietracht und der Rache freut sich ihres gelungenen Werkes und hofft, daß Beide fallen. Im Kampfe fällt der Bischof. Der Tribun will sie vom Altar wegreißen und richten: da ertönt das Alarmsignal. Der Steuermann erscheint und meldet das Erscheinen Giovannis Faledro, des Bruders der Basiliola, mit Schaaren von Byzantinern des Narses am Eingang des äußeren Hafens. Das Volk will die Faledra töten, aber Marco verbietet es ihm und läßt sie an den Altar binden. Der Tribun eilt dem Feind entgegen.

Bei Beginn des dritten Episodio steht das große Schiff „Totus mundus“ gerüstet und fertig zur Abfahrt im Hintergrund. Heilige Gesänge erklingen aus der Basilika. Am Altar vorn liegt die Faledra wie eine gefesselte Löwin. Der Henker steht neben ihr. Aus der Verbannung, in die sie ihr Sohn geschickt hatte, ist die Mutter der Gratici, die Diaconessa Ema, zurückgekehrt. Von den furchtbaren Ereignissen gehärtet, nicht erschüttert, sondern verklärt,

weissagt sie, einer Sibylle gleichend, die künftige Größe der Lagunenstadt, ihre Gründung auf ganzen Cedernwäldern, ihre marmornen Paläste und Kirchen, ihre goldenen Dächer, ihre „saphirblauen“ Pforten, ihre Seeherrschaft im ganzen lateinischen Meer und weit darüber hinaus. Daß diese (historisch verbürgte) Prophezeiung nicht nur vom Volk auf der Bühne mit Hosiannah aufgenommen wurde, sondern auch vom Parterre und von den Galerien, ist um so selbstverständlicher, als D'Annunzio, ein Meister der Rede, einen kraftvollen Ausdruck für sie fand. Der Zuruf: All' Oriente! All' Oriente! begeistert die modernen Italiener nicht minder als die alten Veneter. Prophezeiungen von historischen Thatsachen, wenn sie nicht, wie bei Shakespeare, im Prolog oder Epilog vorkommen, sind aber, trotz Aischylos, immer sehr bedenklich, weil sie unorganisch wirken, die Handlung zerreißen und die Stimmung zerstören. Hätte übrigens D'Annunzio den ihm untergeschobenen rein tendenziösen Zweck gehabt, so würde er diese Prophezeiung an das Ende seines Stückes gelegt haben. Da aber die eigentliche dramatische Handlung danach ihren Fortgang nimmt, so ist man kaum berechtigt, ihm chauvinistische Absichten unterzuschieben. Marco Gratico erscheint als Sieger über den byzantinischen Feind und wird bejubelt. Aber seine Stimmung ist ernst; der Brudermord lastet schwer auf ihm, die That, für die er sich Buße auferlegen muß. Die Buße besteht darin, daß er selbst sich für immer aus seinem Vaterlande verbannt, um mit dem großen Schiff für Venedigs Heil in der Ferne zu wirken. Er werde nicht wiederkehren. Lucio Polo, ein alter Pilot, bittet, ihn begleiten zu dürfen. Aber ehe ihr Sohn scheidet, verlangt die Diakonessa die Opferung der Faledra. Die langen rothen Haare sollen ihr abgeschnitten, sie soll geblendet werden. Wie rasend wehrt sich die Faledra dagegen und bittet um den Tod. Noch einmal wendet sie ihre ganze Verführungskunst an Marco. Zum größten Unwillen der Mutter löst er die Gebundene vom Altar. Schon glaubt Basiliola, ihn wieder gewonnen zu haben, verheißt ihm nochmals die Herrschaft über das byzantinische Kaiserreich und fleht, daß er sie mit auf sein Schiff nehmen möge. Wenn der Adler von Aquileja auf dem Schiffsvordertheil prange, sei ihm der Sieg gewiß. Aber er entrafft sich ihren Künsten. Der Adler von Aquileja bringt ihn auf eine Idee von wahrhaft byzantinischer Grausamkeit. Ja, sie soll mit, aber angenagelt an den Vordertheil des Schiffes, dem die symbolische Figur noch fehlt. Rasch jedoch weiß sie sich diesem furchtbaren Ende zu entziehen. „Ich bin nur des Todes, den ich mir selbst schenken will!“ Sie stürzt sich auf den Altar der Victoria, auf dem ein mächtiges Feuer brennt, „gleichsam voll Gier, die Flammen zu trinken!“ Ihre Feuerhaare flammen auf. Rings um sie läßt Marco die langen Schilde erheben. Diona ist vom Feuer verzehrt. Marco Gratico besteigt sein Schiff, das in die Welt hinausfährt.

Ein römisches Witzblatt, „Il Pupazetto“, stellte D'Annunzio in einem

Bilde dar, wie er mit pflichtschuldiger Reverenz Gott-Vater im Himmel, von Engeln umgeben, sein Schiff präsentirt; im zweiten Bild steht D'Annunzio in der Glorie des Himmels und Gottvater macht ihm unten eine Reverenz. Wie weit D'Annunzios persönliches Auftreten zu so irreverenten Zeichnungen Anlaß giebt, mag hier unerörtert bleiben. Jedenfalls ist Mangel an Bescheidenheit nicht der Fehler dieses Abruzzensohnes; eher hat er sich das goethische Rezept zu eigen gemacht. Aber seine Feinde, die seiner Tragoedie jeden Werth absprechen, die sie für eine gewöhnliche „Feerie" erklären, ihren Erfolg als Werk der Reklame hinstellen, haben entschieden Unrecht. Ihre Argumentation ist sogar absurd. Wie kann man einer Tragoedie, die den idealen griechischen Vorbildern folgt, den Mangel an Verismus vorwerfen, von ihr platten Naturalismus fordern! Ein Beweis, daß die italienische Kritik noch immer die verschollenen Armeleutestücke für die neue Offenbarung der dramatischen Kunst hält und wie gering im Vaterlande Dantes heute die Phantasie geschätzt wird. Gorkijs Reise in Italien, die den Reportern der großen Zeitungen Anlaß zu spaltenlangen Interviews gab, war ein recht charakteristisches Merkmal dafür, trotzdem diese russische Sonne daraus nur als ein recht unbedeutendes Lichtchen hervorschimmerte. D'Annunzio ist in „La Nave" wie in „La Figlia di Jorio", die übrigens höher steht, eben so weit vom Naturalismus entfernt wie Schiller in der Braut von Messina, der vor hundert Jahren der selbe abgeschmackte Vorwurf gemacht wurde. Wenn freilich D'Annunzio unserem Schiller an Tiefe und Hoheit der Gedanken weit nachsteht, so hat er doch ein Recht darauf, als ein Dichter gewürdigt zu werden, dessen poetische und sprachliche Formen von den Unterrichteten seiner Nation als klassisch bezeichnet werden. Das Versmaß von La Nave ist übrigens „versi sciolti", die „vers blancs" der Franzosen, ein Versmaß, das auf Ariosts Komoedien zurückgeht. Der individuelle kleinliche Jammer von Webern, Fuhrleuten, Maurern oder gar das Geheul von russischen Verbrechern findet allerdings keine Stätte in seinem Bühnenvolk, das immer in kompakter Masse auftritt und symbolisch den Charakter der Masse widerspiegelt. Eher dürfte die Tragoedie an einzelnen Stellen Neigung zu Senecas Schwulst zeigen, hervorgerufen durch die Begeisterung für die Schönheit und einstige politische Größe Venedigs, der D'Annunzio schon im „Fuoco" so glühenden Ausdruck gab. Ihn aber deshalb der Anfeuerung zum Irredentismus zu bezichtigen, wie es in österreichischen Blättern geschehen ist, scheint mir falsch. Uebrigens werden sich die Panzerflotten, die im Mittelländischen Meer kreuzen, wohl schwerlich vor D'Annunzios hölzernem Theaterschiff fürchten. Eben so falsch ist, daß italienische Kritiker eine eingehende psychologische Entwickelung, namentlich des Verhältnisses von Marco zu Basiliola, vermissen. Endlose Analysen der Charaktere mögen im modernen, an Handlung armen Milieustück am Platze sein; in einer graecisirenden Verstragoedie ist solche Individualisirung ausgeschlossen.

Unsere Klassiker hätten über eine solche Forderung gelacht. Nicht minder thöricht ist die Forderung streng historischer Wahrheit, die aufgestellt wurde: die eigentliche Gründung Venedigs sei schon hundert Jahre vorher, zu Attilas Zeiten geschehen. Es wäre schlecht um die hohe Tragoedie bestellt, wenn durch solche Bedenken die Phantasie und poetische Kraft des Dichters gefesselt würde. Endlich giebt es sogar Kritiker, welche die eigentliche Tragoedie, die der Basiliola, am Liebsten gestrichen hätten und nur die deklamatorische Nave-Tendenz gelten lassen und rühmen. Für uns sind Das abgetragene Jackets, die in Italien aber noch für neue zu gelten scheinen.

Eine wichtigere Frage ist freilich, ob D'Annunzios Helden der Nave sich die nothwendige Sympathie erringen und bewahren. In diesem Punkt bleibt die neue Tragoedie unbedingt hinter dem abbruzzesischen Drama „La Figlia di Jorio" zurück. Das Schwanken des Helden Marco, seine wie Thorheit erscheinende Schwäche werden bedenklich für die Antheilnahme des Zuschauers. Manche Szenen, wie die des Duells der Brüder, wirken mehr theatralisch als dramatisch. Der aufgebotene reiche Bühnenapparat müßte in seiner Fülle das Herz des Theaterdirektors aus dem Faustvorspiel erfreuen. „Drum schonet mir an diesem Tag Prospekte nicht und nicht Maschinen!" In Rom ist das Stück sehr gut gespielt worden. Aus der bewegten Masse trat jede einzelne Stimme plastisch hervor. Und die Paoli brachte die listige Rachsucht, die katzenhafte Trugkunst der byzantinischen Hetäre zu vollendetem Ausdruck.

Ob La Nave auf deutsche Bühnen mit Erfolg übertragen werden könnte? Ich zweifle. Voraussetzung bleibt jedenfalls die Begeisterung für Venedig. Mit einiger Sicherheit dagegen wäre auf den Erfolg von D'Annunzios Bauerntragoedie „La figlia di Jorio" zu rechnen, deren Uebersetzung aber vielleicht noch dringender einen adäquaten Dichter fordert als La Nave.

Rom. Generalintendant a. D. Dr. Julius von Werther.



Mein Buddhadrama.

„Das Buch des Vollendeten", ein Legendendrama. Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt am Main.

Zwei Männer haben die religiöse Welt unter sich getheilt: Christus und Buddha. Der Erste ist für die abendländischen Dramatiker Tabu; der Zweite ist „frei" („vogelfrei", werden vielleicht Einige bedauernd meinen): und so hat sich denn auch das Theater schon seiner bemächtigt. Zwar: Wagners „Die Sieger" blieb eine Skizze; aber das unheilige Rampenlicht sowohl der Oper wie der Schauspielbühne mußte doch den Sakyersohn schon beleuchten. Freilich steht seiner Tugend, der

äußerlichen „Freiheit, behandelt zu werden", eine innere Nothwendigkeit, die eine gewisse Unhandlichkeit bedingt, ja, fast einem Noli me tangere gleichkommt, als ein schlimmer Nachtheil gegenüber. Ein „Vollendeter", ein absolut Unveränderlicher, der regunglos wie ein Fels in den Fluthen dasteht: was kann der Dramatiker aus ihm machen? Mit Christus ist es eine ganz andere Sache; er durfte flehen: „Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir!" Hätte Buddha Aehnliches gethan, so wäre er kein Buddha gewesen. „Christus ist nicht weise, sondern göttlich", sagt Wagner. Buddha ist nicht göttlich; er ist übermenschlich: und in dieser Uebermenschlichkeit ist alles Flüssige kristallisirt. Flüssig ist seine Erscheinung noch als Prinz, wenn er, tief ergriffen durch das Leiden des Lebens und das Vergängliche des Daseins, sich von Hof und Heim losreißt, um über sich und die Welt klar zu werden und durch heißes einsames Ringen sich die Erlösungsgewißheit zu gewinnen. So scheint eine dramatische Behandlung nur bis zu seinem Buddhawerden führen zu können. Der Buddha selbst aber kann nie der Träger einer Handlung werden. Auch Wagner wollte ihn nicht eigentlich dazu machen, obwohl es ihm noch am Ehesten hätte gelingen können. Denn ein Dramatiker, der über das Zaubermittel der Musik verfügt, verhält sich zu jedem anderen, und wäre es Shakespeare selbst, etwa, wie ein Alchemist sich zu einem ehrsamen Chemiker verhalten würde.

Es mag etwa vierzehn Jahre her sein, daß ich in Rockhills The life of the Buddha devised from Thibetan Works" die folgende Stelle las: „Gopa, Mrigadja und die anderen sechzigtausend Weiber betraten den Pfad (bekehrten sich zur Lehre des Buddha); Yaçodhara aber, die durch die Liebe zu ihrem verlorenen Gemahl geblendet war, wollte die Wahrheit nicht sehen, sondern fuhr fort, zu hoffen, daß sie im Stande sein würde, ihn in ihre Arme zurück zu bringen. Eine Weile später bekehrte er sie aber und auch sie betrat den Pfad." In diesem Zuge, den ich nirgends sonst gefunden habe, sah ich nun sofort die Möglichkeit des Buddhadramas, das mich schon lange gelockt hatte. Wenn Buddha nicht selbst der Träger der Handlung sein kann: wer wäre dann mehr dazu berufen als sein Weib, das er um seiner Weltmission willen verlassen mußte? Eine verlassene Ehefrau, die den edelsten Mann verlieren muß, ohne das Schicksal zu verstehen, ohne seine Größe zu begreifen, wäre freilich nur rührend, nicht aber dramatisch; wenn nun aber Yaçodhara schon vom Anfang an seine Buddhagröße ahnt und nun, durch ihr eigenes Leiden nach dem Gattenverlust immer hellsichtiger werdend, diese immer klarer begreift und gerade sie liebt, dann wird in ihr die herbste tragische Dialektik lebendig, wie es in der guten alten Aethik hegelischer Observanz hieß. Niemand (auch der feinste Dialektiker der Welt, mein Landsmann Sören Kierkegaard, nicht) hat jemals gewußt, was „das Dialektische" eigentlich sei; um so weniger wollen wir auf ein so gelehrtes und geheimnißvolles Wort verzichten. Dialektisch ist Yaçodhara ohne Zweifel in der widerspruchsvollen Eigenschaft als das „Weib des Vollendeten", Dessen, der seinem Wesen nach unbeweibt ist, und zwar ist sie es um so tiefer, je mehr sie „Weib" und sein Weib ist; dialektisch ist ihr Kampf mit ihm (der eigentlich ein Kampf mit sich selber ist); wenn sie sieht, daß ihr Sieg ihre tiefste Niederlage ist, daß sie beim Erreichen des Zieles ihr Ziel schon zerstört hat, will sie doch nicht etwa den Gemahl ihrer Jugend wieder zurückgewinnen; nein: sie will den Buddha umarmen, der in ihren Armen eben kein Buddha mehr ist. Gerade darin aber, daß ihr Wollen sich nicht mehr auf den Prinzen Seddhinta,

sondern auf den Buddha in seiner vollen Welterlöser-Größe bezieht, zeigt sich nun auch (und Das ist wohl der stärkste dialektische Umschlag dieses Begriffes), daß sie in einem ganz anderen Sinn „das Weib des Vollendeten“ ist, nämlich das ihm entsprechende Weib. Und wenn durch die gewaltige seelische Erschütterung, die ihr Kampf gegen ihn auslöst, schließlich ihrer Liebe das egoistisch-erotische Element genommen wird, wenn sie, nicht durch Belehrung, sondern durch Erleben, den Kern einer „edlen Wahrheit“ innig erfaßt hat: dann steht sie in der That an seiner Seite, als das freigewordene, vollendete Weib.

Dies war also das Motiv, das ich durchzuführen hatte; in einer frei erfundenen Handlung, die sich nur nicht darum kümmern durfte, ob sie, nach ihren eigenen Gesetzen fortschreitend, sich in Gegensatz zu anderen Ueberlieferungen setzte; so wissen die Legenden nichts von Divadattas Liebe zu Yaçodhara, nichts vom gewaltsamen Tode des Vaters oder von der fanatischen Gegnerschaft der Priester, auch nichts von Yaçodharas Thronbesteigung. Ob es mir gelungen ist, das Motiv dichterisch auszuführen und dramatisch zu gestalten: darüber mögen die Leser des Buches urtheilen, darüber mögen vor Allem die Zuschauer urtheilen, falls sich ein Theater findet, das ein solches Drama aufführen will.

Dresden. Karl Gjellerup.

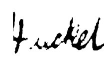
Ein Brief.

Herr Karl Jentsch schreibt mir:

Im zwanzigsten Heft der „Zukunft“ habe ich die wohlthätigen Wirkungen hervorgehoben, die zu erwarten seien, wenn, wie in England und Dänemark, Studenten sich der Arbeiterjugend annehmen. Da überrascht mich nun Herr Candidatus ing. Walther Reinhardt in Charlottenburg mit der erfreulichen Kunde, Das geschehe auch in Deutschland fast überall, wo es Hochschulen giebt, in Charlottenburg, Berlin, München, Heidelberg, Hannover, Darmstadt, Braunschweig, Marburg, Göttingen. Aus den mir übersandten Berichten über die „Freien Fortbildungskurse für Arbeiter, veranstaltet von der Sozialwissenschaftlichen Abtheilung der Wildenschaft der Königlichen Technischen Hochschule zu Berlin“ ist zu ersehen, daß in Charlottenburg im Jahr 1907 von neunzehn Herren, meist Studenten, 500 Hörer verschiedener zwischen sechzehn und fünfzig Jahren liegenden Altersstufen in Deutsch, Rechnen, Algebra, Geometrie, Zeichnen, Physik, Geographie und Schreiben unterrichtet, daß Museumsführungen (im Winter auch Besuche gewerblicher Anlagen) Unterhaltungabende und Ausflüge veranstaltet worden sind. Charlottenburg ist vor acht Jahren vorangegangen, Berlin vor vier Jahren nachgefolgt; in Berlin können 2000 Lernbegierige unterrichtet werden. Charakteristisch scheint mir, daß Charlottenburg vorangegangen ist. Darin offenbart sich der wohlthätige Einfluß der technischen Bildung auf das Studentenleben. Dank ihr wird sich der Sinn der Studirenden mehr und mehr von dem nichtigen Treiben, wie es an unseren Hochschulen sich „von den Vätern ererbt“ hatte, ab- und nützlichem Schaffen zuwenden. Ein höchst erfreulicher Fortschritt. Vielleicht schon nach zwanzig Jahren wird der Kladderadatsch den dann nicht mehr verständlichen Herrn Studiosus Biermörder pensioniren müssen.

Schöpfungsagen.*)

Sehr wenig entwickelt ist die Vorstellung der klassischen Zeit vom Ursprung der Welt. Hesiod erzählt in seiner Theogonie und in „Werke und Tage" den griechischen Schöpfungmythos. Alles begann mit dem Chaos; darauf kam die Erdgöttin Gaea, die die Mutter aller Dinge ward, als deren Vater meist ihr eigener Sohn Uranos, der Himmelsgott, genannt wird. Himmel und Erde werden von den Naturvölkern oft als Vorfahren der Götter angesehen... Gaea, die Erde, gebar „das siedende, wüste Meer" Pontos. Mit Uranos zeugte sie sechs männliche und sechs weibliche Kinder, die sogenannten Titanen, nämlich „den wirbeltiefen" Okeanos, Koios[1]) und Kreios[2]), Japetus[3]) Hyperion[4]), Theia[5]) Rheia[6]), Mnemosyne[7]), Themis[8]), Thetis, Phoebe und Kronos[9]), außerdem Cyklopen[10]) und Andere. Es hat wenig Interesse, den versifizirten Katalog wiederzugeben, dessen Namen vermuthlich zum Theil von Hesiod erfunden worden sind. Diese einfache Art von Poesie, Namenerfindung, wurde auch mit regem Eifer von den Skalden der Nordländer geübt. Nur die wenigen folgenden Zeilen von der Entstehung der Sterne und der Winde mögen hier Platz finden.



Theia gebar voll Glanzes den Helios und die Selene,
Eos auch, die allen den Erdbewohnern leuchtet
Und den Unsterblichen rings im weitumwölbenden Himmel:
Diese gebar einst Theia der liebenden Macht Hyperions.
Aber dem Kreios gebar Eurybia mächtige Söhne,
Pallas sammt Asträos,[11]) die hoch vorragende Göttin,
Perseus auch, der vor Allen an kundigem Geiste sich ausnahm.
Eos gebar dem Asträos die Winde unbändigen Muthes,
Zephyros[12]), blaßumschauert, und Boreas[13]), stürmisch im Anlauf,
Notos,[14]) da in Liebe zum Gott sich die Göttin gelagert.
Auch den Phosphoros[15]) jetzo gebar die heilige Frühe,
Sammt den leuchtenden Sternen, womit sich kränzet der Himmel.

---

*) Fragmente aus dem Werk „Kosmogonie im Wandel der Zeiten", das der schwedische Physiker Svante Arrhenius in der Akademischen Verlagsgesellschaft in Leipzig erscheinen läßt. Einem starken, im milden Klima eines kultivirten Geistes gereiften Werk, das von den Sagen der Naturvölker und von der Gedankenwelt antiker Weisen, von Anaxagoras und Laplace, von der Mechanik des Sonnensystems und vom kosmogonischen Unendlichkeitbegriff erzählt und vom ältesten Mythos zur modernsten Physik die Brücke zeigt.

[1]) Koios, wahrscheinlich ein Lichtgott, wird nur von Hesiod genannt. [2]) Kreios, ein Halbgott, mit Eurybia, einer Tochter des Pontos, vermählt. [3]) Japetus, Vater des Prometheus, welcher das Feuer den Göttern stahl und den Menschen gab. [4]) Der Name bedeutet „der hoch Wandernde". [5]) Die Prachtvolle. [6]) „Die Großmutter"; sie war nämlich die Mutter des Zeus. [7]) Göttin der Erinnerung, Mutter der Gesangsgöttinnen. [8]) Göttin der Ordnung und guten Sitten. [9]) Obergott, der von seinem Sohn Zeus gestürzt wurde. [10]) Einäugige Riesen, die von Apollo getötet wurden. [11]) Himmelsgott, Vater der Winde. [12]) Westen. [13]) Norden. [14]) Süden. [15]) Der Morgenstern; der Planet Venus.

In „Werke und Tage" schildert Hesiod, wie die Menschen von den Göttern erschaffen wurden. Anfangs waren die Menschen gut, vollkommen und glücklich und lebten ohne Mühe von Dem, was die Erde ihnen im Ueberfluß bot. Danach geriethen sie immer mehr in Verfall.

Die griechische Kosmogonie wurde von den Römern übernommen, die sie jedoch nicht nennenswerth weiterentwickelten. Im Anfang war, so sagt Ovid in den „Metamorphosen", ein ungeordnetes, gleichförmiges Chaos, „rudis indigestaque moles", eine formlose Mischung von Erde, Wasser und Luft. Die Natur trennte die Elemente, die Erde vom Himmel (der Luft) und vom Wasser, die feine Luft (den Aether) wieder von der gröberen (der gewöhnlichen Luft). Das Feuer, „das kein Gewicht hat", stieg auf bis zu den höchsten Himmelszonen. Die schwere Erde setzte sich bald ab und wurde mit Wasser umgeben. Darauf formte die Natur den Boden der Seen und Flüsse, Berge, Felder und Thäler auf Erden. Die Sterne, die früher von der Chaos-Nacht verdunkelt wurden, fingen zu leuchten an und wurden zu Wohnungen der Götter. Es wurden Pflanzen, Thiere und zuletzt Menschen erschaffen, die da in dem idealen Zustand des Goldenen Zeitalters lebten. Ein ewiger Frühling herrschte und entlockte der Erde reiche Ernten ohne Anbau. („Fruges tellus inarata ferebat"). Die Flüsse führten Nektar und Milch und von Eichen troff Honig herab. Als Jupiter (Zeus) den Saturnus (Kronos) stürzte und ihn in den Tartarus einschloß, begann ein minder glückliches Zeitalter, das Silberne, wo schon Winter, Sommer und Herbst, abwechselnd mit dem Frühling, auftraten. Man war genöthigt, gegen die Unbilden des Wetters Wohnungen zu erbauen. Alles verschlechterte sich. Aber noch schlimmer wurde es im Kupfernen Zeitalter. Und schließlich kam das schreckliche Eiserne, wo Bescheidenheit, Treue und Wahrheit von der Erde flohen und dem Betrug, der Gewalt, Verrätherei und einem unaufhaltsamen Golddurst und den gröbsten Verbrechen Platz machten.

Ovids Kosmogonie unterscheidet sich wenig von der des Hesiod. Die ursprüngliche Naivetät ist zum großen Theil verloren gegangen und durch eine mehr nüchterne Systematik ersetzt worden, die mit dem Gedankengang der praktischen Römer übereinstimmt. Davon zeugen die „Metamorphosen".

... Trotz der hohen Kultur in Rom zur Zeit vor Christi Geburt schrieb Ovid damals über den Ursprung der Welt fast in der selben Weise wie Hesiod siebenhundert Jahre früher. Man möchte beinahe glauben, daß das Studium der Natur in dieser langen Zeit keinen Fortschritt gemacht habe. Und doch war während dieser Zeit in vielen Forschern und Denkern eine Auffassung des Welträthsels herangereift, die selbst die höchste Bewunderung unserer Tage erweckt. Aber die Frucht dieser Arbeit scheint nur einzelnen eingeweihten Geistern vorbehalten gewesen zu sein. Wenn Jemand zu der großen Masse sprach, hielt er sich im Interesse des Staates für verpflichtet, nur die Ideen zu verkünden, die Jahrhunderte zurückreichten und dadurch geheiligt worden waren, daß man sie der offiziellen Religion einverleibt hatte. Vielleicht hielten auch die Meisten (eine Ausnahme macht Lukrez) die Ergebnisse der Naturforschung für poetisch zu geringwerthig. Daß die Resultate der Wissenschaft nicht in den Gedankengang der Menge eindringen durften, hat wohl mehr als irgendetwas Anderes dazu beigetragen, daß die antike Kultur von den anstürmenden Barbaren so rasch zerstört werden konnte. Wahrscheinlich waren auch unter den egyptischen Priestern Denker, die längst den primitiven Standpunkt

der Schöpfungsage überwunden hatten. Aber sie behielten dieses Wissen streng für ihre eigene Kaste, die dadurch eine große Macht über das sklavische Volk gewann.

Da geschah es ungefähr um das Jahr 1400 vor unserer Zeitrechnung, daß ein aufgeklärter Monarch, Amenhotep IV., eine Reformation einführen und die alte egyptische Religion ändern wollte, auf daß sie den Fortschritten der Kultur mehr als bisher entspreche. Er ging sehr radikal vor. Er erklärte, daß das ungezählte Heer der alten Götter abgeschafft sei; daß er nur einen Gott, Aten, die Sonne, anerkenne. Er riß die alten Göttertempel nieder und zog von der alten Hauptstadt Theben, die voll verhaßter Götzenbilder war, fort. Aber er hatte natürlich die herrschsüchtige Priesterschaft gegen sich; und die blinde Menge folgte eben so natürlich diesen alten geistigen Führern. So kam es, daß die Wirkung, die dieser gewaltsame Durchbruch der Wahrheit hatte, nach des weisen Königs Tod spurlos verwischt wurde und daß sein Nachfolger und Eidam, Ai, von sich selbst sagen konnte: „Ich muß die Knie beugen vor Göttern, die ich verachte."

Das Großartige in Amenhoteps oder Chut-en-atens („Glanz der Sonnenscheibe") Religion war, daß er die Sonne als Höchstes in der Natur verehren ließ. Das entspricht fast unserer eigenen Vorstellung. Die Sonne giebt nämlich jeder Bewegung auf Erden, mit Ausnahme derjenigen der unbedeutenden Gezeiten, die Energie. Nach der laplacischen Hypothese ist ja auch alle Materie auf Erden von der Sonne ausgegangen, ausgenommen die verhältnißmäßig geringen Mengen, die in Form von kleinen Meteoriten vom Himmel niederfallen. Man kann also sagen, die Sonne sei „der Ursprung aller Dinge", ob man nun, wie die Naturvölker, nur an irdische Gegenstände oder an das Sonnensystem denkt. Ich setze hierher die schöne Hymne an den Sonnengott, der mit zwei verschiedenen Namen Re und Atum genannt wird:

Anbetung Dir, o Re, beim Aufgang, Dir, Atum, beim Untergang!
Du gehst auf, Du gehst auf, Du strahlest, Du strahlest
Mit leuchtender Krone, Du König der Götter.
Des Himmels, der Erde Herr bist Du.
Du bist Der, der die Sterne da oben, die Menschen hier unten schuf.
Du bist der einzige Gott, der war schon zu Anfang.
Länder ließest Du werden und Völker hast Du geschaffen.
Du hast die Wasser der Feste, hast den Nil uns erschaffen.
Alle Gewässer hast Du geschenkt und Leben Dem, was darin ist.
Du warst, der der Berge Ketten verband und Menschen und Erde ließ werden.

Auch nach der laplacischen Hypothese kann man ja die Sonne als die Schöpferin der nach egyptischen Begriffen wichtigsten Sterne, nämlich der Planeten, ansehen. Da man die Planeten für göttliche Wesen hielt, konnte man auch mit Recht von der Sonne sagen, daß sie der einige Gott von Anfang an war.

An diese Weltanschauung des Amenhotep erinnert uns die etwa ein- bis zweihundert Jahre später entstandene des Zarathustra. Nach ihm bestehen seit unendlichen Zeiten der unendliche Raum, dem Chaos entsprechend, wie auch die Mächte des Lichtes und der Finsterniß. Der Lichtgott Ormuzd formte aus der vorhandenen Materie die Dinge in der folgenden Ordnung, die ich der Schöpfungordnung der Babylonier und der Juden vergleichen möchte:

Ormuzd schuf:	Marduk schuf:	Elohim / Gen. 1 / schuf:
1. Die Amschaspanden*)	1. Den Himmel	1. Himmel
2. Den Himmel	2. Die Himmelskörper	2. Erde
3. Sonne, Mond und Sterne	3. Die Erde	3. Pflanzen
4. Feuer	4. Pflanzen	4. Himmelskörper
5. Wasser	5. Thiere	5. Thiere
6. Erde und lebende Wesen.	6. Den Menschen.	6. Den Menschen.

Den Anhängern Zarathustras wurde die Sonne, als wichtigstes Licht, auch der Hauptgegenstand der Verehrung, wie bei den Babyloniern Marduk, der Sonnengott. Viele andere Völker sind auch instinktiv von der Vielgötterei zur Sonnenanbetung übergegangen; unter anderen Völkern auch die Japaner.

Im Lauf der Zeiten veränderte sich allmählich in Persien die Lehre des Zarathustra; und so entstanden viele Sekten. Unter ihnen lehrten die Zervaniten, die nach und nach die Majorität unter den Anhängern Zarathustras gewannen, daß das weltbeherrschende Prinzip die unendliche Zeit sei, „zervane akerene", dem sowohl das Prinzip des Guten (Ormuzd) wie des Bösen (Ahriman) entsprangen.

Durch Verschmelzung mit mohammedanischen und gnostischen Elementen entstand aus der Lehre Zarathustras eine andere Abart, der Ismaelismus, mit philosophisch-mystischem Anstrich. Hinter der Welt steht ein unfaßbares, namenloses, dem Unendlichkeitbegriff entsprechendes Wesen. Man vermag nichts darüber auszusagen; man kann es daher auch nicht anbeten. Von diesem Wesen geht durch eine Art Naturnothwendigkeit eine ganze Reihe sogenannter Emanationen aus, nämlich: 1. Die Allvernunft, 2. die Allseele, 3. die ungeordnete Urmaterie, 4. der Raum, 5. die Zeit und 6. die geordnete materielle Welt, in der als Höchstes der Mensch steht. Diese Religion scheint der Materie, dem Raum und der Zeit einen höheren Daseinswerth beimessen zu wollen als der geordneten und darum wahrnehmbaren Sinnenwelt. Das entspricht der modernen Auffassung, nach welcher Materie, Raum und Zeit unendlich sind. Eine ähnliche Eigenschaft wird der Allseele zugeschrieben, die man wohl als eine Umschreibung für das Leben ansehen darf.

Nach Zarathustras Lehre wird Astvad-ereta alle Toten auferwecken und Alles zu einem glückseligen Zustand wiederherstellen. Nach den Ismaeliten waren die zoroastrischen Lehren von Auferstehung und Jüngstem Gericht nur Bilder, die die periodischen Veränderungen im Weltsystem ausdrücken sollten. Es ist möglich, daß diese Ansicht unter dem Einfluß der indischen Philosophie entstanden ist.

Unter den Völkern des Ostens zeichnen sich die Inder durch ihre alte Religion aus, die im Lauf der Zeiten von der Priesterkaste zu einer Ewigkeitlehre ausgebildet worden ist. Sie hat tiefe philosophische Bedeutung und entspricht eigentlich der Ansicht heutiger Naturforschung von der Unzerstörbarkeit der Materie und der Energie, wie auch der Ewigkeitbegriff einen wesentlichen Bestandtheil der modernen Kosmogonien ausmacht. Da eine Entwickelung im Weltall in die Augen fällt, so kann man die Ewigkeit nur verstehen, wenn man annimmt, daß die Entwickelung sich periodisch vollzieht, indem sie sich immer und immer wiederholt. Wie sich die alten indischen Philosophen diesen Prozeß vorstellen, mag eine Erzählung zeigen.

*) Die Amschaspanden sind die sechs höchsten Götter nächst Ormuzd. Sie vertreten je einen wichtigen ethischen Begriff.

„Manu (in den Veda-Gesängen war Manu eine Art Noah, Stammvater der Menschen) saß in Gedanken versunken. Da näherten sich ihm die Maharchien, grüßten ihn verehrungvoll und sprachen also zu ihm: „Herr, geruhe, uns sorgfältig und in der rechten Reihenfolge die Gesetze zu erklären, welche für den Ursprung der Dinge und auch für jene gelten, die durch Mischung daraus entstanden sind. Du allein, Meister, kennst den Ursprung, die Bedeutung und die Folgen dieser allgemeinen Gesetze, die grundlegend und unbegreiflich sind und deren Umfang vom gemeinen Menschenverstand nicht erfaßt werden kann, denn sie sind Veda.' Darauf gab der Allgewaltige folgende weise Antwort: ‚Höre! Diese Welt war in Dunkel versunken, unfaßbar, ohne trennende Kennzeichen. Sie konnte nicht vom Verstand begriffen, nicht offenbart werden und schien vollkommen dem Schlaf anheimgegeben. Als die Lösung (das Weltall wird als eine durchaus gleichförmige Lösung vorgestellt) ihrem Ende nah war, machte der Herr (Brahma), der sein eigener Erzeuger und unseren Sinnen unfaßlich ist, die Welt mit Hilfe der fünf Elemente und anderer Urstoffe wahrnehmbar; er erleuchtete sie mit dem reinsten Licht, zerstreute das Dunkel und schuf die Entwickelung der Natur. In seinen Gedanken beschloß er, die verschiedenen erschaffenen Gegenstände aus sich selbst hervorgehen zu lassen; und so schuf er zuerst das Wasser, in welches er einen Samen niederlegte. Dieser Same entwickelte sich zu einem goldglänzenden Ei, leuchtend wie der tausendstrahlige Stern, und aus ihm wurde das höchste Wesen geboren in Gestalt des männlichen Brahma, des Ursprunges aller Dinge. Nachdem er in diesem Ei ein Götterjahr (etwas mehr als drei Billionen menschlicher Jahre) geruht hatte, theilte der Herr blos durch seinen Gedanken das Ei in zwei Theile und bildete daraus Himmel und Erde; zwischen diese legte er das Luftmeer, die acht Sternenhimmel und den unermeßlichen Raum für das Wasser. Dann wurde die vergängliche Welt geschaffen, die von der ewigen ausgeht.'" Außerdem erschuf er eine Menge Götter und Geister und Zeiten. Das ewige Wesen und zugleich alle lebenden Wesen haben abwechselnd Perioden von Wachen und Ruhen. Ein menschliches Jahr entspricht einem geistigen Tag. Zwölftausend Geisterjahre (jedes 360 irdische umfassend) bilden eine Götterperiode; zweitausend solcher Perioden entsprechen einem Brahmatag. Während der zweiten Hälfte dieses (8640 Millionen Jahre langen) Tages schlummert Brahma und alles Leben: wenn er erwacht, befriedigt er seine Schaffenslust. Die Schöpfung- und Weltzerstörungakte sind an Zahl unendlich und das Ewige Wesen wiederholt sie gleichsam aus Lust an der Spielerei.

Die Größe dieser indischen Philosophie liegt in der richtigen Konstruktion des Ewigkeitbegriffes, der periodische Wechsel in der Naturentwickelung fordert. Im Uebrigen ist die Anschauung pessimistisch, da die Entwickelung in jeder Periode als beständiger Rückgang, besonders in moralischer Hinsicht, betrachtet wird. Diese pessimistische Auffassung, die wir in den egyptischen Sagen und in der Vorstellung der klassischen Antike von einem ursprünglichen Goldenen Zeitalter der Menschheit, auch in der chaldäischen Sage von Paradies und Sündenfall wiederfinden, steht im schroffsten Gegensatz zu der modernen Entwickelunglehre, die sich auf den Ergebnissen der Naturforschung aufbaut. Nach dieser Lehre, die auch Vorgänger in der egyptischen Sage und bei Homer hat, verbessern sich die Wesen (die Menschen) nach und nach. Nur die kräftigsten und der Umgebung am Besten Angepaßten ertragen nach der Lehre von der Evolution den Kampf ums Dasein, so daß beständig zum Leben tüchtigere Wesen auftreten.

In der vorhin wiedergegebenen Erzählung finden wir zum ersten Mal die deutlich ausgesprochene Ansicht, daß ein Gedanke oder Willensakt die Ursache von Arbeit oder von Materie sein kann, ohne daß deshalb irgendwelche vorherbestehende Energie oder Materie verbraucht würde; mit anderen Worten: daß eine wirkliche Schöpfung aus dem Nichts möglich wäre. Dieser Glaube hat seitdem viele Anhänger gewonnen, die ihn der allen Völkern ursprünglich gemeinsamen Ansicht, daß nur eine Umbildung stattfand, vorzogen. Doch ist diese Meinung, daß Etwas aus nichts entstehen kann, nicht nur vom naturwissenschaftlichen, sondern eben so sehr auch vom philosophischen Standpunkt aus unhaltbar. Es wird genügen, hier die unzweideutigen Aeußerungen Spinozas und Herbert Spencers in Bezug auf diese Frage zu erwähnen. Spinoza sagt im Vorwort zum dritten Theil seiner „Ethik“: „Die Gesetze und Regeln der Natur, nach denen Alles geschieht und Alles sich von der einen Form zur anderen umwandelt, sind immer und überall die selben.“ In seinen Principles of biology sagt Spencer: „Manche glauben vielleicht, daß ein neuer Organismus aus nichts geschaffen wird; wenn Dem so ist, so nimmt man eine Schöpfung von Materie, etwas vollkommen Unfaßbares, an. Diese Annahme setzt nämlich ein gedachtes Verhältniß voraus zwischen nichts und Etwas, ein Verhältniß zwischen zwei Theilen, von denen der eine fehlt, ein Verhältniß, das ganz sinnlos ist. Das Erschaffen von Energie ist ganz eben so undenkbar wie das Erschaffen von Materie.“ „Der Glaube an eine Schöpfung der Lebewesen ist eine Ansicht, die bei den Menschen in einer Zeit tiefster Finsterniß entstand.“ Dieses letzte Urtheil darf wohl Etwas modifizirt werden, da die Ansicht, eine Schöpfung aus nichts sei möglich, erst in einem ziemlich späten Entwickelungstadium auftritt.

...Die am Besten ausgebildete aller Schöpfungsagen finden wir, eigenthümlich genug, bei den alten Skandinaven. Es mag sonderbar erscheinen; aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Vorfahren der Nordländer ihre Wohnplätze in Skandinavien schon seit der Steinzeit, also während vieler Jahrtausende, innegehabt haben und daß die Funde aus der Bronzezeit auf eine hohe Kultur in Skandinavien während dieses Zeitabschnittes hinweisen. Ohne Zweifel haben sie auch manche Gedanken von den antiken Kulturvölkern übernommen und selbständig verarbeitet.

Während bei den alten Chaldäern und Egyptern, wie bei den meisten Urvölkern, das Wasser das hauptsächlichste Element war, aus dem die feste Erde sich als Gegensatz bildete, scheint bei unseren nordischen Vorfahren die Wärme das Wesentlichste und ihr als Gegensatz die Kälte gesetzt worden zu sein. Nun spielt die Temperatur zweifellos die wichtigste Rolle in der physischen Welt; schon deshalb zeichnet sich die Schöpfunglehre der Nordländer in Bezug auf Naturwahrheit vor all den früher genannten aus. Es ist wirklich wunderbar, wie schön diese Sage sich unserer heutigen Auffassung anschließt. Manche ihrer Bestandtheile verrathen orientalischen Ursprung oder die Aufnahme von Ideen aus der klassischen Antike; aber gerade das für die nordische Schöpfungsage Charakteristische deutet auf ungewöhnlich intelligente Auffassung der Eigenthümlichkeiten der Natur.

In der Darstellung folge ich hauptsächlich Viktor Rydbergs „Göttersage der Väter“. Die Welt, in der wir leben, ist nicht von ewiger Dauer. Sie hat einen Anfang gehabt und wird ein Ende haben. Am Zeitenmorgen

„Gabs nicht Sand, nicht See,
Nicht kühle Wellen
Und Himmel nicht darüber.“

Den Raum (Ginnungagap) gab es und an seinem nördlichen Theil entsprang die Quelle der Kälte, die ihre Umgebung in frostige Nebel hüllt; deshalb wird diese Gegend Niselheim (Nebelwelt) genannt. Im Süden des Raumes entsprang die Quelle der Wärme, Urd. Zwischen diesen beiden Quellen floß die Quelle der Weisheit, Mimes Brunn. Von Niselheim aus strömten nebelgraue Kältewogen hinaus in den Raum, wo sie auf die Wärmewellen aus Urdsbrunn trafen. Durch ihre Vermischung entstanden die Grundstoffe, aus denen die Welt und später auch Götter und Riesen entsprossen. Aus dem leeren Raum, da, wo Mimes Brunn lag, erwuchs aus seinem Samen der dem Menschenauge unsichtbare Weltenbaum Yggdrasil und sandte Wurzeln aus bis zu den drei Quellen.

Die Großartigkeit dieser Sage besteht darin, daß sie die bewohnte Welt von einer Wärme- und Kältequelle (den Sonnen und den Nebelflecken entsprechend) abhängig machte. Die bewohnte Welt liegt dazwischen und das Leben auf ihr beruht, der modernen Auffassung gemäß, auf der Zufuhr von Wärme von der heißen Sonne und auf deren Abströmung nach den kalten Nebelflecken. Die nordische Sage knüpft nun an die gewöhnliche Auffassung von der Erschaffung der Welt aus den Gliedern eines toten Körpers an. Ein Gott, Wotan (dem chaldäischen Marduk entsprechend), tötet den Riesen Ymer (entspricht Tiamat) und erschafft aus dessen Körper Himmel und Erde, aus dessen Blut das Weltmeer. Aber hier hat der Nordländer eine originelle Aenderung gemacht. Ymers Glieder mußten erst zu Staub zermahlen werden, ehe sie als Träger lebender Wesen dienen konnten. Zu diesem Zwecke wurde die Grottenmühle gebaut; sie ward vom Wasser aus der Kältequelle getrieben, das durch eine Rinne in den Ozean ablaufen konnte. Das ist deutlich eine poetische Umschreibung der Verwitterung, durch welche die festen Gesteine mit Hilfe des Wassers zu Erde zerrieben werden. Die große Riesenmühle diente auch dazu, das Himmelsgewölbe mit seinen Fixsternen zu drehen.

Wie in der babylonischen Sage ein Meeresungeheuer, Oannes, mit Fischkörper, aber menschlichem Kopf, Armen und Füßen, den Wellen entstieg, die Menschen alle Arten Künste und Wissenschaften lehrte und dann wieder in der Tiefe verschwand, so kam der wunderbar schöne Feuergott Heimdall, den die Funken aus den Steinen der Riesenmühle gebaren, in Gestalt eines zarten, blondlockigen Jünglings, in einem Boot zu den Menschen gefahren, um ihnen die Segnungen der Civilisation zu bringen. In dem Boot brachte er eine Getreidegarbe, allerlei Werkzeug und Waffen mit. Er wuchs heran, wurde der Menschen Häuptling, gab ihnen mit seinem Feuerbohrer das Feuer, lehrte sie die verschiedenen Runen und Künste, wie Ackerbau, Viehzucht, Schmiedekunst und andere Handwerke, Brotbacken und Baukunst, endlich Jagd und Vertheidigungskunst. Er gründete die Ehe, den Staat und den religiösen Kultus. Als sich Heimdall nach einer langen und weisen Regirung eines Wintertages zur ewigen Ruhe niederlegte, fand man am Strand dasselbe Boot, das ihn zu den Menschen geführt hatte. Heimdalls Leiche wurde von den dankbaren Menschen in das mit den Blumen des Rauhfrostes geschmückte Boot gelegt, das sie mit kostbaren Schmiedearbeiten und Geschmeide anfüllten. Es schoß hinaus ins Meer, von unsichtbaren Rudern, ganz wie bei seiner Ankunft, getrieben, und verschwand am Horizont, wo Heimdall in die Götterwohnungen aufgenommen wurde und in Gestalt eines strahlenden Götterjünglings wieder auflebte. Als Häuptling der Menschen folgte ihm sein Sohn, Sköld-Borger.

Während Sköld-Borgers Zeit hatte sich die Welt sehr verschlechtert und gegen deren Ende starb Balder, der Lichtgott. Darauf kam der schreckliche Fimbul-Winter, wo die Gletscher und Eisfelder das bis dahin bewohnte Land bedeckten und die Ernten in dem eisfreien Theil immer geringer wurden. Hungersnoth herrschte und verleitete die Menschen zu den furchtbarsten Verbrechen. Das Zeitalter war angebrochen, das man mit den Worten „Sturm-Zeit, Axt- oder Messer-Zeit" bezeichnete, und mit dem Schwert in der Hand verdrängten die Nordländer ihre Stammverwandten aus deren Wohnplätzen, so daß sie sich weiter südlich neue suchen mußten. Nach einer gewissen Zeit verschwand der Fimbul-Winter mit seinem Eis.

Man sieht, daß diese Sage in anschaulicher Weise eine starke Klimaverschlechterung mit daraus folgender Vereisung des Landes und Auswanderung seiner Bewohner beschreibt. Kein Wunder daher, daß die Nordländer glaubten, ein neuer Fimbulwinter würde den Weltuntergang, Ragnarok, herbeiführen. Bei seinem Herannahen würde der unsichere Zustand der Gesetzlosigkeit zurückkehren. Die Riesen aus Frostland würden gegen die Götterwohnungen anstürmen, die Menschen vor Kälte, Hunger, Seuchen oder durch Streit sterben. Die Sonne würde zwar den selben Bogen am Himmel beschreiben, ihr Glanz aber immer schwächer werden. Im ausbrechenden Streite zwischen den Riesen und den Göttern würden sehr viele Götter fallen; selbst der Feuergott Heimdall würde tötlich verwundet werden. Dann würde auch die Sonne erlöschen, das Himmelsgewölbe sich spalten, das Gebirge, das die Feuer der Tiefe gefesselt hält, bersten und die Flammen würden das Schlachtfeld umzingeln. Aus dem Weltenbrand würde eine neue und bessere, mit herrlichem Grün bedeckte Erde hervorgehen. Hoddminnes Hain bei Mimes Brunn würde vom Weltenbrand nicht betroffen werden und in seinen Schutz würden sich einige Götter und das Menschenpaar Leifthraser und Lif retten. Diese kehrten dann auf die Erde zurück. Eine neue, glücklichere, sorgenfreie Zeit, da die unbearbeitete Erde herrliche Ernten trägt, würde beginnen.

Diese Sage, auf die wohl Erzählungen der klassischen Antike und des Christenthumes eingewirkt haben mögen, entspricht ganz den modernen Vorstellungen vom langsamen Erlöschen der Sonne und daraus folgenden Abnehmen des Erdenlebens. Die Sonne (die Götter) wird dann zusammenstoßen mit der Welt der Kälte (den Riesen), dem Weltnebel und den darin eingeschlossenen erloschenen Sonnen. Beim Zusammenstoß werden die von der festen Erdrinde eingeschlossenen Flammen ausbrechen und die Erde verheeren. Aber nach einiger Zeit wird sich eine neue Erde bilden und das Leben (die Götter) wird von dem unsterblichen Baum Yggdrasil im Weltraum wieder auf die Erde wandern.

Die wunderbar schöne und wahre Weltsage der Edda übertrifft Alles weit, was in der selben Richtung von anderen Naturvölkern hervorgebracht wurde. Zweifellos ist ja, daß, wie die schöne Heimdallsage andeutet, die erste Civilisation und damit auch die ursprünglichen Bestandtheile der Schöpfungsage aus fremdem Land, wahrscheinlich aus dem Morgenland, über das Meer gekommen sind. Aber keine einzige Schöpfungsfrage zeigt auch nur annähernd eine so getreue Naturauffassung wie die nordische.

Ich habe versucht, eine Darstellung der Naturauffassung in den Zeiten zu geben, in denen noch keine direkten Beobachtungen angestellt wurden, um Kenntniß vom Verlauf der Erscheinungen zu gewinnen. Die Naturwissenschaften kleiden sich

unter solchen Verhältnissen in das Gewand des Mythos, auf einer höheren Stufe in den faltenreichen Mantel der Philosophie. Ganz anders gestalten sich die Verhältnisse, sobald man anfängt, Beobachtungen und Erfahrungen zu sammeln. Da erweist sich die ordnende Thätigkeit des Theoretikers als nothwendig, um die Erfahrungen nutzbringend zu machen. Sobald man die ersten, vielleicht ungenauen Regeln gefunden hat, kann man anfangen, den Gang der Ereignisse vorauszusagen, und diese Weissagungen dann auf ihre Richtigkeit prüfen. Dadurch werden die gegebenen Regeln und dadurch wird wiederum auch die Naturerkenntniß immer mehr verbessert. Anfangs war es die Kenntniß der Zeit, die für die Völker besonders wichtig und daher der Gegenstand ihrer sorgfältigsten Beobachtungen wurde. Daraus entstanden gewisse Begriffe von der Natur der Himmelskörper, die man mit denen der naheliegenden irdischen Körper offenbar vergleichen mußte. So bildeten sich allmählich die einfachsten astronomischen, physikalischen und chemischen Begriffe. Im Gegensatz zu den vorhergehenden Zeiten werden nun die vornehmsten Repräsentanten der verschiedenen Anschauungen genannt und wir erhalten so einen wirklichen historischen Ueberblick über die Entwickelung der Begriffe.

Stockholm. Professor Dr. Svante Arrhenius.



Golgatha.*)

„ . . . Herr, hier liege ich unter Deinem Kreuze; sieh herab auf Dein Geschöpf! Meine Seele spricht zu der Deinen. Ach, aus Deinen durchbohrten Füßen fallen Blutstropfen auf mein Haupt, auf mein Herz! Jeder Tropfen brennt wie Feuer. Ich umklammere in hilflosem Jammer Deinen Marterpfahl. Der Schmerz, der Deine Glieder durchzuckt, wühlt auch in den meinen. Herr! Muß dieses furchtbare Opfer sein?!"

Magdalena verstummt vor Leid. Ringsum schweigt das starre Land unter dem Bleidruck eines schwärzlichen Himmels. Rothe Tropfen rinnen langsam an dem Kreuzesstamm hernieder. Sie liegen wie Rubinen im Haar des Weibes, sinken schwer auf den Grund, der dieses unschuldige Blut trinken muß. Ein leises, unmerkliches Beben beginnt die Erde zu erschüttern. Es sind die ersten Wehen: die Geburtstunde des neuen Menschen hat geschlagen.

---

*) „Magna Peccatrix" nennt Freiin Anna von Krane den „Roman aus der Zeit Christi", den sie bei Bachem in Köln erscheinen läßt. Katholische Literatur, denkt Mancher, der diesen Namen hört, und rümpft die Nase. Hochmuth ist nie klug. Der Protestant soll da protestiren, wo sein tiefstes Gefühl dazu zwingt; und soll erkennen lernen, was ist, ehe er sein Gefühl reden läßt. Hier ist echtes Christenempfinden, eine schöne Inbrunst und ansehnliche Sprachkraft; ist nicht Weihrauch ohne Feuer. Die Karfreitagsphantasie, die hier veröffentlicht wird, giebt eine Probe vom Grundton des Buches.

Der Erlöser der Welt aber hebt langsam die müden Augenlider. Er blickt auf ein Meer des Hasses, das ihn umbrandet. Bei jedem Einzelnen sieht er die Wuth gegen den Sieg des Kreuzes. Die Welt will nicht erlöst sein. Sie will weiterwühlen im Schlamm, der ihr behagt. Sie will blind und taub sein.

„Du, der Du den Tempel Gottes zerstörst und in drei Tagen wieder aufbaust, rette Dich selbst! Wenn Du Gottes Sohn bist, so steige herab vom Kreuz!"

Der wüste Schrei gellt zum Himmel empor. Hat der keine Blitze, um die Frevler zu zerschmettern?

Horch! Der Herr antwortet! „Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!" So spricht kein Mensch unserer Art.

„ . . . Herr, Du bist wahrer Gott, Licht vom Licht! Du kennst nicht unsere Sünden, Du kennst nur Vergebung! Ich liege vor Dir im Staube, denn auch um meinetwillen trägst Du das Furchtbare! O mein Gott, der Du für mich leidest, was soll ich Aermste thun, um solche Liebe zu vergelten?!"

Das dornengekrönte Haupt neigt sich. Der Herr blickt Magdalena an. Er sieht neben ihr die Getreuen, die sich um sein Kreuz schaaren. Er gewahrt eine Liebe sondergleichen, die sich an der seinen entzündet hat. Die wie ein Feuerbrand durch die Welt laufen wird, Alles verjüngend und erneuend, wirksam, bis ans Ende der Tage.

Und nun erhebt sich eine Stimme vom Kreuz zu seiner Rechten. Dismas, der elende Schächer, bekennt die Macht der Liebe. Dem Räuber und Mörder ist gegeben, zu verstehen, was der Dornengekrönte da neben ihm für die Welt zu bedeuten hat. Aus dem Munde des Verlorenen kommt das große Zeugniß: „Herr, gedenke an mich, wenn Du in Dein Reich kommst!" Der Hohepriester der Welt aber entsühnt den reuigen Schächer. Noch am Kreuz kann er ein Himmelreich verschenken: „Wahrlich, ich sage Dir: Heute noch wirst Du mit mir im Paradiese sein."

„. . . Herr, ich bete an die Kraft Deiner Vergebung. Auch ich bin eine Losgesprochene, wie Dismas. Von heute ab kann Jeder durch Dich zum Gnadenborn gelangen. Du hast uns erkauft mit Deinem Blute. Aber, Herr, ich bin schwach, ich erliege bei dem Anblick Deiner Qualen; gieb mir die Stärke, auszuharren bis ans Ende! Laß mich Deiner Mutter ähnlich sein." Magdalena hebt dabei die Augen nach der Königin der Martyrer.

Die Mutter der Schmerzen steht aufrecht, angesichts des Kreuzes. Sie streckt schweigend die Arme zu ihrem Sohn empor. Ihre Augen ruhen in den seinen. Sie ist eins mit ihm. Das Schwert im Herzen, steht sie heldenmüthig fest und ohne Wanken, Stunde um Stunde. Nun naht ihr das höchste Opfer. Der Gottmensch löst sich von ihr. Er giebt ihr die ganze Menschheit für Den, der bald zum Vater zurückkehrt. „Weib, siehe Deinen Sohn!"

Maria neigt das Haupt in Ergebung: „Siehe die Magd des Herrn."

Magdalena schaut sie in heißer Liebe an: „Herr, ich gehorche Deinem Wort! O Du Magd des Herrn, nimm auch mich unter Deine Kinder auf! Laß mich die Mutter in Dir erkennen, Dich verehren, die Du den Erlöser geboren hast!" Sie schmiegt sich an die Mutter der Schmerzen. Johannes nimmt sie in die Arme. Die Anderen umdrängen sie. Alle wollen dem Herrn zeigen, daß sie ihn verstanden haben.

Er nickt leise. Maria aber deutet nach ihm hinauf: „Sehet das Lamm Gottes, das der Welt Sünden trägt!"

Wieder liegt Magdalena zu Füßen des Kreuzes. Sie fühlt, wie das Holz

bebt; von der Qual des Angenagelten. Jede Fiber des Gottmenschen zuckt vor Schmerz. Er, der die Heilkraft selber war, dessen ungebrochene, ungetrübte Menschlichkeit die Krankheit nicht kannte, muß nun alle Leiden der Kinder Adams durchmachen. Sein Athem stockt in schweren Nöthen. Sein Herz krampft sich zusammen. Der Todesschweiß tritt auf seine Stirn.

„Herr, die Qual der ganzen Welt faßt Dich an! Will denn die Pein gar nicht enden? Darf der dunkle Engel Dir immer noch nicht nahen, um Dich zu befreien? Mußt Du noch mehr leiden?"

Das Dunkel nimmt zu. Die Trauerflöre sinken rascher vor das Angesicht der Sonne; sie erbleicht vor dem Gräuel, den sie schauen muß. Gespenstisch, wie Leichen, stehen die Menschen in der Dämmerung; kaum kann der Eine noch den Anderen erkennen. Sie stehen angewurzelt, wagen nicht, zu sprechen, nicht, sich zu bewegen. Die Stille ist fürchterlich ... Die Angst, das Schweigen, das große Dunkel legt sich auf den ganzen Erdkreis.

In den fernen Wäldern Germaniens tritt die Velleda vor ihre Höhlenwohnung und späht hinaus. Bricht die Götterdämmerung herein? Ist Ragnarok in Sicht? Sie sieht, wie die Thiere des Waldes sich in ihrer Angst an einander schmiegen. Der Wolf an das Reh, die Hirschkuh an den Ur.

In den Palmenhainen Indiens fragen die Brahminen einander, ob die Lotosblume der Welt am Entblättern sei. Ob Brahma seiner Schöpfung müde ist und Shiwa sie ins Nichts zurückschleudern darf.

Am Nil erheben die Memmnonssäulen ihren Ruf. Sie, die sonst nur die aufgehende Sonne begrüßen, tönen jetzt in das schreckhafte Dunkel hinaus. Und die Priester Ammon-Ras werfen sich bebend aufs Angesicht.

„Phoebus stirbt!" schreit die Pythia zu Delphi und sinkt erbleichend vom mystischen Dreifuß des Sonnengottes herunter. In Baalbeck-Heliopolis heulen die Priester-Eunuchen vor dem Sonnentempel. Der Baal der Baale, der König der Könige, das leuchtende Tagesgestirn hat sein Angesicht verdunkelt.

Auf allen Altären aber, die Tiberius im ganzen Reich „dem unbekannten Gott" errichtete, schimmert plötzlich ein geheimnißvolles Licht, gleich einer Flamme.

Eine Welt liegt im Sterben. Eine neue Welt ringt in der Geburt. Und überall Nacht, schreckende Nacht.

„Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?" So tönt die Klage des Menschensohnes durch die athemlose Stille.

„... Herr! Ists möglich? Auch Dir naht die Qual des Verlassenseins? Auch Du leidest, was wir elenden Kinder Evas in diesem Thal der Zähren leiden müssen? Nichts bleibt Dir erspart? Bis zur Hefe willst Du den Kelch des Menschenleides auskosten? Willst auch in Diesem unser Bruder sein? O Du göttlicher Erlöser-Bruder, ich bete Dich an! Deine Liebe überwältigt mich!"

Die Hölle bäumt sich noch einmal auf. Trotz allen Schrecken stachelt sie die Menschen zu neuer Frevelthat. Vielleicht ist die Geduld des Opfers endlich erschöpft. Gelingt es in der letzten Stunde, das Erlösungwerk zu vereiteln.

„Er ruft den Elias! Wir wollen sehen, ob er kommt, ihm zu helfen!"

So höhnts von allen Seiten zum Kreuz herauf. Der Menschensohn aber bleibt getreu bis in den Tod. Er fühlt dessen Nahen. Azrael steigt vor ihm auf und grüßt seinen Herrn.

„Mich dürstet!“

Ein Soldat steckt einen Schwamm in den Essigkrug, hebt ihn an einem Rohr zu den verdorrten Lippen. Die Hände der Liebe dürfen dem Verschmachtenden nichts bieten.

Magdalena krampft sich an das Kreuz, preßt ihre Stirn an das harte Holz. Sie hört ein schweres Röcheln . . . Kommt jetzt das Letzte? Sie hofft es für ihn. Aber dann muß er ja scheiden? Kann sie nicht wenigstens noch einmal seine Füße berühren? Sie strebt am Kreuz herauf; vergebens: er hängt zu hoch. Sie bemüht sich, sein theures Angesicht zu sehen; sie kann nicht, denn es ist Nacht, tiefe Nacht. Die Erde bebt in Zuckungen.

„Es ist vollbracht! Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!“

Da bäumt sich die Mutter Erde auf und ihre Grundvesten wanken. In schreckhafter Wucht kommts herangestürmt; näher und immer näher: nun ist es da. Die Kreuze wanken, der Boden wogt auf und ab, Mauern stürzen ein, Bäume sinken um. Rollender Donner unter den Füßen, brüllender Donner zu Häupten, zuckende Blitze überall in den Lüften. Die Schöpfung schreit auf. Rast in entsetzlichem Toben. Wie Spreu zerstieben die Menschen. In wahnsinniger Flucht überrennen sie einander, treten einander nieder, nur um von dem Ort des Schreckens fortzukommen; denn Spukgestalten der Verstorbenen stehen vor ihnen auf. Gleich Verzweifelten fliehen sie.

Nun ists vorüber. Langsam vergrollt der Donner in der Ferne. Die Erde wird still. Der Himmel klärt sich und die Sonne zeigt sich wieder im blutigen Licht des Abends.

Ja, es ist Abend geworden. Die Menschen merken es nun erst; jede Zeitrechnung hatte für sie ja aufgehört. Die drei Kreuze auf der Richtstätte werfen einen langen, unheimlichen Schatten in die Weite. Am Fuß des Hügels halten die römischen Soldaten die Wache. Sie kennen keine Furcht. Ihr Hauptmann ist oben, bei der kleinen Gruppe der Getreuen, die das Kreuz Christi umringen.

Sonst aber ist Alles öde und leer um Golgatha. Niemand ist da von all Denen, die nach dem Blut des Erlösers dürsteten und sich seiner Qual freuten.

Seine Mutter steht noch vor dem Marterpfahl. Magdalena liegt noch zu seinen Füßen. Beide haben des Tobens der Elemente nicht geachtet. Sie sehen nur das bleiche, gesenkte Haupt mit der Dornenkrone.

Jesus Christus, der Sohn des Allerhöchsten, hat sein Werk vollendet. Das Opfer ist gebracht. Der Erlöser der Welt ist tot. Die neue Menschheit ist unter Qualen geboren.

„Wahrlich: dieser Mensch war Gottes Sohn!“ Also spricht der Centurio, der den Verurtheilten nicht eine Minute aus den Augen gelassen hat und seinem Todeskampf, Zug um Zug, folgte. Er hat dabei eine große Erleuchtung erlebt und giebt ihr jetzt Worte, als der Erstling unter den Heiden: „Wahrlich: dieser Mensch war Gottes Sohn!“

Dann neigt er sich tief und betet an, mit andächtigem Herzen.

Der Friede des Todes liegt über Golgatha.

Düsseldorf. Anna Freiin von Krane.

Deutsche Anleihen.

Die preußisch-deutsche Anleiheforderung hat einen Augenblick verblüffend gewirkt. Seit Olims Zeiten war nicht in einem Jahr mehr als eine Milliarde neuer preußisch-deutscher Staatspapiere verlangt worden. Man staunte ob dieses Wunders und hätte lauter über die Rücksichtlosigkeit der preußischen Finanzverwaltung (das Reich war ja bescheidener) geklagt, wenn die Times und andere dem Deutschen wohlwollende Organe Londons nicht mit hämischen Glossen den Widerspruchsgeist geweckt hätten. Ists denn nun wirklich so schwer, ein paar hundert Millionen Mark vierprozentiger guter Anlagepapiere, unter Pari, im Deutschen Reich einzulogiren? So armsälig sollten wir uns doch nicht den Engländern und Franzosen zeigen, die sich ohnehin mit ihrer „finanziellen Bereitschaft" brüsten. Im Uebrigen: alle Achtung vor Rheinbaben (oder seinen Berathern). Der Modus der „Goschen-Anleihe" aus dem Anfang dieses Jahres hat sich bewährt. Der direkte Appell an das Kapital brachte nicht, wie man uns glauben machen will, ein Fiasko, sondern einen vollen Erfolg. Preußen hatte für 1¼ Milliarde offene Kredite, von denen 800 Millionen zur Realisirung (hauptsächlich für Bahnbauten) vorgesehen waren. Also wars richtig, zunächst einmal zu probiren, was auf direktem Weg vom Kapital zu erlangen sei. Das mußte sehr früh geschehen, bevor über die freien Mittel verfügt war. Der erste Wurf brachte dem preußischen Fiskus 181 Millionen. Der Finanzminister wußte nun, daß zunächst nicht mehr zu holen sei, und konnte warten. Seit dem Januar hat sich der Reichsbankdiskont um 2 Prozent ermäßigt; in England und Frankreich ging er auf 3 Prozent zurück. Jetzt durfte man den Hauptstoß wagen. Der brachte 600 Millionen von Preußen allein, und zwar 200 Millionen Schatzwechsel, die nicht zu öffentlicher Zeichnung aufgelegt, sondern vom Finanzkonsortium direkt übernommen werden. Wieder ein Nutzen des neuen Systems. Im Januar thaten die ausgeschalteten Banken sehr beleidigt, obwohl sie sonst sich um Anleihen nicht zu reißen pflegen; die „Standesehre" sollte gekränkt sein. Heute erkennt man, wie gut die Ausschaltung war. Die Banken waren noch nicht mit neuen preußischen Konsols belastet und konnten deshalb die Wechsel der preußischen Regirung über 200 Millionen Mark diskontiren. Vielleicht wäre ihnen lieber gewesen, statt der in fünf Jahren fälligen preußischen Schatzwechsel Dreimonataccepte in gleicher Höhe zu bekommen (denn ein Wechsel des Staates steht im Rang unter einem allen Erfordernissen genügenden Privataccept: jener kommt ins Effektenportefeuille, dieser in den Wechseldossier, gleich hinter den Barbestand); aber schließlich sind preußische vierprozentige Schatzbons, die man zu 98½ übernimmt, auch nicht von Pappe. So blieben fürs Publikum 400 Millionen Konsols und 250 Millionen Reichsanleihe. 250 Millionen: das übliche Jahresdeputat des Reiches; mehr brauchte man nicht zu fordern, da mit 246 Millionen (3¾ Millionen fehlen am Nennbetrag) der dringende Jahresbedarf gedeckt ist. Und die Reichsfinanzreform soll ja allem Elend ein Ende machen. Dem preußischen Finanzminister bleiben von seinen Krediten fürs nächste Jahr noch 400 Millionen zur Verfügung. Das nennt man eine opulente Finanzwirthschaft. Aber wo die Eisenbahnen allein, als Aktivum, um beinahe eine halbe Milliarde im Kapitalwerth über den Betrag der gesammten Staatsschuld (8745 Millionen) hinausgehen und mit ihren Ueberschüssen den für den Zinsendienst erforderlichen Ausgabenaufwand um 300 Millonen Mark

übersteigen, da kann man sich schon 800 Millionen Mark neuer Schulden in einem Jahr leisten. Dies den freundlichen Vettern von der Themse ins Stammbuch, mit dem bescheidenen Hinweis, daß der 15 300 Millionen Mark betragenden Staatsschuld Großbritaniens nicht ein so werthvolles Vermögensobjekt wie unsere Eisenbahnen gegenübersteht. Das ist der kleine Unterschied zwischen den preußischen und den englischen Konsols; wobei, schon aus Gründen internationaler Höflichkeit, der schuldige Respekt vor dem „Standardpapier der Welt“ nicht vergessen werden darf.

An einen leidlichen Erfolg der neuen Anleihen war nicht zu zweifeln. Ob es wieder ein Monstrekonzert wurde? Konzertirt wird immer: mögen noch so drückende Sperrverpflichtungen als „Köder“ für die ernsthaften Zeichner ausgeworfen werden. Ein halbes Prozent ist ja schließlich beim ersten Kurs doch zu holen, wenn auch die vierprozentigen Schatzanweisungen von 1907 jetzt unter Pari stehen. Dafür garantiren sie ihre vier Prozent Zinsen nur auf fünf Jahre, während die neuen Anleihen bis 1918 unkündbar sind. Dem Kapitalisten kann die Zeichnung nur Vortheil bringen. Die vorjährigen Schatzanweisungen sind zwar zu 99 und die Anleihe vom Januar 1908 war sogar zu 98½ zu haben; bei den 99½ Prozent, die diesmal zu zahlen sind, muß man aber bedenken, daß eine Zinsfußerniedrigung, die zu erwarten ist, die Aussicht, später noch vierprozentige Anlagen zu Pari zu bekommen, verengt. Ueber die Bedeutung der Rückkehr zum vierprozentigen Anleihentypus, den man vor elf Jahren aufgegeben hatte, sprach ich hier schon. Miquel, der Meister, hat die Dreiprozentigen eingeführt und mit dieser Erfindung Fiasko gemacht; Rheinbaben, der Schüler, gab uns die Vierprozentigen und darf sich des Ruhmes freuen. Der Kapitalmarkt wird durch den Ministerialbeschluß um einen Posten vierprozentiger Anlagepapiere bereichert, dem Geldmarkt, dank sehr vernünftigen Zahlungbedingungen, bis zum Herbst Zeit gelassen, die für die neuen Fonds nöthigen Summen den öffentlichen Kassen zuzuführen. Die Illiquidität wird dadurch nicht verlängert.

Und woher wird das Geld für die neuen Papiere kommen? Aus dem Erlös älterer Anleihen? Für die niedriger verzinsten Staatspapiere ist das Auftauchen vierprozentiger natürlich nicht angenehm; noch tiefer kann das mit 3 und 3½ Prozent Verzinste aber ja kaum noch sinken. Ich würde solche Konsols jetzt nicht verkaufen; wers thut, verliert Geld und immerhin mögliche Chancen. Der Grundstock der deutschen Staatsschulden (etwa 16 Milliarden) besteht aus 3- und 3½ prozentigen Papieren, in deren Bereich die vierprozentigen vorläufig nur eine Enklave bilden. Eines Tages, vielleicht bald, verzinst man die Rente wohl wieder mit 3½ Prozent; bis auf 3 wird man kaum noch zurückgehen. Man muß also an eine rasche Tilgung oder Hinaufkonvertirung der dreiprozentigen Papiere denken, die man nicht einfach ihrem Schicksal überlassen darf. Für das Reich und Preußen handelt sichs um einen Nominalbetrag von zusammen 3500 Millionen; für die kann man 3½ Prozent zahlen, wenn man sich zu einem Mehraufwand von 17½ Millionen jährlicher Zinsen entschließt. Das wäre (9½ Millionen fürs Reich, 8 für Preußen) nicht schwer; und der Entschluß würde den Dreiprozentigen gute Placirung sichern und künftige Anleihen erleichtern. Lange darf man die Entscheidung nicht aufschieben; der Schüler darf die Anleihen des Meisters nicht schutzlos schwimmen lassen. Ist also ein größerer Umtausch alter Anleihen in neue kaum anzunehmen, so muß die Hauptgeldquelle für die neuen Vierprozentigen anderswo gesucht werden. Im vorigen Jahr floß ein beträchtlicher Theil des freien Kapitals den Banken zu, weil die hohe Verzinsung

der Depositengelder die Anlage in Effekten, bei der stets mit der Möglichkeit von Kursverlusten zu rechnen ist, nicht empfahl. Wozu Etwas riskiren, wenn man von der Bank für täglich kündbares Geld vier Prozent haben kann? Große Summen kamen nach solcher Erwägung ins Kontokorrentgeschäft der Banken; doch ein so hoher Zinsfuß wird selten alt, und wenn er sinkt, ist die Anlage nicht mehr lohnend. Heute zahlen die Banken schon wieder nur 2½ Prozent; und übermorgen vielleicht noch weniger. Das nicht mehr so gut verzinste Geld kann man für den Erwerb der neuen Staatspapiere verwenden. Das Publikum wird den Depositenkassen beträchtliche Summen entziehen. Im vorigen Jahr hat ein Theil des Auslandes den deutschen Finanzinstituten seine Guthaben gekündigt; jetzt kommt das Inland an die Reihe. Eine Folge wird sein, daß die Kreditgewährung eingeschränkt wird; wenn die Banken nicht etwa reichlicheren Gebrauch von ihrem Accept machen. Das wäre nicht gut. Die Zinsen, die bei Debitoren gewonnen werden, sind für den Gesammtertrag wichtig. Läßt das Kreditgeschäft nach, so verringert sich auch der Gewinn; und wenn kein Ausgleich zu erreichen ist, merkts schließlich der Aktionär an der Dividende. Die Banken werden also die Verschiebungen spüren, die sich auf dem Kapitalmarkt vollziehen; sie können nur auf ein besseres Effektengeschäft hoffen und sich fürs Erste mit den 8½ Millionen trösten, die ihnen die Kommission der neuen Anleihe bringt.

Der Aktienmarkt wird unter den neuen Anleihen kaum ernstlich leiden; bei der unsicheren Wirthschaftlage wird mancher Kapitalist freilich ein vierprozentiges Staatspapier einer Dividendenhoffnung vorziehen. Mit den neuen Anleihen ist schon die Hälfte des Nominalwerthes der vorjährigen Emissionen (2700 Millionen) erreicht. In den ersten drei Monaten des Jahres 1908 sind 385 Millionen neuer Staatsanleihen herausgekommen. Rechnet man die 850 Millionen von heute und die Summe der Stadtanleihen und anderer Obligationen hinzu, so kommt man auf ungefähr 1500 Millionen. Gehts in diesem Tempo weiter, so müßten wir am Jahresschluß bei der Rekordsumme von 6 Milliarden anlangen. Das ist undenkbar; man wird in den drei folgenden Quartalen also langsamer zu Werk gehen. Der Industrie wirds nicht leicht werden, sich den veränderten Umständen anzupassen. Ich habe schon gesagt, daß sie ihren Kapitalbedarf durch Ausgabe von Aktien oder Obligationen befriedigen muß, weil eine Vermehrung der Bankschulden irrationell wäre. Die Möglichkeit, neue Emissionen erfolgreich durchzuführen, hängt nun natürlich von dem Zustande des Kapitalmarktes ab; und auf den hat das neue Staatsfinanzgeschäft für die nächste Zeit gewirkt. Den Hypothekenbanken sind die vierprozentigen Anleihen besonders unangenehm; mit dem Absatz 3½prozentiger Pfandbriefe ist einstweilen nicht mehr zu rechnen und auch bei der Neuausgabe vierprozentiger Obligationen muß auf die Bedingungen, unter denen Staatsanleihen zu haben sind, Rücksicht genommen werden. Ohne eine Steigerung der Bonifikationen (denen durch ein Abkommen bestimmte Grenzen gezogen sind) wirds da kaum abgehen. Das ist noch nicht die unangenehmste Folge des neuen Systems; schlimmer ist, daß die Banken durch den vierprozentigen Zinsfuß ihrer Pfandbriefe an eine 4½prozentige Verzinsung ihrer Hypotheken gebunden werden, der dem Baugewerbe und dem Grundstückmarkt schädliche Zustand also ins Unabsehbare verlängert wird. Auf dem Kapitalmarkt höhere, auf dem offenen Geldmarkt niedrigere Zinsen: da haben wir wieder einen Beweis für die Zähigkeit, mit der das Kapital eine einmal eroberte Position behauptet.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von G. Bernstein in Berlin.



Berlin, den 25. April 1908.

Das Lehramt des Papstes.

Am vierzehnten September des vorigen Jahres habe ich an dieser Stelle meine Ansicht über Index und Syllabus ausgesprochen: Beides relativ harmlos, weil dem Papst die Machtmittel fehlen, die Verbreitung der ihn schädlich dünkenden Bücher und Ideen zu hemmen; die Lage der wissenschaftlich strebenden Katholiken dadurch nicht wesentlich verschlechtert, weil sie ja schon vorher durch den Gehorsam gegen das unfehlbare kirchliche Lehramt in ihrem Denken gebunden waren. Für den Durchschnittskatholiken (die Gymnasiallehrer, Juristen, Aerzte eingeschlossen) existiren die Schwierigkeiten gar nicht, in die ein Theologe gerathen kann. Ein solcher Katholik (der gläubige Protestant hälts damit nicht anders) besucht die Kirche, erbaut sich am Gottesdienst, hört in der Predigt und liest in seinem kirchlichen Wochenblatt, wie die Argumente der Gegner der Kirche widerlegt werden können, und sagt zu Allem, was die Kirche lehrt: Credo, ohne sich über die Erläuterungen seines Predigers hinaus in eine Untersuchung der Glaubenssätze einzulassen. Die Unannehmbarkeit mancher dieser Sätze wird nur Dem klar, der, mit gewissen Kenntnissen ausgerüstet, anhaltend darüber nachdenkt. Der Theologe nun besitzt diese Kenntnisse; und das anhaltende Nachdenken über die Dogmen ist sein Beruf. Darum möchten wir, die wir die Unhaltbarkeit des Dogmatismus erkannt haben, gern wissen, wie es heutzutage in der Seele eines katholischen Theologen aussieht, der an seinem Glauben festzuhalten vermag. Zwei Bücher, die mir zugesandt worden sind, geben einen Einblick in solche Theologenseelen: „Wesen und Bedeutung der Enzyklika gegen den Modernismus", dargestellt im Anschluß an ihre Kritiker, vom Professor Dr. Kneib in Würzburg, und „Der neue Syllabus Pius des Zehnten", dargestellt und kommentirt vom Pro-

fessor Dr. Franz Heiner. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. (Beide sind im Kirchheimschen Verlag in Mainz erschienen). In der Internationalen Wochenschrift hatte Paulsen mit einem Aufsatz über die „Krisis der katholisch-theologischen Fakultäten Deutschlands" sein Votum über die Frage abgegeben. Der Herausgeber war von vielen Lesern gebeten worden, weitere Aeußerungen über das Thema zu veranlassen, und so haben denn noch sieben Gelehrte das Wort ergriffen: ein Philosoph (Rudolf Eucken), ein Jurist (Christian Meurer), drei protestantische Theologen (Troeltsch, Hauck und Herrmann) und zwei katholische (Ehrhard und Schnitzer, Beide als Gegner der päpstlichen Maßregeln). Kneib unterwirft nun diese Gutachten einer kritischen Analyse, aus der man zunächst sieht, daß die protestantischen Gutachter in würdigem und anständigem Ton gesprochen haben. Sie erkennen an, daß sich der Papst von seinem Standpunkt aus für verpflichtet halten mußte, dem Eindringen des Modernismus in den Klerus zu steuern, und bedauern nur, daß mit dieser schroffen Abwehr die letzte Hoffnung auf eine geistige Erneuerung des Katholizismus geschwunden sei. Heiner erörtert in seinem viel umfangreicheren Buche jeden einzelnen der Syllabussätze und untersucht: Was will dieser Satz besagen und warum mußte er von der kirchlichen Autorität verworfen werden? Heiner ist von Rom zu seiner Arbeit aufgefordert worden und der Papst hat ihm durch den Kardinal-Staatssekretär in den schmeichelhaftesten Ausdrücken für die gelungene Lösung der gestellten Aufgabe danken lassen.

Beide Autoren betonen vor Allem, daß es dem Papst, der Kirche nicht einfalle, den wissenschaftlichen Fortschritt hemmen oder der Forschung in den Profanwissenschaften Vorschriften machen zu wollen. Die Kirche wehre nur die Grenzüberschreitungen ab, die sich einflußreiche Forscher anzumaßen pflegen. (Die Mitglieder des auf Leos des Dreizehnten Anregung gegründeten Neu-scholastischen Institutes in Löwen, deren angesehenstes der Psychologe Mercier ist, erklären: Nicht durch Polemik, sondern durch unsere positiven Leistungen auf allen Gebieten der Wissenschaft wollen wir beweisen, daß wir auf der heutigen Höhe der Forschung stehen.) Insbesondere wendet sich Kneib gegen die Behauptung, das Dasein Gottes lasse sich nicht beweisen. Unsere Monisten gehen noch weiter; sie thun, was Kant für wissenschaftlich unerlaubten Dogmatismus erklärt. Kant hat klar gemacht, warum ein logisch zwingender Beweis für das Dasein Gottes nicht geführt werden kann. Aber er hat mit gleicher Entschiedenheit den Dogmatismus Derer zurückgewiesen, die die Nichtexistenz Gottes beweisen wollen, und er hat den Glauben an Gott und an die unsterbliche Menschenseele als Postulate der praktischen Vernunft in unseren Herzen verankert. Gegen diese Grenzüberschreitung der Darwinianer, die vorgeben, die Nichtexistenz Gottes und der unsterblichen Menschenseele naturwissenschaftlich bewiesen zu haben, kämpfe auch ich, seitdem ich Publizist bin.

Mit vollständigerem wissenschaftlichem Rüstzeug hat es dreißig Jahre lang Eduard von Hartmann gethan (der freilich in Dem, was für den Christen die Hauptsache ist, auf der Seite der Gegner stand, da er den persönlichen Gott und die Unsterblichkeit der Menschenseele leugnete, der aber sein „Unbewußtes" als ein teleologisch wirkendes geistiges Prinzip Alles leisten ließ, was der christliche Gott leistet und was nach den Darwinianern Ergebniß einer blind wirkenden Kausalität sein soll) und in den letzten Jahren haben es zwei Botaniker gethan: Eberhard Dennert (in seinen Heften: „Vom Sterbelager des Darwinismus") und Johannes Reinke. Diesen verleumden die Haeckelianer, er gründe seine naturwissenschaftlichen Ansichten auf den Bibelglauben; wer auch nur seine kleineren Schriften, zum Beispiel: seine bei Eugen Salzer in Heilbronn erscheinenden naturwissenschaftlichen Vorträge für die Gebildeten aller Stände, liest, wird sich überzeugen, daß er streng wissenschaftlich verfährt; die Naturwissenschaft, wiederholt er oft, hat an sich mit der Religion gar nichts zu schaffen. Daß gerade die Naturwissenschaftler (es sind nicht Physiker und Chemiker, sondern Biologen), die in der Presse und in populären Vorträgen das große Wort führen, im Volk den Glauben verbreiten, es sei unmöglich, ein Mann der Wissenschaft und zugleich ein Christ oder auch nur Theist zu sein, die Wissenschaft habe den Glauben ans Jenseits „widerlegt": Das ist es, was die Katholiken treibt, sich fest um ihr „unfehlbares Lehramt" zu schaaren, das ihnen ihre heiligsten Güter zu verbürgen scheint. Das ist es auch, was sogar den Theologen die innere Unmöglichkeit des Dogmatismus verhüllt: sie haben mit der Abwehr der pseudowissenschaftlichen Gottesleugner so viel zu thun, daß ihnen zum Nachdenken über anfechtbare Dogmen die Zeit fehlt.

Nun handelt es sich zwar beim Syllabus nicht um diese Außenwerke des Glaubens. So weit sind die evangelischen Theologen liberaler Richtung und die ihnen nacheifernden liberalisirenden katholischen Theologen Frankreichs der Pseudowissenschaft noch nicht entgegengekommen, daß sie Gott und die Unsterblichkeit preisgegeben hätten. Das können sie gar nicht, wenn sie noch weiter Theologen heißen wollen. Aber sie machen dieser Wissenschaft das Zugeständniß, daß auch in der Religion immer Alles „natürlich" zugegangen sei, daß es keine andere Offenbarung geben könne als die in der Menschenvernunft und daß Wunder nicht geschehen dürfen. Darum müssen alle Wundererzählungen der Bibel Mythen oder absichtliche Erdichtungen sein und darum müssen alle Theile der Bibel, die erfüllte Prophezeiungen enthalten, post eventum abgefaßt worden sein. (Nach diesem Kriterium müßte das Wort eines armen Judenfräuleins, Lukas 1, 48: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter", müßte das Wort Jesu, Matth. 26, 13, das dem ihn salbenden Weib ein unvergängliches Gedächtniß verheißt, so etwa im neunzehnten Jahrhundert niedergeschrieben worden sein.) Die angeblich Voraussetzunglosen operiren also

gerade so wie die Gläubigen mit einer Voraussetzung und Kneib und Heiner haben vollkommen Recht, wenn sie diese Voraussetzung nicht gelten lassen. Woher wollen denn die Herren wissen, daß eine andere Offenbarung als die in der allgemeinen Menschenvernunft nicht möglich sei? Was wissen wir denn überhaupt von der Welt und ihrem tiefsten Grunde? Dieses Eine wissen wir und sehen wir weit klarer ein, als es Sokrates einsah, daß wir nichts wissen. Wir wissen nicht, was die Materie ist. Um von der Grübelei darüber und von der atomistischen Hypothese loszukommen (die keine Erkenntniß der Wirklichkeit ist, aber wenigstens eine hypothetische Wirklichkeit anschaulich macht), wollen sich die Energetiker lediglich an die Erscheinungen halten, was sie, wie Hartmann und Wundt nachweisen, nicht durchzuführen im Stande sind. Und die Seele? Ja, die existirt überhaupt nicht nach der modernen Psychologie. Das Bewußtsein ist ein Komplex von Vorstellungen und die Vorstellung ist Begleiterscheinung einer Hirnschwingung oder, wie neulich ein Forscher in der „Zukunft" demonstrirt hat, eines chemischen Zerfallprozesses. Natürlich kann sich kein Mensch Etwas unter der Behauptung denken, daß der Beweis des Pythagoräers oder der Genuß der Neunten Symphonie Begleiterscheinung eines chemischen Prozesses sein soll. Wenn wir nun nicht wissen, was wir selbst sind: wie wollen wir wissen, wie beschaffen der Weltgrund, Gott, ist, was er thut, thun kann und thun darf? Die idealistische Philosophie faßt die Menschengeister auf als Bewußtseinsakte des Absoluten. Was hat es Unvernünftiges, zu glauben, die Gottheit sei ihrer selbst in Jesu weit vollkommener bewußt geworden als in irgendeinem der übrigen Menschen? Sogar David Strauß hat Das als möglich zugegeben. Manifestirt sich doch Gott auch schon in einem Goethe anders als in einem Tölpel. Und wenn man nun, wie ich, im Christenthum eine Erscheinung von überwältigender Größe und von ungeheuren, im Ganzen wohlthätigen Wirkungen sieht: darf man es da nicht als eine besondere Veranstaltung Gottes anerkennen? Und mit welchem Recht will man es Gott wehren, zur Schaffung einer solchen Veranstaltung den Seelen seiner Werkzeuge Erkenntnisse und Entschließungen einzuflößen, die auf dem Wege des natürlichen Raisonnements nicht zu Stande kommen konnten? Und wäre, seinen Gesandten Glauben zu verschaffen, hie und da ein Wunder nöthig gewesen, warum hätte er das nicht wirken sollen? Kein Mensch von heute glaubt, daß in einem Besessenen eine Legion Teufel gehaust habe und daß diese in eine Schweineheerde gefahren sei, noch, daß nach Jesu Tode Leichname ihre Gräber verlassen und in der Stadt Besuche abgestattet haben. Aber Krankenheilungen? Wer weiß denn, wo in solchen Fällen die natürliche Wirkung aufhört und eine übernatürliche angenommen werden muß? Und woher anders hat denn die Naturwissenschaft ihre unverbrüchliche Kausalität als vom Christenthum? Die griechische Philosophie ist nah an die absolute eine Weltursache

herangekommen, aber der Polytheismus verhinderte das Durchdringen der Massen mit dem Kausalitätgedanken. Nur die jüdischen Propheten hatten sich zum klaren Begriff der einen, Alles durchdringenden und beherrschenden Weltursache durchgerungen: und diese Idee ward nun durch das Christenthum Gemeingut der Kulturvölker. Durch die Lehre von der lex naturae, die mit dem göttlichen Gesetz eins und nichts Anderes als der Ausdruck des göttlichen Willens sei, hat die Scholastik die Kausalität in das allgemeine Bewußtsein eingeführt, wenn sie auch zugleich vorübergehenden Verdunkelungen des Gedankens Vorschub leistete. Die großen Begründer der Naturwissenschaften im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert sind gläubige Theisten gewesen und konnten nur als solche ihre Leistungen vollbringen, weil das Wort Gesetz gar keinen Sinn hat, wenn man es nicht als den Ausdruck eines vernünftigen, unveränderlichen Willens versteht. Wer einen solchen nicht zuläßt, Der muß mit Fritz Mauthner, dem einzigen klaren, ehrlichen und konsequenten aller Atheisten, die Welt für einen närrischen Zufall halten, an dessen Stelle auch ein anderer, noch närrischerer Zufall hätte eintreten können. Und wenn nun Gott für einen höheren Zweck sein Gesetz an einer bestimmten Stelle einmal suspendirt und statt der von ihm geschaffenen causae secundae als causa prima unmittelbar eingreift: wer will ihm Das verbieten? Ich weiß nicht, ob jemals ein Wunder geschehen ist außer dem einen allumfassenden Wunder des geschöpflichen Daseins. Jedenfalls hätte heute ein Wunder keinen Sinn, weil wir wissen, daß Das noch nicht übernatürlich zu sein braucht, dessen natürliche Verursachung wir nicht zu ermitteln vermögen. Aber wir haben kein Recht, zu sagen: Gott darf und kann kein Wunder wirken.

Also solche Grenzüberschreitungen der Wissenschaft sind es, die den Katholiken, auch den theologisch gebildeten, in seinem Kirchenglauben heute festigen. Besonders da aus der sogenannten Wissenschaft auch praktische Folgerungen gezogen werden. Auf die Wissenschaft berufen sich ja auch alle Reformer und Reformerinnen der Sexualethik. Wenn eine fürstliche oder auch nur hochadelige Gans Mann und Kinder im Stiche läßt und mit einem jungen Laffen durchbrennt, so wird sie als Opfer (womöglich der Jesuiten) beklagt oder als Heldin gefeiert. Die Mutterschutzbewegung hat Bahnen eingeschlagen, die der auf Wahrung ihrer Stellung an der Tête des Fortschrittes so ängstlich bedachten Frankfurter Zeitung das Geständniß auspressen: Hier können wir nicht mehr mit! Und der prager Professor Christian von Ehrenfels, der die Ehe nach dem Muster der chinesischen Polygamie reformiren will, erklärt sich schroff gegen die heutigen Ehereformerinnen, die uns, meint er, in den Sumpf des allgemeinen Hetärismus hineinzuführen drohten. Unter diesen Umständen kann man es den Katholiken nicht verargen, wenn sie argumentiren: Das ist die Folge davon, daß sich die Wissenschaft von der Leitung und Oberaufsicht der

Kirche emanzipirt hat, und wenn sie die Aufrichtung eines Dammes gegen Grenzüberschreitungen als eine Wohlthat begrüßen.

Also mit diesem Dammbau ist der Papst im Recht; nur machen er und seine Vertheidiger sich auch der Grenzüberschreitung schuldig. Es handelt sich bei den Modernisten zum größten Theil um die Grundsätze der Bibelkritik und um die Abgrenzung der Zuständigkeit der kirchlichen Autorität. Heiner macht das kirchliche Lehramt und die Nothwendigkeit des Glaubens zur Seligkeit zum Fundament seiner ganzen Argumentation; und darin haben wir den zweiten Erklärungsgrund für die Unerschütterlichkeit des katholischen Glaubens auch in theologisch gebildeten Geistern. Die angedeuteten beiden Dogmen sind katholischen Gemüthern von Kindheit auf so tief eingepflanzt, daß es ihnen ungeheuer schwer fällt, davon loszukommen. Nun liegen aber in diesen beiden Dogmen, wie die Römische Kirche sie versteht, ganz ungeheuerliche Mißverständnisse und Kompetenzüberschreitungen. Unter dem Glauben, der eine Bedingung (nicht die einzige) der Seligkeit sein soll, wird das Fürwahrhalten der unzähligen Dogmen verstanden, die von Theologengehirnen unter der Mitwirkung hierarchischer Berechnung ausgeheckt worden sind. Wie zeigt sich die Sache Dem, der mit unbefangenem Auge das Neue Testament liest? Christus lehrt Gott verehren durch ein reines Herz, eine edle Gesinnung und einen Wandel in Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Die Schriftgelehrten und Pharisäer glauben ihm nicht, weil diese neue Art Gottesdienst, die übrigens nur die alte der Propheten war, ihre auf dem Buchstaben- und Ceremoniendienst beruhende Machtstellung bedroht. Diesen Unglauben verdammt Jesus. Und die von ihm verdammte Geistesrichtung ist nun gerade die der Römischen Kirche, die den Pharisäismus (man studire besonders dessen Charakteristik im dreiundzwanzigsten Kapitel des Matthäusevangeliums) wieder aufgerichtet hat. Will man demnach im Sinne Christi glauben, so muß man den Glauben im Sinn der Römischen Kirche ablehnen. In der Theorie freilich stellt auch sie den ethischen Kult obenan und Dante ist, wie immer, auch darin dogmatisch korrekt, daß er nach vollzogener Reinigung und erlangter vollkommener Gottesliebe von Vergil sich sagen läßt

Libero, dritto, sano è tuo arbitrio,
E fallo fora non fare a suo senno;
Perch' io te sopra te corono e mitrio.

„Frei, recht gerichtet und gesund ist nun Dein Urtheil; unrecht wärs, ihm nicht zu folgen; drum krön' ich Dich zu Deinem eigenen Papst und König.“ Aber der Hierarchie ist an solchen autonomen Heiligen wenig gelegen; ihr sind die mit Sünde Beladenen lieber, die Absolution brauchen; und so läuft denn in praxi der Hauptsache nach Alles auf Beichten, Ablässe und Bräuche, also auf einen Pharisäismus hinaus, der ja auch, gleich dem alten, für einen respektablen Wandel sorgt, zur Sicherung eines solchen aber, wie die respectability der protestantischen Bevölkerung beweist, keineswegs nothwendig ist.

Und wenn Heiner das unfehlbare Lehramt des Papstes mit den bekannten Argumenten der Infallibilisten aufs Neue beweist, so ist Das eben nur verknöchertes Gelehrtenwesen, das auf den lebendig Fühlenden und Denkenden der heutigen Zeit keinen Eindruck macht. Was aus alten Büchern bewiesen werden kann, darauf kommt bei einer großen und wichtigen Entscheidung nichts an. Der Vernünftige faßt die Autorität, der er vertrauend glauben soll, ins Auge; und da sagt er sich nun Allerlei. Vor vierhundert Jahren grassirte in unserem Vaterland der scheusälige Hexenaberglaube. Hätte nun der höchste Lehrer der Christenheit — nicht den Heiligen Geist besessen, Das war nicht nöthig, sondern — über ein Körnchen gesunden Menschenverstandes verfügt, so hätte er diesen Wahn für einen sündhaften Aberglauben erklärt und dessen Verbreitung mit Strafe bedroht. Das war ganz gut möglich, denn schon in einer viel barbarischeren und unwissenderen Zeit, im neunten Jahrhundert, hatten die Prälaten des Karolingerreiches nicht die Hexerei, sondern den Glauben daran bekämpft. Durch eine solche Maßregel hätte der Papst der Christenheit eine fast unüberschätzbare Wohlthat erwiesen. Statt Dessen hat der lüderliche Innocenz VIII. im Jahr 1484 durch die Hexenbulle den Wahn legalisirt (dogmatisirt, muß man, sophistische Ausflüchte zurückweisend, sagen), zwei unglaublich dumme und roh fanatische Mönche mit der Aufspürung der Hexen beauftragt, so die Christenheit des mittleren und nördlichen Europas, insbesondere das unglückliche weibliche Geschlecht, dem Wüthen wollüstig grausamer Henkerseelen, habsüchtiger und rachsüchtiger Obrigkeiten preisgegeben und zwei Jahrhunderte füllende Gräuel heraufbeschworen, neben denen die des römischen Amphitheaters und der Mongolenhorden verblassen. Einen Menschen, ein Volk, die Das wissen und sich trotzdem einem solchen Führer anvertrauen, muß man entweder für bodenlos dumm oder für besessen halten, besessen natürlich nicht von einem Dämon, sondern von einem hartnäckigen, eigensinnigen, gegen die Stimme der Vernunft taub machenden Vorurtheil. Was würde es gegenüber einer solchen weltgeschichtlichen Irreleitung bedeuten, wenn wirklich einmal der Papst in der Entscheidung einer theologischen Streitfrage das Richtige getroffen hätte? Diese Streitfragen gehen die Christenheit gar nicht an. Was die christliche Religion zu einem Segen für Millionen macht, Das ist das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, die Geduld im Leiden und Ausharren in schwerer Pflichterfüllung schafft, die Furcht vor dem Richter, die von Freveln zurückhält, eine Fülle tröstlicher und erbaulicher Gedanken und Vorstellungen, die wir aus der Bibel und dem Kultus schöpfen, und der Geist der christlichen Nächstenliebe. Zu Alledem brauchen wir keinen Papst. Daß der Atheismus, die Leugnung der Unsterblichkeit und die Freie Liebe das Gegentheil von Christenthum sind, weiß Jedermann ohne päpstliche Belehrung; welches aber der Unterschied sei zwischen der wirkenden und der heiligmachenden Gnade, von der man im Leben der Katholiken so wenig Etwas spürt wie in dem der

Protestanten, und welche „Materie" zur giltigen Spendung eines Sakramentes gehöre: Das sind Fragen, mit denen sich müßige Mönche die Zeit vertreiben mögen; mit dem Wohl der Menschheit haben sie nichts zu schaffen. Und wo war das unfehlbare päpstliche Lehramt, als die konstanzer Väter drei einander gegenseitig verfluchende Päpste absetzten?

So ist, wie die Weltgeschichte lehrt, die Einbildung seiner eigenen Existenz der große Grundirrthum des „unfehlbaren Lehramtes"; und wenn das Papstthum, als historisch gewordenes Lehramt, immerhin gewisse Funktionen zu erfüllen hat, so macht es sich doch dabei, auch abgesehen vom Unfehlbarkeitwahn, grober Kompetenzüberschreitungen schuldig. Es ist, wie gesagt, im Recht, wenn es die Grenzüberschreitungen mancher Naturwissenschaftler zurückweist, aber es überschreitet selbst die ihm durch die Natur der Sache gezogenen Grenzen, wenn es das ganze römische Lehrgebäude und den Schriftbuchstaben als unantastbare Wahrheit vertheidigt. Wir bedürfen keiner Gelehrsamkeit, um zu erkennen, daß die Bibel, auch das Neue Testament, grobe Irrthümer enthält. Paulus hat die bald zu erwartende Wiederkunft Christi gelehrt und die Evangelisten stellen uns Epileptische als von Dämonen Besessene dar. Und nicht zwar die Naturwissenschaft, auch nicht die historische Wissenschaft, aber die geläuterte Empfindung unserer Zeit verbietet uns, die beiden Dogmen von der Hölle und von der Erbsünde, denen ihr symbolischer Werth nicht abgestritten werden soll, ihrem Wortsinn nach anzunehmen. Daß Gott unsterbliche Seelen und Leiber ewig in einem wirklichen Feuer peinigen lassen, daß er diese entsetzliche Strafe um des Ungehorsams eines einzigen Menschen willen über die gesammte Menschheit verhängt haben soll und daß von allen Milliarden Menschen nur die verhältnißmäßig Wenigen davor bewahrt bleiben sollen, die durch den Zufall der Geburt der Erlösung theilhaft geworden sind: Das ist eine so alles endenkbare Maß übersteigende Grausamkeit und Ungerechtigkeit, daß ein Nero davor zurückbeben würde. Wir können uns vorstellen, wie Menschen barbarischer Zeiten, die täglich Gräuelszenen vor Augen hatten, an einen solchen Gott zu glauben vermochten. Uns Heutigen ist es nicht erlaubt, die Gottheit für schlechter und böser zu halten, als der Durchschnitt der Menschen ist, unter denen wir leben.

Ein Papst, der die Geschichte kännte, der die Zeit und das Menschenherz verstünde, würde seinen Theologen etwa sagen: Das alte, historisch gewordene Dogmengehäuse, in das wir den Kern der christlichen Wahrheit eingesperrt haben, läßt sich nicht länger unverändert erhalten. Ihr müßt, mit den protestantischen Forschern wetteifernd, untersuchen, was preisgegeben werden muß, was sich als haltbar erweist. Aber seid vorsichtiger als viele liberale Protestanten und als Loisy; diese Männer haben einer vermeintlichen Wissenschaft Zugeständnisse gemacht, die von der wirklichen exakten Wissenschaft durchaus nicht gefordert werden.

Neisse. Karl Jentsch.

✤

Lemaîtres Rousseau.

Schiller sagte von sich, er könne nicht „ohne Innigkeit" schreiben: und in diesem Worte ist wohl das Geheimniß des schriftstellerischen Erfolges enthalten. Man sollte nicht schreiben, wenn man nicht nach innerem Gebot schreiben muß, wie man auch nicht heirathen sollte, wenn man nicht (in diesem Sinn) heirathen muß. Aber im Leben und in der Literatur kommen viele Vernunftehen oder Unvernunftehen vor und die „Erzeugnisse" fallen dann danach aus.

Jules Lemaître, der das theatralische und politische Leben der französischen Nation seit Jahrzehnten elegant umplaudert, hat (1907) zehn „conférences" über Jean-Jacques Rousseau gehalten (und sie dann als Buch veröffentlicht). Diese Thatsache ist an sich interessant. Man denke, ein berühmter berliner Theaterkritiker wollte über Kant oder Fichte (an eine innere Parallele ist nicht gedacht) zehn Vorträge halten. Zum dritten schon käme keine Katze mehr. Dabei sei hervorgehoben, daß Lemaître zwar nicht pedantisch, doch auch keineswegs witzig, glänzend, verblüffend spricht. Er wirkt nur durch bon sens, durch Klarheit, durch Harmonie, also durch die Eigenschaften, die der Franzose als nationale Eigen- und Edelart in Anspruch nimmt. Mir scheint, eine Gesellschaft, die neben zahllosen ähnlichen Veranstaltungen zehnmal die Stätte solcher Vorträge zu füllen vermag, ist nicht so frivol, so ehrfurchtlos, wie Teuts Söhne glauben, und sie steht jedenfalls auf einem Kulturniveau, dessen Berlin sich nicht rühmen kann.

Auf den ersten Blick erscheint es sonderbar, daß Lemaître gerade dieses Thema wählte. Er kann nämlich Rousseau nicht leiden und schreibt oder spricht über ihn ohne jede „Innigkeit." Nun vermag der Haß vielleicht nicht minder Großes zu wirken als die Liebe; aber Lemaître empfindet auch keinen Haß gegen Jean-Jacques. Er fühlt nur eine tiefe menschliche Antipathie gegen den Wirrkopf, den Lügner Rousseau und ein lauwarmes Mitleid mit dem kranken, dem delirirenden Rousseau, eine tiefe literarische Antipathie gegen den Fremdling, den Protestanten, den Pathetiker, den Deformator und eine wohltemperirte Bewunderung für den stürmischen Stilisten und Dichter-Dialektiker. Ein starkes Werk konnte bei dieser seelischen Disposition des Schöpfers nicht entstehen. Wir müßten uns sogar wundern, daß es delikat und geschmackvoll geblieben ist, wenn der Autor nicht Lemaître hieße.

Warum er sich der Aufgabe unterzog, die ihm kaum dankbar scheinen konnte? (Denn Neues hat Lemaître nicht erbracht; im Wesentlichen paraphrasirt er Brunetières und Faguets Studien.) Der Politiker Lemaître giebt uns Antwort. „Nicht Voltaire, nicht Montesquieu oder ihre Schüler haben der Revolution die Form gegeben: Rousseau hat es gethan. Die Theorie von der absoluten Demokratie und dem göttlichen Recht der Zahl rührt von ihm her.

Die Schreckensherrschaft ist die Anwendung einer Staatstheorie, die ein Sophist für einen Marktflecken erträumt hat, auf ein großes und altes Königreich. Und das Brevier des Jakobinismus ist der Contrat Social." Lemaître war einst ein Anhänger der Revolution; doch ihre Wohltaten sind ihm verdächtig geworden. Und die Romantik, die er auch auf Rousseau zurückführt, scheint ihm als „schrankenloser Subjektivismus" gefährlich, seit er sie nicht mehr als Literat, sondern als Politiker sieht. So sagt er denn: „Ich habe für die Romantik geschwärmt und habe an die Revolution geglaubt. Jetzt aber sinne ich unruhig darüber nach, daß der Mann, der, gewiß nicht allein, aber doch mehr als irgendein Anderer, bei uns die Revolution und die Romantik geschaffen oder vorbereitet hat, ein Fremder, stets ein Kranker und schließlich ein Wahnsinniger war." Diese Anschauung macht begreiflich, daß Lemaître das Bedürfniß empfand, sich das Geheimniß der Wirkung, die Rousseau auf Mit- und Nachwelt geübt hat, zu erklären und mit ihm Abrechnung zu halten. Dieser zum Unheil des französischen Staates und Volkes und vielleicht der ganzen europäischen Menschheit tragisch prädestinirte und determinirte Mensch scheint ihm „créé par un décret spécial et nominatif de l'Eternel."

Zu Rousseaus Nachkommenschaft zählt Lemaître Chateaubriand, Madame de Staël, Senancourt, Lamartine, Hugo, Musset, die Sand, Michelet. Auch Renan und Tolstoi. Für diese Beiden giebt er zwei interessante Beweise. „Ich kann nicht verschweigen," sagt Rousseau in der dritten Lettre de La Montagne, „daß eine der Eigenschaften, die mich am Charakter Jesu am Meisten entzücken, nicht etwa seine Freundlichkeit und Einfachheit, sondern die Leichtigkeit, die Anmuth, ja, die Eleganz ist. Er floh Vergnügungen und Feste nicht, besuchte Hochzeiten, sprach mit Frauen, spielte mit Kindern, liebte Wohlgerüche und speiste bei den Reichen (chez les financiers). Seine Jünger fasteten nicht, seine Sittenstrenge wirkte nicht peinlich. Er war zugleich nachsichtig und gerecht, sanft gegen die Schwachen und den Bösen furchtbar. Seine Moral hatte etwas Anziehendes, Liebkosendes, Zartes; er besaß ein weiches Herz und gehörte zur guten Gesellschaft (il était homme de bonne société). Wenn er nicht der Weiseste der Sterblichen gewesen wäre, dann gewiß der Liebenswürdigste." Lemaître setzt hinter diesen Satz die Frage: „Est-ce assez Vie de Jésus?" Tolstoi aber hat zu einem Franzosen gesagt: „Ich habe den ganzen Rousseau gelesen, seine zwanzig Bände, auch das Musiklexikon. Meine Bewunderung für ihn war mehr als Enthusiasmus; sie war ein Kultus. Mit fünfzehn Jahren trug ich um den Hals statt des üblichen Kreuzes ein Medaillon mit seinem Bildniß. Manche Seiten seiner Werke sind mir so vertraut, daß mir ist, als hätte ich sie geschrieben."

Da Rousseaus in die Jahrhunderte wirkender politischer und literarischer Einfluß so über jeden Zweifel hinaus festgestellt ist, brauchen wir uns nicht

darüber zu wundern, daß Lemaître, der vom Subjektivisten zum Traditionalisten geworden ist, sich mit ihm auseinandersetzen wollte. Er hat es loyal gethan und seine Schlußfolgerungen scheinen mir überzeugend; aber auf sein Buch paßt, was Lamartine tadelnd von einem jungen Mann sagte: „Il n'a pas été ému en ma présence.“ Wir vernehmen nicht ein einziges Mal einen Herzenston; und in der Schilderung der Agonie der letzten Jahre vermissen wir ein Wenig das menschliche Mitempfinden. Mit der schadenfrohen Genugthuung des Frommen, der den gedemüthigten Ungläubigen am Boden sieht, verzeichnet Lemaître das rührende Wort: „Selbst von der Unruhe der Hoffnung bin ich hienieden befreit!“ Und ist ganz beglückt, als er endlich eine Stelle findet, aus der „christliche Demuth“ spricht. Ohne mystischen Jargon: der Unglückliche ist gebrochen. Ich weiß nicht, ob die Engel im Himmel bei solchem Anlaß zum Jubiliren verpflichtet sind. Wer nicht gläubig ist, kann sich schwerlich mit dieser Sinnesart verständigen. Rousseau sagt: „Ich habe in meiner Kindheit geglaubt, weil es die Autorität befahl, in meiner Jugend, weil das Gefühl es mich lehrte; jetzt glaube ich, weil ich immer geglaubt habe.“ Aus Beharrung, aus Gewohnheit, aus Stumpfsinn. Wenn die Autorität unsere Kindheit auf einen anderen Weg leitete, so würden wir diesen bis ans Ende gehen.

Der erste Individualist, der erste Plebejer in der französischen Literatur, ein Autodidakt, dessen Bücher von historischen Schnitzern, ein Phantast, dessen Theorien von Widersprüchen wimmelten, ein Lügner, der stets die Wahrheit zu sprechen glaubte, ein Schwächling, der niemals aus tiefer Ueberzeugung schrieb, sondern durch kleinliche äußere Ursachen bestimmt wurde, der eine These vertrat, um Voltaire zu ärgern oder den Genfern zu schmeicheln, ein Wahnsinniger, der wahrscheinlich sein ganzes Leben lang partiell geisteskrank war: so sieht ihn Lemaître; so war Rousseau wohl auch. Und weil er ein Irrender und Leidender war und seine kranke Seele in jedem seiner Worte nachzitterte, wirkte er so stark auf die Millionen, die in ihm einen Menschen ihresgleichen ahnten und sich mühsälig und beladen auf dem irdischen Pilgerpfade dahinschleppten. Er gab nur sich, riß (scheinbar) jede Hülle ab und schrieb niemals „ohne Innigkeit“. Seines irren Willens wetterwendische Kraft hat eine ganze Generation berauscht und mit sich gerissen. Sein literarisches Schaffen war ein individueller Paroxysmus, wie die Revolution ein nationaler war.

Eduard Goldbeck.

❦

Dans l'ordre naturel, les hommes étant tous égaux, leur vocation commune est l'état de l'homme, et quiconque est bien élevé pour celui-là, ne peut mal remplir ceux qui s'y rapportent. En sortant de nos mains notre élève ne sera ni magistrat, ni soldat, ni prêtre, il sera premièrement homme: tout ce qu'un homme doit être, il saura l'être au besoin tout aussi bien que qui que ce soit.

(Rousseau: Émile.)

❦

Antonie van Heese.

Als im Jahr 1902 Adele Gerhard, die bisher fast nur wissenschaftlich thätig gewesen war, ihren Roman „Pilgerfahrt“ veröffentlichte, lauschten feinsinnige Leser freudig auf. Eine tiefempfindende Frau und zugleich eine Schriftstellerin, die viele der modernsten wissenschaftlichen Probleme geistig beherrschte, sprach sich hier leidenschaftlich aus. Nicht auf eine besonders reizvolle Fabel kam es der Verfasserin an, sondern auf die seelischen Uebergänge zwischen den Erlebnissen, die zarten Vorahnungen kommender Stimmungen. Viel Bekenntniß, viel Beichte war in dem Roman. Diese Magdalene Witt, die nach „den langen trockenen Jahren, da sie in blassen Abstraktionen gelebt hatte“, sich durch die Kunst erlöst fühlte, diese „Traumnatur“ ist bis zu einem gewissen Grade ein seelisches Selbstportrait. Und zugleich ist sie doch auch als ein Typus unserer Zeit erfaßt. Aus angesehener Familie stammt dieses Mädchen, aus einem Lebenskreis mit geschlossener, fester, leider auch verknöcherter Kultur. Sie selbst aber strebt energisch hinaus aus all dem Ueberlebten, Hohlgewordenen; in beständiger Angriffslust gegen Vettern und Basen und in Vertheidigungstimmung wider tausend Vorurtheile sucht sie sich eigene Wege zu bahnen, anfangs etwas radikal mit der lästig gewordenen Tradition aufräumend, bis sie allmählich, durch das Leben gereift, auch die Anschauungen der Anderen, die sie selbst überholt hat, verstehen und anerkennen lernt und am Ende ihrer Pilgerfahrt Frieden mit der eigenen Jugend schließt. Das Alles ist, wenn man von ein paar Fehlschlüssen der Psychologie absieht, in kluger (manchmal fast zu kluger) Anordnung vorgetragen. Noch ist aber nur leise und an wenigen Stellen der Versuch gemacht, dies Empfinden und Erleben einer ganz modernen Frauenseele als Resultat des Gesammterlebnisses ihrer Zeit zu erweisen. Die „Pilgerfahrt“ wirkt nicht wie ein eigentlicher Roman, sondern wie eine weit ausgesponnene Novelle.

Da hat nun Adele Gerhard mit ihrem zweiten Roman, der „Geschichte der Antonie van Heese“, sich ein höheres Ziel gesteckt. Aus der Enge des Einzellebens strebt sie hinaus zu den Erlebnissen der ganzen Nation. Ein in einem einzelnen Frauenschicksal aufgefangenes Spiegelbild unserer Zeit möchte sie geben.

Wieder steht ein Weib von starkem Lebensverlangen im Mittelpunkt der Handlung. Aber wenn in der „Pilgerfahrt“ der Wunsch, „sich auszuleben“ (selbst diese alte, vieldeutige Phrase findet man dort) sich oft nur als ein ungeberdiges Hinausstreben aus allem Unbequemen äußerte, als ein bloßes Verlangen nach Rechten, als Anspruch ohne Pflichtbedürfniß, so dehnt sich in Antonie der Lebensdrang nach zwei verschiedenen Richtungen. Das alte schmerzliche Spiel der zwei Seelen in einer Brust offenbart sich auch hier. Manchmal versteht Antonie unter dem Leben nur das Leben ihres eigenen Ich und erachtet es als ihre einzige Aufgabe, ihre Naturanlagen zu reichster Entwickelung zu bringen. In anderen Stunden vergißt sie sich ganz; Leben ist dann nur noch Leben der Anderen, das sie erhaschen, verstehen, zum Guten lenken möchte. Und in diesem Kampf, in der qualvoll unlösbaren Frage, ob Jeder nur für das eigene Dasein verantwortlich sei, verzehrt sich ihre Jugend. Den Konflikt zu verstärken, kettet die Erzählerin aber der vorwärts Stürmenden noch eine schweren Ballast von Traditionen an die Füße. Antonie stammt aus der alten Stadt Köln, aus Kreisen, wo man dem jungen Mädchen das Beste darzubieten glaubt, wenn man ihm die Erziehung der „Höheren Tochter“ giebt und

es vor aller Rauheit und Roheit des Lebens hütet. In Antonie aber schläft schon in frühesten Jahren das Vorgefühl einer Mission, das sie eines Tages zur Lösung der Räthsel treibt, die die Familienfürsorge besonders dicht vor ihr verschleiert hat. Anfangs ist sie ganz nur mit sich beschäftigt. Sie umspinnt die Wirklichkeit mit ihrer Phantasie und lauscht in dieser Dämmerstimmung auf die Geheimnisse ihrer knospenden Seelenregungen. Ein Heer von starken natürlichen Trieben haust in dem schmächtigen Körper, Trieben, die ihre Erfüllung zuerst in verworrenen Träumen und Mädchengesprächen suchen, dann in einem unbedachten, nah an die Gefahr streifenden Abenteuer, das ihr die Augen öffnet, und nun von Stufe zu Stufe weiter durch alle Erlebnisse der Verlobung und Ehe bis zur Geburt des Kindes. Antonie hat den Drang, großen Verlockungen zu folgen und großen Versuchungen zu erliegen. Was sie davor rettet, ist ein Rest ihrer Kindheiterinnerungen, ist ihr keusches Muttergefühl und mehr noch ihr starker Wissens- und Thatentrieb.

Das große Mitleid mit den Menschen, das während des Oberammergauer Passionspiels in ihr erwacht war, treibt Antonie als Witwe in die Breiten des Lebens hinaus. Um den Entrechteten zu helfen, von denen man ihr in der Jugend gesagt hatte: „Sie sind anders als Du, sie haben nichts mit Dir gemein", möchte sie das organisirte Gesammtdasein der Menschheit mit seinen dumpf geahnten Untiefen kennen lernen, und zwar nicht etwa durch die Vermittelung akademischer Studien, sondern es unmittelbar, Auge in Auge, miterleben. Diesem Zweck dient der Besuch bei der Arbeiterfamilie, bei den Prostituirten auf dem Polizeibureau, die Theilnahme an den sozialdemokratischen Versammlungen und dem Strike, das Studium der genossenschaftlichen Einrichtungen in Belgien. Man hat das Gefühl, daß hier Adele Gerhard aus besonders reicher eigener Kenntniß berichtet, und bedauert, daß gerade in diesen wichtigen Abschnitt des Romans so unberechtigte Hast gekommen ist. Die Bilder (denn in einzelne, zeitlich von einander getrennte Bilder löst sich hier die Erzählung auf) folgen im Eiltempo; und die Erzählerin fordert rege Mithilfe und Ergänzung vom Leser, der gewiß manche Situation, manchen Charakter gern noch tiefer analysirt sähe. Doch trieb zu dieser Hast vielleicht eine Absicht. Denn die Entwickelung Antoniens soll nicht bei den robusten sozialen Aufgaben enden; sie ist nicht geschaffen, dauernd im Kampf für die Unterdrückten zu stehen. In der Aufopferung für Andere hat sie nach ihrem Gefühl ein Unrecht gegen ihre eigene Natur begangen; „ich habe die Entdeckung gemacht, daß ich auch noch da bin", ruft sie ihrem Freund Patriz Hausner zu, der sie an ihre Pflichten gegen die Menschheit mahnt. So lenkt die Erzählung zu der Sonderentwickelung Antoniens und einer letzten erotischen Episode hinüber, die sogar im Gegensatz zu der Mitte des Romans mit liebevoller Ausführlichkeit behandelt ist.

Und das Ziel des Ganzen? Es ist für Antonie, wie für Magdalene Witt, eine innere Beruhigung. Aber der Weg dahin ist nicht, wie in dem früheren Roman, eine „Pilgerfahrt", sondern eher ein Entdeckungzug, unternommen ohne männliche Berechnung und Vorsicht, unternommen vielmehr mit echt weiblicher Wissensungeduld und Uebertreibung. Antonie van Heese hat nie das ganze Feld menschlichen Lebenskampfes im Auge, sondern immer nur einen einzelnen Punkt, wohin sie, gedrängt von heiligem Mitleid, Hilfe tragen möchte. Und immer wieder, wenn sie sieht, wie die Menschen in diesen Bereichen der helfenden Hand unwürdig sind, wie das Rettungwerk die Kräfte der alleinstehenden Frau übersteigt oder wie sie die

eigenen, triebhaft in ihr wühlenden Lebensansprüche um der Anderen willen abtöten soll oder absterben fühlt, bricht sie in jäher Verzweiflung zusammen und sucht einen neuen Weg mit der selben verehrungwürdigen Energie, aber auch mit der selben weiblichen Ungeduld und Einseitigkeit. Das Resultat eines solchen aufreibenden Treibens kann eines Tages nur die leidgeprüfte, freiwillige Entsagung sein, der Verzicht darauf, der ganzen Menschheit helfen zu können, die Einschränkung auf einen kleinen Kreis erreichbarer Ziele. Und zu diesem Lebensplan sehen wir Antonie van Heese am Schluß des Romans bereit. Aus der Welt der Triebe und Instinkte, die sich oft beängstigend in ihr regen, wollte sie, ohne auf diesem Wege Etwas von ihrem triebhaften Empfinden einzubüßen, in die Welt der Gedanken, der Thaten, der bewußten Klarheit dringen. Dieser Wunsch ist nie rein zu erfüllen und nie ohne Opfer am Ausgang oder am Ziel. Und so findet auch Antonie den Frieden erst nach schwerem Verzicht und manchen langsam vernarbenden Wunden.

Adele Gerhard hat dieses fesselnde Frauenschicksal besonders da, wo sie sich Raum für ergiebiges Detail gönnt, mit feinem Reiz der Darstellung ausgestattet. Sie lebt mit ihren Phantasiegestalten, tritt für sie ein; am Ton ihres Vortrages spürt man, wie sie mit ihnen hofft und zittert und klagt. Das mischt in den epischen Akkord ein paar zarte lyrische Obertöne. Sie hat ein helles Verständniß für die in unserer Zeit so häufige und doch so seltsame Mischung von Bewußtheit und Sehnsucht nach Unbewußtheit. Deshalb weiß sie am Besten das Leben der Frauenseele zu deuten; namentlich das Gefühl der Mutter für das ungeborene und das geborene Kind. All die leisesten Seelenschwingungen, die man in ihrem Halbdunkel lassen muß, die man durch Grübeln und Erläutern töten würde und die der Zartfühlende instinktiv begreift, kennt sie; in ihnen lebt sie selbst. Daher liebt sie es auch, mit symptomatischen Szenen zu arbeiten, die in schneller, flüchtiger Beleuchtung viel mehr verrathen als lange Auseinandersetzungen.

Die Entwickelungmöglichkeit liegt für Frau Gerhard wohl da, wo sie für so manche Romanschriftsteller unserer Tage liegt. Die Kunst einer eingehenden Seelenanalyse ist bei uns noch jung; und mancher Dichter mag fürchten, seinen künstlerischen Absichten werde der Leser nicht recht folgen können. Deshalb begnügen sich einzelne Schriftsteller nicht damit, aus reicher Weltkenntniß heraus zu fabuliren und dem Leser dann die Deutung zu überlassen, sondern sie kommentiren sich selbst und fügen in das erzählende Kunstwerk exegetische, oft recht fesselnde Theile, die sonst der Essayist oder Literarhistoriker in den Bericht über das Werk schreiben würde. Dieser etwas didaktischen Neigung ist auch Adele Gerhard nicht völlig entgangen. Sie möchte (was ihr auch gelingt) das Schicksal der Antonie van Heese, wie früher das der Magdalene Witt, mit dem Anspruch einer gewissen Allgemeingiltigkeit vortragen. Das geschieht leider manchmal in der Form, daß eine Erfahrung der Romanheldin zu einer Maxime oder Lebensbetrachtung erweitert wird. Die Erzählerin fällt für einen Moment aus der Rolle und fängt zu doziren an. Hier nicht zu reden, sondern nur zu gestalten: Das wäre das Ziel. Daß ein Rezensent von dem Roman an „Wilhelm Meister" erinnert wurde, zeugt von geringem Stilgefühl. An „Wilhelm Meisters Lehrjahren", so viel an ihnen auch stofflich veralten mag, kann jeder Verfasser eines Bildungromanes sich heute und morgen orientiren; denn hier ist restlos und mit einem hohen Kunstbewußtsein alles Didaktische in Erzählung, in bunte, scheinbar zweck- und absichtlose Fabel umgesetzt.

Leipzig. Professor Dr. Albert Köster.

Prozeßreform.

Daß ich im Nachfolgenden oft fühlbare Mängel der Prozeßordnung sowohl für die Straf- wie für die Civilgerichtsbarkeit im Wesentlichen richtig schildere, wird mir von Leuten, die darüber nachdenken, zugegeben werden; wohl sicher von der Majorität Derer, die Recht nehmen, aber auch von einer großen Zahl aus den Berufen, die Recht sprechen. Auch wer den Richtern ehrlichstes Wollen zutraut, muß Mißstände sehen, deren Ursache in der zu großen Belastung vieler Gerichte, aber auch in den Persönlichkeiten der Richter zu suchen ist; denn mancher Richter steht an falscher Stelle oder eignet sich überhaupt nicht für sein Amt. Hierin völligen Wandel zu schaffen, verbietet sich durch die menschliche Unvollkommenheit von selbst. Aber die Möglichkeit, die aus der freien Beweiswürdigung sich ergebenden richterlichen Irrthümer zu beschränken, ist erstrebenswerth.

Im Berufung- und Revisionverfahren herrscht der Grundsatz, daß für die selbe Sache in der nächsten Instanz andere Richter, möglichst im Rang höhere mit größerer Erfahrung entscheiden. Die Aufklärung von Rechtsirrthümern der Vorinstanz glaubt man dadurch sichern zu können, daß das höhere Gericht an die Sache wie an eine neue herantritt, in keiner Weise an die frühere Verhandlung gebunden ist und sich seine eigene Meinung über den Fall bildet. Ich möchte behaupten, daß es nur wenige Richter giebt, die diesen Heroismus der Objektivität besitzen. Es wird immer Zeugen und Angeklagte geben, die bei dem Richter gegen sich Gereiztheit und Voreingenommenheit zu konstatiren glauben; ob immer mit Unrecht, soll hier nicht erörtert werden.

Die neue Prüfung des Falles, die voraussetzunglos sein soll, hat, so löblich sie ist und so sehr ihre Beibehaltung befürwortet werden soll, große Schattenseiten. Jeder, der einer längeren Gerichtsverhandlung zugehört hat, weiß, daß die Vernehmung von Parteien, Zeugen und Sachverständigen durch ein Kreuzfeuer von Fragen mitunter ein thatsächliches Material von einer Ausdehnung zu Tage fördert, daß kein Mensch sich rühmen kann, den ganzen Thatbestand zu kennen und nichts in Betracht Kommendes überhört zu haben. Meist haben sich auf drei verschiedenen Gedankengängen drei ganz verschiedene Meinungen über Das, worauf es ankommt, gebildet: die der Parteien, bei Strafprozessen der Anklage und der Vertheidigung, und die Ansicht des Gerichtshofes oder seiner Mehrheit, die sich gewöhnlich mit dem Vorsitzenden identifizirt. Dieser hat ja, zwar nicht von Amtes wegen, aber thatsächlich, da die Beisitzer nur selten eingreifen, das Monopol der gerichtlichen Fragestellung und, als Leiter der Verhandlung, einen großen Einfluß auf die Art, wie sich das Gesammtbild der Beweisaufnahme gestaltet.*) Der Vorsitzende erfährt im Lauf der Verhandlung, was die Parteien beweisen und aufklären wollen. Im

*) Als ein seiner scharfen Urtheile wegen bekannter Vorsitzender einer Strafkammer in eine Irrenanstalt kam, erkannte das Revisiongericht, daß die Wiederaufnahme eines Verfahrens nicht erforderlich sei, selbst wenn der vorsitzende Richter schon zur Zeit der Verhandlung in Irrsinn verfallen war. Das müßte schon bei mindestens drei Richtern der Kammer nachgewiesen werden. Jeder Praktiker wird über diese Entscheidung den Kopf schütteln.

Civilprozeß aber wissen die Parteien, im Strafprozeß weiß die Vertheidigung nicht, was hinter den Stirnen der Richter vorgeht; meist spricht ja nur der Vorsitzende. Der Vorsitzende hat Fragen gestellt, deren Zusammenhang die Vertheidigung nicht richtig erkannt hat. Der Vertheidiger hat bei den Zeugenvernehmungen irgendwelche Bemerkungen überhört, falsch verstanden oder für nebensächlich gehalten; der vielbeschäftigte Vertheidiger hat endlich selbst in der Hitze des Gefechtes irgendetwas behauptet, womit sich sein Klient nicht identifiziren will. Der Klient wollte widersprechen, ist schließlich aber überzeugt worden, daß es darauf nicht ankomme. Es kommt aber vielleicht sehr darauf an; die in ihren Gedankengang verrannte Partei kennt nicht den Gedankengang des Gerichtes, in dem die hundert Mißverständnisse, die vielleicht ohne große Mühe aufzuklären wären, den Werth unwidersprochener Feststellungen erlangt haben.

Die Beweisaufnahme ist geschlossen. Das Gericht schweigt bis zur Urtheilsverkündung. Die verurtheilte Partei hört mit offenem Munde zu, was das Gericht als „festgestellt" erachtet hat und wie es hierauf sein Erkenntniß begründet. Auf diese Ausdrücke der Ueberraschung sollen viele Richter sehr stolz sein; das Selbstbewußtsein vieler Richter wird es als eine besonders tüchtige Bethätigung des Richteramtes auffassen, daß das Gericht seinen eigenen Weg gefunden, nicht nach links und nicht nach rechts gesehen hat. Leider lag aber das Recht zufällig links oder rechts und zu dem aufklärenden Wort hat sich in der Verhandlung keine Gelegenheit geboten: hatte doch kein Mensch eine Ahnung, welchen Weg die richterlichen Gedanken nahmen und auf welchen vielleicht sehr lockeren, abseits liegenden Fundamenten sie in den Wirrsalen der Beweisaufnahme ihr Gebäude errichteten. Nun blickt Alles verblüfft drein.

Das falsche Urtheil wird vielleicht in der Berufung aufgehoben, aber der Angeklagte, der öffentliches Interesse hatte, ist durch die Publikation inzwischen sozial auf Schwerste geschädigt. Der verurtheilte Beklagte mußte nach Hinterlegung des Klägers sich der Zwangsvollstreckung unterwerfen, wurde zu Grunde gerichtet, mußte Konkurs anmelden, hat seine ganze Existenz eingebüßt und kann schließlich für die Berufung keinen Anwalt bezahlen. Erhält er dann das Armenrecht und entscheidet die Berufunginstanz für ihn, dann bekommt er das Geld, um das sich der Prozeß dreht, wieder (dafür hat ja der Richter gesorgt, der den Gegner das Geld hinterlegen ließ); aber das erste Urtheil hat ihn um seine Existenz gebracht, um seinen Kredit, seinen bürgerlichen Namen: Alles von Rechtes wegen, denn das erste Urtheil war ja mit der Majestät des Rechtes umkleidet.

Aber es kommt manchmal noch anders. Berufung, neue Richter, eine ganz neue Verhandlung, eine ganz neue Beweisaufnahme. Die Partei, die Berufung angemeldet hat, kennt nur ein Ziel: die Unrichtigkeit der Feststellungen des ersten Gerichtes zu erweisen. Die verborgenen Gedanken der Richter gehen schon längst wieder einen anderen Weg. Ganz neue Feststellungen kommen für das Gericht in Betracht, vielleicht neue Mißverständnisse; aber wer vermag hinter den Stirnen der Richter zu lesen? Die richterliche Weisheit offenbart sich ja erst bei der Urtheilsverkündung; zu neuer Ueberraschung.

Die Berufunginstanzen sind erschöpft. Jedes Urtheil anders, jedesmal eine andere richterliche Feststellung. Beim Revisiongericht schüttelt man den Kopf, aber ein Grund zur Revision ist nicht gegeben, keine Rechtsnorm ist verletzt, kein Gesetz

falsch angewendet. Die Feststellungen kann das Revisiongericht nicht nachprüfen; sie enthalten zwar Widersprüche und Unklarheiten, aber das Revisiongericht ist sehr überlastet. Causa finita . . . Und wo blieb das Recht in diesem Fall, der (man frage nicht unzufriedene Rechtsnehmer, man frage Anwälte) keine verzerrte Ausnahme, sondern sehr häufig ist?

Wie diesen Fall vermeiden? Wie die Zahl der Irrthümer mindern? Zunächst kommt es nicht so sehr darauf an, daß ein Fall möglichst vielen Gerichten zur Beurtheilung unterbreitet wird, als darauf, daß jedes Gericht den Fall sorgfältig prüft und nach allen Seiten aufklärt. Man hört heute den Richter oft sagen: „Der Fall wird ja noch die nächste Instanz beschäftigen; die kann ja die Sache nachprüfen." Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß die Berufungsgerichte überlaufen werden, daß die Gerichtskosten für die Rechtsuchenden immer höher werden.

Die Vorschriften der Prozeßordnung müßten so geändert werden, daß sie ein intensives Zusammenarbeiten der Mitwirkenden, des Gerichtes, der durch ihre Anwälte vertretenen Parteien oder des Anklägers und des Vertheidigers zur objektiven Rechtsfindung obligatorisch machen. Das Gericht müßte nach geschlossener Beweisaufnahme durch entsprechende prozessuale Vorschrift, wie es im Strafprozeß den Eröffnungbeschluß verlesen muß, nach einem provisorischen Schluß der Beweisaufnahme und darauf folgender Berathung zunächst eine richterliche Feststellung des objektiven Thatbestandes verkünden und hierzu, noch ehe in die Plaidoyers der Parteien eingetreten wird, Anträge zulassen und über sie Beschluß fassen. Insbesondere soll in diesem Stadium allen Anträgen auf Protokolirung stattzugeben sein; erst nach den Plaidoyers erfolgt dann, wie heute, der Urtheilsspruch. Hierbei ist zu bemerken, daß bisher die richterlichen Feststellungen des Thatbestandes den Parteien meist erst nach Wochen im schriftlichen Urtheil zu Gesicht kamen; im besten Fall waren sie in dem mündlich verkündeten Urtheil am Schluß der Verhandlung enthalten, also in der selben Instanz, wenn Irrthümer vorgekommen oder Zusammenhänge unaufgeklärt geblieben waren, keiner Remedur mehr zugänglich. Schließlich erachtete das schriftliche Urtheil oft etwas ganz Anderes für festgestellt als das mündliche. Auch dieser Fall ist wirklich nicht selten.

Ich würde ferner empfehlen, die Leitung der Verhandlung durch den Vorsitzenden von der Fragestellung zu trennen, die einem Beisitzer überlassen wird. Dadurch würde vermieden, daß eine Hand das Gesammtbild der Verhandlung gestaltet.

Dem Ansehen der Richter würde es nicht schaden und im Interesse des Rechtes sein, wenn das Gerichtsurtheil vorsichtiger, vielleicht in Etapen gesucht und gefunden würde. Man darf behaupten, daß heute die Urtheile, die der richterliche Scharfsinn als eine imposante Ueberraschung geprägt hat, besonders oft zur Berufung führen. Eine protokolirte Zusammenfassung der Beweisaufnahme wird, als integrirender Bestandtheil der Verhandlung, auch eine weise Beschränkung der allzu freien Beweiswürdigung der impulsiven Richter bewirken, die, ohne genügende Gründe anzugeben, auf ihre richterliche Autorität pochen und im Abwägen der Beweise nicht immer gerecht sind. Die Berufunginstanz hätte die protokolarische Darstellung vor sich, wäre genöthigt, sie zu beachten und zu kontroliren: diese Gewißheit würde auch den Richter Erster Instanz vor Uebereilung und Willkür warnen.

Ernst Walter.



Der tote Jude.*)

Als es zwölf Uhr schlug, sagte der Schauspieler: „Und nun ist der Tag gekommen, an welchem vor nunmehr . . ."

Aber Der, den er anredete, unterbrach ihn: „Bitte, lassen Sie. Dieses Datum ist mir höchst zuwider."

„Ah, er fängt an, sentimental zu werden! Steht Ihnen schlecht!" höhnte der Mime.

Der Andere sagte: „Nein. Aber es sind Erinnerungen . . ."

„ . . . so unerhört erschrecklicher Natur, daß Stein und Bein gefrieren", lachte der Schauspieler. „Wie alle Ihre Erinnerungen! Also bitte: erleichtern Sie sich."

„Ich thue es nicht gern", sagte er. „Das Alles ist so maßlos roh . . ."

„O, Sie Lämmerschwänzchen! Seit wann nehmen Sie Rücksicht auf unsere Nerven? Während Alle auf seidenen Teppichen schreiten, stapft Ihr Lederschuh durch schlammiges Blut. Sie sind eine Mischung von Brutalität und Stilgefühl."

„Ich bin nicht brutal", sagte er.

„Das ist Geschmackssache!"

„So will ich schweigen."

Der Schauspieler schob ihm das Cigarettenetui über den Tisch. „Nein: erzählen Sie. Es ist gut, wenn man nicht vergißt, daß auch heute noch Blut fließt in dieser besten aller Welten. Außerdem ists gar nicht wahr, daß Sie nicht erzählen wollen: Sie wollen sprechen und wir sollen hören. Also hören wir."

Der Blonde öffnete das Etui. „Englischer Dreck!" brummte er. „Alles ist Dreck, was aus diesem verfluchten Lande kommt." Er brannte sich seine eigene Cigarette an. Dann begann er.

Das ist nun schon manches Jahr her. Ich war damals ein krasses Füchslein, siebenzehn Jahre alt. Ich war so unschuldig wie ein Känguruhchen in der Mutter Bauchtasche; aber ich spielte den cynischen Lebemann. Wie er sich darstellte in dem Känguruhköpfchen; es muß komisch genug gewesen sein.

Einmal bollerte es nachts an meine Thüre.

„Aufstehen!" schreit es. „Sofort aufmachen!"

Ich fuhr aus dem Schlaf; Alles schwarz ringsum.

„Aber so wach' doch auf, zum Teufel!" Jetzt erkannte ich die Stimme meines Leibburschen. „Wie lange willst Du mich hier warten lassen?"

„Komm herein," antwortete ich; „ist ja nicht abgeschlossen."

Krachend flog die Thür auf. Der lange Mediziner stolperte ins Zimmer und brannte die Kerze an.

„Raus aus dem Bett!" schrie er.

*) Diese grasse Studentenschnurre hat Herr Ewers einer Sammlung „seltsamer Geschichten" eingefügt, die, unter dem Titel „Das Grauen", bei Georg Müller in München erscheint. Starke Geschichten sind darunter; und der Band zeigt, daß der Autor über die Zeit der Cabaretkünste und der launigen Feuilletonskizzen hinausgewachsen ist.

Ich warf einen entsetzten Blick auf die Uhr. „Aber erlaube mal, ist ja noch nicht Vier! Ich habe kaum zwei Stunden geschlafen."

„Und ich überhaupt nicht," lachte er; „komme gerade von der Kneipe. Raus aus dem Bett, sage ich Dir, und geschwind in die Kleider, Füchslein!"

„Aber was ist denn los? Ein Vergnügen ist Das nicht."

„Solls auch nicht sein. Zieh Dich an; ich erzähle Dir derweil."

Während ich mühsam den Schlaf aus den Augen wusch und zähneklappernd in die Hosen fuhr, setzte er sich schnaufend auf den Sessel und paffte seine gräßliche Brasilcigarre. Ich hustete und spuckte.

„Kannst wohl den Rauch nicht vertragen, Füchslein?" rülpste er. „Na, wirst Dich schon dran gewöhnen! Also paß auf! Heute früh haben wir eine Pistolenkiste, draußen im Kottenforst. Ich bin Sekundant und der Goßler wollte auch mitkommen. Nun haben wir Zwei durchgebummelt, um pünktlich zur Stelle zu sein; da ist der Kerl mir schlapp geworden. Das ist Alles. Also eil' Dich!"

Ich unterbrach mein Gurgeln: „Ja, aber was soll ich denn dabei?"

„Du? Herrgott, bist Du ein Rindvieh! Ich hab' doch keine Lust, allein da rauszufahren, Stunden lang. Ich nehme Dich mit. Fertig!"

Es war eine scheußliche Nacht. Regen, Wind und aufgeweichte Straßen. Wir liefen über die Gassen zum Corpshaus; da wartete unser Wagen. Die Anderen waren schon vorausgefahren.

„Natürlich!" schimpfte der Leibbursch. „Da sitzen wir, nüchtern wie die Schweine, und der Corpsdiener hat den Frühstückskorb mit. Lauf' hinauf, Füchslein, sieh zu, ob Du im Kneipzimmer eine Flasche Cognac erwischst."

Schellen, warten, fluchen, frieren; aber ich bekam meinen Cognac. Wir stiegen ein und der Kutscher hieb auf die Gäule.

„Heute ist der dritte November!" sagte ich. „Mein Geburtstag. Der fängt nett an."

„Trink!" rief mein Leibbursch.

„Und einen Jammer habe ich auch. Und was für einen!"

„Trink doch, Rhinozeros!" schrie er. Er paffte mir den ekelhaften Rauch ins Gesicht, daß ich fast seekrank wurde.

„Warte, mein Junge," grinste er, „ich werde Dir den Jammer vertreiben."

Und nun erzählte er. Medizinergeschichten vom Sezirtisch. Ho, er war ein Kerl! Aß sein Butterbrot im Leichensaal, ohne die Finger zu waschen, mitten zwischen dem Präpariren. Abgeschnittene Beine und Arme, blosgelegte Hirne, kranke Lebern und Nieren und Gebärmütter: Das gefiel ihm. Je fauler, je besser; schön verwesen lassen, den Dreck. Und dann doch ein Präparat herauskitzeln, blitzsauber alle Muskeln und Venen.

Natürlich trank ich. Aus der Flasche, einen Schluck nach dem anderen. Zwanzig Geschichten erzählte er mir und eine verfaulte Milz war noch das Appetitlichste, das darin vorkam. Verdammt noch mal! Das lernt man im Corps: seine Nervern meistern.

Zwei Stunden; dann hielt der Wagen. Wir krochen hinaus und wateten vom Weg in den Wald hinein. Im dämmernden Morgennebel durch die kahlen Bäume.

„Wer knallt denn heute eigentlich?" fragte ich.

„Halts Maul! Wirst es schon früh genug sehen", brummte der Leibbursch.

Er war plötzlich schweigsam geworden. Ich hörte, wie er laut schluckte und seine Trunkenheit hinunterwürgte. Wir kamen auf eine Lichtung.

Etwa ein Dutzend Menschen stand da herum.

„Fax!" rief der Leibbursch.

Unser Corpsdiener kam in langen Sprüngen hergelaufen.

„Soda!" Der Corpsdiener brachte den Korb; drei Flaschen Soda trank der Leibbursch.

„Schweinezeug!" brummte er und spie aus. Aber ich sah wohl: er war völlig nüchtern geworden.

Wir gingen über den Platz und grüßten. Da standen bei ihren ausgebreiteten Verbandskästen zwei Aerzte; der eine war ein Alter Herr von uns. Dann drei Corpsburschen von Marchia und deren Corpsdiener, der mit dem unseren plauderte. Und, ganz allein, abseits an einen Baum gelehnt, ein kleiner Jude.

Jetzt wußte ich, um was es sich handelte. Das war Selig Perlmutter, stud. phil., und er sollte sich mit dem langen Märker schießen. Eine Wirthshausgeschichte; die Märker hatten in ihrem Stammlokal gesessen, als Perlmutter mit ein paar Freunden hereintrat, laut begrüßt von wüthenden: „Juden raus!" Die Anderen gingen, aber Perlmutter hatte schon den Hut an den Haken gehängt; er wollte nicht weichen, setzte sich und rief nach Bier. Da war der Märker aufgesprungen, hatte ihm den Stuhl von hinten weggezogen, daß er zur Erde fiel unter lautem Gejohle der Corpsbrüder. Hatte dann den Hut vom Ständer gerissen und zur Thür hinausgeworfen in den Koth. „Marsch nach, Saujud!" Aber der kleine Jude war kreideweiß aufgesprungen, hin zu dem langen Märker, und hatte ihm — klatsch! — eine Ohrfeige mitten ins Gesicht geschlagen. Dann freilich war er unter Hieben und Tritten aus dem Lokal geflogen. Am anderen Tag hatte der Märker ihm seinen Kartellträger geschickt und der Jude hatte angenommen: fünf Schritt Distanz, dreimaliger Kugelwechsel.

Selig Perlmutter hatte bei uns Waffen belegt. „Was will man machen," hatte mein Leibbursch gesagt, der als Zweiter Chargirter alle Ehrenhändel zu erledigen hatte; „Waffenschutz muß man jedem honorigen Studenten geben. Und ein honoriger Student ist man, hol mich der Teufel, so lange man noch keine silbernen Löffel gestohlen hat, selbst wenn man Se-se-selig P-P-P-Perelmutter heißt!" Der kleine Jude stotterte nämlich so sehr, daß er nicht einmal seinen eigenen Namen sprechen konnte; er hatte damals wohl eine Viertelstunde gebraucht, um sein Anliegen glücklich herauszubringen.

Da stand er, an einen Baum gelehnt, den verschlissenen Mantelkragen hochgeschlagen. Herrgott, war er häßlich! Die schmutzigen Schuhe mit den schiefen Absätzen bogen sich nach innen; darüber schlotterten die zerfransten Hosen. Ein mächtiger Nickelkneifer mit langer schwarzer Schnur hing schief über der ungeheuren Nase, die fast die blaurothen, zersprungenen Lippen bedeckte Sein gelber, pockennarbiger und gräßlich unreiner Teint schien noch um eine Nuance fahler. Die Hände staken tief in den ausgeweiteten Manteltaschen; er starrte auf den lehmigen Boden.

Ich trat auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen: „Guten Morgen, Herr Perlmutter."

„Wa-warum-warum eigentli-li-lich —" stotterte er.

„Leibfuchs, bring' sofort den Pistolenkasten!" rief schrill mein Leibbursch.

Ich drückte kräftig die schmutzige Hand, die er mir zögernd bot. Lief zu unserm Corpsdiener, nahm den Pistolenkasten und brachte ihn dem Leibburschen.

„Bist Du verrückt?“ zischte er mich an. „Was fällt Dir ein, mit dem Judenbengel zu schwatzen?“

Der Unparteiische, der Erste Chargirte der Preußen, sprach ein paar Worte mit den Sekundanten; dann maß er in langen Sprungschritten die Distanz. Die beiden Gegner wurden an ihre Plätze geführt.

„Meine Herren“, begann der Preuße, „es ist meine Pflicht als Unparteiischer, wenigstens den Versuch zu machen, eine Versöhnung herbeizuführen.“

Er machte eine kleine Pause.

„Ich mö — mö — möchte —„ stotterte leise der kleine Jude, „we — we — wenn —“

Mein Leibbursch sah ihn wüthend an und hustete, so laut er konnte; verschüchtert schwieg der Kleine.

„Also die Herren lehnen eine Versöhnung ab. Ich bitte Sie nun, auf mein Kommando zu achten, ich werde zählen: Eins — Zwei — Drei. Zwischen Eins und Drei dürfen die Herren schießen, nicht aber vor Eins und nach Drei.“

Die Pistolen wurden umständlich geladen, die Sekundanten losten darum. Mein Leibbursch brachte eine Pistole seinem Paukanten.

„Herr Perlmutter,“ sagte er förmlich, „hier übergebe ich Ihnen eine Waffe unseres Corps. Es ehrt Sie, daß Sie sich entschlossen haben, auf studentisch-ritterliche Art Ihren Streithandel auszufechten, statt zum Kadi zu laufen. Ich hoffe nun, daß Sie unseren Waffen auch hier auf dem Platze Ehre machen werden“

Er drückte ihm die Pistole in die Hand. Herr Perlmutter nahm sie, aber sein Arm zitterte so, daß die Hand sie kaum zu halten vermochte.

„Zum Teufel, fuchteln Sie doch nicht so herum mit dem Schießprügel!“ fuhr ihn mein Leibbursch an. „Lassen Sie doch den Arm gesenkt. Auf das Kommando ‚Eins!‘ heben Sie blitzschnell die Pistole und knallen los. Geben Sie sich keine Mühe, auf den Kopf zu zielen; Sie können ja doch nicht schießen. Zielen Sie ruhig auf den Bauch. Das ist das Sicherste. Und wenn Sie geschossen haben, halten Sie die Pistole hoch vors Gesicht. Das ist Ihre einzige Deckung. Sie nützt zwar nicht viel, aber möglich ist doch immerhin, daß Ihr Gegner, wenn er später als Sie schießt, statt Ihrer Person das Schießgewehr trifft. Und ruhig Blut, Herr Perlmutter!“

„Da — da — danke —“, sagte der Jude.

Mein Leibbursch faßte mich unter den Arm und ging mit mir in den Wald zurück.

„Ich möchte wirklich wünschen, daß unser Zinkenkönig dem Märker Eins aufbrennt“, brummte er. „Ich kann den Kerl nicht leiden. Außerdem ist er ganz sicher selbst ein Jud!“

„Aber er ist doch der größte Judenfresser im ganzen S. C.“ wandte ich ein.

„Eben darum! Ich habe die Märker schon lange in Verdacht, daß sie Juden nehmen. Guck doch mal seine Nase an! Getauft mag er ja sein und die Eltern auch; aber ein Jud ist er doch. Und Das schreit dann am Meisten. Unsere stotternde Spottgeburt aus saurem Bier und Spucke ist mir ordentlich sympathisch, weil sie dem langen Märker Eine geklebt hat. Und es ist eigentlich ein Skandal, daß wir den armen Teufel wie ein Kalb zur Schlachtbank führen.“

„Ja, aber er wollte sich doch versöhnen", meinte ich. „Wenn Du nicht so gehustet hättest..."

Er schnitt das Gespräch ab: „Halts Maul, Fuchs! Das verstehst Du nicht."

Alle waren in die Büsche getreten; nur die beiden Gegner standen auf der Lichtung in der grauen Dämmerung.

„Also Achtung!" rief der Unparteiische. „Ich zähle: Eins — Zwei —"

Der Märker schoß, seine Kugel klatschte laut in einen Baum; Herr Perlmutter hatte nicht einmal seine Pistole erhoben. Alle kamen auf die Beiden zu.

„Ich frage an, ob von Seiten Normannias geschossen wurde?" fragte der Sekundant der Märker.

„Der Paukant von Normannia hat nicht geschossen", konstatirte der Unparteiische.

Wüthend eilte mein Leibbursch zu seinem Klienten.

„Herr!" schnaubte er ihn an. „Sind Sie wahnsinnig? Meinen Sie, wir wollten Ihretwegen solche Schweinereien im Paukbuch stehen haben? Schießen Sie, wohin Sie wollen, aber knallen Sie los! Machen Sie sich meinethalben die ganze Hose voll, aber schießen Sie, zum Teufel noch mal! Fühlen Sie denn nicht, daß Sie das ganze Corps blamiren, dessen Waffenschutz Sie genießen?"

„Ich mö - möchte —", stammelte der kleine Jude. Von seiner Stirn tropften dicke schmutzige Tropfen.

Aber Niemand achtete auf ihn. Die Beiden erhielten andere Pistolen und wieder zogen sich Alle zurück.

„Eins — Zwei — und — Drei."

Gleich nach Eins hatte der Märker geschossen, seine Kugel schlug in einen Stumpf ein, drei Meter von seinem Gegner. Perlmutter hatte wieder die Pistole nicht erhoben; sein Arm schlenkerte in nervösen Stößen hin und her.

„Ich frage an, ob von Seiten Normannias diesmal geschossen wurde?"

„Der Paukant von Normannia hat es vorgezogen, auch diesmal nicht zu schießen."

Die Märker grinsten; der Preuße lächelte von oben herunter. Mein Leibbursch sah sie mit wüthenden Blicken an.

„So ein Pack!" knirschte er. „Eine Schweinerei, daß ich der Bande nicht an den Hals kann!"

„Wieso?" fragte ich.

„Herrgott, so dumm kann nur ein krasser Fuchs fragen!" pfauchte er. „Du weißt doch, daß hier Burgfriede herrscht, daß man während der Dauer einer Mensur nicht kontrahiren darf! Aber heute abends erhalten die drei feinen Herren von Marchia jeder eine schwere Säbelforderung von mir. Ich wette, da werden sie andere Gesichter machen. Zu Mus werde ich sie hacken, zum Henker noch mal! Schau doch, wie sie feixen, wie sie Triumph heulen über unseren armen Jammerlappen!" Seinem Klienten gegenüber zog er diesmal eine andere Saite auf.

„Herr Perlmutter, ich appellire jetzt nicht an Ihren Muth (Das scheint ja nicht zu nützen), sondern an Ihren Verstand", sagte er sehr ruhig. „Sehen Sie mal, Sie haben doch gewiß keine Lust, sich hier wie ein Schwein abstechen zu lassen. Nun haben Sie aber keine andere Möglichkeit, Dem zu entgehen, als daß Sie selbst schießen. Das muß Ihnen doch ihr Selbsterhaltungtrieb sagen! Wenn Sie

Ihrem Gegner in den Bauch schießen, garantire ich Ihnen, daß er Ihnen nichts mehr tun kann, und ein gutes Werk haben Sie obendrein noch gethan." Dann wurde er fast sentimental. „Es ist doch wirklich viel angenehmer für Sie, wenn Sie mit heiler Haut hier wegkommen, Herr Perlmutter. Denken Sie doch an Ihre armen Eltern!"

„Ich habe k-k-keine Eltern me-mehr", sagte der Jude.

„Nun, so denken Sie an Ihre Geliebte", fuhr mein Leibbursch fort, aber er stutzte, als er des Juden häßliches Gesicht betrachtete, das plötzlich ein grauenhaftes, seltsam wehmüthiges Grinsen entstellte.

„Verzeihung, Herr Perlmutter, ich verstehe ja, daß Sie mit Ihrem (na, wie nennen Sies denn?), mit Ihrem Ponem keine Geliebte haben! Entschuldigen Sie, ich wollte Sie wirklich nicht verletzen. Aber Etwas haben Sie doch gewiß; vielleicht ... vielleicht einen ... Hund?"

„Ich habe ... einen k-k-kleinen Hund!"

„Also sehen Sie, Herr Perlmutter, Etwas hat jeder Mensch. Ich habe auch einen Hund; und ich glaube nicht, daß es Etwas giebt, das ich lieber hätte. Denken Sie also an Ihren Hund! Stellen Sie sich die Freude vor, wenn Sie gesund wiederkommen, wenn das Viech an Ihnen heraufspringt und bellt und jubelt und mit dem Schwanze schlägt. Denken Sie an Ihren Hund; und auf das Kommando, ‚Eins' schießen Sie!"

„Ich we-werde schießen", würgte der kleine Jude. Zwei dicke Thränen kullerten über die Pockennarben und ließen helle Streifen zurück. Er faßte die Pistole fester an, die ihm mein Leibbursch gab. Er sah ihn wehmüthig, elend bittend an; irgend ein Wunsch quälte ihn.

„Ich--w-we-wenn-" stotterte er.

Aber mein Leibbursch half ihm. „Sie wollen mich bitten, für Ihren Hund zu sorgen, wenn Ihnen Etwas zustoßen sollte? Ist es Das, Herr Perlmutter?"

„Ja!" sagte der kleine Jude.

„Nun, darauf gebe ich Ihnen mein Wort und werds halten, so wahr ich ein Corpsbursch bin! Das Thier solls gut haben, verlassen Sie sich darauf." Er streckte ihm die Hand hin, die der Jude ergriff.

„Da-danke sehr!"

„Sind die Herren bereit?" fragte der Unparteiische.

„Jawohl!" rief mein Leibbursch. „Schießen Sie, Herr Perlmutter, schießen Sie: es ist Nothwehr. Denken Sie an Ihren Hund und schießen Sie!"

Wir gingen wieder hinter die Bäume; der Unparteiische stand dicht neben mir. Meine Augen hingen an dem kleinen Juden.

„Also Achtung: — Eins —"

Herr Perlmutter riß seine Pistole in die Höhe und knallte; die Kugel flog irgendwo hoch durch die Aeste. Er stand da, den Arm weit ausgestreckt.

„Bravo!" murmelte mein Leibbursch.

„Zwei —"

„Wenn der Märker einen Funken von Anstand im Leibe hat, schießt er jetzt in die Luft", brummte er wieder.

„Und — Drrrei!"

Auf Schlag Drei krachte des Märkers Schuß.

Selig Perlmutter öffnete den Mund; hell und klar kamen die Worte von seinen Lippen. Zum ersten Mal in seinem Leben stotterte er nicht. Nein, wirklich, er sang, sang ganz laut:

„Es leben die Studenten
Nur in den Tag hi-nein — —“

Die Pistole glitt ihm aus der Hand; mit einem dumpfen Krach fiel er vornüber. Wir sprangen auf ihn zu. Sorgfältig wandte ich ihn um. Die Kugel war ihm mitten durch die Stirn gegangen; ein kleines, rundes Loch...

„Das werde ich ihm halten, was ich ihm versprach“, flüsterte mein Leibbursch. „Der Fax soll den Köter heute noch holen; er wird mit meinem Nero schon Freundschaft schließen. Und die beiden Biester werden sich freuen, wenn ich ihnen nächste Woche erzählen werde, wie ich die edlen Herren von Marchia vermöbelt habe. Gute Nacht, Selig Perlmutter,“ fuhr er noch leiser fort. „Du warst ein dreckiger Speiekel, der seinem Namen wenig Ehre machte! Aber hol' mich der Teufel: ein honoriger Student warst Du doch und die Märker sollen mirs entgelten, daß sie Dich so elend zusammengeschossen haben. Das bin ich schon Deinem Köter schuldig. Hoffentlich hat das Viech nicht zu viele Flöhe.“

Die Aerzte traten hinzu, tupften mit Watte an der Wunde herum und schoben ein Gazetampon hinein, um die Blutung zu stillen.

„Glatt Rest!“ sagte unser Alter Herr. „Es bleibt nichts übrig, als den Totenschein auszustellen.“

„Wollen wir frühstücken?“ fragte der Unparteiische.

„Danke sehr!“ erwiderte mein Leibbursch sehr förmlich. „Wir müssen unsere Pflicht gegenüber unserem Paukanten erfüllen. Faß an, Leibfuchs!“

Wir nahmen die Leiche auf, trugen sie mit Hilfe der Corpsdiener durch den Wald zu der Straße hin und hoben sie in unseren Wagen.

„Wissen Sie hier Bescheid, Kutscher?“ fragte mein Leibbursch.

„Nee.“

„Aber irgendwo liegt doch hier im Wald ein Gemeindekrankenhaus?“

„Ja, Herr, das große von Denkow.“

„Wie weit von hier?“

„Na, zwei Stunden!“

„Also dahin! Das ist das nächste. Da werden wir ihn schon loswerden.“

Wir saßen auf den Rücksitzen; der Corpsdiener saß mir gegenüber. Auf dem anderen Vorderplatz saß Herr Selig Perlmutter; es hatte einige Zeit gedauert, ihn zum Sitzen zu bringen. Die Pferde zogen an; man mußte ihn festhalten, daß er nicht vornüber kippte.

„Merkst Du jetzt, wie gut es war, daß ich Dich vorhin Etwas abgehärtet habe, Leibfuchs? Jetzt kannst Du Deine Nerven gebrauchen. Fax, öffnen Sie den Frühstückskorb!“

„Ich danke“, sagte ich; „ich möchte nicht essen.“

„So?“ fuhr der Leibbursch auf. „Du dankst? Und ich sage Dir: Du wirst essen und trinken, daß die Schwarte kracht! Ich habe die Verantwortung für Dich, mein Junge, und ich habe keine Lust, Dich mit einem Kollaps nach Haus zu bringen. Prosit!“

Er goß mir ein großes Glas Cognac ein; ich stürzte es herab. Ich würgte

an den Schinkenbroten; ich glaubte, ich würde nicht eins herunterbekommen, aber ich aß vier; spülte sie mit Cognac hinunter.

Der Regen hatte mit frischer Kraft eingesetzt, goß in Bächen gegen die zitternden Scheiben. Die Kutsche stolperte über die aufgeweichten Wege; abwechselnd mußte einer von uns dem Toten gegenüber sitzen, um ihn festzuhalten. Um zehn Uhr sollten wir ankommen. Einer nach dem Anderen zog die Uhr heraus. Keiner sprach; selbst mein Leibbursch vergaß, Witze zu machen. Nur: „Prosit!" Und wir tranken.

Endlich waren wir am Ziel und sprangen aus dem Wagen. Der Corpsdiener lief durch den Garten dem Hause zu; wir gaben dem Kutscher zu essen und zu trinken. Zwei Wärter kamen heraus und ein älterer Herr, der Leiter der Anstalt. Mein Leibbursch stellte sich vor und eröffnete sein Anliegen, das dem Arzt augenscheinlich sehr peinlich war.

„Verehrter Herr Kollege," sagte er, „die Angelegenheit ist recht unangenehm; wir sind durchaus nicht auf solche Fälle eingerichtet. Ich weiß wirklich nicht, wohin mit der Leiche. Könnten Sie nicht vielleicht ..."

Aber mein Leibbursch blieb fest. „Unmöglich, Herr Doktor; wohin denn? Uebrigens sind Sie verpflichtet, uns die Leiche abzunehmen und die Meldung zu machen. Das Duell fand in den Grenzen Ihrer Gemeinde statt."

Der Chefarzt spielte mit seiner Uhrkette. Unvermittelt fragte er den Kutscher: „Können Sie mir die Stelle beschreiben?"

Der Kutscher that es, so gut er konnte. Da hellte sich das vertrocknete Gesicht auf: „O, ich bedaure außerordentlich, meine Herren! Aber diese Lichtung liegt gerade außerhalb unserer Grenze; sie gehört zur Gemeinde Hugen. Fahren Sie dorthin zur Provinzialirrenanstalt; dort wird man Ihnen die Leiche abnehmen."

Mein Leibbursch biß die Zähne über einander. „Wie lange dauert es?"

„Nun, ungefähr drei Stunden, wenn Sie zufahren."

„So, — wenn wir zufahren? Das heißt wenigstens vier Stunden bei dem Wetter für unsere abgetriebenen Gäule, die seit fünf Uhr früh auf dem Weg sind!"

„Es thut mir sehr leid, meine Herren."

Mein Leibbursch nahm einen neuen Anlauf. „Herr Doktor, wollen Sie uns wirklich in diesem Zustand fortschicken? Ich lamentire nicht gern, aber ich versichere Sie bei meiner Ehre, daß unsere Nerven auf der Fahrt zu Ihnen das Aeußerste geleistet haben."

„Es thut mir wirklich sehr leid", wiederholte der Arzt, „aber ich darf nicht einmal Ihnen die Leiche abnehmen. Sie müssen sie in den zuständigen Gemeindebezirk abliefern. Ich kann die Verantwortung nicht auf mich nehmen."

„Nun, Herr Doktor, ich würde in einem solchen Fall dennoch die Verantwortung auf mich nehmen."

Der alte Herr zuckte mit den Achseln.

Mein Leibbursch verbeugte sich stumm. „Also los, Kutscher: zur Provinzialirrenanstalt im Walde von Hugen!"

Nun aber strikete der Kutscher. Er sei nicht verrückt und werde seine Gäule nicht zu Tode schinden. Mit einer halben Wendung blickte mein Leibbursch noch einmal den Arzt an. Der zuckte wieder mit den Achseln. Da trat der Leibbursch an den Kutschbock: „Sie fahren, verstehen Sie! Was aus den Gäulen wird, ist

gleichgiltig; ist meine Sache! Und Sie bekommen hundert Mark Trinkgeld, wenn wir in vier Stunden in Hugen sind!'

„Jawohl Herr Doktor", sagte der Kutscher. Da drängte sich der Corpsdiener heran. „Ich möchte auf dem Bock fahren, wenns den Herren recht ist. Es ist doch bequemer für Sie zu Dreien; es ist ja so eng da drinnen."

Mein Leibbursch lachte laut auf und faßte ihn an den Ohren. „Du bist zu rücksichtvoll, Fax, aber wir wollen Dir nichts schuldig bleiben. Du könntest Dich ja erkälten da oben im Regen; und dann würde Deine Hausehre jammern. Also marsch hinein in den Wagen!" Er wandte sich noch einmal sehr kühl zu dem Anstaltarzt. „Ich bitte Sie, Herr Doktor, unseren Kutscher genau über den Weg zu instruiren!"

Der alte Herr rieb sich die Hände. „Aber gern, verehrter Herr Kollege, von Herzen gern. Alles, was ich für Sie thun kann . . ." Und er beschrieb in allen Einzelheiten dem Kutscher den Weg.

„O diese infame Canaille!" zischte mein Leibbursch. „Und ich kann ihn nicht einmal fordern."

Wir saßen wieder im Wagen. Mit dem Plaidriemen, an dem der Corpsdiener den Frühstückskorb getragen hatte, und mit unseren Hosenträgern banden wir den Toten, so gut es gehen wollte, in seiner Ecke fest, um wenigstens der gräßlichen Aufgabe enthoben zu sein, ihn immerfort stützen zu müssen. Dann lehnten wir uns in die Ecken zurück.

Es schien überhaupt nicht Tag werden zu wollen. Immer noch herrschte diese drückende graue Dämmerung; der Wolkenhimmel lag fast auf der Erde. Die Straße war von dem strömenden Regen so aufgeweicht, daß wir immer wieder im Koth stecken blieben; der Dreck spritzte in gelben Lehmstreifen hoch an die Fenster hinauf. Unsere Absicht, durch ein freies Fleckchen im Glas hinauszuspähen, blieb vergeblich; kaum vermochten wir die Bäume an den Seiten zu erkennen. Jeder von uns gab sich die erdenklichste Mühe, seiner Stimmung Herr zu werden; aber es ging nicht: die gräßliche kalte Stickluft in dem kleinen Raume kroch in Nüstern und Mund und klebte auf allen Poren.

„Ich glaube, er stinkt schon," sagte ich.

„Na, Das hat er im Leben wahrscheinlich auch gethan", antwortete mein Leibbursch. „Da, brenn Dir eine Cigarre an!" Er sah mich und den Corpsdiener an: ich glaube, unsere Gesichter waren nicht weniger bleich als das des Toten. „Nein", sagte er, „so gehts nicht weiter. Machen wir einen Frühschoppen!"

Die Rothweinflaschen wurden entkorkt und wir tranken. Der Leibbursch kommandirte: „Wir singen als erstes offizielles Lied: Weg mit den Grillen nnd Sorgen!" Und wir sangen:

„Weg mit den Grillen und Sorgen!
Brüder, es lacht ja der Morgen
Uns in der Jugend so schön!
Ja, so schön!
Laßt uns die Becher bekränzen,
Laßt bei Gesängen und Tänzen
Uns in die Unterwelt gehn,
gehn,
Bis uns Cypressen umwehn!"

„Schönes Lied ex! Ein Schmollis den fröhlichen Sängern!“

Ja, wir tranken! Einer Flasche nach der anderen brachen wir den Hals und tranken. Dazu sangen wir. Wir sangen und tranken. Wir soffen und brüllten.

„Ein Trauersalamander auf das Wohl unseres stillen Gastes, des Herrn Selig Perlmutter! Ad exercitium Salamandris Eins — Zwei — Drei! .. Salamander ex est! Der Fax hat nachgeklappt. Rest weg!“

„Na, zum Teufel, Perlmutter, Sie können doch wenigstens Prost sagen, wenn man einen Salamander auf Sie reibt? Da trink mal, Du Knacker!“ Der Leibbursch hielt ihm sein Glas unter die Nase. „Willst nicht, Freundchen? Na, warte!“ Und er goß ihm den rothen Wein durch die Lippen. „So: Prosit! Wohl bekomms!“

Der Corpsdiener, längst völlig betrunken, krähte vor Vergnügen. „He, he! Rauchen gefällig?“ Er brannte sorgsam eine lange Virginia an und klemmte sie dem Toten zwischen die Zähne: „Wein und Tobak, da lebt sich gut!“

„Sakrament, Kinder!“ rief der Leibbursch dazwischen. „Ich habe ja ein Spiel Karten bei mir! Wir werden einen Skat kloppen. Zu Vieren; Einer paßt!“

„Das wird wohl meist der Herr Perlmutter sein“, sagte ich.

„Was fällt Dir ein? Der spielt so gut wie Du. Sollst mal sehn! Los! Du giebst, Leibfuchs.“

Ich vertheilte die Karten und nahm zehn für mich auf.

„Nichts da, Füchschen: die giebst Du dem Herrn Perlmutter. Steck' sie ihm nur in die Finger; er spielt selbst. Freilich ist er etwas abgespannt heute, was wir ihm nicht weiter übelnehmen dürfen. Deshalb mußt Du ihm ein Wenig helfen.“

Ich nahm des Toten Arm auf und steckte ihm die Karten zwischen die Finger.

„Passe!“ sagte der Leibbursch.

„Tournée!“ rief der Corpsdiener.

„Grand mit Vieren!“ erklärte ich für Herrn Perlmutter.

„Donnerwetter noch mal! So ein Duselfritze!“

„Ouvert! Schneider und Schwarz angesagt!“ fuhr ich fort.

„So ein Sauglück!“ gröhlte mein Leibbursch.

„Jetzt gewinnt der Jude noch nach seinem Tode ein Vermögen.“

Wir spielten ein Spiel nach dem anderen; und immer gewann der Tote. Nicht ein Spiel ließ er aus.

„Himmelherrgott“, fluchte der Corpsdiener, „wenn er nur halb so gut hätte schießen können! Ein Glück, daß wir ihm nichts zu bezahlen brauchen.“

„Nicht bezahlen?“ schnaubte mein Leibbursch. „Nicht bezahlen willst Du, infamige Laus? Weil der arme Kerl tot ist, willst Du Dich vom Bezahlen drücken? Sofort heraus mit dem Geld und gieb es ihm in die Tasche! Wie viel macht es, Leibfuchs?“

Ich machte die Rechnung und Jeder steckte die Silberstücke in des Toten Tasche. Mein Blick fiel auf die Karte, auf der ich angeschrieben hatte: es war die Einladung einer befreundeten Familie, die mich heute zur Feier meines Geburtstages zum Essen gebeten hatte. Unwillkürlich seufzte ich.

„Was hast Du?“ fragte mein Leibbursch.

„Ach, nichts; mir fiel nur eben wieder ein, daß heute mein Geburtstag ist.“

„Ist ja wahr! Ich habe es ganz vergessen. Also, Prosit Füchslein, sollst leben! Ich gratulire."

„Ich gratulire auch," rief der Corpsdiener.

Da erscholl aus der Ecke eine stockernde Stimme:

„Ich g-g-gr-gr-gratulire auch."

Wir ließen die Gläser fallen. Was war Das? Wir blickten in die Ecke. Starr hing der Tote in den Riemen; der Körper schwankte, aber keine Regung bewegte das Gesicht. Die lange Virginia klebte noch zwischen den Zähnen. Ein dünner schwarzer Blutstreif triefte seitwärts über die Nase und die aschfahlen Lippen. Nur der kothbespritzte Nickelkneifer, den er auch im Fall nicht verloren hatte, zitterte leise hin und her.

Mein Leibbursch faßte sich zuerst. „So ein Blödsinn!" sagte er. „Mir war, als ob . . . Ein anderes Glas!"

Ich nahm ein neues Glas aus dem Korb und goß es voll.

„Prosit!" rief er.

„P-Pr-Posit!" klang es aus der Ecke.

Der Leibbursch faßte sich mit der Hand an die Stirn; dann goß er schnell den Wein hinunter. „Ich bin besoffen", murmelte er.

„Ich auch", stammelte ich und drückte mich fest in die Ecke; möglichst weit fort von dem gräßlichen Nachbar.

„Einerlei!" schrie mein Leibbursch. „Wir spielen weiter. Fax, Sie sind am Geben."

„Ich mag nicht mehr spielen", wimmerte der Corpsdiener.

„Angströhre, wovor fürchten Sie sich? Vielleicht, daß Sie noch mehr verlieren?"

„Er mag all mein Geld haben, aber ich rühre keine Karte mehr an", heulte er.

„Memme!" rief der Leibbursch.

„M-M-Memme!" stotterte es aus der Ecke.

Eine entsetzliche Angst packte mich. „Kutscher," schrie ich, „Kutscher! Anhalten! Halt! Halt! Um Gottes willen Halt!" Aber Der hörte nicht; klatschte weiter auf die Gäule durch Regen und Koth.

Ich sah, wie mein Leibbursch sich in die Unterlippe biß; zwei Blutstropfen krochen über das Kinn. Er richtete sich steif auf und füllte von Neuem sein Glas.

„Ich werde Euch zeigen, daß ein Corpsbursch von Normania keine Angst kennt." Dann wandte er sich zu dem Toten. „Herr Selig Perlmutter," sagte er langsam und jedes Wort mühsam betonend, „ich habe Sie heute als durchaus honorigen Studenten schätzen gelernt: gestatten Sie, daß ich Ihnen Schmollis anbiete?" Er goß den Rothspon hinunter. „So! Und nun, lieber Perlmutter, bitte ich Dich, uns nicht mehr zu belästigen. Wir sind zwar Alle total besoffen, aber so viel Direktion habe ich doch noch im Leibe, um genau zu wissen, daß ein toter Jude nicht mehr reden kann. Also halte gefälligst das Maul!"

Da grinste Selig Perlmutter und lachte ganz laut: „Ha-ha-ha!"

„Still!" schrie mein Leibbursch. „Still, Du Hund oder . . ."

Aber Selig Perlmutter feixte: „Ha-ha-ha!"

„Den Pistolenkasten! Wo ist der Pistolenkasten?" Der Leibbursch zog den schmalen Kasten unter dem Sitz hervor, stieß ihn auf und riß eine Waffe heraus.

„Ich schieß' Dich tot, Du Aas, wenn Du noch ein Wort von Dir giebst!" schrie er in wahnsinniger Wuth.

Aber Selig Perlmutter krähte: „Ha-ha-ha!"

Da hielt er ihm den Lauf gerade ins Gesicht und schoß los. Es krachte, als ob der ganze Wagen auseinanderfliegen müsse.

Aber durch den Pulverdampf hindurch klang noch einmal das entsetzliche Lachen des Selig Perlmutter, lange, — lange, als ob er nie wieder aufhören wolle: „Ha-ha-ha-ha — —"

. . . Ich sah, wie mein Leibbursch vornüber fiel, stöhnend, über des Toten Knie. Ich hörte aus der anderen Ecke das jämmerliche Winseln des Corpsdieners.

Und durch viele Ewigkeiten hin fuhren wir weiter, immer weiter durch den fruchtbaren grauen Regentag . . .

Wie wir ankamen?... Das Alles sehe ich nur wie im Nebel: ich weiß, daß man uns den Toten abnahm und daß man den Leibburschen auch heraustrug. Ich hörte ihn brüllen, ich sah, wie er um sich schlug und wie ihm der Schaum vor den Mund trat. Ich sah, wie sie ihm die Zwangsjacke anlegten und ihn in die Anstalt brachten. Er ist heute noch dort. Akute Paranoia, hervorgerufen durch chronische Alkoholvergiftung, stellten die Aerzte fest.

Den Hund nahm ich zu mir; es war ein gräßlicher kleiner Bastard. Zehn Jahre lang ich ihn gehabt, aber er hat mich nie leiden mögen, was ich auch immer anstellte, um sein Wohlwollen zu gewinnen. Immer schnappte er nach mir und kläffte mich an. Einmal fand ich ihn in meinem Bett, das er völlig verschmutzt hatte. Als ich ihn wegjagen wollte, biß er mir die Finger blutig; da habe ich ihn erwürgt, so, mit meiner Hand.

Das war vor vier Jahren, an einem Gedenktage, dem dritten November . . .

Verstehen Sie nun, meine Herren, warum gerade dieses Datum einen so häßlichen Beigeschmack für mich hat?

Hanns Heinz Ewers.



Die Börse.

Die Annahme des neuen Börsengesetzes ist als ein Sieg des Blockes gefeiert worden. Das paßte so ins Programm; aber in Wirklichkeit weiß man nicht, wer Sieger und wer Besiegter ist. Die Gegner der Börse, zu denen ja auch die Mehrheit der Blockparteien gehört, haben kein allzu schweres Opfer des Intellektes gebracht; die Liberalen hatten deshalb Grund, ihre Begeisterung zu zügeln. Die positiven Errungenschaften der Börsengesetznovelle sind so gering, daß man im Zweifel darüber sein kann, ob der status quo ante nicht besser war als der neu geschaffene Zustand. Jedenfalls ist von der vorurtheillosen Einsicht in die wirthschaftliche Bedeutung des Terminhandels, wie der alte Herr von Kardorff sie noch öffentlich bekundet hatte, im neuen „Recht der Börse" nicht das Geringste

mehr zu spüren. Und an die freundlichen Versprechungen des Reichskanzlers und des preußischen Handelsministers erinnern die neuen Bestimmungen mit keinem Wort. Von einer Aufhebung des Verbotes, Termingeschäfte in Bergwerk- und Industriepapieren zu machen, ist nicht die Rede. Der Börsenterminhandel in solchen Antheilen bleibt grundsätzlich verpönt; nur einer privilegirten Klasse von Kaufleuten sind Zeitgeschäfte dieser Art gestattet. Wer nicht zur Spezies der Vollkaufleute gehört, hat die Finger vom Feuer zu lassen. Man sollte, um der Börsenpolizei die Kontrole zu erleichtern, „gelbe Bücher“ für die konzessionirten Spekulanten einführen oder Schutzleute zur Verhütung unerlaubten Börsenspiels abkommandiren. Das neue Börsengesetz beruht auf dem selben Fundamentalfehler, der seines Vorgängers Wesenszüge entstellte: es will die Unmündigen schützen, einen großen Theil des Publikums also bevormunden. Solche Zwangserziehung ist aber im höchsten Grade lästig. Einmal muß jeder Mensch der Kinderstube entwachsen; und wer im Besitze seiner fünf Sinne ist und auch sonst im allgemeinen Weltbild nicht störend auffällt, Der darf wohl fordern, daß man ihm selbst überlasse, wie er sein Geld verwenden will. Die Gewerbetreibenden werden nicht davon entzückt sein, daß man ihre Intelligenz und Urtheilsfähigkeit niedriger einschätzt als die der ins Handelsregister eingetragenen Vollkaufleute. Wer das Börsentermingeschäft überflüssig und schädlich findet, darf es auch den Kaufleuten nicht erlauben; und wer es für nützlich hält, darf die Zahl der zuzulassenden Personen nicht willkürlich beschränken. Und die Zeuger des papiernen Wechselbalges haben mit der erwähnten Einschränkung ihr Gewissen noch nicht ganz zu beruhigen vermocht, sondern sind weiter gegangen: Der Börsenterminhandel in Antheilen von Bergwerk- und Fabrikunternehmungen, verkünden sie, ist nur mit Genehmigung des Bundesrathes zulässig, der die Erlaubniß aber nicht generell, sondern für jeden einzelnen Fall durch besonderen Beschluß zu geben hat. Ohne solchen Beschluß bleibts verbotener Boden, auf dem rechtlich wirksame Verbindlichkeiten nicht entstehen können. Diese ganze Bestimmung ist eine Farce. Eine offene Verhöhnung der Börsenfreunde und ihrer inbrünstigen Sehnsucht nach einem „annehmbaren“ Kompromiß. Der Bundesrath kann sich gar nicht mit einer so großen Zahl von Anträgen, wie sie ihm diese Vorschrift in Aussicht stellt, beschäftigen; und die Folge dieses begreiflichen Unvermögens muß die Duldung eines ungesetzlichen Zustandes sein. Auf solche Weise werden die Mängel eines von Anfang an unvollkommenen Gesetzes ausgeglichen. Auch unter der Herrschaft des alten Börsengesetzes suchte man ja allerlei Ersatzformen für das verbotene Termingeschäft. Wenn mir nur Jemand sagen wollte, wo die den Frohsinn der Börsenfreunde nährende „Verbesserung“ zu finden ist!

Die Börse hatte sich für das neue Gesetz in Haussepositionen engagirt. Die allgemeine Suggestion wirkte eben bis in den Burgstraßentempel hinein. Hier aber pflegt man rascher nüchtern zu werden als in anderen Lokalen; und so wurden die Engagements denn schnell wieder gelöst und die Eintagshoffnungen verscharrt. Die Frage nach dem Einfluß des neuen Börsenrechtes auf den Geldmarkt wird kaum noch gestellt. Wenn die Spekulation sich mehr der neuen Terminhandelsform zuwenden könnte und ein regerer Börsenverkehr wieder möglich würde, dann wäre eine günstige Einwirkung auf den Umlauf der Barmittel zu erwarten. Die Spekulationgeschäfte sind zum größten Teil bisher per Kasse abgeschlossen worden; dabei dauert die gesammte Abwickelung der Transaktion höchstens vierundzwanzig

Stunden. Der Bedarf an Täglichem Geld ist, unter solchen Umständen, ziemlich groß; und wenn das Börsengeschäft an sich auch in den letzten Jahren nicht umfangreich war, so hat der Geldmarkt doch das Fehlen des bargeldlosen Terminhandels gespürt. Die Schwerfälligkeit des reinen Kassageschäftes konnte die Gefühle der Spekulanten nicht ändern, auch nicht in dem Maße prohibitiv wirken, wie es der Zwang zu sofortiger Beschaffung baren Geldes eigentlich vermuthen ließ. Ein Beweis für die Gewalt des Spekulirtriebes, der alle Schranken durchbricht. An der newyorker Börse vollziehen sich (Geheimrath Hemptenmacher, der Staatskommissar an der berliner Börse, hat diese Thatsache als ein Ergebniß seiner Studienreise heimgebracht) alle Transaktionen in den Formen des reinen Kassageschäftes, und zwar eines so prompten baren Ausgleiches, daß die Erfüllung schon für den nächsten Vormittag vorgeschrieben ist. Mehr als neunzig Prozent aller amerikanischen Kassageschäfte aber sind reine Spekulationgeschäfte. Drüben kommt man ohne Terminhandel aus und spekulirt dabei doch nicht weniger und gewiß nicht bescheidener als bei uns. Aber der hohe Satz für Tägliches Geld, der vor den höchsten Steigerungen des Zinsfußes nicht Halt macht, markirt in Wallstreet den Mangel eines Zeitgeschäftes nur allzu deutlich. Kann die Spekulation ohne große Schwierigkeit die Bahnen des Ultimoverkehrs wiederfinden, so wird der Geldmarkt allmählich eine Erleichterung spüren. Nur sollte man ihm nicht auf andere Weise wieder Barmittel dadurch entziehen, daß man die Spekulation den Vollkaufleuten vorbehält, die Gewerbetreibenden von den deutschen Börsen ausschließt und sie dadurch den fremden Effektenmärkten zutreibt. Gevatter Schneider und Handschuhmacher können sicher auch ohne Termingeschäft selig werden; sie sind den londoner, pariser und brüsseler Ausrufern verführerischer exotischer Papiere nun aber eine willkommene Beute und müßten deshalb behutsamer angefaßt werden, als der deutsche Gesetzgeber bis jetzt gethan hat. Der will sie vor Schaden bewahren und sperrt ihnen das Termingeschäft, kann sie aber vor den Harpyen der fremden Börsen nicht schützen. Wo bleibt da der erzieherische Werth des Börsengesetzes? Der kann nur darin bestehen, daß man das deutsche Publikum zu vorsichtigem Spekuliren an deutschen Effektenmärkten erzieht und es damit den Klauen der Auslandsagenten entreißt. Wer sich einbildet, den Spieltrieb gewaltsam ausroden zu können, irrt; man muß sich begnügen, diese Bethätigungsucht in Bahnen zu lenken, wo sie weniger leicht entgleisen kann als auf der Fahrt in unbekanntes Land.

Leichtgläubige Leute hofften, das neue Gesetz werde den Börsenverkehr für die Dauer beleben. Kann ein totes Ding neues Leben wecken? Leider fehlt es der Börse auch ganz an „führenden Persönlichkeiten“. Die sitzen, als captains of industry, zwischen Saar und Mosel oder, als Bankdirektoren, in der Behrenstraße; in beiden Fällen sinds nicht Spekulanten leichten Kalibers, sondern bedächtige Großunternehmer, die höchstens mal in die verlöschende Börsengluth blasen, wenn sie einen Sud fürs eigene Haus brauen wollen. Leo Hanau, die Dynastien Meyer und Landau, die Saldschin, Sternberg und Strousberg sind verschwunden; für die Zeitlichkeit oder für die Börse verloren. Im Börsenhaus fehlt das belebende Temperament, das müder Witz und sinnloser Lärm nicht ersetzen kann. Schob man die Schuld an dem Verfall der berliner Börse stets der würgenden Gesetzgebung zu, so wars mehr façon de parler als die Konstatirung einer unumstößlichen Thatsache. Das Börsengesetz mit der ganzen Verantwortung zu belasten, war bequem.

In den elf Jahren seiner Herrschaft ist aber die Macht der Banken beträchtlich gewachsen und die Neigung geringer geworden, zu spekuliren und durch Gewährung großer Kredite das Spekulirtalent unternehmender Leute zu fördern. Die Großbanken sind, wie ich oft betont habe, in der letzten Aera bedenklichen Unternehmungen für eigenes Risiko ferngeblieben (wenn man von den dernburgischen Ausschweifungen der Darmstädter Bank absieht). Die Banken können also den Börsenverkehr nur indirekt, durch Einführung neuer Papiere, beleben; ihrer Fähigkeit dazu ist jedoch in der Kapazität des Kapitals auch eine Grenze gezogen. Und die Privatbankiers, die vor zwanzig Jahren das belebende Element an der Börse waren, sind ein im Aussterben begriffenes Geschlecht. Die Herrschaft des neuen Börsengesetzes beginnt eben unter ganz anderen Zeichen, als am ersten Januar 1897 die des alten begann. Ohne das verhaßte Börsenregister zwar, aber mit einer Reglementirung der zur Spekulation Berechtigten. Weniger Zugelassene und schwächere Temperamente: Das macht schon einen Unterschied. Manche meinen, der so wenig „glänzende" Erfolg der Zeichnungen auf die neuen deutschen Anleihen habe wieder bewiesen, daß kein rechter Zug mehr in der Kolonne sei. Abwarten. Erst soll sich mal zeigen, wie viel von den 750 Millionen, die subskribirt wurden, auf das Konto ernster Kapitalisten zu setzen ist, wie viel von Konzertzeichnern verlangt wurde. Werden die neuen Papiere wirklich (was erst nach geraumer Zeit festzustellen sein wird) gut untergebracht, so wäre die geringe Ueberzeichnung nicht zu bedauern; die Milliarden früherer Subskriptionen sind nachher ja stets wie die Seifenblasen zerplatzt.

Den Geist des neuen Börsengesetzes verrathen die Strafandrohungen gegen die Leute, die „vorsätzlich" verbotene Zeitgeschäfte in Getreide oder Mühlenfabrikaten abschließen. Die Produktenbörse hat ja überhaupt keinen Grund, sich über die ihr gewidmeten Bestimmungen zu freuen; aber Strafen bis zu zehntausend Mark und Gefängniß: aus solchen Normen spricht der Haß, der herabsetzen, entehren will. Daneben bedeutet das (nicht einmal gesetzliche begründete) Zugeständniß an das handelsrechtliche Lieferungsgeschäft nicht viel; auch diese Geschäftsform wäre beseitigt worden, wenn nicht noch zuletzt die Vernunft den Kompromiß durchgesetzt hätte. Der dritte „Auszug" der Produktenbörse war ja bereits angedroht; und diesmal wäre nur der Weg auf den Kirchhof offen geblieben. Reine „Differenzgeschäfte" sollen unwirksam sein. Als ob nicht jedes Termingeschäft ein Differenzgeschäft wäre; der Unterschied zwischen Kassa- und Zeitgeschäft besteht ja darin, daß nicht voll gezahlt und geliefert zu werden braucht. Wo bliebe sonst die Erleichterung, die man dem Geldmarkt schaffen will? Man stelle sich einen im Labyrinth der Börsengeschäfte völlig hilflosen Richter vor, der untersuchen und entscheiden soll, ob zwischen einem Landwirth und einem Getreidehändler oder zwischen dem Händler und einem Müller ein handelsrechtliches Lieferungsgeschäft etwa nur mit der Absicht geschlossen wurde, daß „der Unterschied zwischen dem vereinbarten Preis und dem Börsen- oder Marktkurs der Lieferungzeit von dem verlierenden Theil an den gewinnenden gezahlt werden soll." Da kann die Kunst der Auslegung sich herrlich offenbaren. Wer nüchtern die Thatsachen wägt, wird zu dem Ergebniß kommen, daß die Börse verdammt wenig Ursache hatte, in lenzlicher Hoffnung ein Auferstehungfest zu feiern.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.



Berlin, den 2. Mai 1908.

Gerichtstag.

Ein preußischer Cagliostro. Einer von Denen, die mir das Geschäft störten, aber nie zu fassen waren.
Bismarck über Philipp Grafen zu Eulenburg.

Vor einem Jahr, fast auf den Tag, brachte der Kronprinz, nachdem er vergebens die Intervention eines Generals angerufen hatte, seinem Vater ein paar Hefte der „Zukunft", in denen über den Fürsten Eulenburg, die Grafen Hohenau und Moltke, den Botschaftrath Lecomte Unfreundliches gesagt worden war. Der Kaiser las und befahl dann drei Herren zum Vortrag: den Chef des Militärkabinets, den Minister des Innern, den Vertreter des berliner Polizeipräsidenten. Der im Rang Unterste wurde aufgefordert, eine Liste der zur Hofgesellschaft gehörigen Herren vorzulegen, die normwidrigen Sexualempfindens verdächtig seien. „Ueber Eulenburg, Moltke, Hohenau, Lecomte brauchen Sie mir nichts zu sagen. Die sind erledigt." Der Kanzler hat diesen Maitag im Reichstag erwähnt; hat gesagt: „Der Kronprinz erfüllte einen Akt der Pietät gegen seinen kaiserlichen Vater und auch das Land muß ihm für diese patriotische That dankbar sein. Als der Kaiser mir zum ersten Mal von der Angelegenheit gesprochen hat, habe ich Seiner Majestät gesagt, er dürfe jetzt weder rechts noch links sehen, sondern müsse nur daran denken, den Schild des eigenen Hauses und den Schild der Armee rein zu halten. Das war Seiner Majestät aus der Seele gesprochen." Als der Maimond sich rundete, erfuhren wir, Fürst Eulenburg werde aus dem Reichsdienst scheiden, Herr Lecomte nicht in die berliner Botschaft der Französischen Republik zu-

rückkehren, Graf Kuno Moltke habe die Entlassung aus dem Amt des Kommandanten von Berlin erbeten und erhalten, Graf Wilhelm Hohenau sei zur Disposition gestellt und ins Ausland gereist. Nur die Eingeweihten kannten den Grund dieser vierfachen Ungnade. Im Reich der Arbeit blieb Alles still. Und ich freute mich der fünf Jahre lang gewahrten Zurückhaltung, die ermöglicht hatte, ohne Geräusch einen politisch und psychologisch gefährlichen Ring zu brechen und dabei den Skandal zu meiden, den schon Bismarck in den Tagen des Exils nahen sah. Am sechsundzwanzigsten Mai stand in der Zeitung, Graf Kuno Moltke habe mich zum Zweikampf herausgefordert und werde, da ihm diese Satisfaktion (als eine viel zu spät verlangte) geweigert worden sei, nun einen Strafantrag gegen mich stellen. Erst diese Notiz, deren Fassung Jedem die Herkunft aus dem moltkischen Lager verrieth, gab das Signal zu dem Lärm, der in den Brachmond hinüberhallte und seitdem beinahe ohne Pause durchs deutsche Land heult. Zwei Wochen lang schwieg ich; Träger hoher Staatswürden, civiler und militärischer, hatten mich, mit stark beschwörendem Appell an den Patrioten, gebeten, zu schweigen. Die Pflicht, maßlose Uebertreibung abzuwehren, zwang mich schließlich, zu reden; thörichte Uebertreibung meines Verdienstes, schädliche Uebertreibung der in der höchsten Gesellschaftschicht sichtbar gewordenen Krankheitsymptome. „Er kneift", hieß es nun; und die um den Skandal Betrogenen jammerten über „Hardens Rückzug". Herausforderung, Strafantrag, Schimpf aus hundert Schreibstuben: keine private Behelligung konnte mich aus ruhiger Reserve treiben. Da die Wirkung erreicht war, durfte ich nach Applaus nicht langen. Und die Wirkung war ja erreicht; ohne häßliche Begleitumstände. Nicht Feinde des Reiches und seiner Rechtsordnung, sondern Kronprinz und Kaiser hatten für die Reinigung der Hofluft gesorgt; und aus der Pfütze war kein Tropfen bis an des Thrones Stufen aufgespritzt. Daß die Sache nicht ganz so still erledigt worden war, wie ich gewünscht hatte, war nicht meine Schuld; war durch die unkluge Taktik der Gegner verschuldet. Noch aber war nichts Werthvolles verloren. Wilhelm von neuer Hoffnung umworben. Die Dynastie dem Volk näher als je.

Eines Fehlers muß ich mich zeihen. Als ich die hinter mir herjohlenden Schreier wegwies, rechnete ich nicht mit der Möglichkeit, Männer, die sich vermessen, Oeffentliche Meinungen zu machen, könnten in so ernster Stunde nur auf die Stimme neidischer Wuth hören; an einer Wende deutscher Geschichte nur danach trachten, mir schmutzige Lappen ans Zeug zu flicken. Meine Artikel, dachte ich, sind von hunderttausend Menschen gelesen worden; die pfiffigste Trügerkunst kann ihren Wortlaut und Sinn also nicht mehr fälschen.

Das war ein fataler Irrthum. Millionen hatten sie nicht gelesen, Abertausende wieder vergessen. So konnten die Gentlemen, die sich unterm Wonnemond zu weit vorgewagt und ein borussisches Sodom bezetert hatten, den Versuch wagen, ihre Sünde mir aufzubürden und durch die Gassen zu kreischen, hier seien („von dem sattsam bekannten Herrn Harden") Päderastengräuel und ähnliche Skandalosa veröffentlicht worden. Eine bewußte oder mindestens fahrlässige Lüge, gegen die ich mich damals nicht wehren zu dürfen glaubte, weil die Wiederholung unfreundlicher Glossen die nothwendige Ruhe stören konnte, und die fortzeugend neue Lüge geboren hat. Heute muß ich noch einmal (ich hoffe: zum letzten Mal) von diesen Artikeln sprechen. Was ich darüber zu sagen habe, wissen die Leser der „Zukunft" aus dem am neunten November 1907 hier abgedruckten Schlußvortrag; wie ein Anderer sie verstanden hat, sei hier gezeigt. Ich citire aus der Schrift „Harden im Recht?", die (unter dem Pseudonym Frank Wedderkopp) Herr Harnisch, ein junger Politiker aus der Gegend der Alldeutschen Partei, veröffentlicht hat:

Im Oktober und November 1906 veröffentlichte Harden in der „Zukunft" eine Serie von „Enthüllungen" benannten Artikeln, in denen nicht etwa er „enthüllte", sondern die durch die Veröffentlichungen der hohenlohischen Memoiren bekannt gewordenen Enthüllungen werthete. Deren Werth lag ihm vor allen Dingen in Dem, was aus den Memoiren für die Psychologie des Kaisers und damit indirekt für die Geschichte der Entlassung des Fürsten Bismarck hervorging. In der Fortführung dieser Artikelserie fühlte sich Harden aufgehalten, weil eine ganze Reihe von neuen Ereignissen, an sich oder symptomatisch wichtig, besprochen werden mußte. Deren Besprechung ordnete er in den großen psychologisch-historischen Untersuchungsgang ein, da auch diese neuen Ereignisse, richtig gewerthet, ihm das gleiche Resultat für die Psychologie des Kaisers zu ergeben schienen wie Chlodwigs Memoiren. Im Heft vom siebenundzwanzigsten Oktober haben wir das Einschlagen dieser Seitenpfade vor uns. Sie laufen zunächst, scheints, wirr durcheinander; erst wer sie alle durchwanderte, merkt, daß er auch auf ihnen ans Ziel kam. Ich nenne die Untertitel: „Herr von Tschirschky und Bögendorff. Graf Goluchowski. Der Fall Fischer. Köpenick. Die Dynastie Bismarck. Der Stratege". Hieraus müssen wir, die Anklage will es so, das Kapitel „Köpenick" herausgreifen. Darin wird der Fall des viel überschätzten „Hauptmanns von Köpenick" behandelt. Behandelt mit dem Zweck, zu erhärten, daß Jedermann zunächst einen Befehl, wie ihn der Schuster Voigt als Hauptmann ausführen zu müssen behauptet hatte (er solle auf Befehl des Kaisers den Bürgermeister verhaften), für möglich gehalten hatte. „Alle dachten so, die von der Sache hörten. Der Kommandant von Berlin, der Hohenzollernprinz, der den Dienst du jour versah (zwei Aestheten von sehr verschiedener Sinnenrichtung), köpenicker Stadträthe und berliner Großindustrielle: Alle glaubten an den Hauptmann und seine Ordre." Aehnliche Ordres seien ja auch früher ergangen (die Verhaftung Lebrechts von Kotze; der Befehl des Schulschlusses für ein Gymnasium auf die telephonische Bitte eines Obertertianers hin). Eine solche Ordre des Kaisers würde also, wenn sie ergangen wäre, nur in der Richtlinie unserer ganzen politischen Zustände gelegen haben.

Was ist nun der Sinn der eben citirten Stelle? Er liegt klar genug auf der Hand: Niemand, wer es auch sei, unter Menschen der verschiedensten Art, Gesinnung, Beschäftigung, zweifelte an der Möglichkeit solchen Befehls. Das wird ausgeführt an der Antithese: Zwei Künstlernaturen und Leute des praktischen Lebens. Innerhalb der beiden Glieder dieser Antithese werden die beiden Unterglieder wieder antithetisch gegenübergestellt: der Hohenzollernprinz kontrastirt mit dem Stadtkommandanten, die kleinen Männer des Stadtparlamentes kontrastiren mit den großen Erwerbern. Schematisch dargestellt, nach Art einer Aufsatzdisposition, würde die Sache so aussehen: Alle glaubten es, nämlich:

A. die Künstlernaturen:
 1. der junge, feurige, weiberliebende Prinz;
 2. der alte, schwärmerische, weiberverachtende Kommandant;
B. die Männer des praktischen Lebens:
 1. die der Verwaltungarbeit;
 2. die der Erwerbsarbeit.

Durch diese Gegenüberstellung verschieden Gearteter, Arbeitender, die Welt Betrachtender wird in der That erreicht, den Begriff „Alle" so deutlich wie möglich zu machen.

Ich rekapitulire: Mit der Artikelserie „Enthüllungen" wollte Harden auf dem Wege über die Psychologie des Kaisers Aufschluß über die Entlassungsgeschichte Bismarcks geben. Mit dem Artikel vom siebenundzwanzigsten Oktober sollte auf verschiedenen Seitenpfaden Einblick in diese Psychologie gewonnen werden. In dem Kapitel „Köpenick" sollte gezeigt werden, daß der Zustand der „Ubiquität des monarchischen Wollens", einer Art Absolutismus, in Deutschland erreicht sei. Mit der citirten Stelle sollte dargethan werden, daß Jedermann derartige Bethätigungen des Monarchenwillens für möglich gehalten hatte. Wir haben hier also einen ganz logischen, streng im Zusammenhang stehenden Gedankenaufbau vor uns.

Staatsanwalt und Kammer Lehmann behaupten, die Absicht der citirten Stelle sei gewesen, den Grafen Moltke als Bethätiger homosexueller Neigungen hinzustellen. Sie haben also den Zusammenhang der Stelle überhaupt nicht verstanden. Sonst würden sie eine solche, aller Logik ins Gesicht schlagende, den Zusammenhang vollkommen zerreißende Auffassung niemals vertreten haben.

Der nächste der inkriminirten Artikel, der vom siebenzehnten November, beschäftigt sich mit der politischen Lage Deutschlands am Vorabend des Tages, an dem Fürst Bülow zum ersten Mal seit seiner Erkrankung wieder im Reichstag erscheinen sollte. Wieder ein dialektischer Gegensatz: der rathenower Husar, der gestürzte Podbielski, wird dem noch im Amt befindlichen bonner Husaren, dem Fürsten Bülow, kontrastirt. Und dann gefragt, ob Dieser noch beide Füße sicher im Bügel habe. Die Frage wird verneint. Grund: die Feindschaft des Fürsten Eulenburg, von dessen Macht, politischem Einfluß, Affiliirtenschaar ein großzügiges Bild gezeichnet wird. Seine Gefährlichkeit als Gegner wird daran erhärtet, daß er erstens in allen Personalfragen ein wichtiges Wort mitspricht („Ueberall fand der Spürblick sein Händchen. Wer Etwas wollte oder nicht wollte, wandte sich an ihn") und zweitens den Kaiser als „ungesunder Spätromantiker und Geisterseher" beräth. Der Artikel klingt aus in einer offenen Fehdeansage an den Fürsten Eulenburg. Sollte der Kampf Aussicht auf Erfolg haben, mußte der Oeffentlichkeit die Macht des Bekämpften aufgewiesen werden. Das wird ausführlich gethan. Nach der Zeit, in der „kein wichtiger Posten ohne seine Mitwirkung besetzt" wurde, erblich sein Stern, weil Bülow

zu fest im Sattel saß. „Doch der Romantiker kam aus dem Exil zurück, wurde wieder eingeladen, ans Nordkap mitgenommen, besucht; und der revenant konnte dem Kanzler gefährlich werden. Er hat für all seine Freunde gesorgt. Ein Moltke ist Generalstabschef, ein anderer, der ihm noch näher steht, Kommandant von Berlin, Herr von Tschirschky Staatssekretär im Auswärtigen Amt; und für Herrn von Varnbüler hofft man auch noch ein warmes Eckchen zu finden. Lauter gute Menschen. Musikalisch, poetisch, spiritistisch: so fromm, daß sie vom Gebet mehr Heilswirkung erhoffen als von dem weisesten Arzt; und in ihrem Verkehr, mündlichen und brieflichen, von rührender Freundschaftlichkeit. Das Alles wäre ihre Privatangelegenheit, wenn sie nicht zur engsten Tafelrunde des Kaisers gehörten und (ich habe noch lange nicht alle Affiliirten aufgezählt) von sichtbaren oder unsichtbaren Stellen aus Fädchen spönnen, die dem Deutschen Reich die Athmung erschweren. Daß ein Deutscher Kaiser Alles selbst regeln möchte, kann schon bedenklich stimmen." Wenn er aber von einem ungesunden Romantiker und Geisterseher wie dem Fürsten Eulenburg dabei berathen wird, so muß dem Reich Gefahr daraus erwachsen.

Wieder haben wir einen streng logischen Gedankengang politischer Art vor uns. Nein, behauptet die Anklage: hier soll der Graf Moltke der homosexuellen Bethätigung beschuldigt werden. Diese ein Wenig absonderliche Behauptung wird mit Folgendem begründet: Harden spricht vom Grafen Kuno Moltke als von Einem, der dem Fürsten Eulenburg „noch näher steht" als der Generalstabschef. Hier ist ersichtlich nur das Eine gemeint (behauptet das Gericht): Kuno Moltke und Eulenburg hätten ein Verhältniß mit einander. Das ist von kaum zu übertreffender Unklugheit. Also: von der ganzen Schaar der Eulenburg-Freunde wird gesprochen. Zuerst wird Einer aus der Schaar, Der nämlich, der auf dem bedeutendsten Posten steht, genannt. Als Zweiter der Intimus des Fürsten. Nun ist es einmal eine logische Thatsache, daß der Intimus Einem näher steht als ein anderer Freund. Wie man Das ausdrücken soll, ohne bei so seltsamer Auslegung Geschlechtliches gemeint zu haben, ist mir unklar. Hundert Bezeichnungen lassen sich finden, die man mit eben so viel Recht sexuell deuten kann wie diese Worte; von denen man die Mehrzahl noch eher so deuten müßte. Keine, die man nicht so deuten könnte. Das liegt im Wesen der Sache. Wer es will, wird in die Schilderung jeder intimen Freundschaft die homosexuelle Andeutung hineinlesen können.

Der dritte Artikel. Ueberschrift: „Dies irae". Kapitelüberschrift: „Momentaufnahmen". Als letzte Momentaufnahme folgen sieben Zeilen. Das so oft erwähnte und doch so unbekannte Nachtgespräch. Eine entsetzliche Stelle! Lauter Andeutungen. Sie besagen? Ich setze an die Stelle der Andeutungen — gewählt, der Oeffentlichkeit das Verständniß unmöglich zu machen, was die Kammer Lehmann Sensationsucht nennt — das Angedeutete ein. Dann lautet die Stelle:

„November 1906. Nacht. Offenes Feld im Ukergebiet (bei Liebenberg). Fürst Eulenburg: „Hast Du den Angriffsartikel in der ‚Zukunft' gegen mich und gegen uns Alle gelesen?" Graf Moltke: „Schon Freitag." E.: „Meinst Du, daß noch mehr kommt?" M.: „Wir müssen mit der Möglichkeit rechnen; Harden scheint orientirt, und wenn er Briefe von uns kennt, in denen der Kaiser von uns als ‚Liebchen' bezeichnet wird ..." E.: „Undenkbar. Aber die Gegner drucken die Angriffe überall nach. Sie wollen uns mit Gewalt an den Hals." M.: „Eine Hexenzunft. Vorbei! Vorbei!" E.: „Wenn nur der Kaiser nichts davon erfährt!"

Was ist an dieser Umdichtung der bekannten Faustſtelle beleidigend? Daß hier „homosexuelle Andeutungen" gegeben werden, hat nicht einmal die Anklage, mehr: nicht

einmal das Urtheil der Kammer Lehmann behauptet. Nur in dem Ausdruck „Der Süße“ eine Formalbeleidigung gefunden. Nun, Graf Moltke sah sie damals in dem Ausdruck nicht. Denn unmittelbar nach dem Erscheinen des Artikels orientirte ihn Freiherr von Berger dahin, er sei mit dem Ausdruck gemeint. Daß man für eine im November gefallene Formalbeleidigung im Mai Sühne sucht, ist — mindestens — seltsam.

Der vierte Artikel: „Abfuhr“. Er ist eine Vertheidigung Hardens gegen falsche Auslegungen von drei verschiedenen Artikeln. Nur die letzte interessirt hier. Harden sollte nach Presseartikeln geschrieben haben: „Herr von Tschirschky sei vom Fürsten Eulenburg, ‚mit dem er seit Langem enge Beziehungen unterhalte, dem Kaiser suggerirt worden‘.“ Zweck der Suggestion sei, dem Fürsten die Möglichkeit zu schaffen, „seine politischen Absichten unter Umgehung des Kanzlers oder gegen Dessen Willen beim Kaiser durchzusetzen“. „Diese ‚hardensche Kombination ist absolut unzutreffend.‘ Und dieses Gerede ist absolut blödsinnig. Denn von Alledem habe ich kein Wort gesagt. Ich würde mirs dreimal überlegen, ehe ich von einem Mann behauptete, er ‚unterhalte seit Langem enge Beziehungen zum Fürsten Eulenburg‘. Um seine Wünsche ans Ohr des Kaisers zu bringen, braucht der Fürst nicht den Staatsmann Carlino, Sachsens Stolz und Hoffnung, zu bemühen. Das gehört doch wohl zum Pflichtenkreis des Grafen Kuno Moltke.“

Der Sinn der Stelle? Muß man ihn wirklich klarlegen? Tschirschky war Untergebener des Reichskanzlers, zu dem Fürst Eulenburg in feindlichem Gegensatz — nach Hardens unwiderlegter Auffassung der Dinge — stand. Es hätte also geheißen, Tschirschky schwer politisch kompromittiren, wenn man ihn dem Klüngel Eulenburg zurechnete. Gegen die Behauptung, Harden habe durch solche Darstellung der Dinge Tschirschky ein Bein stellen wollen, wendet er sich. Er habe lediglich, den Thatsachen entsprechend, behauptet, daß Tschirschkys Ernennung Eulenburgs Wünsche erfüllte: nicht, daß er im Amte Dessen Politik mache. Und es giebt ja ein historisches Beispiel dafür, daß Jemand durch Eulenburgs Einfluß Staatssekretär des Auswärtigen wurde und dann nicht nur nicht Eulenburg-Politik, sondern Anti-Eulenburg-Politik machte. Durch Jemand ins Amt kommen und im Amt des früheren Protektors Politik machen, sind also ganz und gar nicht identische Dinge. Die Anklage behauptet, Harden habe mit der Stelle sagen wollen, enge Beziehungen zum Fürsten Eulenburg seien nicht politisch, sondern sexuell kompromittirend. Der ganze Sinn der Stelle wird also verdreht; der politische Zusammenhang zerrissen. Das Niedlichste: es wird außerdem außer Acht gelassen, daß Harden die Worte „enge Beziehungen zum Fürsten Eulenburg“ gar nicht selbst gewählt, sondern aus den Presseartikeln citirt hat. Wenn die Worte homosexuell zu deuten wären, träfe also gar nicht Harden, sondern den Verfasser der Presseartikel die Schuld. Endlich: wenn diese Worte homosexuell zu deuten wären, wäre durch sie Fürst Eulenburg, niemals und nimmermehr aber Graf Moltke beleidigt. Genügts?

Vom vierundzwanzigsten November bis zum Februar werden darauf die politischen Angriffe gegen den Fürsten Eulenburg und seine Clique eingestellt. Grund: Fürst Eulenburg war in Ausführung des Friedensschlusses durch konkludente Handlungen nach Territet gegangen. Am zweiten Februar, im Artikel „Symphonie“, werden die Angriffe wieder aufgenommen. Grund: Fürst Eulenburg war zurückgekehrt, hatte den Frieden also gebrochen. Dieser politische Angriff steht in dem Kapitel „Marcia funebre“, wo die ungeheure Gefahr behandelt wird, die sich aus dem vertraulichen Umgang eines Monarchen mit dem Vertreter einer fremden Macht ergiebt. Im „Scherzo“ dann kommen, dem musikalischen Vorbild entsprechend, politische Kleinigkeiten, ziemlich zusammen-

hanglos aneinandergereiht: der Erlaß des Kaisers über die Einschränkung der Majestätbeleidigungsklagen; die Rede des Deutschen Botschafters in Rom an des Kaisers Geburtstage; einige politisch interessirende Ordensverleihungen; die Stichwahltaktik der Parteien und schließlich mehrere Wahlaufrufe, die die Frage des schwarz-rothen Kartells beleuchten. Die Stelle über die Verleihungen lautet: „Noch Neues? Die Grafen Moltke und Hohenau haben das Komthurkreuz des Hausordens von Hohenzollern bekommen (Phili hat es wohl längst). Und den Herren, die für das falkenberger Offiziersanatorium Etwas ‚gestiftet‘ haben, hat der Kaiser seine in Cadinens Werkstatt fabrizirte Büste ins Haus geschickt. August Scherl: Rother Zweiter mit Eichenlaub."

Der auf die Grafen Moltke und Hohenau bezügliche Satz ist inkriminirt. Durch ihn soll dem Grafen Moltke der Vorwurf homosexueller Bethätigung gemacht werden. Begreifts Jemand? Ich kann hier nur das Eine begreifen: daß weder die Anklage noch das Gericht versucht haben, solche Behauptung zu begründen.

Der sechste Artikel: „Wilhelm der Friedliche", vom sechsten April. In ihm wird gezeigt, wie verhängnißvoll für das Deutsche Reich der Wahn sei, der Kaiser sei (wie englische und französische Stimmen den Tip ausgegeben hatten) un pacifiste; er werde niemals den Mobilisirungbefehl ausgeben; seine Natur sei „celle d'un timide". Dieser falsche Wahn, daß der Kaiser, eben noch als Heißsporn und Eisenfresser geschildert, ein unkriegerischer Mann, ein schüchterner Friedensfreund sei, wird bekämpft. Und zunächst im Kapitel „Marokko" gezeigt, welche Fehler unserer auswärtigen Politik die Möglichkeit der Entstehung dieses Wahnes gaben. Hier heißt es: „Schon schwillt in der Türkei der franko-britische Einfluß; ein Finanzsyndikat, dem die londoner und die pariser Firma Rothschild angehören, hat die Aktien der Société des Quais de Constantinople aufgekauft und versucht, die großen Geschäfte an sich zu ziehen. Schon rathen englische Blätter der verbündeten Republik, in Marokko aktiver vorzugehen, und schwichtigen ihr Bedenken mit der Versicherung, Deutschland werde das Feuer scheuen. Und kaum hatte Herr von Tschirschky dem Botschaftrath Lecomte (der ja nicht auf den Vordereingang angewiesen ist) artig erklärt, die Okkupation von Udjda kümmere uns nicht und könne keinen Anlaß zum Widerspruch geben: da kam eine Herausforderung, wie das Deutsche Reich sie seit seiner Geburt nicht erlebt hat. Kaum aus Paris, schallte über den Erdkreis hin und wurde in Berlin totgeschwiegen. Der Starke wich wieder einmal muthig zurück."

Also: Eine Reihe von Beweisen für die Anmaßungen, die sich England-Frankreich gegenüber Deutschland herausnehmen zu dürfen glauben: ihr Vordringen in der Türkei, ihr Vordringen in Marokko, als Antwort auf ein höfliches Entgegenkommen des Auswärtigen Amtes gegenüber dem französischen Botschaftrath eine bisher unerhörte Herausforderung (durch eine Kammerrede Clemenceaus). Eins der gefährlichsten Momente ist dabei, daß der französische Botschaftrath sich hinten herum, außeramtlich seine Informationen holen und seinen Einfluß geltend machen kann. Die Anklage behauptet nun, das Wort „Vordereingang" solle auf päderastische Gepflogenheiten Lecomtes gehen. Sonst hätte Harden den gewöhnlichen Ausdruck „Vordertreppe" gewählt. Zunächst einmal: Harden hat eine gewisse, oft zu weit gehende Sucht, den gewöhnlichen Ausdruck zu meiden und durch ein Wort eigener Prägung zu ersetzen. Aus dem Gebrauchen eines ungewöhnlichen Wortes kann man daher nicht das Mindeste für eine Nebenabsicht schließen. Dann: Was macht einen auswärtigen Diplomaten für das Deutsche Reich gefährlich? Daß er gleichgeschlechtliche Neigungen hat? Oder daß er außeramtlich Informationen einziehen und Einflüsse geltend machen kann? Endlich: Wenn Herr Lecomte hier

als Päderast hingestellt wäre: was hätte Das mit dem Grafen Moltke zu thun? Hat Herr Lecomte geklagt? Nein. Er würde es auch nicht gethan haben, wenn er die Stelle so deutete.

Der siebente der inkriminirten Artikel (vom dreizehnten April) behandelt unter der Ueberschrift „Monte Carlino“ den politischen Theaterbesuch des Fürsten Albert von Monaco in Berlin am Kaiserhof. Im zweiten Kapitel („Anamorphose“) wird ausgeführt, zuerst habe man in des Kaisers Auftreten im Auslande die Gefahr gesehen, das Weltarbitrium werde von ihm angestrebt. „Eine unstete und geräuschvolle Politik. Hastiger Flottenbau; jede Schiffstaufe, jeder Stapellauf wird zum historischen Ereigniß. Reden und Depeschen regen die Nachbarschaft auf. ‚Der Dreizack gehört in unsere Faust!‘ ‚Das größere Deutschland.‘ ‚Herrlichen Tagen führe ich Euch entgegen.‘ ‚Fahre drein mit gepanzerter Faust!‘ ‚Keine Entscheidung mehr ohne den Deutschen Kaiser!‘ ‚Der Admiral des Atlantischen grüßt den Admiral des Stillen Ozeans.‘ ‚Deutschland in der Welt voran.‘ ‚Hohenzollern-Weltherrschaft.‘ Genug; zu viel schon. In Bonapartes übermüthigsten Tagen wurde Aehnliches nicht vernommen.“ Daß wir all diese Dinge ernst nehmen, so wird einem Engländer in den Mund gelegt, ist eine Verkennung. Wir nehmen Reden für Thaten. Blickt um Euch. Sobald man Deutschland entgegentritt, weicht es zurück. Kriegerisch, Weltbrände entfesselnd? Unsinn! Die neue Gruppirung der Mächte hat ermöglicht, die deutschen Vettern schlecht zu behandeln. „Sie nehmens hin? Rühren sich nicht? Betheuern, daß sie nichts Böses im Schilde führen, nie über ihr schmales Sonnenplätzchen hinausgestrebt haben? Wartet mal! Eigentlich ists wahr. Gethan haben sie ja nichts; nur geredet und gestikulirt ... Am Ende war unsere Furcht grundlos? Machen wir die Probe auf das Exempel. Der Sultan des Westens harrt vergebens auf Germanenhilfe und kommt wehrlos unter Vormundschaft. Der Sultan des Ostens sieht die letzte Hoffnung auf das Pharaonenerbe schwinden und muß sich am Sinai vor dem Britenwink ducken. Nun haben wir auch den Islam. Wir hatten sicher geirrt. Wo war unser Auge? Blickt auf diese Tafelrunde. Philipp Eulenburg, Lecomte (den Tout-Paris nicht seit gestern kennt), Kuno Moltke, Hohenau, des Kanzlers Civiladjutant Below: Die träumen nicht von Weltbränden; habens schon warm genug. Eduard spricht von ‚Willys Spielzeug‘, sagt seinen pariser Prokuristen Delcassé und Clemenceau, von Deutschland sei, wenn man ihm nur durch kalte Entschlossenheit imponire, nichts zu fürchten: und erlebt bald danach die Genugthuung, daß Deutschland zweimal, vor und während der Marokko-Konferenz, von dem vor Aller Augen gewählten Standpunkt weicht.“

Also: „Wir haben“, spricht der Engländer, „geirrt. Beweis: Die Sultane von Marokko und der Türkei harren vergebens auf deutsche Hilfe; die politische Tafelrunde in der Nähe des Monarchen, die als Hofkriegspartei verschrien wird, an der sich ehrgeizige Krieger drängen müßten, besteht aus friedlichen, saturirten Menschen, die nicht an Krieg denken, die es nicht nöthig haben, sich erst noch am Kriegsfeuer ihr warmes Süpplein zu kochen; König Eduard darf ungestraft von der deutschen Flotte als von ‚Willys Spielzeug‘ sprechen, das doch nicht zum Kriege verwandt wird; in der Marokkofrage tritt Deutschland zweimal den Rückzug an. Wo hatten wir unsere Augen bisher?“

Also ein klarer, verständlicher, logischer Zusammenhang politischen Charakters. Aber, sagen Anklage und Kammer Lehmann, hier kommt das Wort: „warm“ vor; und wenn man dies Wort von der Tafelrunde gebraucht, will man damit sagen, sie bestehe aus „warmen Brüdern“: aus Päderasten. Wirklich? Nun, wenn die Wendung „habens schon warm genug“ identisch sein soll mit der: „Sie sind Päderasten“, muß man diese, ohne den Sinn zu stören, dafür einsetzen können. Probiren wir: „Sie träumen nicht von

Weltbränden; denn sie sind Päderasten." Ergiebt Das Sinn? Die Frage kann nur bejahen, wer von Geschichte und Ethnologie keine Ahnung hat. Die Heilige Schaar der Thebaner, die Kerntruppe und Elite ihres Heeres, war durch Knabenliebe unter einander verbunden. Die kriegerischsten Sultane der Türkei führten meist ihren Harem, stets ihre Lustknaben mit ins Feld. Und statt vieler Belege noch einen: Alkibiades, der Athener, der von brennendem Ehrgeiz rastlos umhergetrieben wurde, bald auf des Vaterlandes Seite, bald in Spartas, bald in Persiens Heeren focht, der mit gleicher Leidenschaft Männer und Frauen ins heiße Herz schloß. Hat es Sinn, zu sagen: „Diese Leute träumen nicht von Weltbränden, denn sie sind Leute wie Alkibiades, wie die großen Kriegssultane der Türken, wie die Jünglinge aus der Heiligen Schaar der Thebaner?" Hat Das Sinn?

Und hat es Sinn, zu sagen: „Wir irrten uns in der Beurtheilung der deutschen Politik, denn die sogenannte Kriegspartei besteht aus Päderasten?" Oder hat Dies nicht doch etwas mehr Sinn: „Wir haben uns in der Beurtheilung der deutschen Politik geirrt, denn die sogenannte Kriegspartei besteht aus saturirten, friedlichen Leuten"?

Bleibt noch der Artikel vom siebenundzwanzigsten April: „Roulette". In ihm wird abermals der Besuch des Fürsten von Monaco behandelt und gefragt, ob es richtig gewesen sei, ihm den Schwarzen Adlerorden zu verleihen. Dann folgt ein Satz über einen im Kapitel dieses Ordens Sitzenden. Maximilian Harden hat nicht einen Augenblick geleugnet, daß sich diese Stelle auf den Fürsten zu Eulenburg bezog. Hätte sich Fürst Eulenburg dadurch beleidigt gefühlt, ich hätte es verstehen können. Er hat sich aber nicht beleidigt gefühlt. Dagegen prangt die Stelle in der Anklageschrift wegen Beleidigung des Grafen Kuno Moltke. Anklage und Kammer Lehmann haben nicht zu sagen gewußt, was sie dort soll. Weiß es irgend Jemand mir zu sagen?

Bei eingehender Betrachtung der Artikelstellen muß man daher zu dem Schluß kommen, daß (gegen den Grafen Moltke) eine Beleidigung nicht vorliegt.

Um diese Artikel, deren Sinn ein Unbefangener, politisch und persönlich mir Ferner so klar zu empfinden und nachzudenken vermochte, tobt seit einem Jahr nun der Streit; um Artikel, in denen sechs Monate lang die Getroffenen selbst keine strafbare Kränkung gefunden hatten. Berliner Meinungmacher haben sie frech gefälscht, um Bürger und Richter gegen den gehaßten Kritiker der Preßallmacht hetzen zu können. Und woher die Wirkung im Hofbereich? Im Schlußvortrag habe ich die Antwort gegeben: „Sie kennen Pettenkofers Hypothese vom X. Mensch und Bazillus ergeben noch keine Infektion; ein dritter Faktor muß hinzukommen. Dieses X heißt hier: Fama, übler Ruf oder wie Sie sonst wollen. Wenn Einer für pervers gilt, wird jedes Wort, das sich zu einer Anspielung umdeuten läßt, gierig aufgegriffen." Die Sexualpsyche der Herren galt seit Jahren, seit Jahrzehnten schon Manchem als krank (und Graf Günther Schulenburg war nicht der Einzige, der über „die gewisse Sorte von Tanten" Witze riß). Drei Adeligen, die auf Wunsch der Angegriffenen als Parlamentäre einzeln zu mir kamen, habe ich im Privatgespräch meine Auffassung nicht gehehlt; öffentlich nie aber irgendwie Schändendes angedeutet. Als vor dem Schöffengericht von mir der Beweis gefordert wurde, daß Männer von norm-

widrigem Geschlechtswesen sich an den Kaiser gedrängt haben, mußte ich reden; die ekle Verirrung der Grafen Hohenau und Lynar erweisen und von dem kurzen Eheleben des Grafen Moltke den Schleier ziehen. Mußte: weils von der berliner Presse und von dem Ankläger verlangt wurde und weil fünfzehnjährige Arbeit nicht von dem Vorwurf der Leichtfertigkeit oder Feigheit infamirt werden durfte. Noch in dieser Moabiterbedrängniß aber habe ich versprochen: „Ich schone die Herren, so lange es irgend geht.“ Und das Wort gehalten: nur das Unentbehrliche vorgebracht. In der ersten Stunde des zweiten Prozesses sagte ich dann: „Was ich zu beweisen hatte, habe ich vor dem Amtsgericht bewiesen. Die Wiederholung könnte nur schädlich wirken. Deshalb wähle ich die prozessual ungünstigere Stellung. Die Strafkammer mag meine Artikel prüfen und den Verfasser richten. Ich will lieber eine objektiv ungerechte Strafe tragen als die politische Verantwortlichkeit für die unabsehbaren Folgen einer neuen Beweisaufnahme“. (Und, dachte ich bei mir, für die Gefahr der Verleitung zum Meineid.) Vergebens. Staatsanwaltschaft und Gericht glaubten, den Kläger, den ganzen Ring in camera reinigen zu müssen. Ich habe nicht versucht, gegen den Grafen Moltke einen Beweis zu führen (also kann mir auch, Ihr Herzigen, keiner mißlungen sein), und mein Vertheidiger hat der Vernehmung der wichtigsten Belastungzeugen stumm zugehört. So sollte es sein. Lieber eine Strafe als neuen Lärm. Auch war ich schwerkrank, das Verfahren unhaltbar, ein Strafantrag Eulenburgs angedroht; und ich wußte ja längst: „Der Kerl muß verurtheilt werden.“ Da kam das Urtheil, das mein Handeln in Schande zu tauchen, meine Lebenskraft zu brechen suchte. Kam das Siegesgeheul der Kinaedenschutztruppe. Nun wars genug. Ein Martyrium, die Besudelung harter Lebensarbeit, weil ich Phili, Tütü, Willy und Monsieur Lecomte bespöttelt habe? Wehrlos? Das wäre zu dumm. „Fahr' hin, lammherzige Gelassenheit!“ Am dritten Januarabend habe ich mir gelobt, Jedem zu vergelten, der in diesem Saal von Recht, Wahrheit, Anstand gewichen war. Jedem.

Als Justizrath Bernstein die Zumuthung, dem edlen Fürsten zu Eulenburg „Abbitte zu leisten“, lächelnd abgelehnt hatte, wurde ich von dem Herrn Oberstaatsanwalt ersucht, Seiner Durchlaucht eine Ehrenerklärung zu geben. Das konnte ich nicht; versprach aber, nach bester Kraft an der Aufhellung des Thatbestandes mitzuwirken; und fügte hinzu: „Ich rechne dabei auf energische Unterstützung durch die Königliche Staatsanwaltschaft.“ (Herr Dr. Isenbiel nickte eifrig.) Deutlicher konnte ich an dieser Stelle die Absicht, die Eide des Fürsten anzufechten, nicht ausdrücken. Fast zehn Wochen mußte ich unthätig in der Krankenstube hocken. Die seit dem November immer wieder an=

gekündete Klage Eulenburgs kam nicht. Am zwölften März, als die Pleuritis endlich gemildert schien, fuhr ich nach Moabit und ließ mich bei dem Herrn Oberstaatsanwalt melden. „Ich komme, um Sie, Herr Geheimrath, zu fragen, ob Sie die Absicht haben, meinen Vertheidiger und mich anzuklagen. Diese Anklage würde uns die erwünschte Gelegenheit geben, die homosexuelle Bethätigung und die Meineide des Fürsten zu Eulenburg nachzuweisen. Kommt es nicht dazu, so muß ich auf anderem Weg die Wahrheit feststellen. Nur dieser Zweifel hat mich bisher gehindert, mein Versprechen vom zweiten Januartag einzulösen." Antwort: Die Entscheidung sei noch nicht gefallen, weil der Wortlaut der von uns vor dem Schöffengericht gesprochenen Sätze nicht zu ermitteln gewesen sei; sie würde beschleunigt werden, wenn ich mich entschlösse, den in meinem Auftrag von Reichstagsstenographen hergestellten Verhandlungbericht für ein paar Tage der Anklagebehörde zu leihen. Natürlich sei ich dazu nicht verpflichtet; denn das Stenogramm könne ja Waffen gegen mich oder gegen Bernstein liefern. „Ich bin nicht gewohnt, mich den Konsequenzen meines Thuns zu entziehen, und werde Ihnen deshalb sehr gern das unkorrigirte Stenogramm senden; ich weiß, daß ich damit auch im Sinn meines Vertheidigers handle". Am vierzehnten März lagen die fünfhundert Folioseiten im Amtszimmer des Herrn Oberstaatsanwaltes. Mit höflichem Dank für die Bereitwilligkeit kamen sie mir zurück. Noch keine Anklage. Daß ich nichts thun konnte, half dem emsig verbreiteten Gerücht, die ganze Sache sei aus und Herr Harden sehr froh, wenn Eulenburg ihn in Ruhe lasse. Noch ärgere Mär kam auf (kein Wunder, nachdem hundert Zeitungschreiber elf Monate lang meinen Namen durch ihren Dreck gezerrt hatten). In der letzten Märzwoche stand in der münchener Neuen Freien Volkszeitung, man munkle, der Liebenberger habe mir eine Million als Schweigegeld gegeben; wenn dieses Gerücht falsch sei, könne nur die Annahme, daß ich keinerlei Beweismittel gegen den Fürsten habe, mein Schweigen erklären. Da war eine Möglichkeit, mein Handeln und (erzwungenes) Unterlassen gegen Mißdeutung zu schützen. Ich reichte die Privatklage ein, das Amtsgericht München eröffnete wegen Vergehens der öffentlichen Beleidigung und üblen Nachrede das Verfahren, die Hauptverhandlung wurde auf den einundzwanzigsten April anberaumt und der Gerichtshof ließ die Beweiserhebung über die Thatsache zu, daß ich die Homosexualität des Fürsten Eulenburg nachweisen könne und nachzuweisen versucht habe. Kein gerechter Richter durfte diesen Beweis abschneiden. Behauptet war: Harden hat kein Belastungmaterial, hat nur damit geprahlt oder es aus Eigennutz verborgen. Zu beweisen also: Er hat Material, sehr starkes, erdrückendes sogar, und hat sich bemüht, es ans Licht

zu bringen. Ein enger Rahmen. Nur auf die Zeugen, die wir vor der Vierten Strafkammer des berliner Landgerichtes genannt hatten (und die dort nicht gehört worden waren), durften wir uns am Mariahilfplatz stützen. Doch zu bündigem Nachweis der Meineide hat schon die Aussage zweier Zeugen genügt.

... Das Hirn ist so müde, die Brust so wund, daß ich eine Darstellung des Gerichtsdramas heute nicht wagen kann. Ich bitte meine Freunde, einstweilen sich mit der Wiedergabe zweier Artikel zu begnügen, die nach dem Termin in den Münchener Neusten Nachrichten erschienen sind. Eines Interview, das die Stimmung des dem Kampfe folgenden Tages erkennen läßt:

„Welchen Eindruck hat Ihnen die Leitung der Verhandlung hinterlassen?"

„Den tiefsten, den je eine Gerichtsverhandlung mir gemacht hat. Sie hat mich das hohe Amt eines Richters endlich wieder schätzen gelehrt. Der schlichte Ernst, die vornehme Ruhe, die psychologische Hellhörigkeit des Vorsitzenden, sein unverrückbarer Entschluß, ohne Ansehen der Person nur der Sache der Gerechtigkeit zu dienen, die technisch meisterliche Beherrschung des Prozeßstoffes, der sichere Takt, der alles nicht zur Sache Gehörige mit souverainer Entschiedenheit, doch ohne irgend eine Regung des Zornes ausschied: das Alles wird, als ein Muster moderner Vertretung der Rechtshoheit, nicht nur mir unvergeßlich sein. Auch die Juristen, Richter, Schriftsteller, die als Unbetheiligte der Verhandlung beiwohnten, sind einig in dem Lob der sittlichen und intellektuellen Kraft des Oberlandesgerichtsrathes Wilhelm Mayer; und ich habe nicht den geringsten Zweifel daran, daß auch der verurtheilte Redakteur die Verhandlungleitung als musterhaft anerkennt. Wie ein stilles Aufjauchzen ging es durch den Saal, als der Vorsitzende einem vom Fürsten Eulenburg ökonomisch abhängigen Zeugen zurief: ‚Sie können doch nicht glauben, daß hier der Fürst Eulenburg mehr Recht hat als ein Fischer oder der Milchhändler Riedel.' Durch solche Art, eine ernste Sache zu führen, wird das Ansehen der Rechtspflege, über dessen Sinken so oft und nicht ohne Grund geklagt worden ist, im ganzen Deutschen Reich gehoben."

„Wollen Sie diese Art der Rechtspflege mit derjenigen vergleichen, die Sie vor dem berliner Landgericht in Bezug auf Ihren speziellen Fall kennen gelernt haben?"

„Nicht hier und nicht heute. Das Ergebniß eines solchen Vergleiches wäre so, daß ich es nur da veröffentlichen könnte, wo ich selbst allein dafür verantwortlich bin. Was ich über das berliner Verfahren noch zu sagen habe, werde ich sagen, sobald die Stunde gekommen ist. Das einstweilen Nöthige habe ich bereits in der ‚Zukunft' gesagt."

„Sie sind mit dem Ergebniß des münchener Verhandlungtages also zufrieden?"

„Vollkommen. Justizrath Bernstein und ich haben selbst beantragt, die Bestrafung des Prozeßgegners, der sich höchst loyal verhalten und die flecklose Korrektheit meines Handelns mit männlicher Offenheit anerkannt hat, so mild wie möglich zu bemessen. Das ist der unbeträchtlichere Theil des Verhandlungresultates. Jetzt aber ist durch beeidetes, unwiderlegliches Zeugniß festgestellt, daß Fürst Eulenburg den Soldaten (jetzt Milchhändler) Riedel zu unzüchtigem Verkehr verleitet, ihn dafür bezahlt und ihn wiederum gegen Bezahlung veranlaßt hat, in seiner (Eulenburgs) Wohnung eine vom Paragraphen 175 StGB verbotene Geschlechtshandlung mit einem Freunde des damaligen Grafen vorzunehmen. Jetzt ist festgestellt, daß Fürst Eulenburg mit dem starnberger Fischer Jakob

Ernst Jahre lang unzüchtigen Verkehr unterhalten, ihn auf weite Reisen mitgenommen, nach Liebenberg eingeladen, reichlich bezahlt und zum Verwalter seiner starnberger Villa gemacht hat. Der Zeuge Ernst, dessen wirthschaftliche und moralische Existenz auf dem Spiel stand, hat lange gezögert, die Wahrheit zu sagen; das Geständniß wirkte dann mit ungeheurer Wucht. Der Mann, der Fürst, der Ritter des Schwarzen Adlers, Fürst Philipp zu Eulenburg, der diese einfachen Menschen zu homosexuellem Verkehr verleitet und verkuppelt hat, dieser selbe Mann hat als beeideter Zeuge ausgesagt, er habe nie die allergeringste Neigung zum männlichen Geschlecht empfunden und nie sich auch nur einer Schmutzerei schuldig gemacht. Er hat unter dem Eide direkt die Handlungen bestritten, deren er jetzt überführt ist. Er hat im Brand-Prozeß wider besseres Wissen das Wesentlichste verschwiegen, in dem gegen mich geführten Prozeß wissentlich die Unwahrheit gesagt. Er hat auf diese unwahren Aussagen auch die Strafanzeige gegen den Justizrath Bernstein begründet und ist auf Grund dieser falschen Angaben in der Anklageschrift gegen Bernstein als Zeuge genannt worden. Das steht heute schon fest, trotzdem erst ein kleiner Theil des Belastungmaterials bekannt ist."

„Halten Sie die Aussagen der Zeugen Riedel und Ernst für unbedingt glaubwürdig? Ist kein Irrthum möglich?"

„Jeder Irrthum ist völlig ausgeschlossen. Fragen Sie Jeden, der im Saale war; ausnahmelos Jeden! Die beiden Zeugen, auf die wir uns gestern beschränken mußten, haben eine solche Fülle überzeugender, überwältigender Details vorgebracht, daß irgendein Zweifel nicht mehr aufkommen kann. Wer nicht blind sein will, muß jetzt sehen, auf welcher Seite das ,infam schmutzige System' zu finden ist, das Fürst zu Eulenburg mir in meiner Abwesenheit vor Gericht nachzusagen wagte. Der Fürst, der Fischerknechte und Soldaten zu schmutzigen Geschlechtsakten verleitete und, als Vertreter Preußens in München, in seiner Wohnung durch Entgelt einen Soldaten veranlassen wollte, mit einem seiner Freunde die gröblichste aller homosexuellen Handlungen zu begehen: Das ist der Mann, von dem in offener Gerichtssitzung der Oberstaatsanwalt am berliner Landgericht I gesagt hat, er sei ,einer jener gottbegnadeten Menschen, die man lieben muß, wenn man sie sieht'. Philipp Eulenburg hat schon Menschen von größerer Diplomatenerfahrung, als ein Staatsanwalt sie zu besitzen verpflichtet ist, getäuscht. Immerhin hätte Geheimrath Isenbiel das Urtheil Bismarcks, der den Fürsten Eulenburg einen ,Kinaeden' genannt und oft auch mit derbem deutschen Wort gebrandmarkt hat, nicht gar so gering schätzen sollen. Mit welcher pfiffigen Kunst Eulenburg seit elf Monaten auf mancherlei Wegen die Rechtspflege zu narren versucht hat, wird der weitere Verlauf der Sache lehren."

„Wie denken Sie sich diesen weiteren Verlauf?"

„Den vermag ich natürlich nicht zu bestimmen. Die Anklage, die Eulenburg bereits im Dezember dem Justizrath Bernstein und mir androhen ließ, ist gegen Bernstein nun endlich erhoben worden. Mein Vertheidiger, dem ich für seine Hingebung und Unerschrockenheit zu wärmstem Dank verpflichtet bin, wird gegen die Eröffnung des Hauptverfahrens nicht den geringsten Einwand erheben. Er ist von der Gerechtigkeit meiner Sache felsenfest überzeugt und wird, wenn es noch dazu kommt, gern die Gelegenheit wahrnehmen, in öffentlicher Gerichtssitzung unwiderleglich zu erweisen, daß seine Charakteristik des Fürsten Eulenburg dem Thatbestande durchaus entspricht. Der Prozeß Moltke wider Harden schwebt in der Revisioninstanz. Wann und wie das Reichsgericht sprechen wird, weiß ich nicht. Ihnen ist ja bekannt, daß, mit einer Ausnahme, die namhaftesten Vertreter der Rechtswissenschaft, Kriminalisten und Civilisten, Theoretiker und Praktiker,

das zweite Verfahren gegen mich für rechtswidrig erklärt haben. Das hat insbesondere Professor Dr. Karl Binding, der berühmte deutsche Strafrechtslehrer, in seinem meisterhaften Dekanatsprogramm (das jetzt, erweitert, im ‚Gerichtssaal‘ erschienen ist) gethan; und auf den selben Standpunkt hat sich, mit einem prinzipiell fest verankerten Beschluß, das Oberste Landesgericht im Königreich Bayern gestellt. Aber natürlich haben die höchsten Richter im Deutschen Reiche das Recht nicht nur, sondern sogar die Pflicht, nur nach ihrer eigenen Ueberzeugung zu urtheilen. Erklärt das Reichsgericht das Verfahren für korrekt, so hat es noch zu prüfen, ob die zahlreichen und gewichtigen Revisiongründe, die ich geltend gemacht habe, nicht zur Aufhebung des Urtheils führen müssen. Und käme es auch bei dieser Prüfung wirklich zu einem negativen Ergebniß, so müßte die Königliche Staatsanwaltschaft am berliner Landgericht I nicht die ‚objektivste Behörde von der Welt‘ sein, wenn sie nicht selbst auf Grund des Paragraphen 399 der Strafprozeßordnung die Wiederaufnahme des Verfahrens beantragte. Das kann sie. Das muß sie in diesem Fall. Schon durch das Ergebniß der Verhandlung vom Osterdinstag ist ja unzweideutig erwiesen, daß mir vor dem Landgericht Unrecht geschehen ist.“

„Werden Sie nun gegen den Fürsten Eulenburg eine Anzeige erstatten?“

„Ich möchte nicht gegen das Anstandsgebot des fair play verstoßen und will deshalb der Königlichen Staatsanwaltschaft zu ihren Entschlüssen Zeit lassen. Sie hat heute bereits so viel belastendes Material, daß sie von Rechtes wegen zum Einschreiten verpflichtet ist. Es ist Sache der Staatsanwaltschaft, für die Rechtssicherheit zu sorgen. Ich hoffe, nicht zum persönlichen Eingreifen genöthigt zu sein. Ich habe von Anfang an erklärt, daß ich nur das Unvermeidliche thun werde und entschlossen sei, mich von Schritt zu Schritt drängen zu lassen. Ich habe Schonung geübt, so lange es irgend ging, kann aber in meiner jetzigen Situation leider nicht nur auf die Stimme des Mitleids hören.“

„Mit dem Grafen Moltke hat der gestrige Prozeß nichts zu thun?“

„Nichts. Sein Name ist nur einmal genannt worden. Eulenburg wollte den Mann, den er zu unzüchtigem Umgang verleitet hatte, gern nach Breslau in das Kürassierregiment bringen, in dem Graf Kuno Moltke damals Offizier war. Warum er Das wollte? Ich kann darüber jetzt nichts sagen. Im Uebrigen glaube ich, daß kein halbwegs Unbefangener verkennen wird: heute, wo die homosexuelle Bethätigung Eulenburgs erwiesen ist, sieht der Verkehr doch etwas anders aus, in dem die Freunde einander ‚mein Geliebter‘, ‚mein Alles‘ nannten; gewinnt der Taschentuchkuß und manches Ehedetail ein anderes Ansehen; sind die Briefe, die, wie Fürst Eulenburg selbst gesagt hat, ‚in freundschaftlichen Empfindungen überschwellen‘, vielleicht doch nicht ganz so harmlos zu beurtheilen, wie die Vierte Strafkammer sie in ihrer Herzensgüte beurtheilt hat. Ich erkläre Ihnen ausdrücklich, daß ich Alles aufrecht erhalte, Wort für Wort, was ich über die Freunde geschrieben und in meinen Schlußvorträgen vor den berliner Gerichten gesagt habe. Ich wollte schonen, wollte nur einen Einfluß beseitigen, der mir (und nicht mir allein) schädlich schien, die Privatexistenz dieser Herren aber nicht beeinträchtigen. Man hat mich daran gehindert. Mir bleibt keine Wahl. Trotz schlimmer Erfahrung habe ich die Zuversicht noch nicht verloren, daß ich mein Recht finden werde.“

„Sie sind also noch überzeugt, daß Ihr Kampf unvermeidlich war?“

„Können Sie zweifeln? Man hat von einer ‚hardenschen Mär‘ gesprochen, die als Hirngespinnst erwiesen sei. Ist sies? Die Grafen Hohenau und Lynar sind der grausigsten Verirrungen überführt; Botschaftrath Lecomte war sogar der berliner Polizei als aktiver Homosexueller bekannt; über Eulenburg kann das Protokol der münchener

Hauptverhandlung alle noch wünschenswerthe Auskunft geben. Was über den Grafen Kuno Moltke noch zu sagen sein wird, wird an der zuständigen Stelle gesagt werden. Ist die ‚hardensche Mär‘ widerlegt? War es nöthig, all diesen Dingen ein Ende zu machen? Und gab es dazu ein anderes wirksames Mittel? Vier Kanzler haben vergebens versucht, die eulenburgische Nebenpolitik zu beseitigen (die der Fürst mit der nun erwiesenen Kraft seiner Eidesleistung bestritten hat). Blieb einem Publizisten da eine andere Waffe als seine Feder? Lesen Sie heute unbefangen meine inkriminirten Artikel: und Sie werden zugeben, daß ich von dieser Waffe den behutsamsten und schonendsten Gebrauch gemacht habe. Ich habe alles Erdenkliche, unter Opferung meiner persönlichen Interessen, gethan, um dieses Ende ganz geräuschlos zu machen und allen Betheiligten private Schädigung zu ersparen. Es sollte nicht sein. Nach heute aber habe ich keinen tieferen Wunsch als den: nicht gezwungen zu werden, noch weiter zu gehen."

Der zweite Artikel ist acht Tage nach dem Prozeß erschienen und zeigt, wie in Bayern das in foro und draußen Geschehene beurtheilt wird:

Die gesammte deutsche Presse beschäftigt sich in diesen Tagen eifrig mit dem „Fall Eulenburg". Nicht ohne Grund. Denn abgesehen davon, daß ein gerichtliches Urtheil, von dem man fast ohne Uebertreibung sagen kann, daß es unter der Aufmerksamkeit der ganzen civilisirten Welt ergangen ist, auf ungenügender Grundlage gebaut zu sein scheint: die frühere amtliche Stellung und der politische Einfluß des Fürsten Eulenburg, den vier Kanzler des Reichs vergeblich bekämpft haben sollen, lassen es geradezu nothwendig erscheinen, daß nicht „sein Charakterbild in der Geschichte schwanke". Das deutsche Volk hat ein Recht darauf, zu erfahren, welcher Wesensart der Mann ist, von dem lange Zeit hindurch die deutsche Politik in großen und kleinen Dingen beeinflußt worden ist. Es handelt sich nicht mehr nur darum, ob einem Publizisten durch ein ungewöhnliches Verfahren und ein strenges Urtheil Unrecht geschehen ist oder nicht. Jetzt gilt es, daß der Grundsatz „Gleiches Recht für Alle" und damit das Vertrauen zu unserer Rechtspflege unerschüttert bleibe und daß die Wahrheit, wem immer sie nicht genehm sei, nicht unterdrückt werde. Da es um den früheren Freund und Berather des Kaisers sich handelt, darf man sagen: die geschichtliche Wahrheit.

Aus all den (zum Theil verwirrten und verwirrenden) Mittheilungen, die bisher gemacht worden sind, ergiebt sich Eins mit vollkommener Sicherheit: Gegen den Fürsten Philipp zu Eulenburg liegt der Verdacht vor, daß er im Prozeß gegen Harden durch unwahre Aussage seine Eidespflicht verletzt habe. Bestätigt sich dieser Verdacht, so ist ein Grund zur Wiederaufnahme des Verfahrens gegen den zu vier Monaten Gefängniß verurtheilten Herausgeber der „Zukunft" gegeben. Denn die Reichsstrafprozeßordnung sagt: „Die Wiederaufnahme eines durch rechtskräftiges Urtheil geschlossenen Verfahrens zu Gunsten des Verurtheilten findet Statt, wenn durch Beeidigung eines zu seinen Ungunsten abgelegten Zeugnisses der Zeuge sich einer vorsätzlichen oder fahrlässigen Verletzung der Eidespflicht schuldig gemacht hat." Das selbe Gesetz bestimmt jedoch, daß eine Wiederaufnahme in solchem Fall nur dann zulässig ist, wenn der Zeuge wegen seiner Eidesverletzung entweder verurtheilt ist oder das Strafverfahren gegen ihn „aus anderen Gründen als wegen Mangels an Beweis" nicht erfolgen kann. Also, zum Beispiel, wenn der Zeuge verstorben oder unauffindbar ist oder seine Eidesverletzung wegen Verjährung nicht mehr bestraft werden kann. Soll es also (wenn das Reichsgericht der Revision Hardens nicht stattgiebt) zu einer Wiederaufnahme (Das heißt: zu einer vor-

läufigen Aufhebung der ausgesprochenen Verurtheilung) kommen, so müßte zuvor Fürst Eulenburg wegen Eidesverletzung verurtheilt oder seine Verurtheilung aus einem jener Gründe unmöglich sein. Harden hat deshalb ein gesetzlich berechtigtes Interesse daran, die Strafverfolgung gegen Eulenburg durchgeführt zu sehen, um so mehr, da in seinem Prozeß die Aussagen des Fürsten von größter Bedeutung für die Feststellung des Thatbestandes und somit für die Schuld- wie für die Straffrage gewesen sind.

Was über die Art, wie der „Fall Eulenburg" bisher amtlich behandelt wurde, bekannt geworden ist, muß, wenn es zutreffend ist, die schwersten Bedenken erregen. Wenn thatsächlich die berliner Staatsanwaltschaft, wie sie offiziös mitgetheilt hat, schon seit dem zweiten Hardenprozeß gegen Eulenburg Ermittelungen pflegt, um festzustellen, ob der gegen ihn vom Justizrath Bernstein in der Hauptverhandlung dieses Prozesses ausgesprochene Verdacht der Eidesverletzung begründet sei, so muß zunächst gefragt werden, wie die selbe Staatsanwaltschaft dann dazu kommt, den Fürsten mit seinem Strafantrag gegen Justizrath Bernstein nicht auf den üblichen Weg der Privatklage zu verweisen, sondern die Verfolgung jener „Beleidigung" als im öffentlichen Interesse gelegen zu erachten.

Es muß ferner gefragt werden, wie die Staatsanwaltschaft dazu kommt, unter solchen Umständen thatsächlich die Anklage gegen Justizrath Bernstein zu erheben und in dieser Anklage den Fürsten Eulenburg als Zeugen zu benennen, damit er in der Hauptverhandlung eidlich die Aussagen wiederhole, wegen deren die selbe Staatsanwaltschaft gleichzeitig Ermittelungen gegen ihn anstellt.

Diese Ermittelungen selbst aber geschahen bisher auf Wegen, die in solchen Fällen wohl noch nie betreten worden sind. Man fragt den Schloßherrn von Liebenberg, gegen den die Ermittelungen sich richten, ob er den damit betrauten Beamten empfangen wolle, und auf die gütig ertheilte Erlaubniß hin wird der Beamte sein Tischgast. Dann werden die Ermittelungen in Bayern betrieben, ohne daß irgendein bayerisches Gericht, irgendein bayerischer Richter Etwas davon erfährt und ohne daß der „Ermittelungrichter" in Anspruch genommen wird.

In München vernimmt ein Polizeikommissar, in Starnberg der dortige Bürgermeister die Zeugen: in einer nach jeder Richtung wichtigen Meineidssache, in der überdies, wie die Vernehmung des Zeugen Ernst gezeigt hat, der Feststellung der Wahrheit mächtige, nur durch den unabhängigen Richter zu überwindende Einflüsse im Wege stehen.

Mag dieses Vorgehen formell auch nicht unzulässig sein. Aber die Reichsstrafprozeßordnung bestimmt: „Erachtet die Staatsanwaltschaft die Vornahme einer richterlichen Untersuchunghandlung für erforderlich, so stellt sie ihre Anträge bei dem Amtsrichter des Bezirkes, in welchem diese Handlung vorzunehmen ist."

Bis jetzt hat die berliner Staatsanwaltschaft, wie es scheint, solche Anträge nicht gestellt. Sie hat also in Bezug auf den Fürsten Eulenburg, gegen den sie seit Monaten wegen Verdachtes der Eidesverletzung recherchirt, die Vornahme einer richterlichen Untersuchunghandlung nicht für erforderlich gehalten. Und doch ist gerade der Richter in solchen Fällen „erforderlich". Nur er darf den Zeugen zur Herbeiführung einer wahrheitgemäßen Aussage beeidigen. Nur er besitzt die nothwendige Erfahrung und Autorität, um eine möglichst wahrheitgetreue Aussage zu erhalten. Nur er ist jeder Möglichkeit, eine Direktive zu empfangen, gesetzlich entzogen.

Das Gericht hat den belastenden Aussagen der Zeugen Riedel und Ernst vollen Glauben geschenkt. Der berliner Oberstaatsanwalt hat nicht etwa die Verhaftung des durch die Aussagen so schwer Belasteten wegen Flucht- oder Kollusiongefahr verfügt oder

von der gesetzlichen Bestimmung, daß bei Verbrechen der Fluchtverdacht einer besonderen Begründung nicht bedarf, G. brauch gemacht. Er hat vielmehr offiziös geäußert, er hoffe, daß es dem Fürsten gelingen werde, die Sache aufzuklären. Nicht jedem eines Verbrechens dringend Verdächtigen wird so freundliche Hoffnung von der Anklagebehörde ausgesprochen.

Justitia fundamentum regnorum.

Das ist ein Symptom süddeutscher Stimmung; keins von den heftigen. Die Sorge um die Rechtssicherheit ist, hundert Briefe haben michs in dieser Woche gelehrt, in Nord und Süd sehr groß geworden. Die Sorge müßte ins Riesenmaß wachsen, wenn die Interviewer den Oberstaatsanwalt, der sie empfing, richtig verstanden hätten. Das kann nicht sein. Das für möglich zu halten, hat Herr Isenbiel in seinem Amtsleben bis heute nie Anlaß gegeben. Die Journalisten haben seine Worte mißhört. Sicher. Die Staatsanwaltschaft, hieß es, könne nichts thun, weil sie die Münchener Akten nicht habe? Sie braucht die „Akten" gar nicht (die in diesem Fall nur das Sitzungprotokol und das amtsgerichtliche Urtheil umfassen); sie brauchte am Morgen nach der Hauptverhandlung telephonisch nur den Wortlaut und die Glaubwürdigkeit der Aussagen festzustellen: und konnte dann ihres Amtes walten; mußte. Wenn die Anklagebehörde, der die Kunde von einem Verbrechen gekommen ist, den Einlauf der Akten abwarten müßte, gewönnen neun Zehntel aller Verbrecher ihr Spiel. Der Oberstaatsanwalt hofft, dem Fürsten zu Eulenburg werde die Aufklärung der Sache gelingen? In der Herzkammer mag er solche Hoffnung hegen; öffentlich hat er, als Haupt der Anklagebehörde, nicht fromme Wünsche für einen doppelten Meineides mindestens dringend Verdächtigen auszusprechen. Eben so wenig die unter dem Eid geleugnete Handlung als verzeihlich, die ihm unbekannten Zeugen als nicht glaubwürdig hinzustellen. „Wie viele Menschen müssen sich solcher Jugendsünden anklagen!" Wirklich? Wohl schleicht Onans Schatten durch Schulen und Internate. In München ist erwiesen worden, daß Graf Philipp zu Eulenburg als Gesandtschaftsekretär, Geschäftsträger des Königs von Preußen, Vater dreier Kinder unverdorbene Burschen zu perversem Geschlechtsverkehr verleitet und in seiner Wohnung einem Freunde (dessen Name genannt werden muß) einen Soldaten verkuppelt hat. Solcher Jugendsünde müssen sich am Ende doch nicht viele Menschen zeihen. Man muß die Aussagen erst nachprüfen? Man mag; man muß nicht. Eine beeidete, vom zuständigen Gerichtshof als glaubwürdig angenommene Zeugenaussage hat volle Beweiskraft, bis ihre Unrichtigkeit nachgewiesen ist. Und in unserem Fall handelt sichs nicht um einen Zeugen, sondern um zwei; um zwei Menschen, die, gegen ihr eigenstes Wirthschaftinteresse, im Dienst

der Wahrheit und aus Furcht vor dem Zuchthaus geschworen haben. Nur um zwei? Der Zeuge Vollhardt, den das Gericht der Ersten Gardedivision als glaubwürdig beeidete und dessen Angaben die Grafen Lynar und Hohenau nicht bestreiten konnten, hat mit zäher Bestimmtheit behauptet, Eulenburg habe die „Schmutzereien" dieser Herren mitgemacht; und der Fürst hat sich geweigert, sein Antlitz diesem Manne zu zeigen. Geheimrath Schweninger hat beeidet, daß die Fürsten Otto und Herbert Bismarck „oft von einer geschlechtlich abnormen Veranlagung Eulenburgs gesprochen haben, die ihn, verbunden mit einer Neigung ins Mystische, nebelhaft Schwärmerische, nicht zum Vertrauten eines regirenden Herrn qualifizire". Die Zeugen Kriminalkommissare von Tresckow und Kopp haben erklärt, ihnen sei vom Polizeipräsidenten verboten worden, die Gerüchte, die über Eulenburgs Sexualleben umliefen, zur Kenntniß des Gerichtes zu bringen. Der wegen Rauferei, Ruhestörung, Groben Unfugs vielfach, wegen Beleidigung einmal bestrafte, unehrenhaften Handelns nie auch nur ernstlich verdächtigte Milchhändler Georg Riedel hat, unter Anführung vieler Details, die sämmtlich die Nachprüfung bestanden, erzählt, wie er von Eulenburg verführt und verkuppelt wurde. Der Fischermeister Jakob Ernst, ein unbescholtener, geachteter, dem Fürsten verpflichteter, in dessen Sold stehender Mann, hat nach langem Sträuben bekannt, daß Eulenburg ihn mit dem selben Köder gefangen, zu den selben Schmutzereien mißbraucht habe. Das hat dieser Mann, der den Liebenberger seit sechsundzwanzig Jahren so genau kennt wie in glücklicher Ehe eine Hälfte die andere, erst gestanden, als die Furcht, Fürstengunst und Kastellansposten zu verlieren, von der Angst vor naher Meineidsstrafe überdröhnt wurde. Ists genug? Noch nicht. In dem münchener Schöffengerichtssaal saß ein Anwalt als Vertreter Eulenburgs. Um zwölf Uhr konnte Riedels Aussage in Liebenberg bekannt sein. Ein Unschuldiger hätte sofort an das Gericht telegraphirt; hätte verlangt, dem Schuft oder Tollhäusler, der ihn so aberwitzig schmähe, gegenübergestellt zu werden. Fürst Philipp zu Eulenburg hat sich nicht gerührt. Auch nicht nach Ernsts Aussage. Die Sitzung hat bis in die siebente Abendstunde gedauert. Kein Lebenszeichen. Keins am nächsten Tag. (Die Behauptung, der Fürst habe eine Depesche an das münchener Gericht gesandt, war erlogen.) Acht Tage sind vergangen: und Philipp zu Eulenburg und Hertefeld, Graf von Sandels, hat noch nicht gewagt, die Aussagen der Starnberger zu bestreiten. (Auf die Lancirungen seines Herrrn Lämmel wird fortan schärfer zu achten sein.) Ich glaube, es ist genug. Glaube, der Fürst ist überführt, nicht nur dringend verdächtig. Glaube, daß jeder so schwer belastete Bürger am Tag nach dem münchener Termin verhaftet wor-

den wäre. Bin aber auch gewiß, daß Geheimrath Isenbiel nicht gesagt hat, was die Schnellschreiber ihn sagen ließen. Er hat ein Amt, eins der wichtigsten und edelsten im Reich, und einen reinen Namen zu verlieren. Daß er in Starnberg dem Bürgermeister, in München Kriminalschutzleuten die Zeugenvernehmung übertrug (die erste Vernehmung, die den Zeugen festlegt, fordert mehr Takt, Menschenkenntniß, Energie und Selbständigkeit als jede später folgende), ist seltsam; beweist aber noch nichts gegen seinen festen Willen zur Wahrheit. Ihm, den der schlaue Fürst charmirt und aus dem sicheren Gleis der Strafprozeßordnung gelockt hat, wird es wohl schwer, diese Sache wie eine andere, alltägliche zu behandeln. Durchlaucht, Schwarzer Adler, Jahrzehnte lang der dem Kaiser Nächste: wer einen solchen Mann eines nur im Zuchthaus und mit dem Verlust der Ehrenrechte zu ahndenden Verbrechens anklagen muß, hat das Bedürfniß, vorher die winzigste Zweifelsmöglichkeit zu tilgen. Doch der Thatbestand ist so deutlich erkennbar, daß neue Ermittlung unnöthig, der Antrag, die Voruntersuchung zu eröffnen, unvermeidlich ist. Der perverse Geschlechtsverkehr ward erwiesen: und daß dieser Beweis den des eulenburgischen Meineides einschließt, hat Herr Isenbiel in seinem Plaidoyer mit Stentorstimme ins Land gerufen. Er mied wohl den Schein, im Zorn des persönlich Getäuschten zu handeln. Hat die Voruntersuchung beantragt und war froh, die ekle Sache an einen unabhängigen Richter abgeben zu können, der nun das zur Sicherung des Beweises und zum Schutz vor Kollusion Erforderliche nach bestem Wissen zu verfügen hat. In aller Stille wohl schon am Wochenende. Längeres Säumen könnte in diesem Fall dem mächtigsten Kunktator gefährlich werden.

Nicht der Sache. Die ist so gut, so stark, daß selbst der böseste Wille ihr nicht zu schaden vermöchte. Daß sie aus eigener Kraft gegen eine Welt von Widerständen sich durchsetzen muß. Was auch geschehen mag: ich bin ruhig. Wollt Ihr noch mehr Zeugen? Ihr sollt sie haben. Zeugen von der Höhe und aus der Tiefe der Gesellschaft. Nur sorgt dafür, daß ihnen die Zunge gelöst wird. Keiner drängt sich zum Bekenntniß perversen Geschlechtsverkehres; und das jäh aufflammende Rechtsgefühl, das den oft gebüttelten Milchmann Riedel zu dem Versuch trieb, unter Gefährdung seines Behagens einen Menschen vor Strafe zu retten, ist leider allzu seltene Waare. Wollt Ihr Aussagen über später Geschehenes? Ihr könnt sie hören. (Habt aus dem Munde des Fischermeisters ja schon gehört, daß die Mutualität zwei Jahrzehnte überdauert hat, von Jugendsünden also nicht geschwatzt werden darf.) An Beweisen solls nicht fehlen. Alle werden das selbe typische Bild der Verführung zu Homosexualverkehr bieten. Daß Ihr noch mehr Beweise fordert, ist unklug. Die gelieferten

könnten genügen. Euer die Schuld an neu entstehendem Lärm. Ihr tragt die Last der Verantwortung. Seit sechs Jahren häufen sich mir die Beweise. Keinen habe ich je freiwillig ans Licht gebracht. Ein dutzend Hefte konnte ich mit „sensationellen Enthüllungen" füllen; und ließ diese Dinge im Dunkel. Das war kein Verdienst. War von ernster Pflicht geboten. Als die durch den Kitt normwidriger Männerfreundschaft Verbundenen, in deren Gemeinschaft der Vertreter einer feindlichen Großmacht aufgenommen war, sich allzu dreist um die im Reich sichtbarste Stelle drängten, that ich wieder, was Pflicht befahl. „Für das dramatische Temperament unseres Kaisers ist die Sorte besonders gefährlich": mehr als einmal hatte Bismarck mirs gesagt. Der leis und behutsam unternommene Versuch gelang. Im Mai 1907 war Alles in Ordnung; endlich die Luft wieder rein. Schritt vor Schritt hat Euer dummes Wüthen mich seitdem auf einen Weg gedrängt, den ich nicht gehen wollte. Ihr verschriet mich, wolltet mich in den Koth zerren, in dem Euch so kanibalisch wohl ist, trachtetet, das Werk harter Arbeit zu schänden, den Verhaßten hinter Eisengittern morsch zu machen, und prieset die süße Sippe wie eine Bruderschaft heiliger Helden. Freut die Jahresbilanz Euer Auge? Ging es nach mir, dann saßen die Kränkelnden an ihrem Herd, fern von Kaiser und Reichsgeschäft, und trieben, was ihnen gefiel. Doch Ihr ruhet nicht; und die Staatsgewalt war wieder einmal zu schwach, Euch in den Pferch zurückzuzwingen. Phili war Euer Heros. Ihr jauchztet, als er sich seines urgermanischen Freundschaftgefühles (für Fahrenheit und Rothschild, Riedel und Ernst und all die Anderen) rühmte. Johltet dem Schänder deutschen Wesens Beifall, als er, der glorreiche Komoediant, mit umflorter Stimme rief: „Ein Hieb ist der deutschen Freundschaft versetzt, in das Edelste, was wir Germanen haben, ist Gift geträufelt!" Und thatet, als glaubtet Ihr den Eiden, die mich ins Gefängniß bringen sollten; glaubtet seiner feierlichen Lazarethpantomime. Noch einmal wollte er schwören (weils ihm gar so bequem gemacht ward); mich zu längerer Freiheitstrafe verurtheilen lassen und den tapferen, sauberen Mann, der mich vertheidigt und in redlicher Empörung ein rasches Wort gesprochen hatte, um sein Ansehen prellen. Nun wars genug. Der Tag des Gerichtes gekommen. Der Skalde, Fasanenjäger und Krückensimulant wird mit seinem Girren dem Reich nicht mehr schaden, mit seinen Meineiden die Rechtspflege nicht mehr entehren.

Hohenau und Lynar, Eulenburg und Lecomte: Das, Herr Oberstaatsanwalt, ist das Ende der „hardenschen Mär". Vier Häupter sanken bleichend vom Rumpf. Nur ein hehrer Held bleibt dem berliner Preßtroß. Er mag ihn wahren.

Im australischen Kohlenschacht.

Es war ein Tag nationaler Trauer, als ich in meinem schlichten Arbeitsgewand mit meinem Bündel Habseligkeiten das Boot in Newcastle, dem Cardiff Australiens, verließ. Bekümmerniß lag auf den Gesichtern, an allen Ecken standen die Menschen zusammengerottet, gestikulirten und sprachen lebhaft. War der König erkrankt? War ein beliebter Staatsmann geschieden? Hatte das gehaßte ränkesüchtige Japan (man stand eben in den Zeiten des amerikanisch-japanischen Konfliktes) das Heimathland wieder übertölpelt und einen Schachzug näher dem bedrohten Anstralien gethan? Die Telegramme, die an allen Ecken klebten, kündeten lakonisch: „Burns besiegte Squire": der Abgott der australischen Jugend und Mannbarkeit, der Boxerchampion Englands, Afrikas und Australiens war in San Francisco unterlegen. Einst Bergarbeiter in Newcastle, war er durch die Kunst seiner Fäuste zum australischen Idol geworden; und wie die Niederlage eines Feldherrn wurde sein Fall betrauert. In den beleidigten Nationalstolz mischte sich das Mißvergnügen verlorener Wetten; man sprach von Hunderttausenden Pfund Sterling, die auf dem Spiel standen. Die beiden Namen verfolgten mich den ganzen Tag; noch als ich in dem schmutzigen Quartier der Heilsarmee eine von Ungeziefer gestörte Nachtruhe hatte, hörte ich von den späten Bettgängern in rücksichtlos lautem Gespräch das Tagesereigniß in alter Monotonie besprechen. Ist denn das ganze australische Volk von Sportgelüsten schon von höheren Dingen abgezogen? Fast sollte man es meinen, da diese Leidenschaft Einem auf Schritt und Tritt begegnet; mußte ich doch lächeln, als ich am nächsten Tag bei einer schlichten Bergarbeitersfrau mich einmiethete, nach dem Alter zweier frischen Jungen fragte und die Antwort erhielt: „Es sind Zwillinge, am Tage der ‚Cleansweap' geboren." Die Römer benannten ihre Zeiten nach den Konsuln, die Australier nennen einen Pferdekopf des Melbourne Cup: Cleansweap hatte ihn vor acht Jahren gewonnen.

Am nächsten Morgen war ich einer der Gnomen in der Tiefe, die der Weltindustrie die Feuernahrung fördern. Meine neuen Freunde, die ich gesten in Speisehaus und Bar, auf der Straße wie im Nachtquartier von Spielerleidenschaft ergriffen sah, stellten sich im Dunkel der Arbeitstätte doch als bessere und tiefere Menschen dar; mit dem Griff zur Picke und Schaufel kehrt unwillkürlich der Ernst des wirthschaftlichen Lebens zurück und verläßt den Mann kaum, bis er zum letzten Sonnenstrahl an das Tageslicht zurückgefahren wird.

Einst war der Bergbau der Beruf der Verachteten; die griechischen Gefangenen mühten sich in den Silberwerken Laurions; die Gefahr und Qual der Arbeit hat sie Jahrhunderte lang gemieden sein lassen, und wenn auch längst die bittere Noth die Hungernden in die Schachte gezwungen hat, so galt doch von ihnen, daß sie im stumpfen Werk in niedrigen Gängen, beraubt

des veredelnden Lichtes, die schwerste Lohnarbeit verrichten und in der Gleichförmigkeit des Schaffens verkommen. Hat man je von Meistersingern der Tiefe gehört? Doch wie haben sich die Rollen vertauscht! Das Gewerbe des Tages hat sich in den Maschinenprozeß verwandelt und zermalmt den Geist, der einst im Handwerk zu idealem Fluge fähig war; in der Grube ist die Arbeit seit Jahrtausenden fast unverändert geblieben und vergleicht sich heute günstig mit dem Schaffensprozeß anderer Thätigkeiten. Der Kohlenhauer sieht das Werk seines Fleißes in geschürfter Kohle, der Schachtarbeiter, zu denen ich mich zählte, freut sich an den Schienengleisen, die seine Hand gelegt, der Fuhrmann überblickt mit einem gewissen Stolz die Reihe der mit Kohle beladenen Wagen, die er dem Ausgang zuführt: überall steht ein Erfolg vor Augen; der Gesammtprozeß des Grubenwerkes, so schlicht und einfach er auch sein mag, erfreut und befriedigt die Arbeiter. Während in der Industrie eine unbewußte Theilnahme am unbekannten Gesammtwerk sich findet, bleibt hier der Arbeiter ein antheilbewußtes Glied des Ganzen. Die psychologische Wirkung dieser denkenden Arbeitsthätigkeit ist ein selbständiger Charakter mit Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein: ein Klassenstolz sprießt daraus, wie er kaum in einem anderen der muskelthätigen Berufe sich findet. Freilich droht auch hier die moderne Technik einzutreten und Kohlenschneidemaschinen, wie wir sie in unserem Bergwerk hatten, drohen die Kräfte des Denkens durch mechanische Griffe zu verdrängen.

Aus all den Berufen, in denen ich in Australien arbeitete, ist mir der des Bergarbeiters als der intellektuell höchststehende erschienen; er nimmt tiefes Interesse an den Wirthschaftverhältnissen und wagt einen kühnen Blick in das Reich sozialistischer Ideen. Der landwirthschaftliche Arbeiter hat die Schlacken patriarchalischen Konservatismus an sich, und wenn er in Abhängigkeit auch an Gewerkschaft und Sozialreform Interesse nimmt, so bringt ihn eigener Besitz später doch auf die Seite der einst von ihm gescholtenen Bedränger. Das traumverwobene Goldgraben läßt zu wenig Ideenlust an realen Wirthschaftverhältnissen; die Noth muß groß sein und die Bedrängung drückend, wenn der Goldgräber sich aktiv in die Reihen der Kämpfer stellt. Der Industriearbeiter berauscht sich vielleicht an blutrothen Zukunftideen; oft aber hat ihn seine geisttötende Arbeit unfähig gemacht, mitzudenken an den Problemen, oft hat ihn die Verfolgung, die er um seine Gewerkschaftideale erdulden mußte, abgestumpft und aus einem tapferen Fechter von starker Lebenswärme ist ein verdrossener Zuschauer geworden. Das Leben in der Stadt, das den Industriearbeiter umgiebt, hat auch zu viele niederen Instinkten dienende Anreize, um hohen Idealen Raum zu lassen.

Der Bergmann ist aus besserem Stoff. Der Schacht ist sein Reich. Hier arbeitet er ungestört; keine Aufsicht von Unternehmern oder feilen Schreibern stört seine Gedanken und Reden; wer da dem Bunde der Bergmänner sich

anreiht, ist ein Mitverschworener, dem Verrath Verachtung brächte. Konnten wir in der Fabrik unsere Ideen oft nur im Flüsterton tauschen: hier sprach man frei aus, kein unberufenes Ohr lauschte und in der Pause zwischen den ermüdenden Streichen in die glänzende Kohle gab es fabianistische Debatten. Gegenstände, die ich an keiner Arbeitsstätte besprochen hörte, wurden hier verhandelt: vom Erziehungwesen bis zur Alkoholfrage, von der Veredelung der Familie bis zum Frieden der Völker waren die weitgesponnenen Ideen geführt.

Wenn gerade gewerkschaftliche und sozialistische Anschauungen hier mehr als sonst geäußert wurden, so liegt Das in den Verhältnissen des Berufes. Die Schürfer sind nach der Tonne gezahlt und sehen sich in ihrem sauer verdienten Erwerbe durch willkürliche Urtheile der Unternehmer gefährdet: zur Abwehr diente der Zusammenschluß der Arbeiter, der dem Unternehmer gewerkschaftliche Kontrolorgane an die Seite stellt und jede Kritik der Kohle, ob mehr oder minder rein gehauen, der Gegenprüfung durch seinen eigenen gewerkschaftlichen Vertreter unterzieht. Der Erkenntniß der Nothwendigkeit des Zusammenstehens verschloß man sich nicht, und da abspenstig machende Contreminen von den Unternehmern nicht mit gleichem Erfolg gelegt werden können, so ist Jeder, der die Achtung seines Nebenarbeiters gewinnen will, sein Bruder in der Gewerkschaft. Ein großer Unternehmer sagte mir einmal: Der Gewerkschaft bleiben nur Menschen fern, die zu geizig und zu selbstsüchtig sind, um mitzukämpfen, aber charakterlos genug, um an dem Errungenen theilzunehmen.

Und sollten nicht bittere Ideen gegen die Wirthschaftordnung aufkommen, wo jede Stunde Lebensgefahr bringt und an dem Lebensmark zehrt? Eines Tages verletzte ein Kohlenklumpen beim Herabfallen das Rückgrat des Bergmannes; sie begruben ihn am nächsten Tag. Die an den Drahtseilen einhereilenden Kohlenwagen erfaßten einen Jungen und machten ihn zum Krüppel auf Lebenszeit. Mein eigener Hausherr ging frohgemuth nach des Tages schwerer Bürde dem Ausgang zu, als ein scheues Pferd ihn zu Boden stieß, daß er Monate lang zwischen Leben und Tod schwebte. Die dumpfe Luft, geschwängert mit dem Pulverdampf und dem Rauch der Talglampen, kürzt den Athem und wirft die Arbeiter nach zwei Dutzend Jahren harter Grubenarbeit asthmatisch, aufgebraucht und erwerbsunfähig auf die Straße. Die nassen Schachte krümmen die Glieder in Gicht: hatte ich doch selbst drei Tage in einem Gange zu arbeiten, wo das Wasser handtief stand und von der Decke herabspritzte und rieselte; hundertzwanzig Fuß über meinem Kopf wogte der Ozean und das kalte Salzwasser durchnäßte mich nach den ersten zwanzig Minuten des Arbeitbeginnes; und abends hatte ich durch die zugigen Schachte heimzugehen. Muß sich Rheumatismus da nicht an die Glieder heften?

Australien hat nicht die Fürsorge gegen Krankheit und Unfall, die Deutschland vorsieht; der mittellose Kranke wandert ins Spital und erhält ein Täfelchen

mit „Pauper“ über seinem Bett (und wie bitter empfindet ein Armer, wenn man ihn blosstellt), der Invalide hat sich mit einer Riesenprämie von acht Shilling zu begnügen; der Krüppel aber, und wenn er die höchste Pension erhält, hat eben doch all Das verloren, was das Leben werthvoll macht und ihn seiner Familie ein brauchbares Glied sein läßt. Er ist von seinem Beruf entmannt worden. Und dieses Schaffen dient zur Bereicherung Tausender, die nie eine Stunde lang Gefahr dräuendes Kohlenhäuerleben kosteten.

Wenn den Arbeitern der Kohlengrube, die das ganze Werk selbst thun und beherrschen, sich die Ansicht aufdrängt, daß die Herren zu viel Unternehmergewinn einheimsen, daß die Unternehmungen, wenn nicht von der Gesammtheit der Arbeiter, so doch vom Staat getrieben werden sollten, so folgen sie hierin Eingebungen der täglichen Erkenntniß; der Industriearbeiter dagegen bewundert, mag er sichs eingestehen oder nicht, den gewaltigen Organismus, der das Gesammtwerk zusammenhält; und mag er den Uebergang der Produktion in die Allgemeinheit noch so oft von der Rednerbühne preisen hören: er steht einem Räthsel gegenüber, wenn er diese zukunftfrohen Gedanken in seine enge Alltagswelt zu versetzen unternimmt.

In der Runde der Bergleute findet man kaum himmelanstürmende Reformer. Man wagt sichs kaum zu gestehen, wie bescheiden der Arbeiter ist, wie er zunächst nur nach einem Zustande trachtet, der kaum besser als der heutige ist. Die Gewerkschaft ist sein Stolz und seine Zuversicht; mit ihr will er nach Recht und Gesetz vorwärtskommen. Die Gewerkschaft ist das sicherste Antidoton gegen tollkühnen Umsturzwahn; man begreift, wenn kühne Sozialisten in diesen Verbänden ein Hemmniß sehen, man steht aber einem Rätsel gegenüber, wenn man Unternehmer und Staat die Gewerkschaft bekämpfen sieht, die ihnen als bester Pfeiler dient. Es brauchte nicht der Wahrsagung Sinclairs in seinem Jungle, um zu erkennen: „Wo die Gewerkschaft zusammenbricht, liegt das Morgenroth der blutigen Revolution.“ Wenn die Arbeiter nichts mehr haben, was ihnen hilft, dann kann ihnen „Alles gestohlen werden“; die Verzweiflung des steuerlosen, von den Wogen des Kapitalismus überwältigten Schiffers achtet keines Schreckens mehr; die ziellose Orgie des Umsturzes ist ihm gerade das rechte Ende.

Falsch wäre der Glaube, daß der Arbeiter nur in der Befriedigung seiner animalischen Bedürfnisse sein Lebensziel sieht: er hat ein vielleicht Manchem unbewußtes Streben nach Höherem, nicht nur nach primitivem Genußleben. Der Verzicht auf Freuden der Natur, auf Luft und Licht läßt wohl am Abend des Arbeitstages die niederen Lebensinstinkte des Bergmannes besonders heftig erwachen: er sucht nach Gesellschaft, nur um die Einförmigkeit der wenigköpfigen Kameradschaft im Schachtesdunkel zu vergessen; gedankenloser Bummel durch lebendige Straßen, der Blick in bunte Läden ist ihm ein

Anreiz; die geistigen Getränke beleben seine Phantasie, die vom Schwarz der Kohlenmauern niedergedrückt wird; die Schaaren der Kinder zeigen, wie das leicht erkaufte Vergnügen in seiner Ehe sich vordrängt; den ganzen Tag von seiner Familie getrennt, ist es der müde Körper, der keine Kräfte für geistige Gemeinschaft mehr bewahrt hat und der Ehe den idealen Gehalt nimmt: matrimonium est communio corporis et animi ist der unwahr gewordene Wille des römischen Rechts; die moderne Wirthschaft hat das Leibliche vorgedrängt, das Geistige zermahlt; besonders beim Bergmann. Gerade er aber empfindet den Druck seines Lebens: er ist von der Sinnlichkeit des Familienlebens übersättigt, von dem Zauber der Berauschung angewidert, von den leeren Vergnügungen gelangweilt. Wo sind die öffentlichen Bibliotheken, wo sind die Konzerte, wo sind die billigen Schaubühnen und die anderen Mittel, die dem Arbeiter ein geistiges Leben spielend ermöglichen könnten?

Noch thut der Staat, thut die Gesellschaft zu wenig, um die in jedem Arbeiter schlummernden Ideale, den Drang nach Individualität zu wecken. Aufklärung erscheint ihnen wie Kraftverleihung an unerwünschte Mächte, Unwissenheit wie Bannung der kommenden Zeit. Die Machthaber von heute wollen immer noch nicht glauben, daß die Arbeiter die Herren von morgen sind. Diese haben sich so lange von der klassenbewußten Intelligenz und den politischen Unternehmerparteien gängeln lassen, daß sich Viele in dem verhängnißvollen Wahn wiegen, so werde es immer bleiben. Wie sollen die stumpfen Massen herrschen? Doch schon dämmert das Bewußtsein der Macht den achtzig oder neunzig Prozent der Bevölkerung, die in körperlichen Diensten ihre Muskeln regen, und die politische Demokratie, wie sie in Australien ihren stärksten Ausdruck gefunden hat, ist die nothwendige Folge der Krafterkenntniß. Noch stellen sich heute die alten Führer der Politik und Wirthschaft in die Dienste der wirklichen Demokratie. Bald werden die Arbeiter fordern, daß ihre eigenen Männer, ihr eigenes Denken und Empfinden herrschen. Laßt uns die kommenden Meister bilden! Man braucht nicht zu fürchten, daß ein Arbeiterstaat weniger idealistisch sein wird. Der Arbeiter hat kein geringeres Streben nach dem Licht der Sonne als der Manichäer oder der Büchergelehrte; doch es wird lange, sehr lange dauern, bis er Denen gleichsteht, die Jahrhunderte lang das Privilegium der Schöngeisterei für sich ausgebeutet haben. Es bedarf der raschen That, Aufklärung und Idealismus auf dem breiten Boden zu nähren, damit nicht die Macht des Arbeiters sich brutal übt, zu früh, ehe ihm die Kultur seiner Zeit noch zur Wesenheit geworden ist. Die Veredelung der besten Pflanze unserer Wirthschaftgemeinschaft, des Arbeiters, ist die nothwendige Voraussetzung der Kulturzukunft unserer Nationen.

Der Bergarbeiter wird zur Avantgarde der neuen demokratischen Wirthschaftepoche gehören; er ist es, der in den Vereinigten Staaten die von Unter-

nehmern bestochenen bürgerlichen Parteien verurtheilt und mit seinen Millionen freiheitliebender, selbständiger Köpfe die Fahne des Sozialismus enthüllt hat; er steht auch in Australien auf dem Sprunge und die Verschwörung gegen die alte Zeit reift im dunklen Schacht. Sozialismus: soll es der Zuchthaus- und Kasernensozialismus, in dessen Rahmen die kommende Zeit so einfach und unwürdig gedacht wird, oder ein Sozialismus mit kontrolirten Wirthschaftfunktionen und freiester Individualität der Einzelnen sein? Der Engländer hat in seinen Adern nicht das Sklavenblut, das in anderen Nationen durch Jahrhunderte gezüchtet wurde; er ist mehr Individualist und es ist wohl aus der Seele jedes Angelsachsen geschrieben, wenn Oskar Wilde in seinem Hochgesang auf Individualismus, in des „Mannes Geist unter Sozialismus“ (the soul of man under socialism) schreibt: „Es ist herzzerreißend, zu denken, daß tyrannischer Sozialismus (Authoritarian Socialism) uns in Sklaverei zurückbringen soll. Ist es nicht kindisch, das soziale Problem durch Freiheitberaubung des Einzelnen zu lösen? Zwangsarbeit wird für keinen Menschen gut sein, nicht für Den, der sie thut, noch für Den, zu dessen Nutzen sie gethan wird, noch gut in sich selbst. Wir bedürfen dringend der größten Freiheit.“ Aber auch kluger und selbständiger Menschen; ihrer am Meisten. Denn nicht viel wäre gewonnen, wenn wir nur sozialistische für kapitalistische Unfreiheit eintauschten.

Newcastle in Newsüdwales. Dr. Robert Schachner.



Die schönste Kirche.

Um sie zu sehen, mußte ich an einem grauen Morgen durch die wiener Vorstadt. Bis dorthin, wo Platz für das freie Gelände wird und trotz dem milden Wetter das Gras frierend steht und die weiße Schneedecke erwartet. Dann liegt Wien, liegen die weitgedehnten Häusermassen weit zurück und über einen Feldweg geht man an einer tristen Friedhofsmauer entlang ans Ziel, wo schon die goldene Kuppel leuchtet, die goldene Kuppel der schönsten Kirche, die in dieser fernen Nachbarstadt von Wien aufgebaut worden ist.

Eine ferne, neue Stadt. Und noch fehlen ihr die Bewohner, deren Schicksal doch vorausbestimmt ist. Denn hier ists nicht wie in anderen Städten, daß den Menschen das Geschick noch verschieden fallen mag, sie in die Höhe streben und gelangen dürfen oder hinabgleiten müssen in Dunkel und Wirrsal. Einem, der bald hier in der kleinen Stadt, die man uns Wienern zu guter Nachbarschaft hingebaut hat, ansässig wird, ist das traurige Los schon gefallen. Er muß dableiben, darf nicht zurück nach Wien; und deshalb ist Dies eine Nachbarstadt und eine ferne Stadt zugleich. Denn kaum Einer von vielen Hunderten kehrt zurück, denen einmal

beschieden war, in den lichten, freundlichen, nach neuer Art gebauten Häusern zu wohnen. Gärten, Rasenflächen dehnen sich zwischen den Gebäuden, bunte neue Drucke von guter Künstler Hand schmücken die Wände, in denen, hinter sicherem Verschluß, die Pfleglinge dieser neuen niederösterreichischen Landesirren- und Pflegeanstalt am Steinhof wohnen werden; aber trotzdem ists eine ferne Stadt. Wenn auch der letzte Schein der Schrecken erregenden, düsteren Mauern gefallen ist, mit denen man die Heimstätten Irrer sonst zu umgeben pflegte, wenn auch kein Blick Ekles oder gar Grauenvolles trifft: die weite Welt liegt zwischen den hellen, freundlichen Häusern von Steinhof und selbst der ärmsten Behausung Vollsinniger in der großen Nachbarstadt. Wüßte man nicht, wem diese Stadt und die Kirche, deren Kuppel leuchtet, erbaut worden ist, man wünschte, in solcher kleinen Kolonie zu leben; selbst im Herbst ists hier noch licht und hell, im Frühling aber wirds gar schön sein. Und die Armen im Geist oder Schwachen an Leib werden in ihren Gärten sitzen oder umhergehen und zu der kleinen Kirche aufblicken, die in ihrem Glanz, in ihrer weiß und golden schimmernden Schönheit ihnen rein wie das Himmelreich auf Erden erscheinen mag.

Diese kleine Kirche ist von Otto Wagner erbaut, den ich getrost, trotz Messel, einen der allergrößten Architekten unserer Zeit nenne, der in Wien manchen Bau errichtet hat, wie die Stadtbahnanlage und das Haus der Postsparkasse, das ganz Erfüllung neuzeitlicher architektonischer Wünsche ist. Hier aber ist ihm sein Meisterwerk gelungen: die schönste Kirche.

Ist Das nun nicht Uebermuth, Fanatismus, enger Horizont, daß ich eine kleine Anstaltkirche die schönste, so einfach die schönste auf Erden nenne? Nein; man darf nur dieses Werk nicht an anderen Maßen als an denen unserer Zeit messen. Es muß eingeschätzt werden innerhalb der Relativität der anderen Werthe materieller und ideeller Art, die unsere Generation hervorgebracht hat, hervorbringt. Es ist etwas Anderes, diese mit geringen Mitteln (Bau-, Innen- und Außendekoration haben ein Geringes mehr als eine halbe Million Kronen gekostet) errichtete Architektur an unserer Peterskirche, dem Dom in Siena oder Aehnlichem zu messen, ein Anderes ist dieser Fall, wo eine neue, unserer Zeit besonders geeignete Aufgabe eine neue Lösung verlangte Und bei Alledem kommt mir jetzt, unter dem unmittelbaren Eindruck und bei der Erinnerung an die Armuth feierlicher Architektur neuen Stils, die unsere Zeit bisher eben so scharf charakterisirte wie ihr relativer Reichthum an vorzüglichen Zweckbauten, es so vor, als könne Otto Wagners kleine Kirche am Steinhof neben dem Baptisterium in Florenz ruhig genannt werden.

Es ist ein einfacher Bau in Kreuzform. Von außen ist der Eindruck: Farbe und Ton, eher als Form und Dimension. Dies entsprach eben den Mitteln. Man sieht den weißen, leicht grau geäderten Marmor schimmern, der vom Sockel an die ganze Fassade deckt, sieht das warme Braun der kon-

struktiven Kupferkuppel und als Krönung den Goldschimmer, der niet- und nagel-, regen und hagelfest ist. Ein kleiner Vorbau ist durch zwei niedrige Thürme, auf denen gute Figuren stehen, hervorgehoben; er birgt die Treppe zu Orgel und Chor. Innen aber hebt sich der Blick frei, von keinerlei Theilung noch von schweren Pfeilern gehemmt, zur Höhe. Für den architektonisch Interessirten: um die Freiheit des Raumes zu erzielen, wurden die vier inneren Hauptpfeiler durch die Eingänge, zum Theil durch die Heizunganlage gespalten, so daß vier Doppelpfeiler entstanden; sie tragen die Kuppel; an der Metallkonstruktion der äußeren Kuppel wiederum hängt die innere Decke, weiß verputzt, mit einem einfachen Goldornament geziert. Bis zu drei Meter Höhe sind auch die Innenmauern mit Marmordecken verkleidet und es ist bei Tageslicht wie beim Glanz der traubenförmig sich herabneigenden Kronleuchter gleich schön, die Spiegelung der Lichttöne zu sehen Aller Innenschmuck geht nur auf Zweckerfüllung zurück und drückt sich in zwei Tönen aus: dem Weiß des Marmors, dem Gold der Bronze. So ist der Hauptaltar ein Prachtstück edler Bronzegewinde, für das Licht Durchlässe gewährend; die Predigerkanzel steht auf Bronzeträgern und ihr Schmuck ist die schön ornamentirte Thür, die den Geistlichen einläßt.

Einzelheiten seien hier verschwiegen; sowohl die guten Thaten Wagners und seiner bildhauerischen Helfer, die noch zu nennen wären und die die wunderbare Einheitlichkeit des Eindruckes hervorbringen, als einige (zum Glück wenige und hoffentlich noch nicht definitive) Pfuschereien, die außerkünstlerischen Motiven ihre Existenz verdanken. Glänzend aber fügen sich in den Raum die beiden hellen Glasmosaiks, die den Seitenwänden den Ton geben: Werke von Koloman Moser, die erweisen, daß man auch in unserer Zeit biblische Gestalten und Motive rein, klar und unverwirrt von süßem Mystizismus darstellen kann.

Ist bisher nur die Konstruktion erklärt worden, so verdient nun auch der logisch ans Ende denkende Kopf Wagners seinen besonderen Ruhm. Hier steht nämlich, scheint mir, die erste Kirche, in der allen Anforderungen unserer Zeit genügt ist. Die Bänke sind dem Körperbau und dazu den besonderen Schwächen Kranker angepaßt. Die Flächen sind überall gerundet, damit kein Krankheitkeim Schlupfwinkel finde. Der Grundriß hat ein Zimmer für ärztliche Hilfe, ein Bad und W. C. vorgesehen. In den Weihkessel taucht hier kein Gläubiger die Infektion vermittelnde Hand: der Tropfen rieselt aus dem Rohr auf die Hand, schwindet im Ablauf; und die Centralheizung wird den schönen weißschwarzen Fliesen stets eine gesunde Temperatur geben.

Manches wäre noch zu sagen. Doch schien es mir vor Allem wichtig, der weiten deutschen Welt zu berichten, daß hier ein Werk von schönster Art einem großen Baukünstler geglückt ist. Freuen wir uns!

Wien. W. Fred.

Fritz Erler.

Zuerst wollen wir einmal feststellen, daß Erler ein großer Könner ist. Das heißt: er malt, was er innerlich gesehen hat, und räumt dem Zufall keine Macht ein; er malt, was er malen will, und sein Können verläßt ihn nicht. Sein Wollen und Können ist auch so groß und sicher, daß dem Beschauer keine Ungewißheit darüber bleibt. Mit einem Wort: er kommandirt die Kunst. Was er durch sie zu sagen hat, Das ist eigenstes inneres Erlebniß. Er erinnert uns an kein großes Vorbild. Wir haben Gleiches und selbst Aehnliches noch nicht gesehen. Das ist Vielen schmerzlich, weil sie das Neue nicht einzuordnen wissen, dafür in ihrem Schädel noch kein Schubfach haben. Bei der heute beliebten Art, jedes Bild auf seine letzten geistigen Wurzeln zu prüfen, Beziehungen und Anklänge aufzuspüren, ist jeder selbständige Geist dem Kritiker ein Aergerniß: er stört den Zusammenhang und die Ordnung. Und Ordnung ist nun doch einmal die Hauptsache; auch im Gebiet der Kunst. Man muß doch wissen, in welches Kapitel der Kunstgeschichte so ein Mann unterzubringen ist!

Es ist eine allgemein giltige Beobachtung, daß man in Preußen, zumal in Berlin, Ordnung mit Kultur verwechselt und deshalb gegen alles Neuartige oder Genialische sehr mißtrauisch ist. Ich hatte Erlers Fresken schon in Wiesbaden gesehen und sie lebten mir noch in gutem, in heiterem Andenken. Mir war nur schmerzlich, daß dem Künstler seine große That keine hohe Gunst eingetragen hatte, zugleich aber auch tröstlich, daß sie die Laune des Tages überdauern werde. Nun las ich in einer berliner Zeitung, daß wirklich an den Fresken und den Entwürfen dazu, die jetzt im Künstlerhaus in Berlin ausgestellt sind, nichts zu loben sei. Der Kaiser habe Recht gehabt, die Bilder abzulehnen, denn ihnen fehle Größe der Auffassung, Beherrschung der Flächen, Kraft des Kolorites und weiß der Himmel was sonst noch Alles. Fritz Stahl war es, wenn ich nicht irre, der in dieser Weise mit Erler ins Gericht ging. Das machte mich in meinem eigenen Urtheil so irr, daß ich noch einmal hinging, um zu prüfen, ob Stahl oder ich Recht habe.

Mein Eindruck war der selbe und eben so sicher wie beim ersten Anblick dieser Bilder. Wir können zwar Keinen zwingen, sie schön zu finden, aber wir dürfen Jedem verwehren, sie zu tadeln; denn der Tadel ist ungerecht. Die Bilder leisten Das, was sie leisten sollen, in jeder Hinsicht. Sie sind von freier Erfindung und großem Zug, sind aus einem Guß und wunderbar durch die Linienführung und vor Allem durch die klare Abtönung der ruhigen farbigen Flächen zu einer einheitlichen, geschlossenen Wirkung gebracht. Um die Neuheit und die technische Leistung dieser Fresken richtig einzuschätzen, vergleiche man sie nur mit älteren Wandgemälden Berlins, von denen der Beschauer seinen kritischen Maßstab hernimmt. Weder im Zeughaus noch im Architektenhaus

kenne ich Bilder von gleich starker Wirkung. So breit und flächenhaft zu malen, hat man in Deutschland erst durch Vermittelung des Plakatstils gelernt. So scharfe Kontraste von hellen Figuren auf dunklem Grunde (oder umgekehrt) scheute man sich früher dem Publikum zu bieten. Man war eben auch in der Freskotechnik noch ganz im Bann des Staffeleibildes: das Freskobild war nichts Anderes als das in größere Verhältnisse und an die Fläche der Wand übertragene Oelgemälde. Daher denn auch die meisten ihren Zweck völlig verfehlten und durch die verwirrende Menge der Formen und mit den zu ängstlich abgewogenen Tönen einen starken bleibenden Eindruck nicht hinterlassen konnten. Dagegen sind Erlers Fresken unter allen Umständen ein Erlebniß. Ob ein frohes oder ein schmerzliches: darüber entscheidet die Geschmacksbildung des Beschauers; aber ein Erlebniß sind sie: und wer sich einmal in ihren Anblick völlig versenkt hat, Der wird die Geschichte nicht wieder los. Die vier Jahreszeiten werden uns vorgeführt; ein Thema, das schon bis zur Ermüdung behandelt worden ist und schon völlig erschöpft zu sein schien. Erler faßte die Aufgabe wie eine ganz neue an und mied die schon langweilig gewordenen Allegorien; er vermied auch, einfache menschliche Szenen aus den vier Jahreszeiten im Bild zu wiederholen. Er nahm seine Aufgabe mit frischem Künstlermuth und in einer Art von Karnevalstimmung auf. Er setzte den ganzen Apparat seiner Figuren in starke Aktion. Das Leben in der Natur, selbst in ewigem Fluß und Kampf, zieht in diesen Bildern auch bewegt und kämpfend an uns vorüber. Wir Alle kennen den Frühling von Botticelli, kennen Böcklins Blüthen streuendes Mädchen und den farbigen Steindruck H. R. von Volkmanns, wo ein Jüngling als Frühling mit zahlreichen kleinen Genien von den Bergen ins Thal hinabeilt. Erler zeigte uns den Frühling als einen fröhlichen Kämpfer; mit dem Kranz der primula veris in der einen, dem Schwert in der anderen Hand zieht er, selbst bekränzt, mit einem bunten Schurz bekleidet, auf seinem schweren Schimmel lachend ein und ihm zur Seite stürmen kecke Burschen mit Lanzen heran, den Winter zu vertreiben, den eine schneeige Gebirgslandschaft und ein tiefgrauer Himmel, vor Allem aber die in Pelz gehüllten Unholde darstellen, die mit der Fackel in der Hand und den Holzscheiten auf dem Rücken unwillig der Macht des heiteren Gastes weichen. Weniger wirksam ist die Allegorie des Sommers, wobei uns nur einige schöne badende Mädchen unter Aufsicht eines jungen Negers gezeigt werden. Wenn es uns der Katalog nicht sagte: wir könnten von selbst darauf nicht kommen, daß diese Badeszene den Sommer darstellen soll. Aber für diese Kritik, die unser Verstand übt, entschädigt uns wieder die glänzende künstlerische Konzeption und Ausführung. Hier läßt sich auch dem Ungläubigen zeigen, daß Erler ein großer Könner ist. Denn diese stark bewegten weiblichen Körper sind Proben wahrer Meisterschaft. Ich brauche die folgenden Bilder nicht weiter zu behandeln: sie haben die selben

Qualitäten und sind in ihrer ausgelassenen Festesstimmung ganz besonders in einem Kursaal am Platze, wo es gilt, Kranken und Müden neue Hoffnung und neuen Lebensmuth zu geben.

Jeder aber, den es diese vier Bilder nicht lehren, müssen die zahlreichen mitausgestellten Portraits und dekorativen Werke davon überzeugen, daß Erler eine starke Künstlernatur und vielleicht einer der wenigen modernen Maler ist, deren Werke Dauer haben werden. Seinen weiblichen Gestalten spürt man nichts von moderner Schwäche oder Decadence an. Alle haben gesundes Blut, ein derbes Knochengerüst und volle Formen. Er scheint sogar eine Vorliebe für bajuvarische Kraftnaturen zu haben: viel Körperlichkeit und wenig geistreiches Wesen, kurze Stirnen und stark entwickelte Kauorgane. An diesen Frauengestalten ist nichts Kränkliches, nichts Geziertes, aber bei aller Kraft und Ueppigkeit auch nichts Lüsternes. Unter der sehr energischen Farbe und dem oft verschwenderisch hereinfluthenden Tageslicht bewahren die Körper und auch das nackte Fleisch doch ihre feste Struktur. Das scheint mir besonders bewunderswerth, nachdem ich bei so vielen anderen Malern die Körperlichkeit des Nackten unter der Fülle der Beleuchtungen und Lichtreflexe sich verflüchtigen sah. Erler ist eben mehr als bloßer Kolorist, auch mehr als bloßer Konturist; ihm muß Beides, Farbe und Linie, zur Darstellung seiner Gedanken in gleicher Weise dienen; Beides ist ihm (und so soll und muß es sein) Mittel, niemals Selbstzweck. Und damit begründete sich auch mein Urtheil, daß er in ganz hervorragendem Maße Könner ist. Seine vollendete Kraft kehrt in manchen Bildern auch zur Anmuth zurück, aber selbst, wo er Liebliches darstellt, pflegt er nicht zu tändeln. Ihm ist auch das Anmuthige und Zarte ein Hohes und Ernstes; und mit Recht. Deshalb gelingen ihm weibliche Portraits und Kinderbilder nicht weniger als die von Männern: vom Fürsten Hatzfeldt, Geheimrath Reisser, Richard Strauß und das Selbstbildniß, das uns einen höchst rüstigen Mann von etwa fünfunddreißig Jahren mit vollem braunen Haar und mit Spitzbart zeigt Der Ausdruck dieses fest und energisch blickenden Kopfes stimmt zu dem Eindruck seiner Arbeiten. Das ist ein Mann von starkem Willen und gesammelter Aufmerksamkeit. Sein Kopf erklärt uns die Beobachtung, daß an seinen Bildern nie eine Ermüdung, ein Nachlassen des Wollens und der Kraft auffällt; daß jeder Pinselstrich, jede Farbe fest und bestimmt hingesetzt ist. Da findest Du nie verwaschene Linien, düstere, unerklärliche Tiefen, nie jene Verlegenheitstöne, die sich genialisch und mystisch ausnehmen sollen, aber nichts Anderes sind als Nothbehelfe, Verlegenheiten, Unehrlichkeiten, Zufälligkeiten, — Paletten-Sauce, schlechte Kost genießbar zu machen.

Seine Neigung für Kraftgestalten tritt besonders deutlich in dem großen Bilde „Fremdling“ hervor. Zwei Germanen in prangender Jugendfrische und mit üppigem hellblonden Haarwuchs haben das Boot verlassen, das tief unten

mit Kampfgenossen ihrer harrt, und den Fuß auf ein fremdes Eiland gesetzt, von dessen Geschichte der Mosaikboden und die bunten Mauertrümmer zeugen. Mit staunenden, fast blöden Blicken schauen sie in die fremde Welt herein. Mir scheint, der Künstler dachte dabei an Capri und an die Ruinen des Tiberius-Palastes, die ja gewiß im frühen Mittelalter auch von abenteuernden Normannen betreten wurden. Auch in diesem Bild bewundere ich die schlichte Kraft der Darstellung. Wir haben da nichts von der theatralischen Pose, die mir die meisten Bilder der Kaulbach- und Pilotyschule ungenießbar macht, weil ich mich als halbwegs normaler Mensch dagegen sträube, daß mich Jemand bei den Haaren packt und mich mit der Nase gegen die Leinwand mit den Worten stößt: „Siehst Du denn nicht? Der Mensch ist traurig. Der hat Angst. Der horcht. Der will weinen" Weil ich nicht an den armen Teufel erinnert werden will, der zu dem Bilde Akt stehen mußte, für wenige Groschen die Stunde, weil ich das Leben selbst zu sehen wünsche, nicht aber erstarrte Akademie- und Ateliertradition. Das erinnert mich an ein Witzwort aus dem Munde des Meisters Moritz von Schwind, das mein Vater zu erzählen liebte. Es handelte sich um ein damals sehr gefeiertes Bild des Malers Lessing: ein Mönch betet am Sarge Heinrichs des Vierten. Schwind sagte dazu: „Wißt Ihr auch, was der Mönch sagt? Er sagt: Machts, daß Ihr 'naus kommt! Sehts denn nicht, daß ich hier Akt stehe?"

Erlers „Fremdlinge" wissen nichts von dieser Theater- und Atelierpathetik. Sie thun nichts und sie sagen nichts, sie nehmen keine schöne Pose an und wissen auch nicht, daß wir sie sehen und belauschen. Dadurch aber, gerade durch dieses Unbewußtsein, bekommen sie Etwas von antiker Größe. Ich kenne von neueren Werken nur böcklinische Bilder, an denen ich die selbe starke Unmittelbarkeit empfinde. Ich meine, zum Beispiel, den Ritter, der in das fremde Eiland auf seinem Rößlein todesmuthig hineinreitet, auch unbewußt, daß wir Zeugen seines Heldenthumes sind.

Am selben Tag besuchte ich die Ausstellung von Keller & Reiner, in der die „Stimmungbilder zu Richard Wagners Tondramen" von Hermann Hendrich zu sehen sind. Ich schreibe nicht gern über Kunstwerke, wenn es nicht in Worten des Beifalles geschehen kann. An Hendrich, dessen Werke ich seit zwanzig Jahren kenne, bewundere ich die rein physische Kraft, nicht aber die geistigen Potenzen. Er hat einen starken Zug zum Pathetischen und Heroischen; er möchte das Größte und Gewaltigste im Bilde bannen, aber ihm versagt dabei die schöpferische Kraft; er drängt sich in eine Reihe mit den ersten Meistern und glaubt, ein Dolmetsch wagnerischer Kunst zu sein, aber seinen Phantasien fehlt es an plastischem Leben und seine mythologischen Figuren verlieren sich in einer Coulissenwelt, die uns nicht überzeugt. Sein Meer ist nicht flüssig, seine Steine sind nicht hart, seine Bäume haben weiches, morsches Holz, seine Helden keine Knochen und kein Blut in den Adern, seine Drachen, trotz den

Riesenleibern, keine Schrecken. Ich wünschte von Herzen, daß andere Augen aus den Bildern Hendrichs mehr Freude saugen mögen, wünsche dem unermüdlich schaffenden Künstler ein anerkennendes Publikum; wünsche es um des Künstlers willen, nicht der Kunst zu Liebe. Zur Kontrastwirkung eignete sich Hendrich gegenüber Erler durchaus; für Einen, der Hendrichs Bilder freudig genießt, ist Erler nicht vorhanden: und wer bei Erlers Werken warm wird, kann nicht zugleich Anerkennung für Hendrich haben. Schonender kann ich mich über diesen Gegensatz nicht aussprechen.

Steglitz. Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Anzeigen.

Aus dem Thal der Sehnsucht. Freie Rhythmen von Maria Gräfin Gneisenau. Julius Bard, Berlin.

Wir leben in einer literarischen Epoche, die Goethes und seines Jupiters „Schoßkind, die Phantasie“ enthront hat. Unsere feinsten Literaten, die ihre novellistischen Gefühlserzeugnisse „Romane“ nennen, bevorzugen fast fanatisch eine dürftige äußere Handlung, die keine Zufallsschönheit streifen darf, und auch der Erklärer der Künstlerseele stellt die Phantasie als eine Gabe der Dichter geringeren Ranges hin (so Graf Kayerling in seinem „Gefüge der Welt“). Man genirt sich ein Wenig, wenn Einem dann etwa der Name William Shakespeare einfällt. Da wir aber in Kunstfragen kaum einen absolutistischen Begriff haben, möchte ich, um zu erklären, was ich unter einer phantastischen Zufallsschönheit verstehe, als ein modernes Beispiel die Existenz des Gaspard in Ricarda Huchs „Erinnerungen von Ludolf Ursleu“ nennen. Diese bedeutende Frau, in deren schaffende Hände Etwas vom Erbe des Romandichters Goethe gelegt wurde, ist unter den Romanschriftstellerinnen von heute fast die einzige, die das Phantastische in seiner veredeltsten Form nicht ausschaltet, wie Jakob Wassermann der einzige männliche Autor ist, der die gestaltende Phantasie für historische Psychosen besitzt. In dem Buch von Maria Gräfin Gneisenau ist nun ein für unsere Zeit auffälliges Produkt psychologischer Phantasie gegeben. Auf den ersten Blick möchten diese freien Rhythmen, die Gestalten und vielverschlungene Schicksale bilden, vielleicht auch unter dem Eindruck des Titels, verträumte Mondscheinsonaten scheinen. Aber das Merkwürdige und Wunderliche an dem Buch ist, daß in diesen seelischen Phantasien zusammengepreßte Lebensenergien stecken. Sie rufen ein phantastisches Wollen noch über die Erfüllung letzter Passion hinaus, ohne mit einem Gedanken doch je die Aushilfe des guten Gottes Voltaires oder der Astralexistenz zu suchen. Freilich: die Phantasie aller Dichter hat noch versagt, wenn sie ein Weiterleben, gelöst von der Inkarnation, schildern wollte. Selbst das Genie Byrons rührte in seiner Manfred-Nacht nur an den Vorhang des Himmels, ohne ihn zu heben. Die phantastischen Seelen des Buches der Gräfin Gneisenau sind an die Erde gebunden, so sehr, daß ihnen fast jedes Gefühl, auch gelebte Passion, zum phantastischen Ereigniß wird. Die Dinge um sie werden zu einer erdrückenden Macht, die manchmal,

wo die Phantasie zur Kunst sich erhebt, etwas gespensterhaft Quälendes in sich trägt, wie denn überhaupt in der Gestaltung der Umwelt zum Träger alles Geheimnisses die Dichterin ihr eigenstes Können gegeben hat. Selbst die realsten Dinge, die Geräthe eines Raumes, der Raum selbst, bilden sich zu phantastischen Existenzen mit einem, nicht etwa gemüthvoll plaudernden, sondern eher grausam zweckvollen Eigenleben. Das Empfinden der Menschen manifestirt sich in phantastischen Energien, die, den Bannkreis der Persönlichkeit nie verlassend, dem Leser zuletzt den Eindruck geben, als hätte er nicht Worte gelesen, sondern irgendwo, in einem großen Schweigen, ein Marmorbild gesehen: auch er erhält durch die Aufnahme der Gefühlserlebnisse der Gestalten des Buches eine phantastische Vorstellung. Und so hat dieses Erstlingbuch eine eigenthümliche Wirkung über sich hinaus: der Leser steht plötzlich vor der Frage und dem Nachdenken, inwieweit erotisches Gefühlsleben überhaupt ein Phantasieprodukt ist. Hiermit soll durchaus nicht gesagt werden, daß dieses Buch etwa nur von einer Form der Liebe redet. Es sucht Wesensergänzung und findet Worte, wie sie nur ein erschüttertes Herz sprechen kann. Die Phantasie ist die Schwester des Eros. Und wenn einige Dichter unserer Zeit (D'Annunzio, Hamsun) die Erotik in ihrer höchsten, vornehmsten Erfüllung zum Transszendentalen verklären: sie glauben, Gott gefunden zu haben, aber sie fanden seine „ewig-bewegliche, seltsame Tochter, sein Schoßkind, die Phantasie."

Gedächtniß. Ein Versbuch. Von Peter Hamecher. Oskar Hellmann, Jauer.

In diesen Zeiten hat man sich oft der Kultur seiner Epoche geschämt. Man dachte: Haben denn all die unsäglichen Tagesschreiber nie Etwas von den Gefühlsdifferenzirungen gehört, aus denen, zum Beispiel, der „Phaidros" des Plato erwuchs? Hat es unsere Gegenwart so herrlich weit gebracht, daß man Einen in seiner Menschenwürde tötlich kränkt, wenn man meint, er fühle ein Wenig sokratisch? Vielleicht wird man es auch dem Peter Hamecher zur Sünde gegen den Heiligen Geist der bürgerlich geordneten Liebe anrechnen, daß sein Buch an einen „Parsifal", nicht eine Beatrice, gerichtet ist und daß Motive von Platon und Platen darin zu finden sind. Würden die Leute, die so gern verdammen, die Verse lesen, so müßten sie zugeben, daß diese Empfindungen Zartes und Feines in einem Menschen auslösen. Aber da sei Gott vor, daß sie lesen! Sie müssen die Ueberzeugung behalten, daß eine Nuance von griechischen Gefühlen nur in einem ganz Verirrten wohnen kann. Wir Anderen, die wir (wenn nichts Bedeutungvolleres, so doch) die Wiederkehr des Gleichen, ein Stück des Lebens aus Kulturzeiten, auf die man unmöglich mit Hochmuth blicken kann, in griechischen Gefühlen sehen, wollen Peter Hamecher dankbar sein und uns seiner künstlerischen Ausdrucksfähigkeit freuen. Er hat aber auch andere Motive. So bewegt sein Ungestüm der Kampf einer heftigen Natur mit dem Unzulänglichen unseres Wissens, unserer Erkenntniß. Ferner vermag der Künstler in ihm sich in eine absolut andere Gefühlswelt einzuleben. Hamecher hat in seinem Buch ein Gedicht „Maria Magdalena", das die seltsame Liebe dieser Frau zu einem stärksten, fast visionären Ausdruck bringt. Dieses Buch verspricht noch mehr von dem Verfasser: er hat für sich das weite Gebiet intellektueller Leidenschaft. Dies soll aber nicht heißen, das Buch sei nur ein Versprechen. Es giebt in starkem Ausdruck Zeugniß von dem künstlerischen und seelischen Ringen einer eigenen Persönlichkeit, der eine seltene Gabe zu Theil wurde: Phantasie des

Geistes. Diese Persönlichkeit wird sich aus Unmuth, Sturm, Anklage und der Wucht dunkler Gewalten noch befreien zur Harmonie in sich selbst, der einzigen, die wir „auf dem Wechselwege vom Orkus zum Lichte" erwarten dürfen.

Pappenheim in Franken. Sophie Hoechstetter.

Flimperpimper, das große Geldschiff. Eine prähistorisch-moderne Kulturgroteske von Hermann Eßwein. München bei Georg Müller.

Es geht Einem seltsam mit diesem bizarren Buch. Man lacht laut über seine lustigen Einfälle und schweigt plötzlich erschrocken still; man berauscht sich an dem glühenden Wein seiner Phantasien und erwacht mit einem niederträchtigen Katzenjammer. Man bewundert, ist verblüfft, enttäuscht, ärgert sich, schimpft, wirft es zehnmal bei Seite, schwört, es nie wieder in die Hand zu nehmen, und ergreift es zum elften Mal voll ärgerlicher Neugier. Donnerwetter! Irgendwo muß doch dieser moderne Proteus zu fassen sein, irgendwann muß man doch einmal auf dieses halb närrischen, halb unheimlichen Pudels Kern kommen. Auf den ersten Blick möchte man wohl in dem Buch eine romantisch eingekleidete, ungeheuer vermessene Satire auf unsere Zeit und ihre Kultur erblicken; bald aber beginnt man, an dem Ernst dieser Satire zu zweifeln, und schließlich ist man gar nicht abgeneigt, das Ganze für einen großen Bierulk, eine bunte Kirmes, einen tollen Gedankenkarneval zu halten. Aber weder eine von diesen noch irgendeine andere Auffassung läßt sich halten, sobald man sie ernstlich mit den Begebenheiten des Romans konfrontirt. Eine Weile stimmt Alles; plötzlich reißt der Faden, der uns aus diesem poetischen Labyrinth herausführen sollte, und wir tappen rathlos in der dicksten Dunkelheit. In diesem Buch stimmt nichts; sein bizarrer Reiz ist gerade, daß es nirgends stimmt, daß es immer anders kommt, als man denkt, und Alles, Charaktere und Geschehnisse, immer wieder in Frage gestellt scheint. Ich will hier nichts von dem Inhalt des merkwürdigen Buches verrathen. Das hieße dem Leser den besten Genuß vorwegnehmen. Außerdem erscheint mir der Inhalt für die Beurtheilung des Buches ziemlich nebensächlich. Nicht in seinem abenteuerlichen Inhalt liegt sein Werth, sondern in seinem Stil oder vielmehr in diesem Durcheinander von Stilen, in diesem ganz persönlichen Gemisch von echtester Hintertreppenromantik, englischem Humor aus der Vatermörderzeit und hochmoderner Satire. Die meisten Berührungpunkte hat Eßweins Art vielleicht noch mit Jean Paul. Wie ihm, so ist auch Eßwein der Stoff der Erzählung nur eine willkommene Gelegenheit, tausend wunderliche Schnörkel und Randverzierungen anzubringen. Auch ihm ist es ein Bedürfniß, mit dem geliebten Leser in ein enges Gemüthsverhältniß zu treten, und auch er mißbraucht heimtückisch seine Vertrauensstellung, um den Ahnunglosen nach Möglichkeit an der Nase herumzuführen. Ich glaube, der Reiz dieses eigenartigen Buches liegt darin, daß es im Grunde nichts ist als ein halb gutmüthig-ironisches, halb wunderlich-kindliches Vexirspiel. „Wer bin ich?" scheint es bald kindlich lustig, bald mit gutmüthigem Spott überall aus den Ecken und Winkeln dieses Buches herauszurufen. Und immer tiefer folgt man dem seltsamen Vogel in das Dickicht seiner poetischen Wälder, bis man schließlich, ohne auch nur einer Feder von ihm ansichtig geworden zu sein, ganz plötzlich mit verblüffter Miene wieder draußen steht. Und der Sinn von Alledem? Ja, muß denn Alles einen Sinn haben? Ist es denn, mit

Verlaub zu sagen, so sicher und ausgemacht, daß das Leben selbst einen Sinn hat? Wenn es nun gerade die Absicht des Buches wäre, das Leben in seiner traurig-prächtigen Sinnlosigkeit aufzurollen? Wenn der Autor mit seinem wunderlichen Versteckspiel nur dem größeren Autor nachgeahmt hätte, der sich seit einigen Jahrbillionen hinter den bunten Wandelbildern, die er dirigirt, verbirgt, ohne daß es jemals gelungen wäre, seiner habhaft zu werden oder seine letzten Absichten zu verstehen? . . . Das große Fragezeichen, das einzige religiöse Symbol, das es für aufrichtige Menschen unserer Zeit noch giebt, schwebt über der Tiefe dieses Buches, das einen merkwürdigen Ruhepunkt in der Entwickelung eines durchaus modernen, eines vorwärts schreitenden Geistes erkennen läßt.

München. Karl Schloß.

Grundzüge der Nationalökonomie. Poeschel, Leipzig. Mk. 4,80.

In die Nationalökonomie will das Buch einführen. Es entstand aus Vorträgen, die ich vor Jahren im Verein der Bankbeamten in Berlin gehalten habe. An Bankiers, Industrielle, Kaufleute, Juristen, Beamte wendet dieser Grundriß sich zunächst. Doch hoffe ich, da ich nichts als bekannt vorausgesetzt habe und bestrebt war, bei aller Knappheit der Darstellung klar und präzis zu sein, daß auch jeder Andere das Buch mit Nutzen lesen wird.

Halensee. Dr. Georg Obst.

Charlotte Abutti. Ein Buch der Liebe. Dr. Wedekind & Co.

In diesem Buch habe ich den Versuch gemacht, ein paar innere Beziehungen zwischen dem Mann von fünfzig Jahren und einer blutjungen Frauenseele aufzuspüren, die durch banale Umstände in eine sogenannte Vernunftehe gedrängt worden ist. Aber ich habe ferner noch darüber seelische Aufschlüsse zu geben versucht, daß eine gerade gewachsene Frau eben so entschlossen fremde Erkenntnisse ablehnt, wie sie mit alten Begriffen von Schuld und Vergehen aufräumt. Meine Charlotte Abutti, die mit weißen, durchsichtigen, schlanken Händen in tiefem Frieden auf dem Totenbett ruht, hat im Leben leise darüber gelächelt, daß eine Frau schuldig werden könne, wenn sie sich dem geliebten Mann hingiebt. Und mit räthselhaften Augen sieht sie ihren Eheherrn an, der Schuld nur wittert, wo körperliche Zusammenhänge bestehen, und der sofort verzeihen möchte, wenn die Welt keinen Anlaß hat, an seiner ManneSehre zu rütteln. Gegenüber solcher Philistergesinnung faßt Charlotte Abutti das Bekenntniß ihrer Seele in folgende Worte zusammen: „Was geht mich die Welt an, wenn ich sage: Ich liebe Brand! Und wenn Das eine Schuld ist, dann bin ich dreimal schuldig, denn ich gehöre ihm mit jedem Pulsschlag. Für mich ist es ja so belanglos, Wilhelm, ob ich vor den Menschen für rein und makellos gelte; für mich bedeutet es ja gar nichts, daß Das, was Ihr Verbrechen nennt, nicht zwischen mir und Brand steht. Mann, begreifst Du denn gar nicht, was in mir vorgeht? Ich liebe ihn und er liebt mich. Ich kann Dich nicht belügen, Wilhelm." So ist für mich Charlotte Abutti, der die Erde abgetragen ist, weil „Besitzwahnsinn" sie nicht freigiebt, die Trägerin einer höheren Kultur.

Felix Hollaender.



Herrscherbildnisse.

Uebermenschen bedürfen nicht der Attribute, die ihre sie von der Masse abhebende Herrennatur symbolisiren. Auch im Arbeiter- oder Bürgerrock wären sie als eigener Gattung kenntlich. Selten findet man solche Größe auf Thronen; denn leichter entwickeln sich Genies im Existenzkampf des rauhen Lebens als in den Treibhausatmosphären der Höfe. Die Sucht, jede gekrönte Mittelmäßigkeit im Bild zur Größe umzuformen, erzeugte eine in Verfallperioden gepflegte Pseudokunst. Die einst göttliche Verehrung genießenden Statuen römischer Imperatoren, die, handwerkmäßig Götterbildsäulen nachgebildet, die Züge der jeweiligen Kaiser trugen, waren eben so Ausgeburten menschlichen Wahnwitzes wie die plastischen und malerischen Darstellungen der Allongeperückenpotentaten, deren theatralische Posen trotz allen beigegebenen Hoheitinsignien ihren Trägern keine Würde zu verleihen vermochten.

Die Hofmalerei, deren Blüthe in die Spätrenaissance fällt, brachten die Meister zu Ehren, die mit Betonung einer den Dynastensprossen eigenen, aus Jahrhunderte alter Edelzucht sich ergebenden physiognomischen Verfeinerung alles Individuelle, Interessante, Qualitäten wie Mängel Verrathende ihrer Herrscher in deren Bildern verwertheten, ohne der Eitelkeit der Majestäten auf Kosten der Naturtreue Konzessionen zu machen.

Velazquez brachte virtuos das Charakteristikum der dekadenten spanischen Könige zum Ausdruck, das bereits, wenn auch in noch verschleierter Weise, Tizians Reiterbild Karl des Vierten zeigt: eine mit Vornehmheit gepaarte phlegmatische Melancholie, Merkzeichen jenes Erlöschens mit Resignation, dem ihr bedeutendes Geschlecht und Volk entgegensteuerte. Auch die Rittergestalt Karls von England, wie sie Van Dyck in verschiedenen Posen malte, trägt noch den Stempel individueller Auffassung. Sonderbar kontrastiren diese eleganten Portraits von der Hand des vlämischen Meisters mit denen Heinrichs des Achten, die ebenfalls einem auf englischem Boden Fremden ihr Entstehen verdankten. Aus den feist sinnlichen, von Holbein in starker Naturalistik wiedergegebenen Zügen des königlichen Blaubartes spricht ein Verständniß für Realpolitik; das fehlte dem unglücklichen Stuart, dessen von Stolz und Leichtlebigkeit zeugendes Antlitz all die Eigenschaften verräth, die ihn mit seinen puritanisch-demokratischen Unterthanen in Streit bringen mußten.

Leider sind Van Dycks Werke nicht mehr ganz frei von dem fatalen Hang, zu „idealisiren“, dem die spätere Schule mehr und mehr verfiel. Auch begann nach ihm die höfische Malerei, ihre Aufgabe nur noch in der Glorifizirung der Majestäten zu sehen. Während die Fürsten des Mittelalters sich der Nachwelt in knieend demuthvoller Gebetstellung, umgeben von Heiligen und Märtyrern, überliefert haben, bevorzugten ihre Nachfolger im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert profanere Auffassung. Sie ließen sich inmitten olympischer Gottheiten (und von ihnen Huldigung empfangend) darstellen. Schon Rubens malte seine Panneaux des Marie de Medici-Cyklus in der byzantinischen Tendenz, die später, in geistloserer und geschmackloserer Weise, von den Hofmalern von Versailles adoptirt wurde.

Der von der Kunst unterstützte Caesarenwahn, der im Rokoko zu vollster Blüthe kam und in der Sonnengottverherrlichung Ludwigs des Vierzehnten gipfelte, ist auf sämmtlichen Herrscherbildern dieser Epoche irgendwie erkennbar. Leute, deren Leben sich in Damenboudoirs abspielte, ließen sich als Kriegsheroen, im Hinter-

grunde fliehende Feinde, malen; biedere Hausväter, Besitzer kleiner Duodezstaaten, in römischer Imperatorentracht, umringt von Symbolen weltumspannender Machtsphären. Allen diesen Phantastereien, die nur die Profanation wahrer Kunst bedeuteten, bereitete der Ausbruch der Großen Revolution ein jähes Ende. Man fing wieder an, auch gekrönte Personen nüchternen Sinnes zu sehen und sie naturgetreu als Menschen zu malen. Der Umsturz des Ancien Régime wirkte in diesem Sinn auch auf die Kunst, nicht nur auf politische und soziale Zustände, befreiend.

Das durch die Revolution zum Kaiserthron gelangte Genie fand keine Künstler, die fähig waren, ihm ein würdiges Denkmal zu setzen. Die Gérard, David, Gros und die übrigen Hofmaler des großen Korsen waren Mittelmäßigkeiten, die trotz der Befreiung von den Traditionen der erstorbenen Schule nichts Starkes zu leisten vermochten. Ihren Napoleonportraits fehlt wahrer Kunstwerth. Interessanter für die Nachwelt sind die unzähligen Episodenbilder, auf denen die Gestalt des Kaisers zu sehen ist und deren beste erst erstanden, als die Epopöe des Ersten Empire schon der Geschichte angehörte. Raffet, Meissionier, Détaille und viele Andere haben ihr Talent in den Dienst des Napoleonkultus gestellt.

Um die Wende des achtzehnten Jahrhunders ist ein Einziger zu nennen, der mit seinen höfischen Bildnissen Interesse erweckt: Francisco de Goya, durch dessen Meisterpinsel Karl der Vierte und sein Hof naturgetreu verewigt wurden. Die Stagnation auf diesem Kunstgebiet währte noch bis in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Die Herrscherbilder dieser Epoche, Herren in mehr oder minder prunkvollen, mit Orden übersäten Uniformen vorstellend, lassen, trotz größerer Nüchternheit in der Auffassung, an Banalität nichts zu wünschen übrig.

Erst der modernen Zeit war es vorbehalten, wieder werthvolle Portraits von Fürsten zu erzeugen; obgleich (oder: weil) inzwischen die Hofmalerei aufgehört hatte, ein eigenes Metier zu sein. Gerade das Verschwinden dieser den Künstler in Abhängigkeit haltenden Zunft mag den Aufschwung ermöglicht haben. Rein repräsentative Bildnisse ohne künstlerische Qualitäten gefielen dem verfeinerten Geschmack nun nicht mehr. Auch dem Demokratismus des Zeitgeistes, der sich nicht mehr vor dem Nimbus einer inzwischen durch Verfassungen eingeschränkten Herrschermacht bückte, mußte die neue Kunstrichtung gerecht zu werden trachten. Der bei Feierlichkeiten traditionelle Prunk in der Umgebung des Monarchen wurde als störendes Beiwerk aus modernen Gemälden entfernt und die im Alltagsleben erscheinende Persönlichkeit allein vom Künstler festzuhalten gesucht. Lenbach ging bei seinem Meisterbild Wilhelms des Ersten noch weiter. Hier ist Alles einfach. In rührender verklärter Milde blickt der müde, fast schon jenseits von Gut und Böse stehende Greis den Beschauer an. Eine Mittelmäßigkeit hätte der Versuchung nicht widerstanden, der Glorie dreier siegreicher Feldzüge durch Vortäuschung einer nicht mehr vorhandenen Frische und Energie des greisen Imperators Ausdruck zu verleihen. Im Bilde Leos des Dreizehnten, der eine beabsichtigte Aehnlichkeit in Pose und Auffassung mit dem von Velazquez gemalten Innocenz zeigt, konnte Lenbach allerdings seinen großen Vorgänger nicht erreichen.

Lenbach hat keine Schule gemacht. Das von ihm verkündete Dogma, das die Nachahmung der Renaissancekunst empfahl, hätte Stillstand für die Epigonen bedeutet. Inzwischen haben jüngere Talente neue Bahnen betreten und die Herrscher wie andere Sterbliche gemalt. Dabei konnte die Kunst nur gewinnen.

Paris. Erwin Riedinger.

❦

Tschudi.

Tschudis greifbare Resultate als Galeriedirektor lassen sich heute nur insofern bestimmen, als man sagen darf, daß er von Menzel, Daumier, Courbet, Leibl, Manet, Feuerbach, Marées, Renoir, Monet, Trübner und Anderen solche Werke erworben hat, die ihre Autoren erschöpfend repräsentiren. Ueber einige dieser Künstler ist auch der Laie heute einigermaßen unterrichtet. Wüßte man über alle, mit denen sich Tschudi beschäftigt hat, genügend Bescheid, so wäre die grasse Unökonomie eines Schreibers, der einen solchen Mehrer des materiellen und idealen Nationalvermögens zu entfernen sucht, von selbst gerichtet. Des Nationalvermögens: dabei denke ich nicht nur an die deutschen Meister, von denen Tschudi das Beste sammelte, nicht an die vielen unbekannten Landsleute, die er vor und nach der Jahrhundertausstellung zu verdienten Ehren zu bringen versucht hat, will nicht untersuchen, was die deutsche Kunstgeschichte seit 1800 ihm verdankt, sondern wage, an das Schmerzenskind zu rühren: an Tschudis Erwerbungen nichtdeutscher Herkunft. Ich habe in der letzten Zeit Gelegenheit gehabt, die Ansichten berufener Leute aus aller Herren Ländern zu hören, und den Eindruck erhalten, daß schon heute die Nationalgalerie Berlins, dank den zehn oder zwanzig Bildern, die Tschudi (nicht mit dem Gelde des Staates, sondern mit dem seiner Freunde) ohne Rücksicht auf den Heimathschein erworben hat, das Prestige einer in ihrer Art einzigen Galerie besitzt und daß man hier allein Werke zusammenfindet, die sich der Anerkennung der vornehmsten Geister Europas erfreuen. Mich dünkt, dieses Prestige einer Nationalgalerie, die das Schöne als Gemeingut aller Nationen auffaßt, ist mehr werth als der Eifer der Patrioten, der sich, bei Licht betrachtet, als trüber Gevatter-Klüngel herausstellt. Dieser Gevatterschaft, der die meisten modernen Galerien in allen Ländern ihr trauriges Niveau verdanken, war Tschudi nie zugänglich; nicht etwa, weil er der verrufene Moderne ist. Ich kann, wenn ich Meyerheim und Werner mit Courbet und Manet vergleiche, immer nur Meyerheim und Werner modern nennen. Courbet und Manet sind alte Meister; und Tschudi zeigte sich als Kenner der alten Malerei, von der er herkam, als er ablehnte, die Sudeleien der heute beliebten Meister des berliner Westens auf Kosten dauerhafterer Potenzen zu unterstützen. Diese Unabhängigkeit beraubte ihn der Stützen in den Coulissen und machte ihn von dem Zufall abhängig, ob ihn der Kaiser billigen würde oder nicht. Den Mitlebenden wurde der rare Anblick eines Kämpfers für edle Dinge; und dieser Anblick könnte noch erzieherischer wirken als die Meisterwerke, die Tschudi gesammelt hat. Anstand, Persönlichkeit und gute Sitte spielen in der Kunst eine größere Rolle als Farben und Pinsel. Und wenn auch nicht der Ehrenmann allein den Aestheten macht, so steht immerhin fest, daß ohne die Tugenden, die wir als die männlichsten schätzen, ohne die Ehrlichkeit sich und Anderen gegenüber, ohne die Konsequenz im Denken und Handeln weder bleibende Werthe der Kunst noch die Einsicht in diese Werthe gewonnen werden können. So wird die Frage, ob Tschudi bleibt oder nicht, zu der weit über die Interessensphäre seines Bereiches hinausragenden Entscheidung, ob ein Gentleman von seiner Art als deutscher Beamter möglich ist oder nicht. Diese Frage dürfte von den Kollegen Tschudis eher als von dem Kaiser beantwortet werden.

Julius Meier-Graefe.

In Tschudis Lebensarbeit sehe ich ein nationales Kulturwerk ersten Ranges. Ich glaube, das „Nationale" nicht genug unterstreichen zu können; heute, in einer

Zeit, in der Viele dabei sind, dies Wort für sich und ihre Zwecke ausschließlich zu pachten. Dem muß ein Halt entgegengerufen werden. Tschudi gab uns eine nationale Galerie, indem er das Beste, was in Deutschland gemacht wird, zusammenzubringen suchte. Was er erreichte, ist erstaunlich, wenn man der Schwierigkeiten gedenkt, die in Aller Mund sind und ein solches Beginnen von vorn herein fast hoffnungslos erscheinen ließen.

Walter Leistikow.

Herr von Tschudi, der seit ungefähr zwölf Jahren der berliner Nationalgalerie vorsteht, ist für ein Jahr beurlaubt worden; und die deutschen Kunstfreunde fürchten, daß er von diesem Urlaub nicht in sein Amt zurückkehren werde. Warum? Weil er zu „modern" ist. Nicht moderner freilich als Herr Dr. Bode, der Generaldirektor unserer Museen, der Tschudis Ankäufe gebilligt hat, aber, als der bessere Diplomat, ruhig auf seinem sicheren Ehrenplatz bleibt und seine seltsamen, allzu wenig besprochenen Bilderrestaurationen fortsetzen darf. Die hier angeführten Urtheile über Tschudis Wirken sollen in einer Brochure veröffentlicht werden, die, unter dem Titel „Hugo von Tschudi", im Birgilverlag (als fünfzehntes Heft der Sammlung „Persönlichkeiten") erscheinen und einem Essay des Herrn von Kunowski noch andere Gutachten (von Rodin, Uhde, Stuck, Muther) gesellen wird. Die Herren Meier-Graefe und Leistikow haben in der „Zukunft" schon früher über Tschudi gesprochen. Vor elf Jahren hat der deutsche Maler Walter Leistikow hier gesagt: „Wir können uns beglückwünschen zu dieser Kraft, die in thatkräftiger, energischer Arbeit auf das Ganze losgeht. Es ist nicht recht klar, weshalb man Tschudi Vorwürfe macht, weil für die Nationalgalerie einige Bilder von Ausländern angekauft worden sind. Kein deutscher Maler darf sich durch diese Ankäufe zurückgesetzt oder geschädigt fühlen. Das wäre einfach Unsinn. Der deutschen Kunst ist dieses Haus geweiht. Der deutschen Kunst soll es dienen. Das aber kann es am Besten, wenn es wirkliche Kunst birgt, mag sie stammen, woher sie wolle. Was Herr von Tschudi schon in kurzer Zeit gethan hat, ist bewundernswerth und höchsten Lobes würdig. Er hat mit Erfolg das Uebel an der Wurzel gepackt; hat ausgerodet und ausgeharkt, was, dürr und trocken, dem Lebendigen allzu lange Licht und Luft genommen hatte. Schon heute dürfen wir uns des Tages freuen, wo wir wirklich eine Galerie haben werden, die werth ist, gesehen zu werden. Kein Zweifel: Tschudi wird der Nation Etwas geben, so groß und gut, daß man nur mit Lächeln und Kopfschütteln von den Anzapfungen erzählen wird, die mit ihrem gespreiztem Patriotismus ihn zu Fall zu bringen hofften. Was er geleistet hat, konnte nur einem Mann gelingen, der durch die alte Kunst geschult ist und durch sie sehen und unterscheiden gelernt hat; nur einem Mann, der über ein reiches Wissen und ein offenes Auge verfügt und die Perle zu schätzen vermag, auch wenn sie in rauher Schale liegt." Herr von Tschudi hat seitdem aus der Nationalgalerie, die vorher so viel Kitsch und patriotischen Trödel herbergen mußte, eine Kunstsammlung ersten Ranges gemacht. Nun muß er, so scheint es, gehen. Weil er die von dem Bethätigungdrang des nach Diplomatenlorber langenden Grafen Seckendorff erwirkte Ausstellung englischer Portraits nicht als eine höchsten Ruhmes werthe That preisen wollte und weil er Bilder angekauft hat, die dem Kaiser nicht gefallen. (In einem Gespräch über solche Ankäufe fiel aus Wilhelms Munde das Wort: „Dieser Delacroix sollte erst zeichnen lernen!" Eugen Delacroix, der größte Meister französischer Romantik.) Tschudis Scheiden brächte einen schwer zu ersetzenden Verlust. Brächte vielleicht aber die Stadt Berlin, die für die Kunst bisher nicht das Geringste gethan hat, zu dem Entschluß, der Reichshauptstadt eine Moderne Galerie zu schaffen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.



Berlin, den 9. Mai 1908.

Prozeßbericht.

Königliches Amtsgericht München I. Mariahilfstraße; weit draußen an der Au. Ein nüchternes Haus. Thierschs Justizpalast hat mehr Physiognomie. Doch an Raum, Luft, Licht fehlts hier nicht. Grundriß und Anlage scheinen dem Bedürfniß fürs Erste zu genügen. Saal 5. Hell, groß, einfach. Auf dem Gerichtstisch der Kruzifixus; drüber der Bayernkönig. Kein Stuck noch Putzgeräth. (Kleiderhalter. Könnte Preußens Justizetat die nicht auch endlich leisten?) Schon sind die meisten Plätze besetzt. Richter, Anwälte, Schriftsteller; auch Nichtalsneugierige, die kamen „um das Rhinozeros zu sehen". Vorstellung, Händedrücke, nervöses Geplauder. „Wirds lange dauern?" Keine Ahnung. „Mehr als einen Tag?" Nur wenn Fürst Eulenburg sich als Zeugen meldet; sonst nicht. Die Bedeutung dieses Gerichtstages kennt er; hat auch einen Anwalt bestellt, der ihm ausführlich berichten soll und (der kleine Herr da drüben ists) schon sein Schreibzeug in Ordnung bringt. Ganz fern klingt mir das Gesumm; wie das sinnlose Rauschen aus einer Muschel. Wieder in einem Gerichtssaal. Im Laufe von sechs Monaten der dritte Strafprozeß. In den Pulsen pocht, in jedem Nerv zuckt noch die Erinnerung an das grotesk Ungeheuerliche, das die Vierte Strafkammer des berliner Landgerichtes mich erleben ließ. In der langen, langen Stille der Krankenstube hat jedes Wort sich, jeder Ton den Hirncentren eingeprägt und hundertmal ist aus keuchender Brust auf Eissprossen die Furcht in den Kopf geklettert, nicht zu dauern, bis all dies Grausig-Skurrile den Mitlebenden erzählt ist. Noch vermochte ichs nicht; und hätte wohl klüger gethan, im Zustand reizbarer Schwäche

neue Emotion zu meiden. Zu spät. Halte Dich nur in Zucht, rufts drinnen; was Du sprächest, klänge gewiß viel zu schrill und verriethe das Leiden der Physis. Zwinge Dich zur Zurückhaltung Eines, der nur kam, zu hören. Unser Platz ist am Fenster. Zwar hätte ich hier nicht die Fratzen der Preßschakale (Canis aureus Levy) vor mir, die in Moabit die Verurtheilung herbeiheulten und deren schmutzig graugelbe Wangen Thränen feuchteten, wenn die annoch pompöseste der trois soeurs dem Hohen Gerichtshof melodramatisch kam oder das treue Gemüth des Robenlyrikers Sello unter dem Eisernen Kreuz in unsäglichem Weh aufwinselte, wie in Sternbergs Tagen. Doch rücke ich den Stuhl so, daß den Zuschauern die Spur der Erregung nicht sichtbar wird.

Neun Uhr. Der Gerichtshof tritt ein und das Summen verhallt. Die Schöffen werden beeidet. Bankoberinspektor Martin Lindinger und Chemiker Dr. Karl Heim. Gebildete Männer: ein gutes Omen. Ein Molkereibesitzer ist Ersatzschöffe. Der Richter rechnet also mit der Möglichkeit langer Verhandlung. Der Richter: Oberlandesgerichtsrath Wilhelm Mayer, der dem münchener Schöffengericht vorgesetzt ist. Endlich sehe ich ihn also, von dem ich so viel gehört habe und den die Zunge skeptischer Anwälte mir oft pries; solcher sogar, deren Klienten er hart verurtheilt hat. Groß, schlank, sehnig; ein ernstes Antlitz (eines Niederdeutschen eher als eines Bayern), doch mit milden Augen und einem Munde, der das Allzumenschliche belächeln gelernt hat. Pflichtbewußtsein leuchtet, der stolze Glanz einer Persönlichkeit aus dem über die Schöffen herragenden Haupt; und der Schauer empfindet: Dieser sucht und besinnt nur das Recht. Nach dem Prozeß Peters nannte ich ihn, vor dem ich nie als Prozeßpartei stehen zu müssen glaubte, hier den bon juge von München. Wird er auch heute der gute Richter der Legende sein? Schon mahnt er die Zeugen zur Wahrhaftigkeit. Die Sache ist besonders ernst und an ihren Grenzen allzu viel beschwatzt worden; nichts von Allem, was Sie darüber gehört und gelesen haben, darf Sie jetzt beirren. Den falschen Eid ahndet der Herrgott; und hienieden straft ihn der Staat. Kurze Sätze; männlich schlicht. Magnaud, der pariser bon juge, hat nicht diese Wucht der Persönlichkeit, diese germanische virtus, nicht den stillen Ernst zur Sache; schielt mehr nach der Effektmöglichkeit und freut sich zu laut, wenn sein billiger Salonsozialismus den Kleinbourgeois verblüfft. Die Personalien des angeklagten Redakteurs Anton Städele aus Amberg sind rasch festgestellt. Er ist für den Inhalt der Neuen Freien Volkszeitung verantwortlich; eines Bauernbundsorganes (das von der stets wackeren Infamie der Kreuzzeitung mit schöner Beharrlichkeit, zum Zweck der Stimmungmache, ein sozialdemokratisches Batt genannt wird; eine

von tausend Lügen der mit Gott, für König und Vaterland fälschenden Knädenschutzleute, die wissen, was sie den Schatten Ohms, Gödsches, Hammersteins schuldig sind, und eifernd dafür sorgen, daß die papierne Preußenpest nach sechzigjähriger Schandgeschichte glorreich weiterwuchert). Während die beanstandeten Artikel verlesen werden, kann ich den Gegner betrachten. Wohlgenährt, jung, mit dem klugen Gesicht eines Redlichen, der gern was Gutes schmaust und mit manchem kräftigen Tropfen die Kehle tränkte. Er trägt eine Sammetweste. Wer löst die Räthsel willkürlicher Assoziation? In dieser wichtigen Stunde, vor der Entscheidung eines Kampfes, dem seit einem Jahr all meine Kraft hingegeben ist, klammert der überreizte Sinn sich an dieses gleichgiltige Kleidungstück; muß ich, wider Willen, denken: Solche Weste habe ich auch; und der Abende mich erinnern, da ich sie, auf noch gesunder Brust, trug. Unbegreiflich dumm. Zolas Saccard fällt mir ein, der, während ein Börsenorkan ihn aus Besitz und Ansehen fegt, der in seinem Hof erfrorenen Kamelie nachjammert. (Ein gar so schlechter Psychologe war der eitle Spätromantiker von Medan doch nicht.) Nun spricht Herr Städele; und zwingt mich, aufzuhorchen. Daß ich Eulenburg und dessen Leute geschont habe, will ihm nicht in den Kopf. (Nicht, daß man zaudert, Menschen zu vernichten und Einen, der dem im Reich höchsten Mann Jahrzehnte lang der Nächste war, als meineidigen Jünglingschänder zu erweisen? Thus conscience does make cowards of us all, Herr Anton Städele; und ich dürfte Ihnen ein robusteres Gewissen gar nicht einmal neiden.) Wenn Harden Material dazu hat, soll er den Meineid rächen. (Nur einen? Damit, fürchte ich, darf er sich nicht begnügen.) Der Ton ist energisch, doch nicht von Haß gefärbt; und manchmal ists, als wünsche der Mann aus Amberg, dem Gegner, dessen gerichtliche Aechtung er wie eine dem ganzen Schreiberstand angethane Schmach empfindet, in einem von Vorurtheilsdunst freien Klima zu seinem Recht zu helfen. Bernstein antwortet. Wiederholt die Aussagen, die Fürst Eulenburg als beeideter Zeuge zwei Gerichtshöfen zu bieten gewagt hat. Erwähnt, daß die Vierte Strafkammer uns die Protokolirung dieser (dennoch, dank dem Oberstaatsanwalt Isenbiel, klar erweislichen) Aussage weigerte und den zur Entkräftung dieses Eides gestellten Beweisantrag Tage lang nicht beschied. Und bittet, die in Berlin nicht vernommenen Zeugen (Riedel, Ernst und andere Starnberger) hier zu hören, damit das Gericht über Hardens Handeln sich selbst ein Urtheil bilden könne. Die Worte sickern; als fürchte der Redner, seinem Empfinden die Schleußen zu öffnen. In dem rothwangigen Weißkopf zitterts von verhaltener Erregung; und ich muß bedenken, wie erbärmliche Niedertracht auch

diesen gewissenhaften, tüchtigen, grundgescheiten und reinlichen Menschen besudelt hat, seit gerechte Empörung ihn auf einen Schelmen anderthalb setzen ließ. Daß Vernunft nicht mehr galt, die Verurtheilung in der ersten Stunde sicher schien und der kranke Klient von ihm forderte, in einer Rechtssache sich politischer Erwägung zu fügen, nahm ihm vor dem Landgericht dann den Athem. (Er hatte nicht zum ersten Mal in Berlin plaidirt und weiß, daß auch wir, Gott sei Dank dafür, nicht nur Richter vom Schlage der Herren Lehmann, Gohr und Genossen haben.) Heute lähmt die Last die Verantwortung, die Ungewißheit des Kommenden noch die Kraft des Antaios, der wieder auf heimischem Boden ringt. Jetzt muß ich sprechen. Laß Dich nicht hinreißen, mahnts mich; gedenke der ärztlichen Warnung und der Schwierigkeit, die Du selbst Dir schaffst, wenn Du um Haaresbreite über den engen Bereich dieses Prozesses hinausgehst. „Der Herr Beklagte hat ein Gerücht verbreiten zu müssen geglaubt, das meine Ehre in der schlimmsten Weise verdächtigt; die Ehre eines Menschen, der in einer bitter ernsten Sache angeklagt, einstweilen verurtheilt, mit Verleumdungen jeder Art überhäuft worden ist. Der Gerichtshof wird in der Lage sein, zu prüfen, ob ich in dieser Sache frivol oder anständig, feig oder menschlich gehandelt habe. Diese Prüfung glaube ich als mein Recht vom Gericht erbitten zu dürfen und unterstütze deshalb inbrünstig den Antrag meines Vertheidigers, wenigstens den kleinen Theil des Beweises, der uns in diesem Saal möglich ist, zuzulassen." Ueberstanden. Keine Replik. Der Gerichtshof wird berathen.

Beräth lange. Der Ungeduld schleichen die Minuten. Vielleicht wünschen die Schöffen noch Auskunft über die Vorgeschichte des Streites; um mit hellerem Verständniß folgen zu können. Vielleicht meint Einer, der Verbreiter des kränkelnden Gerüchtes, ich habe eine Million als Schweigegeld bekommen, müsse den Beweis der Wahrheit, nicht der Gekränkte den Beweis der Unwahrheit führen. Schon sind zwanzig Minuten verstrichen. Ists möglich, daß unser Antrag abgelehnt wird? Dann sind wir auf dem alten Fleck; immer noch vor der Frage, ob ich die Staatsanwaltschaft zur Verfolgung der Meineide aufrufen oder die Entscheidung des Reichsgerichtes und die Hauptverhandlung in Sachen Eulenburg wider Bernstein abwarten solle. Um keinen Schritt weiter. Da öffnet sich, endlich, die Thür des Berathungzimmers. Noch stiller als vorher wirds: denn nun muß sich zeigen, ob die Neugier auf ihre Kosten kommt. Die Richter sitzen; und der Präsident kündet, was sie beschlossen haben.

„Auf Antrag des Privatklägers wird Beweiserhebung durch die von ihm benannten und vom Gericht geladenen Zeugen angeordnet darüber, ob die Behauptung des beanstandeten Artikels, Harden habe von seinem Gegner Fürsten Philipp Eulenburg eine Million erhalten, damit er schweige und nichts Weiteres aufdecke, unwahr ist oder ob

Harden vielmehr Beweismittel, die ihm zum Nachweis der homosexuellen Bethätigung des Fürsten Eulenburg geeignet erscheinen konnten, besaß und davon nach Möglichkeit Gebrauch gemacht hat."

Ein Satz: und Alles, was gesagt werden mußte, steht drin. Da die Sittlichkeit gefährdet werden kann, wird bis zur Urtheilsverkündung die Oeffentlichkeit ausgeschlossen. Justizrath Bernstern bittet, im Interesse des Klägers, der öffentlich beleidigt worden sei, und des Beklagten, der sich öffentlich rechtfertigen wolle, die Berichterstatter, deren Takt und Geschicklichkeit man vertrauen dürfe, im Saal zu lassen. Beschluß: Dem Gericht Angehörige, Rechtsanwälte und Inhaber von Pressekarten dürfen bleiben. Noch einmal verliest Bernstein die beiden beeideten Aussagen Eulenburgs, für deren Unwahrheit er der Vierten Strafkammer mit lauter Stimme (vergebens) Beweis angeboten hat. Die im Brandprozeß gemachte lautet nach dem Sitzungprotokol:

„Ich habe mir niemals Handlungen, die gegen den Paragraphen 175 verstoßen, zu Schulden kommen lassen Zwar bin ich in meiner Jugend ein enthusiastischer Freund meiner Freunde gewesen, zwar habe ich Briefe geschrieben in überschwänglich freundschaftlicher Empfindung. Etwas Böses, etwas Schlechtes, etwas Schmutziges hat aber nie dahinter gelegen."

Leugnet also jede schmutzige Geschlechtshandlung; und daß der Fürst die Mutualbefriedigung zweier Männer zu den „Schmutzereien" rechnet, lehrt sein gegen mich geleisteter Eid. Daß er solche Schmutzereien getrieben hat, werden die geladenen Zeugen beweisen. Werden sies? Zeugen und Kredit, spricht der weise Humorist Karl Fürstenberg, sind meist nur werthvoll, so lange man sie nicht braucht. Gar in dieser eklen Sache. Zu Homosexualakten werden nicht Schaugäste geladen. Nur vier Augen sahen sie. Und beinahe Jeder scheut die Entschleierung verirrten oder überrumpelten Sinnentrieblebens. Darauf hat die Sippe gebaut... „Ich bitte, mich beim Zeugenverhör nicht mit Zwischenfragen zu unterbrechen. Die Parteien kommen nachher zu ihrem Fragerecht. Zuerst aber will ich mit dem Zeugen von Mann zu Mann verhandeln. Dabei wird Keiner benachtheiligt. Rufen Sie den Zeugen Georg Riedel in den Saal."

Kaum mittelgroß; ein verwettertes Gesicht unter ergrauendem Haar; das Gesicht eines gutmüthigen Oberbayern, der Zunge und Faust nicht gern feiern läßt, wenn ihm ein Läuslein über die Leber gelaufen ist. Sechsundvierzig Jahre. Katholisch. Verheirathet. Vater von fünf Kindern. Milchhändler in München. Er wird eindringlich ermahnt, kein vor Gott und Menschengericht unverantwortbares Wort zu sagen; und soll, bevor er auf das Beweisthema kommt, seinen Lebensgang schildern. (So lernt der Richter ihn zunächst auf neutralem Gebiet kennen, gewöhnt sich in seines Wesens besondere Aus-

drucksweise und läßt ihm Zeit, in der beklemmenden Gerichtssaalluft heimisch zu werden. Jeden Zeugen, der zur Sache Wesentliches zu sagen hat, sollte man so behandeln.) Der Vater war Fischer und Landwirth in Feldafing und hatte ein schönes Anwesen am Starnberger See. Der siebenzehnjährige Georg wird nach Tutzing in die Lehre geschickt, kommt aber schnell wieder heim, weil des Meisters Frau findet, er tauge nicht zum Fischen („daß ich nicht das Kraut auf dem Hafendeckel verdiene", sagt Riedel). Der Neunzehnjährige fährt „Herrschaften" gegen den im Tarif bestimmten Entgelt. Militärzeit beim Vierten Chevaulegersregiment in Augsburg. Schon als Knabe hat er den Vater verloren; auf dem feldafinger Anwesen haust, als der vom Militär Freie heimkehrt, der Stiefvater. Heirath. Austausch des erheiratheten überschuldeten Hofes („meine Braut hatte mich angelogen") gegen einen kleineren. Entschluß, in München ein Milchgeschäft aufzumachen. „Hier in der Au. Da geht mirs nicht schlecht." Ein Vergnügen, dem Mann zu lauschen. Hold wuchs ihm der Schnabel nicht; aber er ziert sich auch nicht und jedes Wort hat den Schmack des Erlebten. Fürchterlich, wenn dieses urwüchsige Gebirgsdeutsch in den Staub der Aktensprache geschleift würde. Unser Richter thuts nicht. Sucht bei der Uebertragung ins Hochdeutsche dem Wort seinen Wesensruch zu wahren. Und schon jetzt fällt mir auf, wie präzis er, ohne das Kleinste zu übergehen, jede Aussage zusammenfaßt. Dazu eine Sprachtechnik, die noch im raschsten Redefluß das winzigste Satztheilchen zu plastischer Klarheit gelangen läßt. Kein Konsonant geht verloren. Dieser Richter hat nicht nur Strafrecht und Prozeßordnung studirt. So meistert die (in Deutschland leider noch allzu seltene) Rednerkunst nur Einer, der im Hofschauspielhaus von Possart und Kainz zu lernen verstand.

Riedel ist bei den Hörern schon in Gunst. Der lügt nicht, denkt man; und harrt der Dinge, die er bekunden will. Nun aber droht ihm Gefahr. Seine Strafliste wird (auf Bernsteins Antrag) verlesen. Ungefähr dreißigmal haben Polizei und Gerichte ihn gepönt. (Was hätte der Lehmann, den der vossische Levy und dessen Gönner, der Orientspediteur und Ordenlieferant Emil Jacob, rühmen, aus dieser Liste gemacht! Und was beweist sie gegen die Glaubwürdigkeit eines vom Schicksal herumgestoßenen Menschen?) Nicht für schlimm makelnde That. Eine Gefängnißstrafe von fünfeinhalb Monaten ist dabei. Vor vierzehn Jahren ist am See geraunt worden, einem Bauernhofsbesitzer lächle vor Gericht stets das Glück, weil seine Frau den Oberamtsrichter mit Eiern und Schmalz für ihn stimme („abschmiere"). Riedel hats weitererzählt, ist, weil die Zeugen ihn im Stich ließen (hörst Dus, Karl Fürstenberg?), als Beamtenbeleidiger verurtheilt worden und hat, weil er, nach lieber Gewohnheit,

den treulosesten Zeugen weidlich verprügelt hatte, eine Zusatzstrafe erhalten. Das ist der ärgste Posten; alles Andere Läpperei. Der Mann hebt die Schultern. „In unserer Familie sind Alle immer gleich ‚narret‘, wenn sie was ärgert.“ Hitzköpfiger Schlag. Eines reuigen Sünders kann die Gottheit sich hier nicht freuen. Riedel würde drauf schwören, daß er stets für das Recht gerauft und nie einem Unschuldigen die Jacke vollgehauen hat. Gesteht auch, noch gar nicht so sicher zu sein, daß die Abschmierung nicht versucht worden ist. Und schweigt erst, als der Richter ihn warnt, durch so dumme Rede sich neuer Verfolgung auszusetzen. „Dafür, daß der Oberamtsrichter von Starnberg sich nicht abschmieren läßt, brauchen wir keinen Beweis.“ (In Berlin scheint man einen dafür zu brauchen, daß ich den Amtsrichter Dr. Kern nicht bestochen habe; in der „Stadt der Intelligenz“, die auf Bayern als auf ein rückständiges Pfaffenland niederschaut.) Ein tüchtiger Kerl bekennt sich auch zu den Kindern seiner Wuth. Riedel hehlt nicht, daß er mit zärtlichem Wehmuth auf sie zurückblickt. Und den Vielbestraften lieben noch immer alle Männer im Saal.

Nun erzählt er, wie dem Neunzehnjährigen auf dem See der Versucher nahte. Ein feiner Herr, der sich von dem strammen Fischerknecht hinausrudern läßt. Fragt, woher er sei; obs ihm nicht an Biergeld fehle; ob er auch schon ein Mädel habe. Mit dem Geld haperts (der Stiefvater hält ihn knapp); aber sein Mädel hat er. Auch schon mit Liebchen geschlafen? Einmal, Herr. (So treibt man sacht die Scham aus der jungen Seele und stellt zugleich fest, daß des Sexualtriebes Befriedigung sie schon gekitzelt hat.) Der Feine zahlt den dreifachen Fahrpreis, zwingt den redlichen Burschen, den Ueberschuß zu behalten, und kommt am nächsten Mittag wieder ins Boot. Er war bei den Kürassieren, plaudert er, konnte die Soldatenschinderei (die Gardes du Corps mögen sich für den Schimpf bei dem fürstlichen Kameraden bedanken) aber nicht mitansehen und ging drum ins Civile. Wenn Riedel heran müsse, wolle er ihn nach Breslau zu den Leibkürassieren bringen, wo sein Freund Offizier sei. (Diesen Freund, den Grafen Kuno Moltke, hat er dem Fischerknecht später gezeigt und als seinen „Spezi“ bezeichnet.) Da werde ers gut haben. Dem Feldafinger ists zu weit weg. Wieder wird vom Mädel geredet. Wieder überreichliches Trinkgeld gegeben. Auf der vierten Fahrt tastet der Feine sich ein Streckchen weiter. Ein ganz Feiner. War schon bei den Schwarzen und sagt, der Anblick der nackten Körper sei wunderschön. Ist jetzt Rath bei der Preußischen Gesandtschaft in München. Aber nicht hochmüthig. Nach kurzer Bekanntschaft mit Riedel auf Du und Du. Ob Georg schon einmal versucht habe, die Geschlechtsgier aus eigenem Vermögen zu stillen. Nein. Ob er mal Wein trinken wolle. Ja. Am nächsten

Tag liegt eine Flasche im Boot. „Ich heiße Graf Philipp zu Eulenburg; nenne mich nur Philipp, lieber Georg.“ Hinaus nach Leutstetten. Hinter dem Galgensee, wo das Holz haushoch steht, wird gelandet. Auf den Waldboden gelagert und Wein getrunken. Jetzt ist der Rüpel wohl zugerichtet. Läßt sich befühlen, streicheln und duldet schließlich den vom Gesetz straflos gelassenen Geschlechtsakt. Warum? „Weil er ein so feiner Herr war und es ihm Vergnügen zu machen schien; mir hats keins gemacht.“ Und die Willfährigkeit ward nicht bezahlt. „Was dachten Sie sich danach?“ „Nichts Gutes. Er hatte ja Frau und Kinder daheim; und nun mit einem Mann! Aber es kam so.“ Von der Leutsäligkeit, den blanken Markstücken, vom Wein. Mayers milder Baryton tönt sich härter. „Hüten Sie sich vor jedem Wort, das Sie nicht auf Ihren Eid nehmen könnten! Seit diesen Vorgängen ist viel Wasser durchs Würmbett gelaufen. Wenn Sie etwa aus trüber Gedächtnißquelle schöpfen, verspielen Sie Ihr Leben und bringen Weib und Kinder ins Unglück. Noch ists Zeit zu ehrlicher Vorsicht.“

Weiß eh schon, sagt Riedel ruhig; aber was ich erzähle, ist wahr; weshalb sollte ich lügen? Etwa achtmal habe ich den Grafen dann noch gefahren. Drei Wochen nach dem Herbstnachmittag im Galgenseewald bin ich wieder heimgegangen. Weil ich auch die Ordonnanzen an das Schloß unseres Königs Ludwig hinübergerudert und gute Biergelder bekommen habe, brachte ich ungefähr hundertachtzig Mark mit. Der Graf hatte mich in seine münchener Wohnung eingeladen und suchte mich, da ich ihn zu lange warten ließ, um Mariae Lichtmeß auf Stiefvaters Hof, dann in der Bierwirthschaft, wo ich den Feiertag versaß. Der Fischer Jakob Ernst war bei ihm. Fischerjackl hieß er am ganzen See. Der Graf bat mich, zu Fuß mit ihm nach Starnberg zu gehen, gab mir bei der Sandgrube jenseits vom Bahndamm ein Zweimarkstück (das Geld nahm er stets aus der Hosentasche; einen Beutel hatte er nie) und schickte mich von dort weg, da er mit dem Jakob bleiben wollte. Bald danach wurde ich zum Militär ausgehoben. Vor der Musterung, hatte der Graf gesagt, solle ich ihn besuchen; Promenadeplatz 21, im Zweiten Stock. Zwei Stadtrekruten führten mich hin; denn ich kannte München noch nicht. In dem Haus (neben dem Hotel Bayerischer Hof) wars fein. Der Graf zeigte mir Alles, auch, nicht weit davon, ein Atelier mit gemalten Menschen, sagte, daß er nebenbei Schriftsteller sei, und schenkte mir zehn Mark. Bei der zweiten Musterung meldete ich mich, auf seinen Wunsch, zur Kavallerie, kam auch, trotzdem ich mit Pferden noch nicht umgegangen war, zu den Vierten Chevaulegers und erhielt von dem Grafen wieder ein Zehnmarkstück. Noch mehr Geld in Starnberg, wo ich ihn wieder besuchen mußte. Einmal bestellte er mich an den Bahnhof, gab am Schalter

einen Zettel hinein und bekam einen Haufen Geld heraus, von dem er mir dreißig Mark gab. „Wars denn anständig, so viel Geld zu nehmen?“ „Nein. Ich wußte auch, daß es nicht recht war, und habe den Grafen angelogen: ihm gesagt, ich brauche das Geld, um mein Mädel beim Tanz zu bewirthen; aber der Stiefvater ließ mir die Tasche leer: und leichtsinnig ist man. Erpreßt habe ich nicht. Nie an eine Anzeige gedacht. Nie ihm gedroht noch überhaupt von der Waldgeschichte gesprochen. Nur um ein paar Mark gebeten, wenns wieder mal knapp war. Und nie vergebens. Im Ganzen werde ich so ungefähr fünfzehnhundert Mark erwischt haben. Als ich aus Augsburg zum dritten Mal schrieb, antwortete er, ich solle mirs holen. ‚Ich möchte Dich in der Uniform sehen, lieber Georg.‘ Ich hatte eine schöne Uniform. Bekam, während des Schwadronexerzirens, als Rekrut aber keinen Urlaub, obwohl ich meinem Rittmeister den Brief des Grafen gezeigt hatte. Nach dem Rapport habe ich mein Sattelzeug geputzt und studirt, was zu thun sei. Ein Kamerad überredete mich, durchzubrennen. Los; nach München. Auf dem Bahnhofe wartet der Graf mit einem feinen, weißgesichtigen Herrn in den Vierzigern. Ich mußte erzählen, verschwieg aber, daß ich schwarz gefahren sei. In der Wohnung am Promenadeplatz war der Tisch gedeckt. Wir Drei aßen und tranken. Schinken, Obst, Kuchen, Wein; nur kalte Speisen gabs. Dann meinte der Graf, er müsse nun fort. Ich wollte meinen Säbel von der Wand nehmen, umschnallen und mitgehen; aber der Graf wollte, daß ich bei seinem Freund bleibe, und gab mir zehn Mark. Der Herr sei mir doch fremd; auch werde auf mich der Verdacht fallen, wenn aus der Wohnung was wegkomme. Da lachte der Graf. Das sei nicht zu fürchten; und der Herr werde schon freundlich zu mir sein. Das wurde er auch, als wir allein waren. Nahm mich um den Hals, zog mich an sich, wenn ich fortrückte, gab mir viel zu trinken und forderte endlich ... (die gröbste Art aktiver Sexualleistung zwischen Männern). Er suchte mirs auf alle Weise bequem zu machen (unwiederholbare Details) und schenkte mir ein Zehnmarkstück. Schon zwanzig heute, dachte ich; hatte beim Militär aber oft von der Strafbarkeit solcher Dinge gehört und war auch sonst nicht recht in Ordnung. Der Herr wurde bös, weil er glaubte, ich möge ihn nicht. Da nahm ich den Säbel vom Wandhaken und lief aus der Stube. Der Graf, meine ich, hat die ganze Geschichte angerichtet. Geschwind nach Augsburg zurück. Da setzte es fünf Tage Kasernenarrest, trotzdem ich nicht sagte, daß ich in München gewesen sei; sonst hätte es wohl zehn Tage strengen Arrest gegeben. Danach habe ich noch dreimal an den Grafen geschrieben, aber nie eine Antwort erhalten; auch kein Geld mehr. Alles war aus. Das mit dem Freund hat er mir übelgenommen.“

Wie einen Kontraktbruch, die Weigerung, nach hohem Vorschuß die Waare zu liefern?... Ein Schaudern war durch den Saal gegangen; durch abgehärtete Männerherzen ein Beben vor solchem Gräuel. Hier war, erst wenige Wochen ists her, der Brief eines Grafen verlesen worden, der unter den Standesgenossen einen Bund vornehmer Urninge stiften, dem Eros Platens und Farenheids einen Tempel schaffen wollte. Schulenburgs Brief:

Haus Orf, Post Kettwig, Rheinland.
14. 2. 1901.

Sehr verehrter Graf!

Euer Hochgeboren bitte ich, einem in gleicher Weise veranlagten Standesgenossen zu gestatten, seine Ideen über einen Zusammenschluß der adeligen Urninge in Folgendem zu entwickeln

Zur Erklärung jedoch, daß ich so mit der Thür ins Haus falle, bemerke ich, daß der Doktor Hirschfeld in Charlottenburg, der intelligente Vorsitzende des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees, mit dem ich mich, nachdem ich erst lange Zeit gebraucht hatte, um meine durch und durch homosexuelle Natur zu erkennen, und dann auch noch lange Zeit abwartend, zögernd und mißtrauisch, Letzteres insbesondere als gläubiger Katholik, der befürchtete, daß die Homosexualität nur zu anderen, antikirchlichen Zwecken ausgeschlachtet werden könnte, bei Seite gestanden, dann endlich in Verbindung gesetzt und der Doktor mir dann auf Befragen nach anderen adeligen Urningen auch Ihren Namen nannte.

Ich möchte nun gern meine früheren Versäumnisse gut machen und das Meinige dazu beitragen, eine größere Einigung der Urninge herbeizuführen. Wir sind ja so zahlreich, wissen gar nicht unsere Kraft! Wenn alle die furchtsamen, verkappten, sich selbst nicht recht auskennenden Urninge geschlossen daständen, würde die Welt mit Staunen wahrnehmen, daß fast jeder zehnte Mann ein Urning ist und kaum eine größere Familie existirt, die nicht mindestens einen Urning unter den ihren zählt.

Durch hervorragende Vertreter der medizinischen Wissenschaft, durch die Propaganda des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees und last not least durch so manche „Fälle" ist nun schon seit zehn Jahren ein großer Umschwung in den Ansichten erzielt worden. Es liegt nun an uns, weiter zu arbeiten, so weit in des Einzelnen Kräften steht. Dem Centralkomitee zu helfen suchen müssen wir: aber, meine ich, uns auch mehr zusammenschließen. Ich denke hierbei vorzüglich an die homosexuellen Edelleute, welche in Folge der strengen Ehrbegriffe im Adel am Ungünstigsten oft gestellt sind; und wenn so ein armer Urning wegen eines Unfalles, vielleicht nur die Erfindung eines von politischem Haß oder Neid geschwollenen Revolverjournalisten, von den Standesgenossen in die Acht erklärt worden ist, so muß er geistig und körperlich oft verkümmern; oder er zieht halt in eine Großstadt und geht dort im Sumpf jenes männlichen Dirnenthums, faute de mieux, unter Diese meistens ja heterosexuellen Blutsauger sind es, auf welche man mit Recht den oft falsch citirten Spruch des Heiligen Paulus anwenden kann, daß „sie Mann mit Mann Unzucht treiben, den natürlichen Gebrauch ihres Leibes in den verkehrten verwandelnd" und so weiter. Was aber hier Unnatur, ist doch beim geborenen Homosexuellen seine ureigenste Natur.

Um nun uns adelige Urninge aus der Vereinzelung und Thatenlosigkeit heraus-

zuweisen, andere zum Bekenntniß ihrer Natur zu bringen und uns einen geselligen und schaffenden Mittelpunkt zu verschaffen, habe ich den Plan gefaßt, einen „Adelsbund" ins Leben zu rufen, welcher unter diesem ganz unverfänglichen Namen Homosexuelle des ganzen deutschen Sprachgebietes, deshalb einschließlich Oesterreichs, der Schweiz und Luxemburgs, umfaßt mit eben so harmlosen Statuten und einem Jahresbeitrag von vierzig Mark, welcher zum Bezug eines Jahresheftes und kostenfreier Korrespondenz aller das Vereinsleben berührenden Fragen berechtigt. Jedes Jahr fände abwechselnd, zum Beispiel: einmal Wien, dann München, Berlin, Frankfurt a. M., eine Generalbesprechung mit anschließendem Diner statt. Die Mitglieder zerfallen in eigentliche Mitglieder und Freunde; letzterer Namen würden aus Rücksicht auf ihre Stellung (zum Beispiel: Offiziere) nie genannt werden. Der gebildete Urning fände dergestalt überall, wohin er käme, Adressen seiner gleichfühlenden Standesgenossen. Ich habe schon mehrere Herren für diesen Bund gewonnen; juristische Bedenken liegen nach Rücksprache mit einem homosexuellen Juristen nicht vor.

Ich persönlich bin geborener und angesessener Rheinländer, der Abstammung nach Hannoveraner, auch in Tirol seßhaft, habe Familienbeziehungen nach Flandern, Hessen, Sachsen, Altpreußen und komme daher viel herum, womit ich hoffentlich unserer Sache dienen kann. Ohne die Unterstützung edelgesinnter Urninge vermag ich aber nichts zu erreichen. Wollen Sie, verehrter Graf, daher mich nicht auch durch Ihren Rath, Erfahrung und Beitritt unterstützen? Ich komme den zwanzigsten Februar nach Wien. Wäre es nicht möglich, Sie etwa in Graz oder sonst, wenns nicht zu weit ist, sehen zu können? Mündlich kommt man immer noch weiter. Ich möchte Ihnen in keiner Weise lästig fallen und meiner Verschwiegenheit dürfen Sie vollständig versichert sein; es liegt ja im eigensten Interesse!

Darf ich im Anschluß hieran noch fragen, ob Sie folgende mir von Herrn (im Original des Briefes folgt eine Adresse) als wahrscheinlich homosexuell genannte Herren vielleicht kennen? (Im Original des Briefes folgen sieben Namen adeliger Herren mit genauen Adressen.) Ich schließe, sehr verehrter Graf, mit der Bitte, mir mein langes Schreiben mit dem Interesse an der Sache zu Gut halten zu wollen und mir Ihre Ansichten zu übermitteln.

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner besonderen Verehrung, mit der ich bin Ihr ergebener

Günther Graf von der Schulenburg.

Für jeden noch nicht zu hadrianischem Fühlen Gereiften wars schon genug. Doch sollte es immerhin bei der Verabredung Gleichgesinnter bleiben. Jetzt sieht der selbe Saal einen Menschen, der zur Unzucht von Mann zu Mann verleitet ward, zu widernatürlichem Leibesgebrauch verkuppelt werden sollte. Verleitet und verkuppelt gegen blankes Geld von dem lieblich säuselnden Skalden, dem Sänger der süßen Rosenlieder, die der „Spezi" komponirt hat. Das liegt hinter dem Klingklang der Wald- und Seemärchen? So sieht das Lieb aus, das in der Fischerhütte am Seestrand des Buhlen harrt? In der Zeit des Verkehrs mit Riedel schrieb Philipp zu Eulenburg an Fritz von Farenheid, den „geliebten, theuren Freund": „Plötzlich steigt der Gedanke in mir auf, Sie

könnten mich für einen ‚Charakter‘ halten. Ich bin nur ein Gefühlsmensch, der wohl unbeschreiblich lieben, aber kaum hassen kann und dem selbst das Verachten schwer wird: und Das sind Eigenschaften, die mit einem Charakter nicht in Einklang zu bringen sind! So sehr fühle ich mich als Gefühlsmensch, daß ich mich instinktiv Charakteren gegenüber in innere Opposition gedrängt sehe. Auf der Bühne sind Charaktere nothwendig, in der Geschichte machen sie mir Freude! Im Verkehr sind sie unbequem, ja, unerträglich, speziell, wenn sie in Norddeutschland zu Hause sind! Das, was die Welt einen Charakter nennt, ist mir im Verkehr und Alltagsleben zuwider. Charaktervolle Menschen berühren mich unsympathisch.“ (Graf Moltke, der „alte General“, mag sich mit diesem Bekenntniß Philis, des durch vierzigjährige Freundschaft ihm Verbundenen, abfinden; mag betonen, daß er nicht aus Norddeutschland, sondern aus der württembergischen Nebenlinie stammt und mit dem großen Marschall, der ein unbequemer Charakter war, kaum mehr als den Namen gemein hat.) Als Riedel den Reiterrock auszog, schrieb Philipp Eulenburg, „unter dem Eindruck erregender Zigeunermusik“, am Ufer des Starnberger Sees diese Verse:

Liebe.

Ihr Schmerzenswogen, die in brausender Gewalt
Mein Herz umfluthet, haltet nicht ein!
Laßt Eurer Schmerzenswonne taumelndes Entzücken
Für ewig mein sein — für ewig mein!

Des wilden Schäumens zitterndes Gekose,
Das Beben Eurer Wogenwucht
Und Eurer Schmerzensfluthen trunkenes Gebrause,
Es ist mein Lebensodem, ist mein Sein!

In tiefe Nacht muß ich versinken, wenn Ihr schweigt,
Denn meine Liebe lebt in Euch allein.
In tiefe Nacht muß ich versinken, wenn Ihr schweigt,
In eine Totenstarre ohne Tod,
Bewußt bewußtlos, ein verzerrter Schatten
Bin mehr ich als ein Nichts — und weniger
Ohne mein Leid, ohne mein süßes Leid!

O Schmerzenswogen! Euren Liebeskuß,
Brennt ihn auf meine Lippen tausendmal!
Laßt mich vergehen, in Euch versinken!
O sprengt dies Herz entzwei, das leben nicht,
Und — wehe, wehe! — sterben nicht kann!

Am Gestade ferner Welten
Sollen ewig widerhallen
Meiner Liebe Schmerzensklagen,
Meiner Schmerzen süße Pein!

Farenheid nennts den „lieben Gruß aus Starnberg“. Und das ungleichalterige Paar schwärmt von Antinous und von hellenisch-germanischer Männerfreundschaft. Inzwischen wurden dralle Fischer in den Onanskult eingeweiht. Hier steht Einer, dem Ekleres zugemuthet ward. Wenn er in den „Sumpf des männlichen Dirnenthumes versank“ und, der verzärtelte Bursche, zum Erpresser wurde? Achtung, Ihr Herren, vor Einem, der solcher Versuchung widerstand, nie mühsälige Arbeit verlernte und heute die Frau und fünf Kinder anständig ernährt. Achtung: und wenn er, statt der dreißig, sechzig Strafen auf der Liste hätte. Neunzehnjährig war er, unschuldig, als die Hand dieses Grafen ihn schändete. Und ist dennoch ein ganzer Kerl geworden. Achtung auch vor einem Rechtsgefühl, das ihn trieb, unter Opfern für die Wahrheit zu zeugen. Im November 1907 arbeitet er am Neubau der Vereinsbank mit (das Milchgeschäft kann die Frau ziemlich allein besorgen), hört, nach dem Brandprozeß, von der Kamarilla reden („Das ist nichts Gescheites!“), sieht in einer illustrirten Zeitung den Kopf Eulenburgs und sagt: „Von Dem könnte ich auch was erzählen!“ Nun setzen die Arbeitgenossen ihm zu: er müsse sein Erlebniß dem Justizrath Bernstein melden; dürfe nicht dulden, daß durch den Eulenburg ein Unschuldiger ins Gefängniß komme. Einer nur räth, sich lieber heimlich an den Fürsten zu wenden, der für Riedels Schweigen gewiß fünfhundert Mark (die gute Seele konnte getrost noch zwei Nullen anhängen) zahlen werde. Nix da. Zum Bernstein geht er. „Wie kann der Fürst beschwören, daß er mit der Kramilla nie was zu schaffen gehabt habe? Mit mir hat er ja die Kramilla gemacht!“ (Kamarilla, denkt er, ist der technische Ausdruck, mit dem die feinen Herren ihre Schmutzereien bezeichnen.) Wenn er vor Strafe sicher sei, wolle er als Zeuge vors Gericht treten. Die Vierte Strafkammer hält schon den Versuch, einen eulenburgischen Eid anzufechten, für schnöden Frevel und langt nicht erst nach Riedels Zeugniß. Die Königliche Staatsanwaltschaft am berliner Landgericht I aber ist ihrer Sache nicht ganz so sicher. Zuerst wird, ein paar Wochen nach meiner Verurtheilung, der Kriminalkommissar Hans von Tresckow (dessen diskrete Aussage genügt hätte, um jedem kleinen Beamten den Hals zu brechen, der Durchlaucht aber nicht schaden konnte) nach Liebenberg geschickt, um zu ermitteln, ob der „Gottbegnadete, den man lieben muß, wenn man ihn sieht“, nicht am Ende doch Etwas auf dem Kerbholz habe. „In dienstlicher Angelegenheit“ weilt

Herr von Treskow von Sonnabend bis Montag auf dem Schloß; als Logir-, Tisch- und Jagdgast des Fürsten (in dienstlicher Angelegenheit, um zu ermitteln, ob der Schloßherr nicht einen Meineid geleistet habe, Herr Geheimrath Hoppe, Herr Präsident von Stubenrauch!); und bringt neue Wintermärchen heim. Dann erinnert der in der Thurmstraße Gebietende sich des münchener Milchhändlers und läßt ihn vernehmen. Vom Ersuchten Richter? Nein. Von der Polizei. Viermal. Sogar am Sonntag muß Riedel aufs Bureau. Ein Zettel, auf dem der Vermerk „Meldesache" durchstrichen ist, ruft ihn zu einer Vernehmung, die erweisen soll, ob ein Ritter des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler, ein durch kaiserliches Vertrauen über alle Standesgenossen hinausgehobener preußischer Fürst Zuchthausstrafe verdient hat. Riedel steht Rede. Mag aber wohl finden, daß Einem hienieden das Zeugniß für die Wahrheit nicht gerade bequem gemacht wird. („Was gings Dich an, Tropf, damischer?" fragt Frau Riedel.) Und gilt in Moabit drei Wochen lang als ein Mann, auf den nichts zu geben sei. Weil er so viele „Vorstrafen" hat? Hier, nah der Heimath, kennt man den Typus und glaubt dem Oberbayern, trotz Raufhändeln und Grobem Unfug. Ich will schon jetzt die Hauptsätze aus dem Urtheil citiren:

In der Hauptverhandlung gegen Harden brachte Fürst Philipp zu Eulenburg und Hertefeld, den die Ausführungen der ‚Zukunft' in nahe Verbindung mit dem Grafen Moltke gesetzt hatten, unter dem Zeugeneid zum Ausdruck, er habe nie mit Männern geschlechtlichen Verkehr gehabt, überhaupt nie zu Männern geschlechtliche Neigung empfunden. Fürst Eulenburg bekundete, er habe sich nie gegen § 175 St G B verfehlt; er habe niemals Schmutzereien getrieben. Zur Widerlegung dieser Bekundungen bot Harden Beweis an; insbesondere auch durch das Zeugniß des Milchmannes Georg Riedel in München. Die Erhebung dieses Beweises fand nicht Statt.

...Die Aussagen der Zeugen Georg Riedel und Jakob Ernst erschienen dem Gericht vollkommen glaubwürdig. Georg Riedel ist ein Mensch mit einer sehr rauhen Außenseite. Er hat eine große Anzahl von Vorstrafen wegen Körperverletzung, Groben Unfugs, auch wegen Beleidigung erlitten, weil er seinem Temperament und seinem jähzornigen Naturel offenbar niemals Zügel anlegen gelernt hat und gegen jede vermeintliche oder wirkliche Unbill, die ihm widerfährt, in rücksichtloser Weise aufbraust und vorgeht. Daraus erklärt es sich, daß er bei den Sicherheitorganen seines Bezirkes in keinem guten Ruf steht; und so kam es denn auch, daß Bezirkskommissar Seuffert eine anscheinend für Riedel sehr nachtheilige Zeugenaussage abgab. Er bezeichnete ihn als rach- und streitsüchtig und zur Denunziation geneigt... Seuffert erklärte hierzu, er selbst habe Riedel noch nie vernommen, er habe keine eidlichen oder unbeeideten unwahren Angaben Riedels mitangehört; seine Annahme von Riedels Charakter und dessen Unglaubwürdigkeit stütze sich nur auf die Mittheilungen der Nachbarschaft und der Schutzleute. Die Folgerungen, die Seuffert aus den ihm gewordenen Mittheilungen zog, mußten gegenüber der mehrstündigen unmittelbaren Beobachtung an Riedel durchaus zurücktreten; sie stellten sich als nicht begründet dar. Riedels ganze Erzählung, mit einer Unmenge von Einzelheiten, wie sie der raffinirteste Lügner kaum ersinnen und der gewandteste Betrüger nicht mit

solcher Fertigkeit, Sicherheit und Widerspruchlosigkeit zum Vortrag bringen konnte, machte den Eindruck unbedingter Glaubwürdigkeit. Rücksichtlos gegen sich und Andere schilderte Riedel sein ganzes Vorleben und alle die Vorgänge mit Eulenburg. Keine an ihn gestellte Frage ließ ein Zögern, Schwanken oder Suchen nach Ausflüchten erkennen. Mit der urwüchsigen Naivetät, die den Grundzug seines Charakters bildet, gab er über Alles, auch das für ihn selbst Peinlichste, Auskunft. Und dieser Eindruck der unbedingten Glaubwürdigkeit seiner Angaben wurde noch dadurch bestärkt, daß für ihn jedes Motiv zu einer unwahren Angabe (wie etwa Geldgier, Haß, Rachsucht, Streben nach Anerkennung) fehlte. Zudem fand die Aussage Riedels eine mächtige Stütze und Bestätigung in den Angaben Ernsts.

Die Art und Weise, wie die Bekundungen des Zeugen Ernst zu Stande kamen, schließt jeden Zweifel an ihrer Glaubwürdigkeit aus. Der Zeuge, der sich als junger Bursche zu den von ihm bekundeten Unsittlichkeiten verleiten ließ, ist seitdem zu einem vermöglichen und angesehenen Bürger Starnbergs geworden. Der Kampf um dieses Ansehen ließ ihn in der heutigen Hauptverhandlung Stunden lang, trotz eindringlichen Ermahnungen, dabei beharren, zwischen ihm und Eulenburg sei nie das Geringste vorgekommen. Erst der vielmalige und nachdrückliche Vorhalt des auffallend intimen Verkehrs des hochgestellten Mannes mit dem schlichten Schifferjungen, ihrer gemeinsamen Reisen, der großen Vortheile, die Ernst zugewendet wurden, brachen den Widerstand, den Scham und Furcht vor Entdeckung der Wahrheitliebe und dem Pflichtgefühl in dem Zeugen entgegensetzten, und plötzlich schafften sich die thatsächlichen Geschehnisse in den Aeußerungen Ernsts in einer Weise Durchbruch, die zugleich ergreifend und überzeugend wirkte. „Dann muß ich es sagen. Es ist so, wie die Leute sagen“: so begann Ernst sein Geständniß, und auch hier noch kostete es ihn Schritt vor Schritt schwere Ueberwindung, die Thatsachen anzugeben, um die es sich handelte, und bis zum Schluß machten die Aussagen des Zeugen noch den Eindruck, daß sie (wenigstens in Bezug auf Einzelheiten) zurückhaltend seien.

Auf Grund der vorgeschilderten Beweiserhebung gelangte das Gericht zu der Ueberzeugung, daß der Privatkläger Maximilian Harden Beweismittel besessen und nach der ihm gebotenen Möglichkeit geltend gemacht habe, die nach ihrem schwerwiegenden und ernsten Inhalt die Annahme, als habe Harden trotz ihrer Geltendmachung schweigen wollen und als sei er auf eine Entschädigung von dem Fürsten Eulenburg ausgegangen oder thatsächlich bestochen worden, vollkommen ausschlossen. Das Gericht erachtete somit die in der Neuen Freien Volkszeitung gerüchtweise aufgestellte Behauptung als unwahr erwiesen.

So weit sind wir noch nicht. Riedel steht noch im Kreuzfeuer. Kein Irrthum möglich? Keiner. Ein Eulenburg mags gewesen sein; der vielleicht, den die Homosexualität den Dragonerkragen und das Eheband gekostet hat: Philipps Bruder. (Daß nur diese Verwechselung an seinem üblen Ruf schuld sei, hat der Fürst, der zärtliche Bruder und Altruist, ja dem Kriminaljäger, der bei ihm zu Gast war, erzählt.) Ich kenne nur den einen, Herr Richter. Und dieser Eine hieß sicher Philipp von Eulenburg? Nicht „von“: „zu“; Philipp Graf zu Eulenburg; ich habe ja oft genug den Namen auf Briefumschläge geschrieben. Ist die Wohnung richtig angegeben? Vom Meldeamt kommt die Auskunft, Graf

Philipp zu Eulenburg habe von 1882 bis 1884 am Promenadenplatz 21, im Zweiten Stock, gewohnt. Stimmt. Lebt der Kamerad noch, der ihm damals aus Augsburg durchbrennen half? Ja; er ist Blumenhändler uud wohnt hier am Viktualienmarkt. Wird geladen und erzählt: „Riedel war in meiner Schwadron. Ein guter Kamerad, der nur oft abends zu spät einpassirte und ohne Urlaub nach München fuhr. Sonst hielt er sich ordentlich (wir lagen in einem Zimmer), stand im Dienst seinen Mann und war bei den Vorgesetzten nicht schlecht angeschrieben. Verlogenheit habe ich an ihm nicht bemerkt. Uns fiel auf, daß er immer Geld aus München mitbrachte. Das, sagte er, schenke ihm ein Baron. (Aelteren Freunden hat Riedel schon damals den Namen Eulenburgs als des Geldgebers genannt.) Das Billet zu der unerlaubten Fahrt habe ich ihm gekauft und erinnere mich noch genau der Vorgänge auf dem Exerzirplatz und am Bahnhof." (Ein Beweis, daß auch Kleinigkeiten manchmal fest im Gedächtniß haften. Und ein feldafinger Fischer sollte nicht mehr wissen, wie ein Graf ihn verführt und verkuppelt hat? Schildern nicht Greise noch bis ins Kleinste ihr erstes Geschlechtserlebniß?) Was zu prüfen war, ist geprüft, der Zeuge zehnmal streng und mit Vaterssanftmuth vor jeder Abweichung von lauterer Wahrheit gewarnt worden. Er darf niedersitzen. Der nächste Zeuge!

„Jakob Ernst!" Der Fischerjackl. Seit Jahren hatte ich von ihm gehört. In zwanzig Briefen, dreißig, war er als Zeuge empfohlen worden. Adelige und Künstler, die am Starnberger See übersommert oder ihn als Eulenburgs Reisebegleiter betroffen hatten, riethen: Da brennts! Wunderlicherer Verkehr läßt sich nicht denken. Die Kühlsten schrieben: Der schwatzt nicht; mit Schraubenziehern holt Ihr aus Dem nichts heraus; wie auf Granit kann Phili auf ihn bauen. Dennoch haben wir sein Zeugniß der Vierten Strafkammer angeboten. Da hätte man ihn, wie andere Philiner, kurz gefragt, ob er von Seiner Durchlaucht je Unziemliches gehört und erfahren, in Seiner Durchlaucht nicht stets vielmehr den gütigen Brotherrn verehrt habe. Den Vertheidiger gehindert, heikle Fragen zu stellen. „Der Zeuge hat uns ja gesagt, was er weiß, und ich kann nicht zulassen, daß er bedrängt wird." (Bedrängt aber, geschmäht, zehnmal mit Zuchthaus geängstet und von der Skrupellosigkeit eines Wichtes mit Entschleierungen bedroht wurden die Frauen von Elbe und Heyden.) Und re bene gesta ans starnberger Gestade heimgeschickt. Dann hatte er geschworen und war kaum je noch in die Wahrheit zu führen. An welche Fädchen hast Du, Themis, Deine Wagschalen gehängt! Ein Hagerer schiebt sich vor. Ein Defreggerkopf lächelt schlau, lächelt bang. Der Fischermeister steht, endlich, vor seinen Richtern. Wie ihm der Mund geöffnet ward, will ich nächstens erzählen.

❧

Eine verpaßte Gelegenheit.

Nachdem die wichtigste parlamentarische Arbeit nun abgeschlossen ist, ist zur Kritik und zum Rückblick die geeignete Muße vorhanden. Wahrscheinlich giebt es unter den Freisinnigen nicht sehr viele, die trotz dem Gefühl, auf die Regirung einigen Einfluß zu haben, von dem Erreichten innerlich befriedigt sind. Daß das Vereinsgesetz die größte politische Errungenschaft für den Liberalismus seit Jahrzehnten ist, dürften nicht viel mehr Leute als der Urheber des Wortes, Herr Müller-Meiningen, glauben. Solche Uebertreibungen verrathen nur das Bestreben, sich selbst zu loben, wo der Beifall von anderer Seite ausbleibt. Daß die Freisinnigen sich auf der abschüssigen Bahn befinden, kann man schon an dem allgemeinen Lobe erkennen, das ihnen jetzt von den Konservativen gezollt wird. Kaum eine konservative Stimme hat sich gegen das Vereinsgesetz gewehrt. Unter den Freisinnigen im Lande hat es dagegen geradezu verwüstend gewirkt. Beim Börsengesetz wars nicht viel anders.

Dabei kann man nicht etwa sagen, daß die Wähler im Lande verständnißloser sind als die Fraktionen. Die Fraktionen haben sich nur von der Geschicklichkeit des Fürsten Bülow auf dem politischen Parquet einfangen lassen. Er hat den Block geschaffen und er hat die Freisinnigen für seine Politik zu benutzen verstanden. Als er seine Blockpolitik vor dem neuen Reichstag enthüllte, bestaunte Mancher die Kühnheit der Idee. Freisinnige und Konservative an einem Pflug, die alten Todfeinde zusammengekoppelt: Das war noch nicht dagewesen. Man konnte nur einen Nothanker für Bülow darin sehen. Denn daß am dreizehnten Dezember 1906 Freisinnige und Konservative als Stützen der Regirung sich gegen das Centrum zusammenfanden, war nicht viel mehr als ein Zufall. Darauf konnte man kein Regirungsystem errichten. Aber die Bescheidenheit des Freisinns hat Bülows Spekulation gerettet. Die Freisinnigen sind nicht so unbeugsam wie die Konservativen, die verlangen, daß man ihnen kommt, daß sie den Angelpunkt bilden, wenn sie helfen sollen. Die Freisinnigen, die zum ersten Mal mit am Tisch der Regirung essen durften, glichen dem Studenten im ersten Semester, der mit dem letzten Platz zufrieden ist und durch gefälliges Auftreten das Vertrauen der alten Herren verdienen will. Wer Tag vor Tag im Reichstag das Gebahren der freisinnigen Abgeordneten beobachtete, Der merkte sehr bald, wie unterhandlunglüstern sie waren. Sie liefen dem Fürsten Bülow und Herrn von Bethmann-Hollweg beinahe in die Arme. Nicht nur bei den intimen Diners. Auch sonst ließ man laut genug sagen, daß auf keinen Fall das Centrum wieder in die Günstlingstellung kommen dürfe. Noch vor dem abgeschlossenen Kompromiß verkündete Professor Eickhoff, daß die Freisinnigen Thoren wären, wenn sie sich halsstarrig zeigten.

Aber nicht nur der Regirung lief der Freisinn nach. Selbst den Konservativen opferte er kalten Blutes die „Jugendlichen“. Wie ungewandt die Freisinnigen waren, haben sie damit bewiesen, daß sie nicht einmal die Gewerkschaft vor den Klippen des Paragraphen 7 gerettet haben, während doch die Wirthschaftliche Vereinigung im Börsengesetz noch in allerletzter Stunde den Kompromißvorschlag wesentlich verändert hatte. Das Koalitionrecht der Landarbeiter, das sie haben konnten, haben Wiemer und Fischbeck schnöde preisgegeben.

Das Centrum ist ja auch umgefallen; mehr als einmal. Aber so leicht hat es dem Kanzler die Arbeit niemals gemacht. Immer hat es während der Zweiten Lesung Stand gehalten. Wenn dann der Kanzler mürbe gemacht war, ließ man sich suchen und finden; aber es blieb zweifelhaft, wer der Sieger war. Fürst Bülow war ja in den Händen der Freisinnigen. Er mußte jetzt die Leistungfähigkeit des Blockes erweisen. Er braucht im nächsten Winter viel Geld. Da konnte er das Vereinsgesetz nicht fallen lassen, sondern mußte Haus und Volk in Gebelaune versetzen. Stets hat ein Parlament die Geldnoth der Regirung zu freiheitlichen Zugeständnissen ausgenützt. Die Freisinnigen aber liefen dem Kanzler nach. Sie wollten sich nicht ausschalten lassen, wie Herr von Payer verrathen hat. Sie müssen also mit den Brocken zufrieden sein, die man ihnen hinwirft. So laut hat das Centrum seine Bereitwilligkeit, mit der Regirung zu gehen, niemals ausposaunt. Schon heute kann man sich denken, unter welches kaudinische Joch man die Freisinnigen bei der Steuerreform zwingen wird.

Daß sie die Blockpolitik mitgemacht haben, ist ihnen nicht zu verdenken. Sie mußten zeigen, daß sie nicht nur Opposition machen können. Aber sie mußten eine gute Gelegenheit zum Rückzug suchen. Das Vereinsgesetz mit seinem § 7 bot ihnen eine starke Rückendeckung. Hier konnten sie einen neuen Block schaffen helfen: den mit dem Centrum. Dieser Block erscheint unter den heutigen Verhältnissen als das weitaus beste Regirungsystem. Das Centrum hat (mit den Elsaß-Lothringern) 110 Abgeordnete; die Polen haben 20, die Freisinnigen 50. Mit den 43 Sozialdemokraten ist eine stattliche Mehrheit vorhanden. Wenn mit dieser Mehrheit demokratische Politik gemacht würde, könnten am Ende auch die Sozialdemokraten sich zu den Fragen der nationalen Vertheidigung anders stellen. Darauf ist freilich kein Verlaß. Die Nationalliberalen aber würden einem solchen Block ihre Unterstützung nicht versagen. Sie haben als Mittelpartei schon oft mit dem Centrum gearbeitet.

Das Centrum steht den Freisinnigen viel näher als die Konservativen. Fragen der Religion und der Schule, wo sich eine breite Kluft aufthut, sind ja im Reichstag nicht zu beantworten. Aber selbst im preußischen Landtag ist für eine Waffenbrüderschaft mit dem liberalen Bürger der Kaplan entschieden geeigneter als der Junker. Schwarze Kappen haben Beide; beim Schulgesetz konnte man sie kaum unterscheiden. Aber der Kaplan kämpft wenigstens für

eine Demokratisirung der Verwaltung, für das Koalirungrecht der Staatsarbeiter und der kleinen Beamten. Vor Allem aber müssen die Freisinnigen sich das Centrum warm halten für den Kampf um die preußische Wahlreform. Hätte der Freisinn für die preußische Wahlen Anlehnung an das Centrum, das nur noch Anhänger des demokratischen Wahlrechtes aufstellen will, gesucht, so würde er mit ganz anderen Aussichten den Kampf aufnehmen können. So unterstützt der Freisinn in Oberschlesien und sonst die schlimmsten Wahlrechtsgegner, die Freikonservativen, und bekämpft die Reformer, Centrum und Polen.

Schon einmal ist im letzten Menschenalter mit Hilfe von Centrum, Nationalliberalen und Freisinnigen regirt worden. Das war in den Zeiten Caprivis, der für den Liberalismus besten Zeit, die Deutschland seit Anfang der siebenziger Jahre gesehen hat. Leider versäumte man damals die Gelegenheit, dem Regirungsystem Dauer zu verleihen. Weil Richters Freisinnige trotz großen Zugeständnissen die Militärvorlage nicht bewilligten, wurde das Haus aufgelöst; und sehr bald danach fiel Caprivi. Entschieden liberale Politiker haben damals die Haltung Richters für grundfalsch gehalten. Seit dieser Zeit sind die Konservativen unumschränkt Herrscher. Nicht nur in Preußen, sondern durch die preußischen Bundesrathsstimmen auch im Reich. Im Reichstag selbst haben sie mit Hilfe des Bundes der Landwirthe die Nationalliberalen und einen Theil des Centrums sich dienstbar gemacht. Beim Vereinsgesetz wars nach langer Zeit wieder möglich, eine Mehrheit gegen die Konservativen zu schaffen. Der Freisinn hat die Gelegenheit versäumt. Wann sie wiederkommt, weiß Niemand.

Schuld an der Unlust, mit dem Centrum zusammenzugehen, ist die konfessionelle Verhetzung, die in protestantischen Kreisen mindestens so schlimm ist wie in katholischen. Ein Mann wie Müller-Meiningen sieht im Centrum den Erbfeind. Den Junker, der Preußen seit Jahrhunderten beherrscht hat, kennt er nicht. Wenn es in Deutschland nicht gelingt, die Kluft zwischen den Konfessionen zu überbrücken, so kommen wir niemals zu geordneten Mehrheitverhältnissen, bleibt das parlamentarische Regiment für uns eine verbotene Frucht. Die Regirung kann nach dem Spruch verfahren: Divide et impera. Wir müssen die Scheu vor dem Weihrauch endlich überwinden lernen, wenn wir freisinnige Politik treiben wollen.

Hermann Kötschke.

Der wahre Liberale sucht mit den Mitteln, die ihm zu Gebot stehen, so viel Gutes zu bewirken, wie er nur immer kann; aber er hütet sich, die oft unvermeidlichen Mängel sogleich mit Feuer und Schwert vertilgen zu wollen. Er ist bemüht, durch ein kluges Vorschreiten die öffentlichen Gebrechen nach und nach zu verdrängen, ohne durch gewaltsame Maßregeln zugleich oft eben so viel Gutes mit zu verderben. (Goethe.)

Fragmente.*)

Logik in der Neurasthenie.

Als der Lehrer in Qualheim wanderte, kam er in eine Berggegend und sah ein Schloß, das so schön war wie ein schöner Traum. „Wer ist der Beneidenswerthe, der einen solchen Palast bewohnen kann?“ fragte er. Der Führer antwortete: „Das ist ein Unglücklicher, Einsamer, Friedloser, Wehrloser, Heimathloser. Er war mit großen Gaben als Künstler geboren, wandte aber diese Gaben auf Schund an. Verzerrte Richtiges in drollige Karikaturen, verdrehte alles Schöne ins Häßliche, alles Große ins Kleine.“ „Womit beschäftigt er sich denn jetzt?“ „Soll ichs sagen? Er sitzt vom Morgen bis zum Abend und rollt Kugeln aus Dreck.“ „Das heißt: er fährt so fort, wie er begonnen. Ist Das die Strafe?“ „Ja! Ist es nicht logisch? Das Schloß bekam er, aber er kanns nicht gebrauchen!“

Darauf gingen sie weiter und kamen in einen Garten. Da war ein Mann und pfropfte Pfirsiche auf Steckrüben. „Was hat Der gethan?“ fragte der Lehrer. „Im Leben liebte er am Meisten Steckrüben und jetzt will er den feinen Geschmack der Steckrübe auf den Pfirsich pfropfen, den er fad findet. Er war sonst Schriftsteller und wollte die Poesie mit unfläthigen Bauernliedern auffrischen.“ „Darin ist ja Symbolismus.“ „Ja; und vor Allem Logik.“

Dann kamen sie zu einer Hütte. Da lag ein Mann auf einem Bett, von Bücherstößen umgeben. Der Mann hatte sich krank gelesen und war ohnmächtig von Hunger und Durst; er konnte kaum athmen. „Was liest er denn?“ fragte der Lehrer. „Nur Theologie, Exegetik, Dogmatik, Isogogik, Eschatologie. Er leugnete Gott, als er lebte. Jetzt sucht er ihn in der Theologie, hat ihn aber noch nicht gefunden.“ „Wird er ihn finden?“ „Gewiß wird er! Aber erst muß er suchen!“ „Das ist ja wie in den Irrenhäusern bei uns.“ „Und Logik ist dort in der Neurasthenie ganz wie hier.“

Das Geheimniß des Kreuzes.

Der Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum: Das ist der Streit, der jetzt in der Welt ausgekämpft wird. Aber so gewiß das Christenthum in der Zeit dem Heidenthum voraus ist, so gewiß gehört die Zukunft dem Christenthum, wenn auch für den Augenblick die Aefflinge die Oberhand haben. Ihre Duldsamkeitverordnung erlaubt ihnen, im Namen der Freiheit das Predigen des Christenthumes zu verbieten. Sie schließen die Kirchen, erklären Judas für unschuldig, geben tollen Weibern Stimmrecht, schreiben heidnische Lehrbücher für die Schuljugend, setzen Wechselfälscher und Rechtsverdreher in die Regirung, denn ihr Reich ist von dieser Welt.

Aber es ist mit dem Christenthum wie mit dem Wallnußbaum; dessen Frucht wird mit Stangen herabgeschlagen; der wird sogar mißhandelt, um zu tragen und zu gedeihen. Je dunkler es aussieht, desto näher ist der Tag. Man tritt den Spinatsamen nieder, damit er besser wächst. Der Acker muß zerfleischt, geeggt und gewalzt

*) „Blaubuch“ nennt August Strindberg sein neues Werk (das er bei Georg Müller in München erscheinen läßt). Eine Bekenntnißschrift großen Stils, in der ein starker Dichter und Denker den beträchtlichsten Fragen der Menschenwelt die Antwort sucht. Auch findet? Hier sind ein paar Stücke; lest das Ganze: und freut Euch des rüstigen Schöpfers.

werden, um tragen zu können. Das Gold muß im Feuer geläutert und Flachs im Wasser geröstet werden.

Das Kreuz zeigt nach oben, nach unten, nach den Seiten; nach den vier Himmelsgegenden auf einmal; ist eine Vervollkommnung des Kompaß. Das Leiden verbrennt den Unrath der Seele. Ich habe einen Menschen gesehen, der alle Qualen der Menschheit litt; doch je mehr er litt, desto schöner wurde er. Das sind die Geheimnisse des Kreuzes und des Leidens.

„Weil Ihr nicht von dieser Welt seid, darum haßt die Welt Euch. In dieser Welt duldet Ihr Zwang. Aber seid getrost: denn ich habe die Welt überwunden.“

Das Ringsystem.

In alten Gymnasien wurden die Schüler nicht in Klassen, sondern in Ringe eingetheilt und die Bänke standen nicht in Reihen, sondern in Ringen. Als ich dann in Dantes Höllenbuch von den Ringen las, dachte ich mir die wie im alten Gymnasium. Aber draußen im Leben fand ich dieses Ringsystem wieder. Die Menschen schienen in konzentrische Ringe zusammengepfercht zu sein; diese Ringe bildeten kleine Weltsysteme von Ansichten. Jeder Ring sprach seine Sprache, legte seine Bedeutung in alte Worte, verehrte seine Götter, schuf seine Größen, oft aus nichts. In jedem Ring hatte man die Wahrheit gefunden, arbeitete man für die Entwickelung, aber auf andere Art als in allen anderen. Jeder Ring hielt sich für den ersten. Der erste Ring war in Wirklichkeit der niedrigste, aber er hielt sich dennoch für den höchsten; weil er der erste war. Wenn ich eine Zeitung oder ein Buch lese, die aus anderen Ringen stammen, verstehe ich nur, daß sie verrückt sind. Es erstickt mich und wirkt feindlich. Ich vermuthe, die fünf großen Erdrassen empfinden das Selbe, wenn sie einander treffen. Sie behaupten es wenigstens. Im Innersten ist eine ja auch der anderen fremd, als seien sie von den fünf großen Planeten gekommen; wenn sie auch viele menschliche Züge gemeinsam haben.

Examen und Sommerferien.

Wenn man beim Eintritt ins Mannesalter zu neuem Selbstbewußtsein erwacht und entdeckt, das man ein Plagiat ist, beginnt man, sich bis auf die Wurzel niederzuschneiden und einen neuen Stamm zu schießen, der unser eigener ist. Beim Eintritt ins Alter friert dieser Stamm bis zur Wurzel nieder (Verödung) und der Stubben grünt wieder, schießt neues Laub, das nicht dem früheren gleich ist und dennoch ihm gleicht. Wenn aber nun Altes und Neues durcheinander keimen, wird das Ganze bunt; doch die Wurzel ist die selbe; sie offenbart die Art.

Die Dissonanzen des Lebens nehmen mit den Jahren zu; das Lebensmaterial vermehrt sich so, daß es fast unübersehbar wird. Da lebt man denn mehr in der Erinnerung als im Jetzt und längs der ganzen Linie. Bald bin ich in der Kindheit, bald im Mannesalter. Eigenthümlich ist aber, daß man das Alter nicht als ein beginnendes Ende empfindet, sondern als den Anfang zu etwas Neuem; wenn man nämlich den Glauben wiedergefunden hat: die Gewißheit, daß es ein Leben auf der anderen Seite giebt. Man hat ein Gefühl, als bereite man sich aufs Examen vor. Man wird wieder jung. Etwas Examenfieber ist auch da, aber auch große Hoffnungen, die mit Träumen von der Zukunft vermengt sind. Die erinnern an Weihnachtstimmungen, Sommerferien, Familienfeste mit Versöhnungen, erfüllte Wünsche. Aber es duftet auch wie abgebrochenes Birkenlaub, wie Meeresufer; klingt wie Glocken am Sonntag, wie Orgel; lockt wie neue Kleider und reine Wäsche;

wie ein Bad im meergrünen Seewasser. Wie Abendgebet und gutes Gewissen, Gattin, Häuslichkeit und Kind nach einer Reise; Feuer im Schneesturm; wie der erste Ball und Die, mit der man am Liebsten tanzte; das Oeffnen der Sparbüchse und zuerst und zuletzt das Examen mit den Sommerferien.

Die Versöhnung.

Das Werk der Versöhnung ist mir schwer erklärlich gewesen. Zu wiederholten Malen habe ich es zu deuten versucht auf eine Art, die mich befriedigte, aber ohne daß es mir gelang. Wenn Gott für die Menschheit zur Versöhnung seinen Sohn geopfert hat, hätten sich ja Versöhnung und paradiesische Ruhe auf der Erde einfinden müssen. Das ist aber nicht geschehen. Die Zeit der römischen Kaiser vor Christus war schrecklich, aber das Jahrtausend nachher war nicht besser; glich eher einer Sintfluth, bei der alte Völker von Wilden weggeschwemmt wurden. Das zweite Jahrtausend wurde besser, sehr viel besser. Das dritte wird vielleicht mit einer vollständigen Versöhnung zwischen der Menschheit und Gott schließen. Darauf deutet Alles; wenn auch die Heiden eine Zeit lang herrschen dürfen, als Zuchtgeister und Henker und Besitzer des Geldes. Der egyptische Mann hat seine große Aufgabe und die Knechtschaft ist als Schule nicht schlecht. In den Wüsten lernt man die schwere Kunst der Einsamkeit und im fremden Land von Assyrien bekommt man ein gesundes Heimweh. Doch wenn der Egypter den Stock zum Schlagen erhebt, tröste Dich mit Christi Wort an Pilatus: Du hast keine Macht über mich, sie wäre Dir denn von oben gegeben! Und wenn Du das Brot der Heiden issest, so denke wie die Makkabäer: Dein Brot esse ich, aber auf Deinem Altar opfere ich nicht! Alles geht, wenn wir uns nur nicht verleiten lassen, zu glauben, Alle, die Macht besitzen, seien Gottes Freunde und Günstlinge. Unsere Herren, die sich einbilden, die Entwickelung zu besorgen und allein Recht, Zukunft, Licht in der Hand zu haben, sind nur Kinder dieser Welt. Das sei ihnen gegönnt. Wohl bekomme es ihnen!

Wenn Völker verrückt werden.

Völker werden manchmal von Verrücktheit ergriffen wie von anderen Krankheiten. Die Javaner sollen sogar immer verrückt sein. Die Männer laufen mit dem Messer hinaus, um zu morden. Die Frauen leiden an Nachahmungsucht: wenn sie sehen, daß Einer Etwas in die Luft wirft, machen sie sofort die Geberde nach; sie können sogar ihre Kinder von sich schleudern. Die Japaner wieder werden von Hochmuthwahn ergriffen. Einer fängt zu schreien an: Wir wollen China erobern! Dann schreit die ganze Stadt, bald das ganze Land. Die Franzosen waren wüthend, als sie 1870 „A Berlin!“ sangen und nicht einmal bis an den Rhein kamen. Paris wurde genommen. Die Franzosen aber erklärten, es sei nicht genommen, sondern habe sich ergeben. Als der Feind gutmüthig eingezogen war und die Stadt geschont hatte, als der Friede geschlossen war, steckten die Franzosen selbst ihre Stadt an. Das war doch Verrücktheit. Dann schossen sie dreißigtausend ihrer eigenen Landsleute nieder; im ganzen Krieg waren achtzigtausend Franzosen gefallen.

Manche Völker werden vom Wahn des Selbstmordes ergriffen. Ich kenne ein Land, aus dem jeden Tag hundert Menschen auswandern; in dem der einzige große Erwerbsstoff, das Eisenerz, mit Ausfuhrzoll belegt wird. Das ist Selbstmord. In dem selben Land, in dem die Steuern meist durch Zwangsvollstreckung eingezogen werden, hat man eine Milliarde für das Heer bewilligt; als aber die

Stammrollen ausgefüllt werden sollten, war keine Mannschaft zu finden. Im selben Land giebt es eine Eisenbahn von hundert Meilen Länge; jüngst kam der Zug mit einem Passagier an, dessen Reise den Staat über tausend Kronen gekostet hatte. Das ist Selbstmord.

Netze und Schlingen.

Der Schüler fragte: „Was sagt Swedenborg vom Weib?“ Der Lehrer antwortete: „Nichts Besonderes, so viel ich mich erinnere; aber in seiner Symbolik bezeichnet der Mann das Vernünftige und das Weib die Eigenliebe. Die Ehe ist für ihn ein Sakrament, eine heilige Handlung, die das Niedrige adelt und deren Zweck das Kind ist. Der Ehebruch ist für ihn das größte aller Verbrechen, denn er fälscht Gottes Ebenbild; die Folgen gehen durch Generationen, erschüttern das Erbrecht, unterschieben Stammtafeln, setzen fremde Kinder auf den Geburtschein: das ganze Gefühlsleben wird pervers. Wenn Du ein christlicher Mann bist und Dich mit einer heidnischen Frau verheirathest, wirst Du erfahren, was Heidenthum ist. Du verheirathest Dich, wie Du glaubst, mit einem Engel; siehst dann aber das Thier und den Teufel zum Vorschein kommen. Kannst Du dann aber das Zeichen des Kreuzes machen und wie Tobias am Fuß des Bettes Dein Gebet verrichten, so flieht der Teufel; denn er gedeiht nicht, wo das Wasser rein ist.

Swedenborg sagt: Lasterhafte Frauen werden Hexen und geben Denen, die sie hassen, ein, sie ums Leben zu bringen; denn sie wissen, daß sie nicht sterben können. Dann klagen sie Die als Mörder an. Erkennst Du den Typus aus gewissen berühmten Mordprozessen, wo kein Mord begangen war? Salomo predigt: ‚Und ich fand Etwas, das ist bitterer als der Tod: ein Weib, dessen Herz Netze und Schlingen sind und dessen Hände Fesseln. Wer in Gottes Augen angenehm ist, entgeht ihr; der Sünder aber wird von ihr gefangen.‘“

Der Schüler wandte ein: „Da wir aber allzumal Sünder sind ...“

„Still, Du!“ unterbrach ihn der Lehrer.

Weltumsegler.

Der Schüler sagte: „Kannst Du meine Disharmonien lösen?

Der Lehrer antwortete: „Ich will Dich Weltumsegler nennen. Wie Der, so hast Du die Kugel umsegelt und bist zum Ausgangspunkt zurückgekommen. Weiter kann man nicht kommen. Aber Du kehrst wieder um, mit einer Sammlung von Erfahrungen, Kenntnissen und Weisheit. Also die Reise war nicht vergebens; richtiger: sie hat ihre Bestimmung erfüllt. Max Müller, der in den Zeiten des Verfalles der Sündenbock für den ganzen Atheismus war, schließt seine Religionengeschichte so: ‚Es ist leicht, zu sagen, daß der vollkommenste Glaube ein Kinderglaube ist. Nichts kann wahrer sein. Je älter wir werden, desto mehr lernen wir die Weisheit des Kinderglaubens begreifen.‘ Und an einer anderer Stelle sagt er: ‚Religion durch einen religiösen Trieb oder eine religiöse Fähigkeit erklären, hieße nur, das Bekannte durch das weniger Bekannte erklären. Der wirkliche religiöse Trieb oder Instinkt ist: Wahrnehmung des Unendlichen.‘ Danke Deinem Unglück, daß Du zum Unendlichen gelangst. ‚Der Glückliche glaubt nicht, daß noch Wunder geschehen können. Denn nur im Elend erkennt man Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten führet.‘ Weißt Du, wer Das gesagt hat?“

„Nein; ist es Luther?“

„Nein; es ist Goethe, in Hermann und Dorothea. Und der große Heide

schreibt 1779 an Lavater: ‚Mein Gott, dem ich immer treu gewesen bin, hat mich im Stillen immer reichlich gesegnet. Denn mein Schicksal ist den Menschen ganz verborgen; sie können durchaus nicht hören oder sehen, wie es damit ist.'"

Die Landung.

Plato beschreibt eine Szene von der anderen Seite, wenn der Verstorbene mit dem Boot über den schwarzen Fluß kommt. Am Ufer stehen seine früheren Verwandten und Freunde. Jetzt soll das alte Konto ausgeglichen werden: der Ankommende darf erst landen, wenn alle seine Freunde ihm verziehen haben. Im Schweigen der Einsamkeit sah ich mich selbst im Boot ankommen. Ich erkenne einen Jugendfreund wieder, der mein Feind wurde und nie verzeihen wollte, was ich doch nicht verschuldet hatte. Er steht drohend am Ufer und will mich nicht ans Land lassen; ich aber will mich erklären.

„Wie kannst Du," frage ich, „stehen, wo Du stehst, da Du mich nicht um Verzeihung gebeten hast? Wenn Deine Feinde Dir verziehen haben, wie kannst Du mir Vergebung weigern? Du als der schuldige Theil?"

„Erkläre Dich!" antwortete er.

„Das kann ich nicht, ohne einen Dritten anzuklagen. Du würdest mir weder glauben, was ich sage, noch mir diese neue Anklage verzeihen."

„Sprich nur!"

„Nein; ich will nicht. Aber Dein Haß ruht auf einer Unwahrheit. Ich habe Dich nie gekränkt."

„Wie also war es denn?"

„Das kann ich nicht sagen; aber es war unschuldig . . ."

So standen wir und waren in einen ewigen Streit verstrickt (den der Heide Plato verschuldet hatte) und ich sah kein Ende. Da kam mir der Gedanke, uns für Christenmenschen anzusehen. Das Boot landet. Wir reichen einander die Hand und er hilft mir beim Aussteigen. Wir umarmen uns und sprechen von Anderem. An die Kränkung erinnerte sich Keiner mehr. Oder wir sahen sie in einer anderen Beleuchtung.

Anziehung und Abstoßung.

Es giebt sowohl Anziehung und Abstoßung zwischen ähnlichen Seelen. Gleich und Gleich gesellt sich wohl gern, aber nicht immer. Ein guter Mensch beklagte sich mir gegenüber, daß er immer in schlechte Gesellschaft gerathe und niemals gute Menschen treffe, die ihn erheben könnten. Da er stark war, wurde er allerdings nicht herabgezogen; doch er merkte auch nicht, daß er einen guten Einfluß auf seine schreckliche Umgebung übe. Er hatte aber Gelegenheit, das Böse zu sehen und zu hören; dagegen zu reagiren durch den Abscheu, den es ihm einflößte.

Ohne vergleichen zu wollen: Christus übte keine Anziehung auf höher stehende Personen, nicht auf anständige, nicht auf gute, sondern auf arme Teufel, schwache Charaktere, auf Kranke, Besessene, Lasterhafte, Diebe, auf Zöllner und Huren. Seine Schüler verstanden nicht, was er lehrte, sondern deuteten Alles von der materiellen Ebene aus. Er antwortete selbst auf ihren Tadel: Nur Kranke bedürfen des Arztes.

Meinen älteren Einwand will ich unterdrücken, denn ich beuge mich, zum Versuch, vor „der Thorheit des Kreuzes", da die Erfahrung mich gelehrt hat, daß die Weisheit nur von einem demüthigen Sinn aufgenommen werden kann und daß Gehorsam mehr als Opfer ist. Mein ständiges Gebet war in letzter Zeit, in gute

Gesellschaft zu kommen, die mich heben könne; und schlechte zu vermeiden, die mindestens eine schädliche Verbindung mit der niederen Ebene unterhält. Es ist wohl meine Schuld, daß Alle, die mich suchen, mein altes Ich suchen, und wenn sie Das nicht finden, glauben, ich sei nicht zu finden.

Philister der Wissenschaft.

Die ganze berühmte Entwickelunglehre geht insgeheim darauf aus, daß sich die Schöpfung von selbst geschaffen habe und nicht von einem Gott gemacht sei. Nun war es nichts Neues, daß das Werk der Schöpfung allmählich vor sich gegangen ist; schon im ersten Kapitel der Genesis steht, daß Eins nach dem Anderen geschaffen wurde. Und daß Rom nicht an einem Tag gebaut ist, hat Krethi und Plethi immer gewußt. Ich las in einer Eilehre (Oologie), daß die Eier aller Vögel anfangs weiß gewesen seien (woher weiß der Autor Das?), als sie, wie die Eier der Schlangen, auf Dunghaufen gelegt wurden. Als die Vögel im Freien zu bauen anfingen, verfielen sie darauf, ihre Eier bunt anzumalen, damit sie unter Laub und Zweigen nicht zu sehen seien. Angenommen (was unsinnig ist), die Vögel könnten färben, so fragt man: Wie fixirten sie die Malereien? (Denn die sind beständig). Und wie machen sie es, um mit Blutpigment das Ei in der Gebärmutter zu färben? Das weiß man nicht; aber man wagt die Behauptung.

Nun kann man eben so gut beweisen, daß ein bewußter Schöpfer die Arten schaffen ließ und dabei, wie der Bildhauer, mit den Skizzen anfing. Aber der Schöpfer suchte nicht blos Nutzen, sondern auch Schönheit; denn er war auch Künstler. Die Schönheit der Blumen ist keine Fliegenfalle, die Flügel des Schmetterlings sind nicht die eines Lockvogels, die Windungen und Farben der Schnecke kein Aphrodisiacum, sondern das Schöne ist um seiner selbst willen schön. Dies ist unbegreiflich für die Wissenschaft, die nicht das Schöne sieht, sondern nur den Nutzen. Die Philister der Wissenschaft haben die Wissenschaft erniedrigt.

Das Storchgeheimniß.

Selbst Brehm gesteht, daß wir nicht wissen, „wo und wie viele Vögel sterben“. Die Leichen der meisten verschwinden, als sorge die Natur selbst für ihr Begräbniß.

Nun wohnt ein weißes Storchenpaar in einem Dorf auf Rügen, aber nur vier Monate, also auf Sommerfrische. Wenn die Badesaison zu Ende ist, sind es sieben Mitglieder der Familie geworden. Diese verschwinden eines Tages. Im nächsten Jahr kommen die beiden Alten allein zurück.

Da fragt man: Wo sind die fünf Jungen geblieben? Sie kehren nicht zurück, um zu kolonisiren, denn man bemerkt keine neuen Nester in diesem Dorf oder in den angrenzenden Dörfern. Hundert Jahre lang hat man die „Alten“ ihr Nest auf dem Wagenrad einnehmen sehen; wann sie aber verjüngt werden, weiß man nicht. Wenn der Storch hundert Jahre lebte, wie Adler und Papageien, würden fünftausend Junge von diesem einzigen Nest ausgeschwärmt sein; die Alten müßten also Ahnen einer Legion sein, die man nach Reihen zählen könnte.

Der Storch hat allerdings Feinde, aber keinen, der ihm gewachsen ist, denn er kann selbst dem Menschen gefährlich werden und ist einem großen Hund gefährlich.

Wenn man nun sagt: Die Jungen bleiben in Egypten, so fragt man: Warum bleiben nur die Jungen dort? Und was meint man mit „jung“? Die Jungen altern doch auch. In den Schulbüchern steht zu lesen, daß unsere Störche den Winter über als Zugvögel nach Egypten fliegen. Aber unser Winter ist in Egypten beinahe

Sommer; und der währt acht Monate. Also müßte der weiße Storch in Egypten (acht Monate) zu Hause sein und im Norden (vier Monate): Zugvogel.

Nun aber kommt das Schlimmste: den weißen Storch giebt es in Egypten nicht. Jedes Dorf hat allerdings dort seinen Storch, der das ganze Jahr lang dort bleibt und heckt; aber „es ist ein anderer, kleinerer Art." (Thierwelt von Böving-Petersen und Dreyer.) Brehm hat tausend Störche im inneren Afrika gesehen, aber er sagt nicht, welche Art; und man hat unter zwanzig Arten zu wählen. Neuere Schriftsteller nehmen das Kapland als Winterort unserer Zugvögel an; aber das Kapland hat seine eigene Fauna, die unserer gleicht.

In meiner Jugend, vor fünfzig Jahren, gab es ein Märchen von dem nordischen Storch, der einen goldenen Ring am Bein hatte und in Egypten geschossen wurde. Das Märchen ward aber seitdem nicht wieder gesehen.

Linné, der Apostel über die ganze Welt hatte, glaubte nicht an die egyptische Reise, sondern hielt den ganzen Zug für unmöglich. Er dachte an den Grund des Meeres.

Aber die Jungen, die nicht wiederkehren, bleiben noch immer ein Räthsel.

Regirung durch Könige.

Als Samuel Richter in Israel war, kam das Volk zu ihm und verlangte einen König, „wie die Heiden einen haben". Samuel betete zu dem Herrn. Der antwortete: „Möge ihnen werden, wie sie verlangen (in ihrer Thorheit und zu ihrer Strafe), denn sie haben nicht Dich, sondern mich verworfen, daß ich nicht soll König über sie sein. Doch warne sie ernst und sage ihnen, welches Recht einem König zukommt ... Eure Söhne wird er nehmen zu seinen Wagen und auf seine Pferde und sie müssen vor seinem Wagen herlaufen. Und Andere, zu pflügen seinen Acker und zu ernten seine Ernte. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß sie Salbenbereiterinnen, Köchinnen und Bäckerinnen seien. Eure besten Aecker und Weinberge und Oelgärten wird er nehmen und seinen Knechten geben. Er wird nehmen den Zehnten von Eurer Saat, von Euren Heerden wird er den Zehnten nehmen und Ihr müsset seine Knechte sein. Wenn Ihr dann klagen werdet über Euren König, den Ihr Euch erwählet habt, so wird Euch der Herr zu der Zeit nicht erhören."

Das geschah also zur Strafe, wie der Herr auch zu Samuel sagte: „Sie thun Dir, wie sie immer gethan haben, von dem Tag an, da ich sie aus Egypten führte, bis auf diesen Tag; und sie haben mich verlassen und anderen Göttern gedient."

So bekamen sie, wie sie wollten; und übergenug.

Origines sagt, Gott habe die Erde geschaffen, nur um die Seelen zu strafen, die sich im Himmel vergangen haben.

Swedenborg findet bei seinen „Besuchen" auf den anderen Planeten, daß die Erde der schlechteste von allen sei, weil die Menschen dort nicht sagen, was sie denken, oder anders sprechen, als sie denken. Darum haben sie Regirung und Fürsten, die es auf den anderen Planeten nicht giebt. Dort lebt man nur in Familien, ohne Regirung und Fürsten.

Dies ist wohl Tolstois paradiesische Anarchie (Regirunglosigkeit), die wir vielleicht einmal erreichen, wenn wir uns selbst regiren können, also solchen Zustandes würdig geworden sind.

Stockholm. August Strindberg.

Die Rheinisch-Westfälische und ich.

Diese Ueberschrift hat ein Bischen was Marktschreierisches. Sie solls auch haben. In der Rheinisch-Westfälischen Zeitung, an der ich fast zwei Jahre gearbeitet habe, sind schwere Anschuldigungen gegen mich ausgesprochen worden. Vor den Leuten also, die lasen, was ich ihnen zu sagen hatte (so weit die Zeitung und ihre mit der meinen nicht immer übereinstimmende Auffassung es zuließen). An diese Leute kann ich direkt nicht herantreten. Und muß deshalb die Ueberschrift so fassen, daß sie möglichst viele von ihnen reizt, zu sehen, was ich auf die erhobenen Anschuldigungen zu antworten habe.

Die Antwort ist zum Theil damit gegeben, daß ich meinen Anwalt beauftragt habe, gegen die Rheinisch-Westfälische Zeitung die Klage wegen Verleumdung einzureichen. Aber nur zum Theil: Auch der Schuldige, gegen den solche Vorwürfe erhoben werden, würde zunächst wohl klagen. Und würde damit rechnen, die Sache in einem späteren Stadium durch einen Vergleich geräuschlos beizulegen. Mit dem Klagen allein ists also nicht gethan. Und darum muß ich die ganze Kette von Anschuldigungen, die aus der Zeit, während ich das essener Blatt in Berlin vertrat, nicht ohne einiges Geschick herausdestillirt wurden, hier erörtern und zu widerlegen suchen. Ich denke, es wird mir einigermaßen gelingen. (Hier: der Herausgeber der „Zukunft" konnte meine Abwehr nicht früher veröffentlichen; zwischen Angriff und Abwehr liegen somit fast vier Wochen. Leider. Aber in der gesammten deutschen Tagespresse fände ich nirgends einen Ort, wo ich, ausführlich wenigstens, auf diese Dinge erwidern könnte. Ist eine Zwischenfrage erlaubt? Sie würde lauten: Warum ist in der ganzen deutschen Tagespresse kein Raum, in dem ein Verleumdeter seine Ehre schützen kann, und warum findet er ihn in der „Zukunft"? Doch zur Sache zurück.) Ich habe zunächst das Anklagematerial zu geben.

In der Morgenausgabe der Rheinisch-Westfälischen Zeitung vom fünfzehnten April wurde es veröffentlicht. In dem Leitartikel „In eigener Sache". Dort wird zunächst eine berliner Telephonnachricht über eine Versammlung verschiedener Journalisten- und Schriftstellervereine wiedergegeben, die beschlossen hatten, der Zeitung für ihre unwürdige Haltung während des Strike der Tribünenjournalisten, „vor Allem aber gegenüber ihrem berliner Redakteur Harnisch" die Entrüstung der Versammlung auszusprechen; die Erwartung ferner, alle „Berufskollegen" würden das Blatt boykottiren; und schließlich die Bitte an die „durch das unbegreifliche Verhalten der Rheinisch-Westfälischen Zeitung brüskirte deutsche Presse", das Blatt nicht mehr zu citiren. Dann heißt es:

„Nun haben allerdings mehrere der hier angezogenen Vereine einen volltönenderen Namen als Inhalt. Skandalös und sich selbst richtend ist überhaupt eine Versammlung, welche von irgend Jemand sich einseitig berichten läßt und dann Beschlüsse faßt. So Etwas war man bei sozialdemokratischen Versammlungen gewohnt, aber nicht bei gebildeten Personen. Da wir aber keine Lust haben, uns länger verunglimpfen zu lassen, so brechen wir heute das Schweigen, welches wir im Interesse der Presse und insbesondere unseres früheren berliner Vertreters, Herrn Harnisch, bisher beobachteten. Herr Harnisch, welcher als junger Mann von uns nach Essen berufen war und hier unter strenger Aufsicht sich als tüchtig erwies, entgleiste, nach Berlin versetzt, vollständig. Wir gaben vor drei Wochen nachsteher-

des Rundschreiben heraus, welches wir an einen Theil der Presse richteten, in welches es Herrn Harnisch gelang, seine Angriffe gegen uns zu lanciren." (Gleich hier möchte ich einmal unterbrechen; ein einziges Mal; im Uebrigen soll die Rede der Rheinisch-Westfälischen Zeitung ungehindert fließen. Um zwei kurze Fragen zu stellen. Die erste: Wahrt man das Interesse eines Menschen, wenn man unter der Hand ein ihn verleumdendes Rundschreiben verschickt, an Adressen, die dem Verleumdeten unbekannt sind? Die zweite: Was für „Angriffe" habe ich gegen die Rheinisch-Westfälische Zeitung in einen Theil der Presse lancirt? Ich habe einige aktenmäßig belegbare Feststellungen gemacht, als mich das Blatt brüsk hinausgeworfen hatte. So siehts aus, als hätte ich, giftigen Hasses voll, Schimpfartikel gegen das Blatt losgelassen. Nicht ein Wort habe ich bisher erwidert. Obgleich mindestens die Konkurrenzpresse heftige Angriffe wohl gern aufgenommen hätte.)

„Der frühere Vertreter der R.-W. Z., Herr Harnisch, versucht, in einer Erklärung, die er in der Versammlung der Reichstagsjournalisten zu Protokol gegeben hat, den Anschein zu erwecken, als ob er das ‚Opfer seines mannhaften Eintretens für die Ehre und Solidarität der Presse' geworden sei. In Wirklichkeit liegt die Sache, wie folgt:

Kurze Zeit, nachdem Herr Harnisch für die R.-W. Z. nach Berlin versetzt war, ergab er sich einem so unordentlichen Lebenswandel, daß der Hausbesitzer unseres dortigen Bureau mit Kündigung drohte für den Fall, daß Herr Harnisch sich in der Wohnung noch Etwas zu Schulden kommen ließe. Aus der Kasse, die Herrn Harnisch anvertraut war, benutzte er ‚vorschußweise' Gelder zu seinem persönlichen Gebrauch, so daß ihm die Verwaltung der Kasse genommen werden mußte; außerdem belastete er sich bei Bekannten und Geschäftsleuten mit Wechselschulden. Auf sein Versprechen, sich zu bessern, bewilligte ihm der Verlag zur Regulirung seiner Schulden, die durch seinen Lebenswandel entstanden waren, ein Darlehen, das er im Lauf der Zeit zum Theil zurückbezahlte; die Zurückzahlung des Restes ließ er sich später vom Verlage schenken.

Beim Harden-Prozeß lancirte er (nach mannichfachen Versuchen, als persönlicher Freund Hardens die R.-W. Z. gegen die ihm gegebene Instruktion ganz in den Dienst Hardens zu stellen) gegen die ausdrückliche Anordnung seines Vorgesetzten eine angeblich aus der R.-W. Z. stammende Notiz in die Deutsche Zeitung, wodurch er diese Zeitung täuschte und die essener Redaktion durch Herbeiführung eines fait accompli festzunageln vergeblich versuchte. Damit war die Stellung des Herrn Harnisch unmöglich geworden und sein Ausscheiden wurde damals, am vierundzwanzigsten Januar, zum ersten April 1908 verabredet.

Hinterher wurde uns noch bekannt, daß er unter dem Namen Wedderkopp eine Brochure für Harden den Beamten der R.-W. Z. in den Dienststunden diktirte und übertragen ließ; als die Verlagsfirma Walter die dafür zu zahlenden Unkosten verlangte, ‚bezahlte' Herr H., indem er von dem Gerichtsvollzieher Bureau-Möbel der Zeitung als seine eigenen pfänden ließ. Nach diesen Thatsachen begann der Reichstag-Konflikt. Herr Harnisch erhielt die Anweisung, welche uns richtiger und durchführbarer erschien, nämlich: Gröber dauernd zu schneiden, im Uebrigen den Reichstagsbericht zu liefern. In einem gleichzeitig abgehenden Briefe wurde Dies dahin erläutert, Gröber habe die Journalisten schwer beleidigt und könnte deshalb boykottirt werden, auf den gesammten Reichstagsbericht könne die R.-W. Z. nicht

verzichten. Als sich am Abend des selben Tages herausstellte, daß die gesammte Presse beschlossen hatte, in den Strike einzutreten, schloß sich die R.-W. Z. ihm an, veröffentlichte zweimal Artikel darüber und hat vom Reichstag genau wie andere Zeitungen nichts Anderes gebracht als die Erklärungen der Regirungvertreter: die gegentheiligen Behauptungen sind erlogen, wie Jeder an der Hand des Blattes nachprüfen kann. Die Hineinziehung des Auslandes erschien der R.-W. Z. beim Journalistenstrike eben so unwürdig und ungehörig wie bei irgendeinem anderen Strike. Als Herr Harnisch diese Bemerkung zu einer Blosstellung der von ihm noch vertretenen Zeitung zu benutzen suchte, wurde er selbstverständlich ohne Weiteres entlassen. Der Austritt des Herrn Harnisch stand also bereits fest am vierundzwanzigsten Januar 1908. Er ist unmittelbar vor seinem Austritt entlassen worden, nicht, weil er sich mit der Presse solidarisch erklärte, sondern, weil er sich als unverwendbar erwies und in ganz unqualifizirbarer Weise die Zeitung, die er vertreten sollte, bloszustellen versuchte. So weit die Erklärung.

Die Thatsache muß nochmals hervorgehoben werden: Wir halten und hielten es für unbillig und verfehlt, wegen eines Beleidigers vierhundert Abgeordnete boykottiren zu wollen. Vor Allem: es war nicht durchführbar und mit einer neuen rücksichtlosen Erklärung Gröbers hat der Strike nicht zu Gunsten der Journalisten geendet. Aber Das ist für uns nicht die Hauptsache. Die Hauptsache ist, daß die Behauptung, Herr Harnisch sei wegen seines Mitstrikens entlassen, eben so frech erlogen ist wie die zweite Behauptung, die R.-W. Z. habe die Reichstagsberichte gebracht. Unsere sämmtlichen Leser wissen es besser. Wenn eine unfeine essener Radaupresse es so dargestellt hat, so nehmen wir daran keinen besonderen Anstoß; sie, die uns täglich plündert, wußte sehr wohl, daß die Reichstagsberichterstattung eingestellt war und daß wir nur kurze Notizen gebracht haben. Wenn jetzt aber Herr Harnisch oder seine Freunde eine gelegentliche Schriftstellerversammlung mißbrauchen, um ein unwahres Schauspiel aufzuführen, so hat unsere Geduld ein Ende. Es beweist der Vorfall lediglich die Leichtfertigkeit, mit welcher größere, einseitig informirte Versammlungen dupirt und nach dem Willen einzelner Macher gelenkt werden. Eine convocatio melius informata hätte anders geurtheilt und Herrn Harnisch ausgeschlossen. Wir haben bisher geschwiegen, um Herrn Gröber nicht die Freude zu machen, zu sehen, welche Elemente sich leider unter die Journalisten mengen. Aber wir haben, Gott sei Dank, gefunden, daß die große deutsche Presse, welcher wir bisher unsere Darlegungen sandten, unseren Standpunkt begriff und würdigte. Das Selbe erwarten wir überzeugt von der Oeffentlichkeit, der wir diese unangenehmen persönlichen Darlegungen heute geben müssen."

Da stehts also. Ich bin einigermaßen rathlos, wo ich mit der Antwort anfangen soll. Die Fülle der Gesichte überwältigt. Vielleicht ists am Besten, zunächst einmal des Blattes Haltung und meine Haltung zum Reichstagsboykott aktenmäßig und beweiskräftig festzustellen. Wenn ich hier zeige, wie gewissenlos die Rheinisch-Westfälische Zeitung mit der Wahrheit umgesprungen ist, kann ich mich beim Uebrigen vielleicht etwas kürzer (allzu kurz wirds kaum möglich sein) fassen.

In der Schlußversammlung der Tribünenjournalisten habe ich gesagt: „Die Rheinisch-Westfälische Zeitung sandte ihrem berliner Vertreter nach dem Eintreffen seines ersten Berichtes über die Sperre ein Telegramm, in dem sie ihn anwies, den Bericht wie gewöhnlich zu übermitteln, was Dieser telephonisch unter Hinweis auf

die Solidarität der Kollegen ablehnte. Darauf sandte ihm die Zeitung einen Brief, in dem sie ihn erneut anwies, Berichte und Stimmungbilder wie gewöhnlich zu liefern. Gleichzeitig sagte sie in ihrer Morgenausgabe vom zweiundzwanzigsten März, daß sämmtliche großen Zeitungen die Zurückweisung der groben Beleidigung der Pressevertreter billigten, erregte dadurch also bei den Lesern den Anschein, daß auch sie Das thue. In ihrer Morgenausgabe vom dreiundzwanzigsten März sagte sie gegenüber den Solidaritäterklärungen ausländischer Blätter: ‚Die Herren thäten gut, sich aus deutschen Fragen herauszuhalten‘. Gegen den Inhalt und die Tendenz dieses Satzes legte Herr Harnisch in der Journalistenversammlung Protest ein, was ohne sein Wissen und Zuthun in dem offiziellen Communiqué mitgetheilt wurde. Am Abend des selben Tages wurde Herr Harnisch telephonisch in brüsker Form entlassen und ihm gleichzeitig verboten, das Bureau überhaupt noch zu betreten. Die Rheinisch-Westfälische Zeitung hat dauernd die Reichstagsberichte in der Ausführlichkeit, in der sie diese irgend erhalten konnte, gebracht."

An die Wiedergabe dieser protokolarischen Feststellung hat zufällig gerade das Blatt, dem ich die Erklärung jetzt entnehme, die Bemerkung geknüpft: „Man darf gespannt darauf sein, wie die R.-W. Z. dieses charakteristische Doppelspiel zu erklären versucht." Man durfte wahrlich gespannt sein. Die Zeitung hat aber den bequemeren Weg gewählt, das „Doppelspiel" einfach abzuleugnen. Bequem. Nur muß sie sich gefallen lassen, daß es ihr nun nachgewiesen wird.

Was bestreitet sie? Sie sagt, der Brief mit der Anweisung, über den Reichstag wie gewöhnlich zu berichten, sei „gleichzeitig" mit dem Telegramm abgegangen. Das ist sicher unrichtig. Der Brief enthält die Worte: „in Ergänzung meines heutigen Telegrammes". Daß er vor meiner telephonischen Weigerung geschrieben wurde, ist möglich. Daß er vor ihrem Eintreffen abging, ist höchst unwahrscheinlich. Der Punkt ist von untergeordneter Bedeutung. Fest steht, daß die R.-W. Z. ihre Anweisung an mich, „Berichte und Stimmungbilder wie gewöhnlich" zu liefern, nie widerrufen hat. Sie hat zweimal den Boykott billigende Artikel veröffentlicht? Sehr richtig. Das ist es ja gerade: sie veröffentlichte Artikel, die den Boykott billigten, und brach ihn gleichzeitig, indem sie Berichte brachte. Aber, sagt sie, Berichte, die nur die Erklärungen der Regirungvertreter (und, füge ich hinzu, die Berathungsgegenstände und die Beschlüsse des Reichstages) wiedergeben. Wer hat die unsinnige Behauptung aufgestellt, sie habe mehr gegeben? Ich doch nicht etwa? Ich habe gesagt, sie habe die Reichstagsberichte „dauernd in der Ausführlichkeit, in der sie diese irgend erhalten konnte", gebracht. Das ist absolut richtig: Mehr als (kurz) die Regirungvertreter, die Berathungsgegenstände und die Beschlüsse des Reichstages lieferte ihr eben W. T. B. nicht. Eine andere Möglichkeit, rechtzeitig den Reichstagsbericht zu bekommen, bestand für die R.-W. Z. nicht, da ich mich kategorisch geweigert hatte, ihr einen solchen zu verschaffen. Wolffs Berichte hat sie Zeile vor Zeile, Wort vor Wort abgedruckt, „so ausführlich, wie sie sie irgend erhielt". Frech erlogen? Wenn man sich des anmthigen Terminus bedienen will, dann ist nur das Eine frech erlogen: die Behauptung des Blattes, andere Zeitungen hätten es genau so gemacht. Das ist erweislich unwahr. Nicht ein einziges größeres Blatt hat eben so gehandelt. Vielleicht hats dies oder jenes Wurstblättchen gethan. Das weiß ich nicht; ist auch höchst unwahrscheinlich. Sollte sich aber die R.-W. Z. auf solche Eideshelfer berufen wollen: Geschmackssache.

Wenn sie aber auch zehn Nieder-Böblinger Anzeiger heranschaffte, so würde damit die Thatsache nicht aus der Welt geschafft, daß ihre Behauptung den Eindruck machen soll, andere große Zeitungen hätten eben so gehandelt wie sie. „Freche Lüge“, mich ihrer Terminologie zu bedienen, bliebe ihr also auch dann vorzuwerfen; verschärft durch Das, was man gemeinhin als Jesuitismus zu bezeichnen pflegt.

So viel zum Thema Journalistenboykott. Leider kann ich damit nicht schließen. Denn die Leiter des Blattes haben eingesehen, daß sie mit ihrer Haltung bei dieser Gelegenheit nicht eben prunken können. Und haben deshalb ein altes, aber immer noch wirksames Mittel gewählt: den Gegenstand des Streites verschoben. Sie haben ein paar kräftige Hände voll Unflath genommen, mich damit beworfen und verkünden nun: „Seht den dreckigen Kerl!“ Sie rechnen dabei auf den logischen Trugschluß, sie müßten anständig sein, weil ihr Gegner sich unanständig darstellt. Wären ihre sämmtlichen Anwürfe berechtigt, so würde das Verhalten des Blattes um kein Gran günstiger zu beurtheilen sein. Sie hätten dann eben einfach ein ziemlich hundsgemeines Subjekt anstandslos in ihren Diensten behalten, bis es eines schönen Tages rebellisch wurde, in einem seltsamen Anfall von anständiger Gesinnung gegen eine sehr thörichte Bemerkung seiner Brotherren im Kollegenkreis protestirte, um die Gefahr des Abbröckelns der brüskirten ausländischen Kollegen in einer Frage der Standesehre zu beseitigen. Im selben Augenblick werfen sie besagtes Subjekt hinaus, brüsk, obgleich es ohnehin nur noch wenige Tage in ihren Diensten gestanden hätte. Ob solches Verhalten sehr anständig wäre, obs anständig wäre, einen Menschen, der immerhin zwanzig Monate (und fünfzehn davon in sehr sichtbarer Stellung) in den Diensten des Blattes gestanden hatte, dann in dieser gehässigen Weise anzugreifen: darüber enthalte ich mich des Urtheils.

Das Verhalten des Blattes ist schlimmer: die Vorwürfe, die es mir macht, sind durch die Bank erweislich unwahr. Wo etwa ein Körnchen Wahrheit vorhanden war, zeigt man Publiko statt des Körnchens einen scheußlichen Klumpen.

„Herr Harnisch ergab sich einem so unordentlichen Lebenswandel, daß der Hausbesitzer unseres dortigen Bureau mit Kündigung drohte.“ Gelogen. Bei der Sache handelte sichs um die Vermietherin. (So stands auch noch im Rundschreiben. Jetzt machte man flugs den „Hausbesitzer“ draus. Ehe der Hausbesitzer sich um den Lebenswandel seiner Miether bekümmert, muß es doch schon toll kommen, nicht wahr? Und dann soll wohl auch verborgen werden, wessen man sich zu schämen scheint, daß die Zeitung als Aftermietherin haust). Weggelassen wurde, daß es sich nie um den Bureauraum, sondern um meine privaten Wohnräume handelte. Und auch, wenn schon diese beiden Korrekturen vorgenommen sind, ist der Rest geflissentlich entstellt. Es widerstrebt mir, die Sache ausführlich zu erörtern. Festgestellt sei ganz kurz, daß es sich um ein weibliches Wesen (eins) handelte und daß die Hauptbeschwerde der Vermietherin, einer alten, hochgradig nervösen Dame, war, die Besucherin habe sie bei einer Begegnung auf der Flur nicht gegrüßt und ruinire beim Theekochen den Salontisch. Daß nicht mehr und nicht Schlimmeres war, werde ich durch die eidliche Vermehrung meiner Wirthin beweisen, wenns bestritten wird.

„Aus der Kasse, die Herrn Harnisch anvertraut war, benutzte er ‚vorschußweise‘ Gelder zum persönlichen Gebrauch, so daß ihm die Verwaltung der Kasse genommen werden mußte.“ Wie wars? Ich verwaltete die Kasse. Schlecht; zugestanden. Mir fehlt die Fähigkeit des getreulichen Registrirens und Pfennigrechnens.

Sie stimmte eigentlich nie so recht. Mal waren hundert Mark zu viel darin (durch das Zeugniß der mir damals Untergebenen erweislich). Mal fehlten einige Mark. Als mein Verleger, Dr. Reismann-Grone, in Berlin war (er war seit fünf Tagen hier, wie ich wußte; ich hätte also, wenn ich ein schlechtes Gewissen hatte, die Kasse leicht in Ordnung bringen können), ergab eine Kassenrevision einen Fehlbetrag von einigen sechzig oder achtzig Mark. Ein Fehlbetrag, der mich überraschte: so hoch war er noch nie gewesen. Dr. Reismann machte bei dieser Lage der Dinge den vernünftigen Vorschlag, die Kassenführung meiner Sekretärin zu übertragen, die auch die Bücher führte. Ich stimmte freudig zu. Irgendein Vorwurf wurde mir nicht gemacht; nur konstatirt, daß Das so nicht gehe; daß die Kasse in Ordnung sein müsse. Am nächsten Tag theilte mir meine Sekretärin mit, daß sie (nicht ich) einen Betrag für Telephongebühren zu buchen vergessen habe. So daß, ich weiß es nicht mehr, nur ein Manko von noch nicht zwanzig Mark blieb oder sich ein Zuviel in dieser Höhe ergab. Das sind die (erweislichen) Thatsachen. Alles Andere kam viel später: Wechsel, Besserungversprechen (nett), Vorschuß. Was liest man aus der Darstellung der R.-W. Z. heraus? Daß ich unterschlagen habe. Wußten die Leiter des Blattes, daß sie verleumdeten? Ich denke. Am fünfundzwanzigsten März 1904, nach der Geschichte von meinem unordentlichen Lebenswandel und unmittelbar nach der Kassenrevision, schrieb mir Dr. Reismann-Grone den folgenden Brief: „Viel Arbeit nahm mir die Zeit, Ihnen als Begleitung zum letzten Schreiben*) schon früher diese Zeilen zu senden. Ich sagte Ihnen, daß ich den Wunsch habe, Sie zu behalten und ständig aufzubessern. Ich verspreche nicht gern Etwas vor der Zeit, glaube aber, daß Sie in meinen Diensten eine sehr gute Aussicht haben und daß Sie eine angenehme und dem Staatsbeamtenthum mindestens ebenbürtige Karriere machen können. Dazu müssen Sie sich allerdings Ihrer verantwortlichen Stellung stets bewußt sein und so leben und arbeiten, daß Sie jeder Zeit und aller Orten mit Ehren bestehen können. Vor Allem rathe ich Ihnen, sich nicht durch irgendwelche Einflüsse beirren zu lassen, sondern in Unterordnung und freudiger Anlehnung an Herrn Dr. Pohl**) Ihre Pflicht und zugleich Ihre Zukunft zu suchen, der in seiner Ruhe, Tüchtigkeit, Zuverlässigkeit und Wohlanstand allen Anderen ein Muster sein kann. In diesen Hoffnungen und mit dem Wunsch, daß das berliner Bureau unter Ihrer langjährigen Leitung einen guten Aufschwung nimmt, bin ich mit freundlichen Grüßen Ihr ergebenster Reismann-Grone."

Schreibt solchen Brief ein Verleger einem Angestellten, der durch unsittlichen Lebenswandel öffentliches Aergerniß erregte und den er eben auf einer Unterschlagung ertappte? Erhöht er Dem mitten im Kontrakt nach vierteljähriger Thätigkeit spontan das Gehalt und spricht er ihm den Wunsch aus, das Bureau möge unter dessen langjähriger Leitung einen guten Aufschwung nehmen? Und ist es anständig oder unanständig, Dinge, die so harmlos sind, daß sie solchen Brief, solche Wünsche,

---

*) Das eine in Berlin zugesagte, spontane, außerkontraktliche Gehaltserhöhung nach noch nicht vierteljähriger Wirksamkeit in Berlin formell bestätigte.

**) Den Chefredakteur (der für den Verleumdungartikel der Zeitung verantwortlich ist), über dessen Ton in seinen Briefen ich mich Dr. Reismann gegenüber beschwert hatte, indem ich gleichzeitig seinen Fähigkeiten das Recht zu solchem Ton absprach. Daher die Betonung der Moralia.

die Gehaltserhöhung ermöglichen, in dieser verleumderischen Verkleidung in die Welt zu schreien?

Weiter. Die in die Deutsche Zeitung lancirte Notiz. Hier reiht sich Lüge an Lüge. Es ist unwahr, daß meine Politik in der Harden-Sache aus persönlicher Freundschaft für ihn sich herleitete. Schon im Sommer 1907, zur Zeit des Geschreis „Hardens Rückzug" war ich schroff der allgemeinen, mir thöricht scheinenden Stimme entgegengetreten. Habe seitdem meine Ansicht nicht um Nagels Breite geändert; auch nicht, nachdem ich Herrn Harden persönlich kennen lernte. Vor dem ersten Prozeß sah ich ihn einmal, vor dem zweiten ein zweites Mal. Erst als sich mein Verhältniß zur R.-W. Z. nach dem zweiten Prozeß allmählich zuspitzte, sah ich ihn vier-, fünfmal und nahm seinen Rath gern für mich in Anspruch. Als es sich darum handelte, in Presseartikeln zu ihm und seiner Sache Stellung zu nehmen, konnte also von irgendwelchen näheren Beziehungen zwischen ihm und mir keine Rede sein. Und (merkwürdig) die Schriftleitung des essener Blattes war anfangs mit meiner seitdem nicht um ein Haar verschobenen Stellungnahme ganz und gar einverstanden. Bis nach dem ersten Prozeß das allgemeine Geschrei in der deutschen Presse losging. Da glaubte man in Essen, daß man sich in der Konjunktur getäuscht habe, und seitdem begannen Widersprüche in der Auffassung dieser Dinge zwischen der Schriftleitung und mir zu klaffen. In meiner Schlußkritik des ersten Prozesses durfte ich noch widerspruchlos schreiben: „Das Verdienst, muthig, taktvoll und zurückhaltend ... eingegriffen und damit schädliche Zustände beseitigt zu haben, kann Maximilian Harden kein Loyaler mehr absprechen." Und im Januar dieses Jahres schrieb man mir: „Wir wollen recht deutlich von Harden, Liman (!) und Genossen abrücken." Merkwürdig? Wirklich? Ich finde: Nein. Dies Verhalten paßt zu dem Bilde, das ich mir seit dem Herbst des vorigen Jahres allmählich von den Herren in Essen zu machen begonnen habe und das auch der fern Stehende sich nach dem Verhalten der Herren im Fall Harnisch machen kann.

Zurück. Die Angabe, daß ich die Notiz gegen ausdrückliche Anordnung meiner Vorgesetzten weitergab, ist erlogen. Erlogen, daß ich die R.-W. Z. durch ein fait accompli festzunageln suchte. Erlogen, daß ich die Deutsche Zeitung täuschte. Wahr und (Gott sei Dank!) erweislich, daß eben erst eine Schreibmaschine angeschafft worden war, mit aus dem Grunde, damit interessante Originalmeldungen der Zeitung den berliner Blättern ungesäumt gegeben werden könnten; daß ich nach Essen mitgetheilt hatte, ich würde die Notiz mit dem Citat des Blattes an berliner Blätter weitergeben, wenn nicht sofortige telephonische Contreordre erfolge; daß diese nicht kam; daß der ruhige, tüchtige, zuverlässige und wohlanständige Chefredakteur Dr. Pohl die rechtzeitige Erledigung verbummelte; daß das erst nach zweieinhalb Stunden eintreffende Telegramm zu spät kam, als die Nachricht schon an sechs berliner Blätter als Citat aus der R.-W. Z. übersandt war. Bei der durch die Schuld meines Chefredakteurs sichtbar gewordenen Diskrepanz zwischen Berlin und Essen hielt ich es für loyal, mein Amt dem Verleger zum kontraktmäßig möglichen ersten Juli zur Verfügung zu stellen. Nach viertägiger Ueberlegung nahm er mein Erbieten an; nachdem sich inzwischen vier große Zeitungen wiederholt mit der Angelegenheit beschäftigt hatten. Was sagt jetzt die R.-W. Z.? „Damit war die Stellung des Herrn Harnisch unmöglich geworden und sein Ausscheiden wurde damals, am vierundzwanzigsten Januar, zum ersten April 1908

verabredet." Das Blatt sucht also den Anschein zu erwecken, mir sei gekündigt worden, während doch ich gekündigt habe. Weiter: Auch das Datum ist unrichtig. Am vierundzwanzigsten Januar wurde meine Kündigung zum ersten Juli angenommen. Als später in den Hamburger Nachrichten ein gehässiger Angriff gegen mich erschien, bestand ich darauf, vorzeitig aus dem Kontraktsverhältniß ausscheiden zu dürfen. Das konnte ich erst nach einer persönlichen Unterredung mit Dr. Reismann-Grone (Mitte Februar) durchsetzen. Damals wurde der erste April als Termin meines Ausscheidens festgesetzt. Dr. Reismann-Grone hat mich, so lange wenigstens zu bleiben und nicht durch sofortiges Ausscheiden dem Blatt Schwierigkeiten zu bereiten.

Und nun kommt das Schönste. Bei dieser Unterredung hat mich auch Dr. Reismann-Grone, unter Appell an meine Loyalität, ich möchte bis zum ersten April nichts unternehmen, was die Diskrepanz zwischen der Zeitung und mir in Sachen Harden äußerlich hervortreten ließe. Das war einer der Hauptgründe, weshalb ich meine Brochure „Harden im Recht?" unter dem Pseudonym Frank Wedderkopp erscheinen ließ. Als die Brochure kurz vorm Erscheinen stand, theilte ich diese Thatsache und meine Autorschaft mit der Bitte um strengste Diskretion nach Essen mit. Was thut ein Ehrenmann, wenn ihm unter Diskretion ein Geheimniß anvertraut wird? Er benutzt das Geheimniß, um erst unter der Hand, dann öffentlich Den zu diskreditiren, ders ihm anvertraut hat.

Alles Weitere ist wieder gelogen: daß ich die Brochure in den Dienststunden diktirte und übertragen ließ; der mir unterstellte Sekretär hat die Hilfe freiwillig übernommen und natürlich Honorar von mir dafür empfangen. Gelogen, daß die Verlagsfirma Hermann Walther auch nur den leisesten gerichtlichen Schritt unternahm, um zu den (stets prompt gezahlten) Unkosten zu kommen. Gelogen, daß ich die Bureaumöbel der Zeitung als meine eigenen verpfändete. Wahr dagegen, daß der Gerichtsvollzieher für eine lächerliche, durch Versäumnißurtheil entstandene Forderung (Zwölf Mark!) unter meinem Widerspruch und Hinweis darauf, daß das Möbel Eigenthum der Zeitung sei, ein Siegel an den Schreibtisch klebte; „es handle sich ja um eine Formalität und er dürfe nachmittags nicht wiederkommen." Wahr ist ferner, daß ich nachher das Siegel vergessen habe und daß es deshalb noch an dem Tage, an dem mir das Bureau verboten wurde, an einer ziemlich verborgenen Ecke des Schreibtisches klebte, als die „Forderung" (zwölf Mark), für die „gepfändet" worden war, längst beglichen war.

Damit wäre erledigt, was die R.-W. Z. gegen mich zu sagen hat. (Denn mit der Journalistenversammlung hatte ich nichts zu thun. Als man mir den Plan mittheilte und mich bat, hinzukommen, lehnte ich dankend ab; auch den Schein eines Einwirkungversuches wollte ich meiden.) Und nun könnte ich noch Einiges von den Essenern erzählen. Müßte es eigentlich, um zu zeigen, wie glaubwürdig der Mund ist, aus dem die Beschuldigungen kommen. Ich mag aber nicht. Vor Gericht werde ich vermuthlich nicht ganz herumkommen. Hier kann genügen, was ich zur Sache selbst feststellte. Freilich: wer lügt, kann man den Worten nicht ansehen. Und ich kann nicht die Schriftstücke in Faksimiledruck, die zu hörenden Zeugenaussagen phonographisch verbreiten. Doch werde ich ja den Vorzug haben, mit den Herren aus Essen vor Gericht zusammenzutreffen. Da werden die Schriftstücke vorgelegt, die Zeugen gehört werden.

Johannes W. Harnisch.

Bodenkredit.

Die Hypothekenbanken, die für den Bodenkredit sorgen sollen, habens heutzutage nicht leicht. Der Absatz ihrer Pfandbriefe hängt von der Konjunktur des Kapitalmarktes ab und bei der Wahl der zu beleihenden Objekte sind sie an gewisse Grundsätze gebunden, die es ihnen schwer machen, dem Geldbedarf nach Wunsch zu genügen. Die Preußische Pfandbriefbank ist getadelt worden, weil sie schwachen Schuldnern Zinsfußermäßigungen gewährt hat, statt die betroffenen Häuser selbst einzusteigern. Im Geschäftsbericht sagt sie darüber nur, daß den im Jahr 1907 möglich gewordenen Erhöhungen des Hypothekenzinsfußes bei schon gewährten Darlehen auch Herabsetzungen gegenüberstanden, die aber trotzdem noch einen Saldo zu Gunsten der Bank ließen. Daß ein Hypothekeninstitut unter Umständen die Reduktion des Zinses der Zwangversteigerung vorzieht, ist begreiflich. Oder würde man es für einen Idealzustand halten, wenn die Hypothekenbanken die Einsteigerung schwacher Objekte zur Regel machten und sich mit unbrauchbarem Ballast belüden? Beim Immobiliarkredit, der für die Gesundheit der Stadtwirthschaft von großer Bedeutung ist, kommt ja viel auf die Person des Schuldners an; von deren Kreditwürdigkeit wird es abhängen, welchen Weg die Bank wählt, um ihre Forderung zu sichern. Vielleicht ist die Verlegenheit des Schuldners nur durch eine vorübergehende örtliche Geschäftskrisis entstanden; dann kann dem Schuldner durch eine Erniedrigung des Hypothekenzinsfußes geholfen werden, zu der die Bank sich ohnehin entschließen müßte, wenn sie gezwungen wäre, für das Grundstück andere Käufer zu finden. Um Interessenten anzulocken, müssen Konzessionen gemacht werden; und die können hier eben nur in einer Herabsetzung des Zinsfußes bestehen. Der Bank bleibt dann immer der Trost, daß später das Grundstück wieder höhere Zinsen vertragen kann und der Verlust nicht sehr empfindlich wird. Die Preußische Pfandbriefbank hat also nichts Unrechtes gethan; und auch über die Nothwendigkeit eingehender Spezifikationen läßt sich in solchem Fall streiten. Das Beispiel der Bayerischen Bodenkreditanstalt in Würzburg wirkt abschreckend. Der neue Aufsichtrath, dem auch Dr. Heim, der bekannte Führer des bayerischen Centrums, beigetreten ist, hat versichert, daß Aktien- und Pfandbriefkapital völlig intakt seien. Trotzdem wurde die Sache zu einer Sensation aufgebauscht, die viele Obligationäre veranlaßte, sich ihres Besitzes zu Schleuderpreisen zu entledigen. Die Bank hat dadurch ihre liquiden Mittel bis auf einen kleinen Rest eingebüßt (nach der Bilanz vom Dezember 1907 waren es nur noch 362 000 Mark, während die beiden fälligen Dividenden einen Betrag von 975 000 Mark erfordern; das Institut muß also Hypotheken verpfänden, um seine Dividenden zahlen zu können) und an Absatzchancen und Ruf verloren. Die bayerischen Konkurrenten haben natürlich die Gelegenheit benutzt, um im Geschäftsbereich des würzburger Unternehmens Kundschaft zu gewinnen.

Die Zinsenrückstände, die sich bei den Hypothekenbanken ansammeln, sind das Barometer zur Beurtheilung der Witterungverhältnisse auf dem Pfandbrief- und Hypothekenmarkt. Die bayerischen Hypothekeninstitute, deren Pfandbriefe mündelsicher sind, weisen wesentlich höhere Zinsenrückstände aus als die norddeutschen Banken. Die Bayrische Hypotheken- und Wechselbank, das größte deutsche Unternehmen seiner Art, mit einem Hypothekenbestand von 979 Millionen, hatte Ende 1907 einen Zinsenrückstand von 7,20 Prozent, die Preußische Centralbodenkredit-

gesellschaft, die zweitgrößte deutsche Hypothekenbank, bei einem Bestand von 791 Millionen, nur einen Zinsenrückstand von ½ Prozent. Bei der Süddeutschen Bodenkreditbank stellt sich die Quote auf 5,11, bei der Bayerischen Vereinsbank auf 2½ und bei der Bayerischen Handelsbank auf beinahe 4½ Prozent. Viel kleiner sind die Zinsenrückstände bei norddeutschen Instituten: Hypothekenbank in Hamburg (0,31), Meininger Hypothekenbank (0,40), Preußische Hypothekenbank (0,50), Preußische Bodenkredit-Aktienbank (0,60), Deutsche Hypothekenbank in Berlin (0,29), Berliner Hypothekenbank (0,21), Leipziger Hypothekenbank (0,11). Woher dieser erhebliche Unterschied? Manche bayerische Banken haben unter ungünstigeren äußeren Verhältnissen zu arbeiten als andere Institute und sind deshalb gezwungen, den Schuldnern weiter entgegenzukommen als die Banken im nördlichen Deutschland. Die Hauptbeträge der Zinsenrückstände fallen auf München; die norddeutschen Engagements der bayerischen Banken sind nicht schlechter als die der berliner Anstalten. Die münchener Pfandbriefbanken sind in unbequemer Lage. Sie sollen den Bodenkreditansprüchen in der engeren Heimath genügen, auch wenn sie dadurch ihre Zinsen- und Annuitätenrückstände erhöhen, und werden gescholten, sobald sie ihr Geld nach Berlin geben. Die Bayerische Handelsbank, deren Berichte sich durch gute und ins Detail gehende Schilderungen der Situation auszeichnen, sagt, sie habe sich verpflichtet gefühlt, die berechtigten Kreditwünsche innerhalb ihres Wirkungskreises nach Möglichkeit zu erfüllen und der Kundschaft zu helfen. Das erklärt den hohen Betrag rückständiger Zinsen, der zum Theil noch aus dem Jahr 1905 stammt. Strenge Kritiker werden solche Grundsätze tadeln und fordern, daß die bayerischen Hypothekenbanken bei der Eintreibung ihrer Zinsen nicht mehr Milde walten lassen als die norddeutschen. Die Forderung ist leicht gestellt, aber schwer durchzuführen. Der Gegensatz zwischen Süd- und Norddeutschland bei den Zinsrückständen zeigt wieder, daß man die Sicherheit der Pfandbriefe nicht nach äußerlichen Umständen beurtheilen darf, die scheinbar gegen die Bonität der Schuldverschreibungen sprechen, im Grunde aber nichts damit zu thun haben. Eine Obligation der Bayerischen Handelsbank ist nicht schlechter als irgendein norddeutscher Hypothekenpfandbrief, obwohl kein außerbayerisches Institut einen so hohen Zinsenrückstand hat wie diese münchener Bank. Amusant ist, zu beobachten, wie die bayerischen Unternehmen unter einander den Wettbewerb betreiben. Die Pfälzische Hypothekenbank, das größte bayerische Pfandbriefinstitut, das nicht dem „gemischten“ System angehört, macht in ihrem Geschäftsbericht abfällige Bemerkungen über die „Gemischtbanken“, die den Privatbankiers dadurch das Leben erschweren, daß sie ihnen Filialen und Depositenkassen auf die Nase setzen. Der Stoßseufzer der edlen Pfälzerin wird bei Unbetheiligten wohlwollendes Verständniß finden. Die Filialen besorgen den Pfandbriefvertrieb; und je mehr Zweigniederlassungen eine Bank in der Provinz hat, desto besser kann sie den Verkauf ihrer Obligationen fördern. Die Pfälzische Hypothekenbank hat keine Filialen und ist deshalb auf die Hilfe der Privatbankiers angewiesen. Verschwinden diese Helfer, so verliert das Institut die besten Kommissionäre für seine Schuldverschreibungen. Daher die Sorge um das Schicksal der Bankiers.

Die Hausbesitzerbanken, die den Immobiliarkredit erleichtern sollten, haben es bis jetzt noch nicht zu rechten Erfolgen gebracht. Das einzige Unternehmen dieser Art, das seinen Zweck erfüllt, ist das unter städtischer Aufsicht stehende Berliner Pfandbriefamt. Die Obligationen dieses Institutes, deren Gesammtumlauf den Betrag

von 216 Millionen erreicht, sind mündelsicher. Dieses Privilegium hat natürlich die vorsichtigsten Beleihungsgrundsätze zur Voraussetzung; das Pfandbriefamt ist also nur für die besten Hypotheken zu haben. Daß es nur unkündbare Amortisationdarlehen hergiebt, ist für die Schuldner ein namentlich in Perioden steigenden Zinsfußes nicht zu unterschätzender Vortheil. Das Berliner Pfandbriefamt hat 1630 Grundstücke beliehen und damit seine Existenzberechtigung erwiesen. Man könnte diese Hausbesitzerinstitute mit solidarischer Haftbarkeit der Schuldner in allen Hauptorten errichten (ein paar Städte haben sie schon), wenn der Grundstückmarkt nur überall so gutes Material zur Unterlage für Pfandbriefe böte, wie es, trotz Krisis und Stockung im Baugewerbe, in Berlin noch immer zu finden ist. Die Verkäuflichkeit der Pfandbriefe ist eben die Vorbedingung einer Nutzen bringenden Thätigkeit solcher Institute. Können sie ihre Obligationen nicht absetzen, so können sie auch nicht Geld verleihen. Ohne die Mündelsicherheit der Pfandbriefe ist ein erfolgreicher Wettbewerb mit den Obligationen der Aktienbanken kaum möglich. In Berlin wurde im vorigen Sommer eine zweite Hausbesitzerbank errichtet. Sie hat die Form einer Eingetragenen Genossenschaft mit beschränkter Haftung und den Zweck, Hausbesitzern Darlehen im Höchstbetrag von 5000 Mark zu gewähren; sie können von Vierteljahr zu Vierteljahr prolongirt werden, wenn der Schuldner die Zinsen pünktlich bezahlt. Als Sicherheit dient der Bank eine auf dem Grundstück des Schuldners in Höhe des Darlehens eingetragene Hypothek. Die Hausbesitzerbank kommt natürlich nur für den Personalkredit in Betracht. Wenn ein solventer Hausbesitzer sich einmal nicht rasch genug ausreichende Geldmittel verschaffen kann, wird ihm die Bank gern helfen. Hausbesitzer mit überlastetem Besitz werden freilich vergebens um Darlehen bitten.

Die Erfüllung des Wunsches, die Beleihungen des städtischen Grundbesitzes zu centralisiren, erschwert das Risiko, das den Hypothekenbanken daraus erwachsen könnte. Sie haben schon mit der Konkurrenz der Versicherungsgesellschaften zu rechnen. Schnappt ihnen nun noch eine Centralbank das beste Hypothekenmaterial weg, so können sie ihr Geschäft nach und nach aufgeben. Denn vom Prolongiren alter Hypotheken kann man auf die Dauer nicht leben. Um dem mittelgroßen und kleinen Grundbesitz erweiterten Kredit zu verschaffen, müßten die Hypothekenbanken öfter, als sie es jetzt thun, Millionenbeleihungen unter sich theilen; dann hätten sie mehr Kapital für mittlere Darlehen frei. Die Zahl der großen Hypotheken nimmt zu; oft ists der einzige Zuwachs, den ein Pfandbriefinstitut am Jahresende aufzuweisen hat. Das Anwachsen der Millionenposten ist aus der allgemeinen Wirthschaftentwickelung zu erklären: Waarenhäuser, Hotelpaläste, Trusttendenzen. Solche Riesenbeleihungen, die meist unter der Garantie großer Finanzinstitute erfolgen, reizen die Hypothekenbanken natürlich mehr als Hypotheken mittlerer Höhe. Sie steigern ihr Prestige und haben die (manchmal allerdings gefährliche) Annehmlichkeit, daß die Bank nur einen Schuldner vor sich hat, während sich sonst solche Beträge auf eine ganze Anzahl verschiedener Objekte und Darlehensnehmer vertheilen. An sich ist die Vertheilung des Risikos ein Vortheil; wo es sich aber um solvente Schuldner und besonders garantirte Hypotheken handelt, wird man die Einheit vorziehen, weil sie den Verkehr vereinfacht und die der Bank entstehenden Unkosten verringert. Zur Hebung des Bodenkredits könnte nur eine Theilung der über eine Million hinausgehenden Beleihungen beitragen. Einen anderen Weg, der die Interessen des Pfandbriefmarktes nicht ernstlich gefährdet, wird man einstweilen kaum finden. Ladon.

Ein Brief.

Sehr verehrter Herr Harden, ich theile hierdurch mit, daß ich meine von dem berliner Königlichen Schauspielhause als nächste Novität angekündete und für den zwölften Mai angesetzte Tragoedie „Thersites“ soeben telegraphisch von der Generalintendanz zurückverlangt habe. Zu diesem Schritt glaubte ich mich genöthigt. Ich habe mit einer mir jetzt selbst unbegreiflichen Nachgiebigkeit in alle Verschiebungen und Veränderungen des seit Jahr und Tag angenommenen Stückes gewilligt, auch in die zuletzt getroffenen, die, gegen die ausdrücklichen, mündlich wie schriftlich gegebenen Zusagen der Direktion, die erste Aufführung in die ungünstigste Zeit der Saison gelegt haben. Ein zufälliger Blick in eine berliner Zeitung zeigt mir heute zu meinem Erstaunen, daß die Direktion eine von allem Anfang an Herrn Matkowsky zugewiesene Hauptrolle einem anderen Schauspieler anvertraut hat, ohne sich die Mühe zu nehmen, mich von dieser in das innerste Wesen des Stückes einschneidenden Veränderung auch nur mit einer Zeile zu verständigen. Man stellt mich also wehrlos vor ein fait accompli und hält die Zeitung für den richtigen Weg, um mich zu informiren, daß gerade die Rollenbesetzung, die mir für die Einreichung des Stückes am Königlichen Schauspielhaus bestimmend (und dann auch öffentlich angekündet) war, fallen gelassen wurde. Mögen die Gründe für diese Umbesetzung nun stichhaltig sein oder nicht: ich erblicke in der Thatsache der völligen Uebergehung des Verfassers auch eine Mißachtung gegenüber dem ganzen Stande der Theaterautoren. Deshalb habe ich zum einzigen mir zur Verfügung stehenden Mittel gegriffen und mein Stück zurückgefordert. Ich brauche nicht zu bemerken, daß der Verzicht auf die Aufführung eines ersten dramatischen Werkes in einem Theater vom Rang des Königlichen Schauspielhauses für einen Autor, abgesehen von der materiellen Schädigung und dem Zeitverlust, nicht leicht war; aber hier galt es, zu entscheiden, ob der Verfasser in den Fragen der Darstellung seines Werkes, wenn schon nicht gehört, so doch wenigstens verständigt werden müsse. Ist meinem Werk dadurch vorläufig die Möglichkeit benommen, seine Bühnenwirksamkeit zu erproben, so gestattet immerhin das gedruckte Buch, nachzuprüfen, ob damit nach einem ernsten künstlerischen Ziel gestrebt wurde. Ergeben grüßend

Wien. Stefan Zweig.

Flocken.

Ein Anonymus (er heißt Herr von Kotze) hat eine aristokratische Monatschrift gegründet; sie heißt: „Wir“. In ihr schreibt der Adel; nur der Uradel, nicht der Briefadel. Der Herausgeber hat, um das Unternehmen zu rechtfertigen, öffentlich eine schlichte, zwingende Ueberlegung angestellt. (Die Ueberlegung, die er privatim angestellt hat, war nicht minder zwingend.) Er sagt: Da ein Rassehund werthvoller ist als eine Töle, so müssen auch die literarischen Produkte der Uradeligen (Rassenhunde) werthvoller sein als die der Briefadeligen und Bürgerlichen (Tölen). Der Bulldogg Kotze wird (wenn die Logik nicht ein eitler Wahn ist) Edleres leisten als der Köter Goethe. Nur muß allerdings der Uradel, der das Gehirn-Training bisher vernachlässigt hat,

erst in diesem Sinn umgezüchtet werden. Auf einen unmittelbaren Erfolg kann die Zeitschrift daher wohl nicht rechnen.

Doch: sie kann es. Denn in unserem Lande fiel das Wort von den „Edelsten und Besten“: und so mußte diese Zeitschrift erstehen. In unserem von Dünkel gedüngten Boden wird auch dieser aristokratische Pilz üppig wuchern.

Ein seltsames Symptom war die Demonstration Italiens gegen die Türkei. Ein Dutzend Panzerschiffe und Torpedoboote, um eine promptere Briefbestellung durchzusetzen? Wers glaubt, wird Blockführer. Ach nein, unser Bundesgenosse sagte nur dem Sultan: „Cave, adsum! Wenn Oesterreich Konzessionen fordert, so bin ich auch noch da und nicht geneigt, abzudanken; Deutschland aber wird Dir nicht beispringen, trotz allem Korfurummel.“ Diese Ermahnung wurde ertheilt, obwohl der Kanzler des befreundeten und verbündeten Staates gerade als Gast zugegen war. Dann aber schüttelten die Maßgebenden einander die Hände und ließen nach berühmtem Cliché verkünden, „in allen schwebenden Fragen habe sich die vollste Uebereinstimmung herausgestellt.“

Ueberhaupt diese Clichés! Von jeder einzelnen Frage erfahren wir, sie sei „nicht berührt worden“, und zugleich wird dem Besuch eine eminente politische Wichtigkeit attestirt. Oder umgekehrt; „wies trefft“. Ja, diese Zeitungen! Sie haben entschieden fast so viele schlechte Seiten wie die Weiber; aber wer, lieber Leser, wer möchte sie entbehren?

Ueberhaupt diese Besuche! Wie lange ists her, seit der Kaiser in Kopenhagen moralische Eroberungen machte? Und nun will man uns keinen Handelsvertrag zugestehen und gravitirt nach Westen! Schändlich, nicht wahr? Aber wir könnten uns die Entrüstung sparen, wenn unsere Maßgebenden sich mit einem Tropfen sozialdemokratischen Oeles salben wollten. Das Oekonomische siegt eben doch über den persönlichen Charme. England ist Dänemarks bester Kunde; und der beste Kunde ist immer der Charmeur. Vielleicht könnte die Sozialdemokratie sich in dem heute so beliebten Austauschverfahren etwas „persönlichem Charme“ aneignen; dann wäre beiden Theilen geholfen.

Es ist das Wesen der Partei, daß sie wirken will. Es ist das Wesen des Wirkens, daß es eine Idee realisiren will. Wenn die Partei ihre Ideen zerstört und preisgiebt, so beraubt sie sich der Möglichkeit, zu wirken, und so kann es geschehen, daß sie, um zu wirken, ihre Wirkungskraft vernichtet. Es giebt aber außer der gesetzgeberischen Kesselflickerei noch eine andere Art des Wirkens, die nicht minder praktisch, nicht minder positiv ist: die Aufklärung. Und eine der vornehmsten Aufgaben unserer Zeit ist es, dies von romantischen und ästhetischen Muckern verketzerte Wort wieder zu Ehren zu bringen.

Wir erfahren aus bester Quelle, daß Fürst Bülow sich in seinen kargen

Mußestunden mit der Abfassung eines umfangreichen Werkes beschäftigt. Es trägt den Titel „Zur Pathologie des deutschen Bürgerthumes“.

In der Presse wird König Eduard getadelt, weil er indiskret sei und wichtige Dinge fern von der Heimath entscheide. Der deutsche Leser schüttelt den Kopf: Ist es möglich, ist es denkbar, daß ein Herrscher sich so vergißt?

Herr Dr. Friedberg hat auf dem Nationalliberalen Parteitag erklärt, wir würden, wenn es nöthig sei, den Polen „den Frieden diktiren“. Seine urgermanische Energie wirkt wundervoll. Schade nur, daß diese gepanzerte Faust immer nur dem Schwächeren droht, daß diese pompöse Entrüstung sich nie gegen den Mächtigen wendet.

Die Männer, die vor Jahr und Tag dem Centrum riethen, aus dem Thurm herauszukommen, hatten die Zeichen der Zeit erkannt. Jetzt, wo der entschiedene Liberalismus sich den Nationalliberalen verbrüdert, entsteht an der Stelle, die einst der Radikalismus ausfüllte, ein Vakuum. Und doch lechzt Deutschland nach einem entschlossenen Radikalismus. Das Centrum könnte die große bürgerlich-demokratische Partei werden. Es wirkt kulturwidrig? Mag sein. Aber die Forderung des Tages ist nicht Kulturkampf, sondern Verfassungskampf.

Im Mittelalter gab jede Zunft
Einem Sonderheiligen Unterkunft;
Die Diplomatie hälts heute noch so:
Ihr Götze ist der status quo.

Aus parlamentarischen Kreisen wird gemeldet, daß der Abgeordnete Bassermann für den Posten des Bürgermeisters von Korfu in Aussicht genommen worden ist. Als der jetzige Inhaber dieser Stellung die Rede las, worin der Führer der Nationalliberalen den Fürsten Bülow als Erzieher des deutschen Volkes feierte, erblaßte er. Dann aber faßte er sich und sagte: „Ich trete zurück. Der kanns noch besser als ich.“

Wie die „Neue Gesellschaftliche Korrespondenz“ hört, umfaßt das Programm des Kaisers vom siebenten Mai bis zum siebenten Juni folgende Aufgaben: „Beglückwünschung des österreichischen Kaisers mit den deutschen Bundesfürsten in Wien, Besuch beim Fürsten Fürstenberg in Donaueschingen zur Jagd Einweihung der Hohkönigsburg, Aufenthalt in Wiesbaden zu den Festspielen, Besuch des Regiments 116 in Gießen, Jagdbesuch in Pröckelwitz, Theilnahme an der Jahrhundertfeier der Leibhusarenbrigade in Danzig und Besuch der Marienburg, Abhaltung der Paraden in Potsdam und Berlin, verschiedene Truppenbesichtigungen, Theilnahme an der Jahrhundertfeier des Leibregiments in Frankfurt a./O.“ Eine Eroika. Wo bleibt der Beethoven?

Eduard Goldbeck.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.



Berlin, den 16. Mai 1908.

Prozeßbericht.

II.

Ein Hagerer schiebt sich vor. Ein Defreggerkopf lächelt schlau, lächelt bang. Scheint entschlossen, für die Stunde der Inquisition dieses Lächeln nicht von der Lippe zu schicken. Auch während die Zunge die Eidesformel nachstammelt, nistet es unter den Nasenflügeln. „Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, daß ich die reine Wahrheit sagen, nichts verschweigen und nichts hinzusetzen werde. So wahr mir Gott helfe!“ Die Stimme klingt dünner als Riedels; unsicherer. Jakob Ernst; dreiundvierzig Jahre alt; katholisch; Witwer. Von Jugend auf in Starnberg Fischer und Oekonom (Bauer, würde der Norddeutsche sagen). Zum Militär brauchte ich nicht, weil ich allein war, auf dem Anwesen Alles sonst ausgestorben, und weil ich mit dem Gehör nicht so recht in Ordnung bin. Taub? Nicht ganz. Aber schwerhörig. Also müssen wir laut sprechen. „Den Fürsten Philipp zu Eulenburg kenne ich seit ungefähr sechsundzwanzig Jahren. Als ich ihn kennen lernte, war er Rath bei der Preußischen Gesandtschaft in München und verlebte fünf oder sechs Sommer in Starnberg. Da habe ich ihn täglich auf den See hinaus gefahren. Ob ich mit ihm 1882, um Mariae Lichtmeß, bei Riedel war, weiß ich nicht mehr. Ist zu lange her. (Ist aber wahr, ruft der Milchhändler; wird dem jüngeren Mann gegenübergestellt und spricht: Der ists; ganz bestimmt. Der Fischerjackl kam mit dem Grafen zu Eulenburg auf meines Stiefvaters Hof, suchte mich dann in der Bierwirthschaft und blieb bei dem Grafen, als Der mich mit einem Zweimarkstück weggeschickt hatte.) „Was hier gemeint ist, weiß ich. Kann aber nichts aussagen. Nix is geschehn. Mit mir hat der Fürst nichts

Unrechtes gemacht. Gar nichts. Auch keine Andeutung, ich solle ihm was zu Liebe thun. Nie hat er mich auf schlechte Art angefaßt. Nie gestreichelt, geküßt, um den Hals genommen. Nie von Schmutzereien geredet. Auch, meines Wissens, mit Anderen nicht. Ich habe niemals Schlechtes von ihm gehört; all die Jahre nicht. Das nehme ich auf meinen Eid. Freilich. Warum denn nicht? Nein: ich halte nicht zurück; bleibe streng bei der Wahrheit. Geschwatzt ist ja über uns worden. Aber ohne Grund. Wie die Leute so sind: weil der Graf gut zu mir war, sollte Schlechtes dahinter stecken. Was Besonderes habe ich von dem Fürsten nicht gehabt. Meine Kinder? Ja, die bekamen zu Weihnachten Spielzeug, auch wohl Geld. Das verdroß die Nachbarn. Und so wurde geredet. Aber mit mir hat der Graf nichts vorgehabt. Nix ist geschehn. Nix."

Die Rede strömt nicht; fließt auch nicht ruhig dahin. Tröpfelt jetzt und überstürzt sich jetzt in ängstlicher Hast. Aengstlicher? Ein Bauer, vor Gericht, in solcher Sache: kein Wunder, daß er nicht so sicher und ruhig redet wie auf seinem Hof, in seinem Kahn. Kein Verdachtsmoment, daß er sich Alles abfragen, jedes Erinnern aus dem Fuchsbau seines Mißtrauens ausgraben läßt. Nur mit dem Gericht nichts zu thun haben: denkt auch der Unschuldige. Oberlandesgerichtsrath Mayer faßt den Fischermeister sanft an. Spricht zu ihm wie ein gütig mahnender Vater. „Nicht wahr: Sie verschweigen uns nichts? So unangenehm es Ihnen sein mag: die Wahrheit muß heraus; wir haben das Recht, sie zu fordern." Glaubt er dem Zeugen? Kein Zug in dem stillen Antlitz, nicht die winzigste Tonschwingung verräths. Nun darf Justizrath Bernstein des Fragerechtes walten. Und sogleich ists, als spüre der Zeuge das Nahen, auf leiser Sohle, des Feindes und setze des Wesens Festung in Vertheidigungzustand. Die linke Hand bohrt sich in die Joppentasche (die Bewegung des Tuches läßt mich erkennen, daß die Finger nicht ruhig liegen); die rechte ist auf dem Rücken geballt (und ich sehe sie zucken, sehe, wie der braune Daumen die Innenhaut des Zeigfingers ruhelos reibt). Soll, nach uraltem Bauernaberglauben, der Eid „kalt", unwirksam gemacht, aus der hohlen Hand in des Teufels Küche gewiesen werden? Der Kopf, graugelb unter dünnem Haar, neigt sich vor, als wolle er früh des Nahenden Absicht erspähen. Manchmal entballt sich die sichtbare Faust und die Finger umspannen die Ohrmuschelwand. Schwerhörig: Das dürfen die Herren vom Gericht ja nicht vergessen. „Herr Ernst, wissen Sie, wo Fürst Eulenburg sein Gut hat?" „Freilich. Liebenberg heißts. Zweimal war ich dort; oder dreimal. Zuerst 1888. Der Graf hatte mich eingeladen. Ich sollte für ihn fischen." „Hatte er denn dort keinen Fischer?" „Freilich. Er meinte nur, ich verstehe mich besser drauf und könne sei-

nen Mann noch Etwas lehren.“ (Unwahrscheinlich. Im Starnbergersee wird die Fischerei anders betrieben als in der ukermärkischen Großen Lanke. Jeder Sachverständige weiß es. Der Punkt wird aber nicht berührt.) „Die Reisen hat Graf Eulenburg bezahlt?“ „Freilich. Auch extra noch für die Fischerei. Ich hatte ja all meine Netze mit und arbeitete für ihn.“ „Haben Sie sich mit dem Grafen, dem Fürsten geduzt?“ „Das wär' noch schöner! Er sagte zu mir Du, aber ich nicht zu ihm.“ „Sie waren doch sehr vertraut miteinander. Hat er nicht, zum Beispiel, mit Ihnen am selben Tisch Kaffee getrunken?“ „Ih wo denn! Das heißt: auf der Terrasse des Hotels Bayerischer Hof ists vorgekommen; aber nicht im Zimmer des Fürsten. Da giebts nix.“ „Sie haben heute ein Haus. Das zum Kauf oder Bau nöthige Geld hat Ihnen der Fürst gegeben?“ „Nein. Die zwölftausend Mark, die ich brauchte, hat mir die Mutter des Fürsten geliehen; nicht geschenkt. Als der Fürst dann die Villa in Starnberg kaufte, wurde mir das Geld gekündigt und ich mußte es zurückzahlen. Erst dachte ich, er solle es mir geben; doch meinte er, ich solle mich an seine Mutter wenden. Da habe ichs halt probirt; er hat für mich gebeten und sie hat es mir gegeben. Nach der Kündigung habe ichs dann zurückgezahlt; ich hatte zehntausend Mark erheirathet und zweitausend erspart.“ (So wars nicht. Als ein Starnberger, der mit Getreide handelt, die auf Ernsts Anwesen lastende Hypothek gekündigt hatte, wandte der Fischerjackl sich an den Grafen Eulenburg, der, angeblich von seiner Mutter, ihm das Geld verschaffte; ohne jede Sicherung; gegen drei Prozent Zinsen, deren Zahlung noch nicht nachgewiesen ist. Die Mitgift seiner Frau, einer Waise aus Wengen, gab Ernst in die Bank. Antwortete auf die Frage, ob ers nicht zur Rückzahlung des Darlehns benutzen wolle: „Nein; der Zins, den die Bank mir zahlt, ist um ein halbes Prozent höher als der, den ich dem Grafen zu zahlen habe: also verdiene ich, wenn ich das Darlehn behalte.“) Wunderlich. Ein Fischer trinkt mit einem Grafen von der Preußischen Gesandtschaft Kaffee, wird aus Oberbayern von ihm mehrmals in die Ukermark geladen, erhält von ihm oder doch unter gräflicher Bürgschaft ohne jede Sicherheit zwölftausend Mark. Alles in Ehren. „Sie haben mit dem Fürsten auch Reisen gemacht?“ „Freilich. Wann er ins Gebirg ist, bin ich mit ihm. Machte ihm, so zu sagen, den Diener. Putzte seine Kleider und sorgte für ihn.“ „Damals lebte Ihr Vater noch. Sie waren Fischerknecht. Hatten Sie denn Zeit und Schick zu solchem Dienst?“ „Mein Vater kam bei der Fischerei auch ohne mich aus. Das war nicht schlimm. Der Fürst konnte mich brauchen. Deshalb ging ich mit ihm. Das Bischen Kleiderputzen lernt sich schnell. Bezahlt? Na, mit dem Bezahlen wars nicht gar so gefährlich. Aber ich habe ein Stück von der

Welt gesehen." „Welches Stück?" „Wir waren in Garmisch, in Meran ... Auf Anderes kann ich mich nicht besinnen." „Haben Sie den Fürsten auf der Reise auch aus- und angekleidet?" „Freilich. Ich machte halt den Kammerdiener." „Hatte er keinen?" „Doch. Der wurde nach Haus geschickt. Der Fürst fand mich brauchbarer." „Den Fischerknecht? Schön. Hat er Sie geküßt? Ist er zärtlich mit Ihnen gewesen? Wollte er Sie zu geschlechtlichen Sachen verführen?" „Woher denn!" „Ich bitte Sie um eine bestimmte Antwort: Ja oder Nein?" „Nein... Die starnberger Villa des Fürsten ist noch unter meiner Aufsicht; ich bin der Verwalter. Ihn selbst habe ich in den letzten Jahren nicht mehr gesehen. Da giebts nix. Was die Leute auch reden: der Fürst kann mir nichts nachsagen und ich kann dem Fürsten nichts nachsagen".

Das ists. „Der Fürst kann mir nichts nachsagen und ich kann dem Fürsten nichts nachsagen." Bei jeder gefährlichen Wendung des Verhörs schlängelt der Satz sich von der Lippe. Niemand hats gesehen. Nicht Einer wenigstens, der nicht, als zugehörig, Grund genug hat, seine Zunge zu hüten. Wenn wir einander nicht belasten, giebts keine Gefahr der Entdeckung. Er sagt nichts, ich sage nichts; und wer meinen Eid etwa anzweifelt, wird doch dem eines Fürsten und Adlerritters trauen. So arbeitet dieses Gehirn; assoziirt es im Ganglionsdunkel die Möglichkeiten. Der Rumpf bebt nicht. Der braune Daumen reibt die Innenhaut des Zeigfingers, dessen Nachbarn sich in den Handteller graben. Ein Alltagsmittel, um die Nerven zur Ruhe zu zwingen. Im Examen macht mans so; beim Zahnarzt; auf dem Strohstuhl des angeklagten Sünders. Jakob Ernst will gelassen scheinen. Gelingts? Das Lächeln hält noch und die Augen mühen sich, spöttisch zu blicken und dem Ausfrager zu sagen, was die Zunge verschweigen muß: „Redst damisch daher, Tropf Du, eiskalter." Wer scharf hinschaut, ahnt in dem ganglion ciliare aber die Furcht, hinter dem pupillarischen Spottversuch die bange Frage, was die nächste Minute wohl bringen könne. Aus der Unterlippe scheint jeder Blutstropfen gewichen. Blaß hängt sie und zittert. Zittert nur stärker noch, sobald der Zeuge sein Gemurmel unterbricht. Und drüber das erzwungene Lächeln. Wie über einem welk sich bräunenden Blatt ein fröstelnder Strahl der Herbstabendsonne. Mich dauert der Mann. Ich weiß, daß ein Herzleiden ihn quält. Was mag sein Innerstes heute ausstehen? Jetzt darf er sich neben Riedel setzen.

Der dritte Zeuge. Baumeister Joseph Fischhaber aus Starnberg. Ueber Eulenburgs Intimität mit Ernst ist schon vor einem Vierteljahrhundert am See Allerlei gemunkelt worden. Noch mehr, als im vorigen Jahr die Prozesse gegen Harden anfingen. Bestimmtes weiß der Baumeister nicht. Ein-

mal, als ein Starnberger Arges andeutete, zog der Fischerjackl sein Messer, stieß es in die Wirthshaustischplatte und schrie aus rothem Kopf, den Nächsten, der ihm so komme, werde er vor den Richter schleppen. Ernst ist ein angesehener Mann, dem der Zeuge nichts Böses zutraut. Solchen Verkehr unter Männern kann er sich überhaupt nicht vorstellen. Als er nach siebenjähriger Abwesenheit aus München heimkam, hörte er, daß Eulenburgs Garten das „Spinatgärtl“ genannt werde. („Spinatstecher“ nennt die münchener Gegend die Herren, die vom Mann heischen, was dem Normalen das Weib gewährt.) Dabei wurde auch wieder von Ernst gesprochen. Herr Joseph Fischhaber nahms für einen Witz. Kann also nichts Erhebliches bekunden. Die Nerven der Hörer entspannen sich. Redakteur Städele ordnet Ausschnitte, die er auf gelbes Papier geklebt hat. Eulenburgs Anwalt stützt müde das Haupt und deckt mit der anderen Hand ein Gähnen. Ich bedenke, wie sinnvoll, wie expressiv diese Bauernnamen sind. Fischhaber: uralte Geschlechter fleißiger Fischer winken von solcher Wesensfirma her. So lange man Fische hatte und die Fangarbeit nicht scheute, ließ sich leben. Nun steht ein starnberger Fischhaber hier und muß, vor Gericht, die Spinatgartenschande ausspreiten.

Pause. Vor der Einlaßthür in der Mariahilfstraße knäuelt sichs. Cigaretten werden angesteckt; Meinungen ausgetauscht. „Was sagen Sie zu unserem Mayer?“ „Mit all seinen Vorstrafen ist dieser Riedel ein Prachtkerl. Der Prototypus des ungebändigten oberbayerischen Bauern von unausrodbarem Rechtsgefühl.“ „Bernstein war anfangs matt. Wenn er so durch die Zähne murmelt, will er nicht recht.“ „Oder thut, als ob er nicht wolle.“ „In Riedels Aussage ist jedes Wort wahr; jedes im Saal von Jedem geglaubt worden. Und was von Ernsts Vorwänden haltbar ist, fühlt ein Blinder doch mit dem Krückstock. Aus is.“ Darin stimmen alle Urtheile überein. Wirklich aus? Ich sehe schon die berliner Berichte. „Ein Fall. Ein Vierteljahrhundert her. Der Zeuge ein vielfach vorbestraftes Subjekt. Der andere, ein angesehener Mann, hat allen Advokatenkniffen Stand gehalten und mit der größten Sicherheit für den Fürsten ausgesagt. Das Manöver ist also mißlungen.“ Die Sippe kennt Ihr Bajuvaren nicht. Auch nicht die Verästelung der Kinädeninternationale, die in der Presse ihre Geschäftsführer hat. Noch ists nicht aus. Wenn wir auf diesem Fleck bleiben, muß die Leporelloliste, die meine Zeugen aufzählt, morgen ans Licht. Staatsanwaltschaft und Untersuchungrichter werden ihre Pflicht thun. Gehen aber von dem Vorurtheil aus, daß ein Fürst nicht falsch schwören könne; zu klug sei, um sich in solche Gefahr zu begeben. Ueber diesen Wall kommt man nicht leicht. Und dann steht der Zeuge im stillen Zimmer

vor dem Richter oder Kriminalbeamten, der am selben Tag vielleicht noch ein Dutzend anderer Sachen erledigen muß und froh ist, wenn er den Namen des Vernommenen unter dem Protokol hat. Wird nicht in die Enge getrieben noch vom wachsamen Ohr guter Freunde und getreuer Nachbarn kontrolirt und kann der weithin ruchbaren Falle ausbiegen. Schließlich muß es gelingen. Der Schuldbeweis ist zu dick und kann nicht verkrümeln. Noch aber liegt schwere Arbeit vor uns; und aus der Erholungreise, die Eisenberg so ernstlich fordert, wird wieder nichts ... Drei Stunden Pause. In die Stadt zurück. Wie durch Nebelschleier blickt das brennende Auge. Lautlos, wie über wattirte Schienen hin, scheint die Straßenbahn zu gleiten; das Ohr lauscht ins Innerste hinein und läßt von außen her keine Schallwelle durch das ovale Fenster ins knöcherne Labyrinth. Nun hält der Wagen. In die Odeon-Bar. Um diese Stunde ists überall leer. „Geröstete Nieren." Aus dem Gerichtshaus kommen wir, von der Zurüstung eines Scharfrichterwerkes: und schmausen. Geröstete Nieren.

Hastig und still. Die Magennerven langen nach Futter. Lebhaft wird das Gespräch erst beim Kaffee. Noch neun Zeugen. Trotzdem werden wir heute fertig. Ich zweifle. Ohne triftigen Grund hätte der Vorsitzende nicht eine so lange Pause verfügt. Gewiß hat Eulenburgs Anwalt darum gebeten. Um Zwölf muß die Aussage Riedels in Liebenberg gewesen sein. Wenn wir in die Au zurückkommen, ist des Fürsten Antwort wohl längst eingetroffen. Vertagung; weil er vernommen werden, das Zeugniß des Milchhändler entkräften will. Krank? Ist er, schon seit den Tagen des Tauschprozesses, immer, wenns an irgendeiner Ecke brenzlich riecht. Doch wenns die letzte Reise wäre: in solchem Fall macht selbst der Siechste sich auf die Beine. Auch kann er Gericht und Parteien ja zur Vernehmung nach Liebenberg rufen. Ein schöner Gedanke, sagt Bernstein; aber es kommt anders. Den vor Mayer als Zeugen: Besseres könnten Sie sich nicht wünschen. Der hütet sich aber. Ich wette, daß er nichts sagt und froh ist, wenn er nicht gefragt wird. Daß unser Oberlandesgerichtsrath daran gedacht hat, ihm Zeit zur Vertheidigung zu lassen, glaube ich. Der denkt an Alles. Doch da können wir lange warten. Wir sprechen das Vergangene durch. Die Komoedie der Selbstanzeige, die ihn mein Belastungmaterial kennen lehren sollte. Die Glissirungen des Herrn Laemmel (ders in Neu-Ruppin unter förderndem Patronat früher als bei uns Kempner, Friedrich-Ernst, Staub zum Geheimen Justizrath gebracht hat). Eines anderen Geheimen Justizrathes wiesbadener Drohruf, schon durch den Verdacht homosexuellen Empfindens fühle der Fürst sich gröblich beleidigt. Der erste, der zweite Eid; das Anerbieten des dritten. Nun steckt Reinekes Fuß dennoch in der

Klemme des Fuchseisens. Das Tollste, meint der Dritte am Tisch, ist die Kuppelei am Promenadeplatz; mir das Unverständlichste. Sind diese Leute auf ihre bärtigen Liebsten denn gar nicht eifersüchtig, wie Unsereins auf sein Mädel? Selten, muß ich antworten. Für diese Zunft gilt vielfach noch die Sittensatzung polyandrischer Zeit. Wie an der Sohle des Himalaja bei manchen Volkssplittern, gehört das Lustobjekt der ganzen Bruderschaft. Sobald eins eingefangen ist, wird geschrieben oder die Telephonkurbel gedreht: Neue Jagd! Warum soll der Bruder dem Bruder die allzu rare Freude nicht gönnen? Das Gefäß, dem ein Kindlein entbunden werden kann, mag Eifersucht bewachen. Der Urning ist auch unter der Erotenfuchtel nicht (nach Schopenhauers Schlagwort) Dupe der Gattung. Von dem danziger Weltweisen, dessen Metaphysik der Geschlechtsliebe ohne die Nachwirkung der Lues vielleicht nicht entstanden wäre, darf man über Evas Töchter kein unbefangeneres Urtheil erwarten als von einem anderen Verwundeten über den Feind, der ihm Arglosen den Lebensquell abdämmte. Ueber kinaidisches Wesen hat er ein paar gute Worte gesagt. Ich könnte Ihnen Briefe zeigen, in denen ein Freund dem Winkelantinous für die dem fernen Freund gespendete Zärtlichkeit dankt und den Kuß des Jünglings ersehnt, der ihn auf dem Pfühl des Geliebten ersetzt; Briefe hochgeborener Herren. Eine andere Welt als unsere; mit anderem Moralgesetz, anderen dominirenden Vorstellungen. Deshalb so oft auch die Neigung zu okkulter Wunderkunst, Magierthum, Spiritismus. Der Gott, der Schwefel und Feuer auf Sodom herabregnen ließ, der Heiland, dessen Apostel wider die Männerpaarung als wider die schwärzeste Geschlechtsschande wetterten, taugen nicht für den Kult dieser Gemeinde. Die zu Heuchelei, zur Bergung der Gefühlsdominante auf Schritt und Tritt Genöthigten stellen sich manchmal fromm. Lüge ist ihre Ehe, die fremdem Blick als Spektakel und Weide gebotene Liebe zu ihren Kindern, der im Pflichtbett lieblos gezeugten Brut; warum nicht der himmelan schwellende Glaube? Alles ist, Wort, Geberde, Handlung, nur dem einen Zweck unterthan: die weit von der Norm abbiegende Wesenskurve zu verhüllen. Hier Der von heldischem Wuchs im Generalsrock nahm ein Weib und schuf ächzend im Schoß der Ungeliebten die Frucht, auf daß Keiner ahne, an welchen mißduftigen Stallreizen die Excellenz sich ergötze. Da erniedert Einer die erwachsenden Söhne zum Schaugeräth, auf daß der Abglanz des Familienglückes den dämmernden Verdacht überstrahle. Der dort mit dem hohen Titel, aus altem Dynastenhaus, ist der Erste im Kirchengestühl und scheint ganz in Andacht versunken; abends schleicht er im Reitknechtskittel um die Nothdurftstätten der Männer und lockt sich Kun=

den herbei: denn seinen kranken Trieb kitzelt wollüstig die Vorstellung, die heimliche Huld sich bezahlen zu lassen, einmal doch im Wettbewerb gemeiner Menschheit den Preis zu erringen. Jedes unzarte Wort verletzt sie. Auf ihrer Lippe lebt nur das Ideal. Aus ihrem Auge leuchtet das Sehnen, auch den Nächsten auf die von ihnen erkletterte Stufe der Kalokagathie zu heben. Dicht unterm Auge aber saugen die Nüstern den Schweißgeruch eines wollenen Fischerhemdes oder Kommißrockes wie ambrosischen Balsam ein. („Das herbige Hemd, das ich trug, hat am Promenadeplatz den feinen Herren so gut gefallen,“ sagte Riedel. Viel Grasseres hat Vollhardt bezeugt.) Das laute Bekenntniß zu Venus Urania würde Verdacht wecken. Lieber bleibt man drum im alten Glauben; klebt das Bekenntniß zu ihm an alle Zäune und Mauerecken. Hinter den Plakaten ist Raum für tolerantere Götter. Der kränkelnde, in der schweren Schule der Verstellung scheu gewordene Sinn schweift über das seiner Brunst widerstrebende Diesseits hinaus; mag sich in einer Welt nicht bescheiden, die ihn als unfruchtbar und deshalb feindlich ablehnt, und sucht eine Vorsehung, die ihm gnädiger ist als das harte Gesetz der westlichen Sittenzone. Geister werden beschworen, Indiens und Griechenlands Götter herbeigefleht. Herr Edmund Jaroljmek, einst „Seiner Durchlaucht des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld Privatsekretär“ (so stands auf der Karte), jetzt sein (ungern anerkannter) Eidam, las aus Büchern vor, die er nicht kannte, mit dem Hinterkopf berührte, und war in den Fußstapfen der Frau Blawatsky ziemlich weit ins Nebelland des Esoterischen Buddhismus vorgeschritten. Ein Magus aus Rumänien oder der Bukowina. Schon vor zwanzig Jahren schrieb Philipp an den „geliebten Freund“ Fritz von Farenheid, wie selig er sei, seit Fürst Rudolf Liechtenstein ihm die Gnadenpforte in den Okkultismus geöffnet habe. „Dieser selten begabte und hochinteressante Mann, an dessen Physis sich räthselhafte Erscheinungen ketten, bietet mir durch seine Glaubensgewißheit einer individuellen Fortdauer nach dem Tode so unendlich viel auf dem Gebiete der Religion, der Philosophie und der Mystik, daß ich nicht satt werde, mit ihm von seinen Erfahrungen zu reden. Räthselhafte Erscheinungen umgeben uns, Schriften entstehen, die so weit über der Anwesenden Können und Denken hinausgehen, daß das Einwirken einer höheren Intelligenz zur zwingenden Gewißheit werden muß; denn im täglichen, vertrauten Freundesverkehr ist jede Täuschung vollkommen ausgeschlossen.“ Flink ists dann weitergegangen. „Das Geheimniß des Geistes Emanuel.“ Spiritisten, Theosophen, Magier aller Sorten müssen herbei. Große Preußenherrscher werden citirt und gewähren politischen (auch, vor Dernburgs Großkreuzzügen, kolonialpolitischen)

Rath. Herr Jaroljmek, der auf der Hochalm noch Zeit und Lust zu einem Tagebuch fand, schreibt uns eines Tages gewiß die Geschichte der liebenberger Seancen. Schon die Liste der Namen, der edlen Gäste würde verblüffen.

Aus dem Seitenpfad zurück auf die Hauptstraße. Eifersüchtig sind diese Herren meist nur auf Frauen gewährte, von Frauen erlangte Gunst. Männliche theilen sie gern. Riedels Kuppelgeschichte hat nichts besonders Auffälliges. Riedel war, während der Gesandtschaftsekretär sich an dem achtzehnjährigen Jakob Ernst letzte, nur eine Episode. Wenn ein Anderer an dem stämmigen Feldafinger Gefallen fand: unter Brüdern wird nicht geknickert. Der Zunft gebührt Mitleid? Sicher. Nur soll sie im Schatten bleiben. Nicht den jungen Trieb Gesunder vergiften. Nicht als Trägerin höherer Kultur auf uns herabsehen. Ihre Organisation meinetwegen zum Interessenschutz, nicht zum Angriff nutzen. Mit ihrer angeborenen oder anerzogenen Unwahrhaftigkeit und Verhetzungsucht, mit all dem süßlich parfumirten Wunderkram, der die stärkste Instinktregung in Mysterien schleiern soll, nicht dahin drängen, wo sie gefährlich werden und ein tapferes, seiner Tapferkeit noch auf lange hinaus bedürftiges Herrenvolk sacht, ehe das Auge der Nation Etwas merkt, entmannen müßte. Dann heißt die Losung: Kampf; auf Leben und Tod. Schon ist ein Theilchen der Kriegerkaste, das sichtbarste, zu weibischer Putzsucht verführt. Schmückt Mancher die Hand und den Arm, die in Schlachtgewittern das Schwert schwingen sollen, allzu üppig mit Goldreifen und glitzerndem Gestein. Schenken Männer in festlicher Stunde einander Blumen. Tauschen Kosenamen und Küsse, die von Gethsemane her unter Männern doch in Verruf sind. Schnüren den Leib über der Hüftengegend und umschlingen so effeminirtes Mannsvolk zum Kasinoreigen. Das säuselt, klimpert, girrt, poetelt, tätschelt, hat im Hagestolzenheim, das dem Tarifeden einer Luxusdirne ähnelt, neben dem breiten Himmelbett das neuste Buch des just in die Mode gelotsten Sexualmystagogen und strömt auf zwanzig Schritte die Wohlgerüche Arabiens aus. Müssen wir einen Kriegssturm ersehnen, der diesen schwülen Spuk mit eisigem Athem wegfegt? Soll der Schoß deutscher Frauen aus edel gezüchtetem, unerschöpftem Stamm verdorren, weil dem Herrn Gemahl Ephebenfleisch besser schmeckt? Empfindet Jeder denn nicht die Verleitung auch nur eines Soldaten oder anderswo fronenden Burschen zu solchem Gräuel als eine nationale Schande? Der verdients nicht besser. Eine nationale Gefahr ist abzuwehren. Discite, moniti! Und wähnt nicht, Ihr Blinden, daß wir schon am Ende der Arbeit sind.

Halb Drei. Und was wird aus Jakob Ernst? Der Justizrath fältelt die Wangen. Viel Hoffnung scheint ihm da nicht. Der Fischermeister ficht um seine

Existenz, um Alles, was er durch Fleiß, Redlichkeit, äußeren Anstand in Jahrzehnten erworben hat Drum muß man ihn, sage ich, lehren, daß er in diesem Spiel noch höheren Einsatz verlieren kann. Bisher hat er die Wahrheit gehehlt. Sind wir darüber einig? Gut. Und ein Zeuge, der vor einem unbefangen das Recht suchenden Tribunal, vor einem Musterrichter gar unter seinem Eid auszusagen hat, soll nicht zu offenem Eingeständniß zu bringen sein? Schon recht; gerade der Musterrichter würde aber eine lange Schinderei des Zeugen nicht dulden; übrigens bin ich mit mir selbst noch nicht schlüssig. Und ich nicht so anmaßend, Ihrer Erfahrung Rath aufdringen zu wollen. Schinderei wäre mir selbst widrig. Doch vormittags haben Sie, dünkt mich, den Mann nur mit sanfter Hand angefaßt. Das war vernünftig. Jetzt wankt er. Ein Stoß: und er fällt. „Der Fürst kann mir nichts nachsagen und ich kann dem Fürsten nichts nachsagen“: noch glaubt er sich von dieser Gewißheit bis ans Ende seiner Tage geschirmt. Sobald er zu fürchten anfängt, daß ihm dennoch Etwas nachgesagt werden könne (weils Einer gesehen hat oder ein Brief zum Verräther ward), stürzt die zurückgestaute Wahrheit über die Beinpfosten der Mundschleuße. Im Eid ist ungeheure Wucht akkumulirt. Den Ruch der Männerminne wird Ernst doch nie wieder los. Die Last eines Meineides trüge sein morsches Gewissen nicht; die würde ihn früh in die Gruft drücken. Noch einen Versuch, Herr Justizrath. Nach Riedels Aussage kann er gelingen. Ein Zeuge stützt den anderen; stählt ihm den Willen zur Wahrhaftigkeit, wie zur Lüge. Auch müßte ich mich auf die Physiognomie spottschlecht verstehen, wenn die Starnberger ihrem Gevatter nicht während der Pause in unserem Sinn zugesetzt hätten. Das mühsam in die Backen geknitterte Lächeln barg ja kaum noch die schwarze Sorge... „Lassen Sie mich nur machen. Was möglich ist, geschieht. Ich will nur erst sehen, wie nachher die Luft ist. Versäumt wird nichts.“ So trennten wir uns. Für eine halbe Stunde nur.

Im Hotel Continental fällt der Blick auf den Schreibtischkalender. Einundzwanzigster April: Huttens Geburtstag. „Da laß' ich Jeden reden und lügen, was er will; hätt' Wahrheit ich geschwiegen, mir wären Hulder viel.“ Ad liberos in Germania omnes hat sich Herr Ulrich gewandt; ob sein Leib auch siech war, aus nie feig erzitternder Hand den Würfel geschleudert. An die Reinigung. Was suchte ich in der Aktenmappe doch am Morgen vergebens? Richtig: die Sätze aus Eulenburgs Farenheidbuch („Fünf Jahre der Freundschaft“), in denen Ernst erwähnt wird. Ich hatte sie abgeschrieben, um sie Bernstein fürs Plaidoyer zu geben, und den Zettel dann vergessen. Da ist er. Der über Alles geliebte Philipp schildert dem geliebten, theuren Fritz den Eindruck, den das bayerische Königsdrama ihm, dem Dichter, hinterließ:

„Es war von wunderbarem Interesse, diese unglaublichste aller Katastrophen der Neuzeit, gleichsam mithandelnd, zu erleben. Eingeweiht in die sich vorbereitende Staatsaktion, die den unglücklichen König entmündigen sollte, habe ich nachher die Ereignisse in Hohenschwangau miterlebt, wo der wahnsinnige König die Kommission zum Tode verurtheilte, die ihm seine Absetzung verkündigen sollte. Ich bin auch in der Nacht in Starnberg geweckt worden, als König Ludwig mit Dr. Gudden drüben in Berg tot im Wasser gefunden wurde. Niemals werde ich den Eindruck vergessen, als ich im Nebel des Morgengrauens mit meinem Fischer Jakob Ernst einsam über den See ruderte. Die Stille des Todes lag über Schloß Berg; und leichenblaß, wie erstarrt, keines Wortes mächtig, standen die Diener auf dem Hof, in den Gängen, als ich mit klopfendem Herzen zu dem Zimmer eilte, wo der ‚mythusumsponnene‘ König, ein wahnsinniges Lächeln auf den verblaßten Lippen, die schwarzen Locken kühn um die weiße Stirn wallend, tot soeben auf sein Bett niedergelegt war. Auf meine entsetzten Fragen erhielt ich kaum eine Antwort. Unzusammenhängende Worte stammelten die Anwesenden, wie vernichtet durch das Entsetzliche, das sich eben abspielte. Ich mußte mir selbst zusammenreimen, was geschah. Da lag im Nebenzimmer Dr. Gudden tot. Den Ausdruck düsterer Energie auf dem Antlitz (ich sah die Narbe auf seiner Stirn, die fürchterlichen Strangulationmarken an seinem breiten Hals); er war von seinem König erwürgt, weil er ihn hindern wollte, sich selbst den Tod zu geben. Ich war der Erste, der im Tageslicht die Spuren des Kampfes am Seeufer untersuchte. Da sah ich jenen Abdruck der Schritte des Königs, so tief unter der Wasserfläche, daß nur ein Mensch, der sich gewaltsam herunterdrückt, solche Spuren hinterlassen konnte. Niemals vermochte ein Fliehender hier, an dieser der Mitte des Sees zugewendeten Stelle Spuren zu hinterlassen. Der Fliehende hätte rechts oder links das Ufer erreicht und ein sicherer Schwimmer, wie der König, keine Eindrücke tief unter der Oberfläche hinterlassen, wenn nicht die Absicht des Todes ihn beherrschte. Von der Stelle, wo deutlich die Spuren des Kampfes mit Dr. Gudden sichtbar waren, gingen die weiten, eilenden Schritte des Königs, senkrecht zur Uferlinie, in den Tod ... Es trug diese Zeit in ihren gewaltsamen Eindrücken das Gepräge längst vergangener Epochen; man wähnte, der Neuzeit nicht mehr anzugehören, angesichts der Gewaltsamkeit der phantastischen Ereignisse. Ich habe Dir aus jenen Tagen viel zu erzählen; hier führt es mich zu weit.“

Der Mann schreibt nicht schlecht. Ein Bischen schwülstig; im Stil pretiöser Damen, die im Hotel Rambouillet in der hintersten Reihe saßen. Manche Bilder sind abgeguckt; manche gehen nicht zusammen, wie die Maler sagen. Und die Interpunktion ist merkwürdig mangelhaft. Immerhin: mehr Talent fürs Schreiben als für die Politik. Da hats schon im Examen gehapert; und später fehlte es an Sitzfleisch und Ernst. Auch an Kenntniß der geschichtlichen Entwickelung, an Erkenntniß des aus dem Kreis der Möglichkeiten vom nächsten Bedürfniß Empfohlenen. Das Techtelmechtel mit Badeni und Thun war schlimm. Schlimmer, den Magyarenhochmuth so zu ritzen, daß für Deutsch-

land nichts herauskam und die Wunde dann mit der Zrinyrede überpflastert werden mußte, die in der Hofburg verstimmte, dem Hähnchen auf dem ungarischen Globus den Kamm schwellen ließ. Operettenpolitik hats ein strenger Kritiker genannt. Dilettantenpolitik möchte ichs, milder, nennen. Poesie, Musik, Spirits, Antinouskult, Indermagie, Germanenmythos, Gesundbeterei, Edda und Eddy: Das irrlichtelirt und stümpert durch alle Künste hin, alle Kulturen, holt sich die Reichskleinodien der Mythenheimath zum Spielzeug und pfuscht, wenn die Glocke zum Dienst ruft, zwischen einer Seance und dem Besuch eines schlanken Buhlen, auch in die Politik hinein. In München, als junger Dachs unter Werthern, mags genügt haben. Freilich: „Eingeweiht in die sich vorbereitende Staatsaktion, die den unglücklichen König entmündigen sollte"? Seit wann eingeweiht? Der Chef in Berlin hielt die Staatsaktion für noch vermeidlich, den König für heilbar (und für den während der Minderjährigkeit des Reiches zuverlässigsten Wittelsbacher). Rieth ihm, den ein goldenes Kettchen festgemacht hatte, nach München zu eilen, die Truppen zu schaaren, im Reichsrath dem Volk sich als zur Regirung fähigen Herrscher zu zeigen. Rieth diesmal zu spät. War der junge Sekretär (den Rathstitel erhielt Eulenburg erst sechs Monate danach) früher im Geheimniß? Einerlei. Als Gesandter schuf er sich, in Oldenburg und im geliebten München (aus dem er Bismarcks Schwiegersohn weggeseufzt hatte), selbst Schwierigkeit. In beiden Städten umspann ihn auch schon das Sexualklatschgewebe. Als Botschafter in Wien: unmöglich. Der moltkische Eheskandal, die Millionen, die, nach wunderlichem Verkehr, Nathi Rothschild ihm hinterließ, die bis in die Räume der berliner Reichskanzlei bespöttelte Intimität mit dem musikalischen Privatsekretär, das Aeugeln mit den Polen (zu seinen Freunden hatte ein ihm besonders theurer Dziembowski gehört), kleines Alltagsärgerniß, das sogar die Vigilanten Gouchowskis beschäftigte: ganz unmöglich. Dazu Taktfehler, Mißgriffe, abenteuerliche Pläne, die von Wedel und Lichnowsky mit sprachlosem Staunen aufgenommen wurden und den zu romantischer Politik gar nicht gestimmten Holstein zwangen, mit schroffer Wendung sich von dem Skalden zu lösen. Am Ballplatz nahm Keiner den Fürsten ernst. Bald hieß es: Botschafter a. D. Auch: Ade, Politik?

In dem Brief, den er am siebenzehnten Juli 1886 an Farenheid schrieb, ist ein beträchtliches Stück seines Wesens zu wittern. Nach Ludwigs Tod hat er in Liebenberg Ruhe gesucht, statt den „geliebten, theuren Fritz" in Beynuhnen ans Herz zu drücken. Halsentzündung. „Ich mußte entsetzlich leiden": der übliche Superlativ. Er kehrt nach Starnberg zurück, wo seine Frau im Wochenbett liegt. Das Königsdrama hat ihm „unerhörte Aufregungen" ge-

bracht. Fritzens Schwester aber einen „herrlichen Brief“ über sein Gobineau=büchlein geschrieben. Unerhörte Aufregungen; die Frau, die stets gütig verzeihende Familienmutter aus dem schwedischen Haus der Grafen von Sandels, vier Tage nach der Entbindung. Doch in dem Brief an den geliebten, theuren Freund wird der Fischer Jakob Ernst nicht vergessen. „Mein Fischer.“ Der hat ihn an Ludwigs Todesstätte gerudert (just an die Stätte, wo dieser unselige König erstickt war). Rudert ihn täglich hinaus. Und vom Strand=fenster eines Prinzenpalais sieht durchs Fernrohr Einer, was die Beiden im Boote treiben. „Kramilla“. Ein Mann ohne Nerven; trotz der Wehleidigkeit. Das Gewissen hat dieser Enkel Samuels von Hertefeld sich früh weggedrillt. Sonst fände er sich zwischen der Frau, den Freunden und seinem Fischer nicht so leicht zurecht. Schritte er nicht gerade aus Jakobs Kahn ans Lager dieser Königsleiche. Rüstigen Fußes. „Ich fühle mich ungleich wohler, körperlich und geistig, als im vergangenen Jahr“: elf Tage nach den „entsetzlichen Leiden“, drei Wochen nach den „unerhörten Aufregungen“ schreibt ers. Worte; immer Worte nur. Mit seiner dienstlichen Leistung ist er „nicht unzufrieden“. Wars nie; auch wenn der Gnädigste derb den Kopf geschüttelt hatte. Und den Politiker, der „die unglaublichste aller Katastrophen der Neuzeit“ erlebt, den Gatten, den verfrühte Wehen in eine fast zu enge Wochenstube gerufen haben, unterbricht geschwätzig stets wieder der homme de lettres. Daß der Bayernkönig nicht warten konnte, bis das Drama „Seestern“ vollendet ward! „Ich war bei bester Stimmung und Disposition.“ Nun kommt der letzte Akt dran. Und eine Novelle. „Eine Aufzeichnung meiner Erlebnisse bin ich im Begriff zusammenzustellen.“ „Ein neues Balladenheft bin ich im Begriff zusammenzustellen.“ Ist Dieser noch echter Empfindung fähig? Hat er nicht nur entlehnte Gedanken, Gefühle? L'esprit d'autrui, das Mimen=vermächtniß? Ein ungemein begabter Schauspieler; Tragoede, Komoede: je nach Bedarf. Keine Persönlichkeit (auch nicht in seiner nordischem und südlichem Muster nachgeahmten Literatur und Komposition, die gedruckt und gekauft wird, weil ein alter Preußenname sie deckt). Keine Eigenwärme. Noch die überschwingende, übersprudelnde Rede fühlt sich eiskalt an; funkelt manchmal wohl (von geliehenem Glanz), wärmt aber nie. Das Auge will eines Schwärmers scheinen und erinnert doch ans unheimliche Glotzen stacheliger Raubfische. „Augen, die Einem das beste Frühstück verderben könnten“, sprach der Feinschmecker in Friedrichsruh. Und meinte Diesen, als er das Wort vom Hyänenauge über den Tisch warf. Der hat nie eine Sache um ihrer selbst willen betrieben. Nie eine Sache gewollt. Immer nur sich; seinen Vortheil.

Den fand er im dichtesten Nebel. Den erspähte er über Ozeans Weite hin. Juli 1886. Noch lebt der alte Kaiser mit seinen Soldaten. Der Kronprinz strotzt von männlicher Kraft. Ist Graf Philipp, der überall Fädchen anknüpft, oben und unten, auch hier schon im Esoterikergeheimniß? Verrieths ihm ein Magiermenetekel? Er heftet sich an den Herrn der Zukunft: und ist, mit seinen Amuseurkünsten und Amateurwissenschaften, mit seinen mannichfachen Hofmannstalenten, der Weisheitallure und Schwärmerekstase, dem darbenden Thatendrang willkommen. Ein Idealist. Draußen fröstelt man in all der Realpolitik. Im Elternhaus gehts gar zu englich nüchtern zu. Rationalismus und kein Ende! Auch einmal die Probe von dem Gegentheil. Von Farenheids Skulpturensammlung, Gobineaus Rassentheorie, Baligands Wagnervereinssektion, Dörnbergs Erlebniß in Japan, Liechtensteins Geistercitirungen wird erzählt; Dziembowskis „unbeschreiblich liebenswürdiges" Wesen als Polenerbe erklärt; eine Wikingerballade, ein Rosenlied vorgetragen; über Architektur geplaudert; ein Schatten beschworen. Wie ein zwischen Britenfräuleinromane geschleuderter Band Hugo oder Dumas wirkt es hier: der Wunderhof thut sich auf; Monte Christo steigt aus der Gruft in den Nachen. Graf Philipp war in Afrika Hat von den Heiligen Stätten eine Reliquie in die hertefeldische Kunstherberge heimgebracht. Ueberreichlicher Stoff für dienstfreie Stunden. In Schlobitten oder Pröckelwitz hat Eberhard Dohna ihn dem Prinzen Wilhelm empfohlen. Der lädt ihn nun nach Reichenhall. „Der Prinz zeichnet mich durch Vertrauen aus und es macht mich stolz und glücklich, daß dieser herrliche Mensch Gefallen an mir findet! Ich hoffe für Preußens Zukunft unendlich viel von ihm. Seine Klarheit, seine Energie und der Reiz seines unbeschreiblich eigenartigen Wesens machen ihn zu einer ganz außergewöhnlichen Erscheinung. Er hat enthusiastische Freude an meinen nordischen Balladen und mir die Ueberraschung bereitet, eine meiner Balladen, ‚Atlantis', zu illustriren! Er hat ein schönes Talent für die Malerei."

So hats angefangen. Vier Kanzler haben gestöhnt. Der ukermärkische Tausendkünstler behielt stets einen Trumpf in der Hand (oder im Aermel). Im Herbst schien er tot. Ist er jetzt zu dauerndem Leben erstanden?

Die vierte Tagesstunde ruft zurück in die Au. Bernstein hätte seine Wette gewonnen: kein Wörtchen aus Liebenberg. Wozu? Wer so mächtig ist, läßt die Dinge an sich kommen. Den Milchhändler kriegen sie in Berlin schon klein. Und wenn der Herr Harden mehr wüßte, wäre er vor dem Landgericht damit angerückt. Der wird eingesperrt und von verschleimten Preßpäderasten bespien; sein Vertheidiger folgt ihm hinters Eisengitter: und die liebe Seele des letzten

Idealisten hat wieder Ruhe. Mein Fischer? Der plaudert nicht. Dem könnten sie das Hirn entschälen, bis ins Spinalsystem hinein leuchten: und fänden nichts, was gegen mich je zu brauchen wäre. Ich habe geschworen. Dr. juris Fürst Philipp zu Eulenburg und Hertefeld, Graf von Sandels, Erbliches Mitglied des Preußischen Herrenhauses, Kaiserlicher Botschafter, Wirklicher Geheimer Rath, Ritter des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler. Wer wagt, Rittersmann oder Knappe, mit schnödem Zweifel meinen Schwur anzutasten? Den Wappenspruch Constantia et virtute zu höhnen? Standhaft und tugendsam war ich immer. Auch vorsichtig. Ein Doctor juris schwor den Eid.

Friedel, der Blumenhändler, der bei den Chevaulegers gedient hat, bestätigt Punkt vor Punkt Riedels Durchbrennergeschichte. Auch den stumpfen Vorstoß eines Bezirkskommissars, den der Vorsitzende, um nichts zu versäumen, geladen hat, wehrt der aufrechte Milchmann ohne besondere Mühe ab. Er hat die Behörde behelligt, doch nichts Uebles gethan. Der beamtete Leumundzeuge trägt keine Mehrung des Ansehens heim. Die Stimmung will schon ins münchenerisch Lustige umschlagen. Ein abgestochener Kommissar: eine Hetz! Da bittet der Justizrath Bernstein, mit höflicher Stimme, in ders von fern her aber schon gewittert, an den Zeugen Jakob Ernst noch ein paar Fragen richten zu dürfen. „Bitte!" (Im Ton liegt: „Sie verschwenden Ihre Kraft; aber ich will Sie nicht hindern.") Scharren. Räuspern. Stuhlrücken. Dann wirds im Saal mäuschenstill. Das letzte Aufgebot naht.

„Wollen Sie noch einmal vortreten, Herr Ernst!" Da ist er. Scheint noch immer gelassen. Die Haltung wie zuvor. Genau; als wäre sie vor dem Spiegel eingeübt. Auch das Lächeln und der Wille zu spöttischer Ueberlegenheit ist noch nicht geschwunden. Doch die Gesichtsfarbe ist noch fahler; und die Unterlippe hängt bläulich und zittert von schnellerem Puls. Der Eid? Freilich: auf den nimmt er auch, was er jetzt sagen wird. Ist ja die Wahrheit. Der Justizrath möchte wissen, wie es mit den zwölftausend Mark gewesen ist. Ist das Darlehn wirklich, in barem Geld, zurückgezahlt worden? Ein gedeckter Laut, der ein Ja sein könnte; hastiges Nicken giebt ihn dafür aus. An die Mutter des Fürsten? Freilich. In barem Gelde, Herr Ernst? Fr... Das heißt: in Papieren. Gut. Mit der Aufzählung der Papiersorten will ich Sie nicht quälen. Ein anderer Punkt. Sie sind mit dem Fürsten gereist. Wie oft? Ja, meiner Seel', so genau weiß ichs, nach zwanzig Jahren, nicht mehr; sechsmal, denke ich, oder achtmal; kann aber irren. (Unsicherer als vorher also; draußen haben sie gewiß von der Fährniß beeideter Aussage gesprochen.) Ein starnberger Fischer, der mit einem preußischen Grafen, dann gar mit einer Durchlaucht reist, sollte sich solcher

Erlebnisse rascher erinnern. Wo waren Sie mit dem Fürsten? Die Hand tastet nach der Schneckenhöhle des Ohres. Schwerhörig; bitte, zu bedenken. (Die unrichtig beantwortete Frage war eben falsch verstanden worden. Bauernschlauheit oder Rathschluß von der Höhe?) Wo Sie waren, möchte ich wissen. In Garmisch; in Meran. Habs eh schon gesagt. In Liebenberg. Weiter. Ja, auf der Durchreise in Berlin. Fünf Tage lang. Ich sah mir die Stadt ordentlich an; und der Fürst hat natürlich gezahlt. Ich sollte ja für ihn fischen und seinen Fischer unterrichten. Sonst nirgends? Zürich fällt mir noch ein. Nun ists wohl völlig; aber ich kann den einen oder anderen Ort vergessen haben. (Unvorsichtig. Ernst hat lebenden Nachbarn von der Riviera, von Rom, besonders oft und anschaulich von Egypten erzählt. Wenn die Leute vorträten und es bezeugten, stünde es um den Glauben an seine Wahrhaftigkeit schlecht. Der Justizrath bedrängt ihn aber nicht; läßt ihn ruhig gehen und müht sich um sanfte Tonart.) Sie sagten, der Fürst habe Sie als Kammerdiener mitgenommen? Freilich. Hat er seine Diener heimgeschickt? Nicht doch. Die blieben in Starnberg. Warum zog er Sie vor? Weiß nicht. Werde ihm wohl gefallen haben. Das, konnte ich mir denken, ist seine Sache und geht mich nicht an. Ganz richtig. Nur (ich will Ihnen nicht wehthun und Ihre Tüchtigkeit nicht bezweifeln) ists immerhin auffällig, daß ein verwöhnter Herr einen Fischerknecht dem erprobten Kammerdiener vorzieht. Mag schon sein. Hat er, bevor er Sie engagirte, denn gefragt, ob Sie sich drauf verstehen? Das weiß ich heute nicht mehr. Möglich, daß er gefragt hat; möglich, daß ers nicht that. Aufgefallen ist Ihnen nichts dabei? Was sollte mir denn auffallen? Er konnte mich brauchen und ich wollte die Welt sehen. Sie leben lange in Starnberg; kennen Sie einen ähnlichen Fall? Ich meine, ob Ihres Wissens schon einmal ein Fischerknecht als Kammerdiener mit einem Grafen oder Fürsten auf die Reise gegangen ist. So vom Fleck weg kann ich da weder Ja noch Nein sagen; ich habe geschworen. (Wieder das Angstsymptom.) Denken Sie nur in aller Ruhe nach. Wir haben Zeit. Nein. Einen anderen Fall, einen, wo es auch so lag, weiß ich nicht anzuführen. Aber der Fürst kann mir nichts nachsagen und ich kann dem Fürsten nichts nachsagen; und auch die Leute können nichts beweisen. (Da ists heraus. Beweisen: so hat er vormittags nicht geredet. Aber beweisen können nur wir Zwei einander was. Keiner sonst. Was die Leute tratschen, gilt nicht gegen unsere Eide.) Unfaßbar in seinem Gehäus.

„Ich glaube nicht, Herr Justizrath, daß wir viel weiter kommen.“ Diesmal sprichts der Oberlandesgerichtsrath aus. Dann, zu dem Zeugen: „Herr Ernst, Sie sind ein verständiger Mann, der seine Pflicht kennt. Sie dürfen

nichts, was zur Sache gehört, zurückhalten. Die Folgen wären sehr arg für Sie. Wollen Sie noch Etwas sagen?" Ich hab' nix mehr zu sagen. Was ich zu sagen hatte, hab' ich gesagt. „Herr Justizrath, geben Sies auf?" „Ich möchte von dem Zeugen nur erklärt hören, warum gerade ihn, einen nur an grobe Arbeit gewöhnten Fischerknecht, der Fürst zu persönlicher Dienstleistung nahm, die doch gelernt sein will." Die Finger der rechten Hand, die Schwurfinger, krümmen und steifen sich hastig. Die Sucht, unbefangen zu scheinen, hat auch in den Rumpf Bewegung gebracht. Der windet sich wie in wirrem Traum. Der Kopf wippt nach vorn; neigt sich auf die Seite. Die Schultern heben sich. Nun ists, als recke der Mann sich auf die Zehen. Nur einer Fettspur gleicht noch, was vorher ein Lächeln war. Bernstein tritt dicht neben ihn. „Herr Ernst, ich will Ihnen Etwas sagen. Der Herr, der hier sitzt, ist mein Klient. Der soll, auch mit wegen des Fürsten Eulenburg, eingesperrt werden. Der ist auch ein kranker Mann, wie Sie. Wenn Sie jetzt die Unwahrheit sprechen: früh oder spät kommts doch heraus; und, so leid mirs thut, ich bringe Sie dann ins Zuchthaus." Auge in Auge. Ganz ruhig; fast zärtlich. Dennoch: der Blick des Fischermeisters wird stier; irrt nun von den Richtern zu diesem Ankläger, von ihm zu den Richtern zurück; möchte aus der Höhle ins Erdreich fliehen: und muß den Augenpaaren, die ihn suchen, Stand halten. „Warum?" „... Ja... Das sind so Sachen..." „Von den Sachen wollen wir reden, Herr Ernst!"

Der Richter ist aufgestanden. Ragt mit dem Barrett bis ans Gebälk. Der Größte im Saal. Auch der Weiseste. Der sicherste Menschenbehandler. Ein Richter. Er winkt den Fischermeister dicht vor den Gerichtstisch. Will er ihn hüten? Will strafen? Wie ein Kindchen ist der Starnberger nun in der Hand dieses Starken. „Ernst! Der Herr Justizrath hat da vom Zuchthaus gesprochen. Das war nicht so gemeint. Nicht als Drohung. Sollte nur heißen, daß er selbst eine schwere Pflichterfüllung nicht scheuen würde. Das dürfen wir Alle nicht. Sie auch nicht, Ernst. Niemand bedroht Sie hier. Niemand will aus Ihnen herausholen, was nicht in Ihnen ist. Niemand kann und darf es. Hier kommt Jeder zu seinem Recht. Jeder auch zu seiner Pflicht. Ich verstehe ja, daß es Ihnen nicht leicht werden könnte, die Wahrheit zu sagen, wenn diese Wahrheit so wäre, wie Mancher in diesem Saal glaubt. Sie sind ein geachteter Mann, haben Kinder: und müßten nun unsaubere Geschichten ausgraben. Das Leben erspart uns so schwere Stunden nicht immer, Ernst. Es muß sein. Sie haben uns schon viel Geduld und Lungenkraft gekostet. Ueberlegen Sie. Wollen Sie eine Pause? Jetzt sind Sie erregt. Man soll nicht sagen, hier sei in Sie hineingepulvert worden. Das kommt auch vor. Viel kommt

vor. Beruhigen Sie sich zuerst einmal. Wenn Sie als anständiger Mann handeln, kann Ihnen nichts geschehen. Wollen Sie für eine Viertelstunde hinaus?" Langsam gurgelts hervor: „Ich brauch' keine Pause." Still steht der Richter. (Eines Holbein Haltung und Haupt.) Unter flammendem Auge tönt es nun gütig, fest, zum Bittersten entschlossen: „Ich muß jetzt Ihre Vernehmung abschließen. Zum letzten Mal bitte ich Sie, wahrhaftig zu sein. Haben Sie wirklich weiter nichts zu sagen, so that unser wiederholtes Mahnen Ihnen Unrecht. Wir sind Menschen und irren menschlich. Allwissend ist Einer nur. Der sieht, was Ihres Herzens Falte dem Licht birgt. Denken Sie daran, Ernst. Den letzten Richter betrügt Keiner. Noch Anderes müssen Sie bedenken. Wenn Sie als junger Bursche von einem vornehmen Herrn zu häßlichen Sachen verleitet worden sind: kein Rechtschaffener kann Sie darum schelten. Keiner, der je in Gefahr stand und sich selbst erkannt hat, wirds thun. Und die Anderen zählen nicht. Das offene Eingeständniß macht Sie der Achtung nur würdiger. Wenn Sie aber, geschähe es auch aus Scham, triebe Sie auch der an sich lobenswerthe Wunsch, einen Anderen, dem Sie vielleicht Dank schulden und der um sein Leben ringt, zu schonen, wenn Sie hier Falsches beschwüren: Ernst, Sie wären für all die Jahre, die Ihnen noch bleiben, ein unglücklicher, friedloser Mann, der vor jedem Zufall zittern müßte; denn jeder Zufall könnte Sie in die Gefahr furchtbar strenger Strafe bringen. Noch ist es Zeit. Antworten Sie, ganz ruhig, wie Ihr Gewissen befiehlt. Ich frage Sie nur dieses eine Mal noch: Ist zwischen dem Fürsten zu Eulenburg und Ihnen niemals etwas Unsittliches vorgekommen?" Man hört den Athem. Des Fischermeisters Rechte krallt sich, über dem Herzen, in die Brust. Wie in Wehen schüttelt er sich. Die Zunge strauchelt im trockenen Schlund; sucht sich an der Lippenwand einzuspeicheln und stammelt nun: „Jetzt ... Gar nie ... Das kann ich nicht sagen."

Ich fühle, wie mirs aus dem Auge strömt. Unaufhaltsam. Die angewöhnte Reflexbewegung (so möchte ichs nennen) bleibt aus; das Geschneuz ins Taschentuch hülfe ja nicht. Wie durch feuchte Schleier sehe ich den Fischermeister. Sehe den bleichen, hohen Mann vor seinem Richterstuhl. Und kann nur denken, wie gut es war, das Gesicht von der Menge wegzukehren. Auch der fliegt der Puls. Kein überlautes Wort ist gesprochen, Keiner majestätisch angewettert worden: und Jeder hat Unvergeßliches erlebt. Der Richter setzt sich. Noch bebt auch in ihm die Erregung nach. Die Mahnung, die inniges Pflichtbewußtsein ihm abzwang, hat einen Menschen getötet. Einen Mächtigen. Einem Kleinen die Alterspfründe geschmälert. Er dämpft die Stimme; als sei eine Leiche im Haus. „Sprechen Sie, Ernst. Was also ist vorgekommen." Noch einmal bäumt sich die Kreatur. „Ich weiß gar nichts." Mancher

Richter wäre nun wild geworden. Dieser hebt nur den Blick. Misereor supra turbam. „Zu spät, Ernst. Sie können Keinen mehr retten. Der Stein ist im Rollen. Trachten Sie, daß er nicht auch Ihr Glück noch begräbt!“ Nun tröpfelts wieder; wie vor der Mittagsstunde. „Wenn ichs dann sagen muß: wie die Leute reden, so wars. Wie mans nennt, weiß ich nicht. Er hat michs gelehrt. Die Gaudi. Die Lumperei. Ja, keinen richtigen Namen weiß ich nicht. Wenn wir so hingefahren sind, haben wirs, im Kahn gemacht. Er hat angefangen. Wie hätte ichs wohl gewagt! Einem so feinen Herrn! Und ich wußte ja nichts davon. Zuerst fragte er, ob ich ein Mädel habe. Da gings dann weiter.“ Zweimal, dreimal noch der Versuch einer Retizenz. Nicht lange. Allmählich wirds klar: Einleitung und Verlauf ganz wie bei Riedel. Nur Jahre lang. Ekel würgt das Mitleid. Ekel vor dem Schänder ehrlich reifender Mannheit. Auch der Richter ist wieder ruhig. „Sie sehen, Herr Justizrath, man lernt nicht aus!“ Die Stimme klingt hell und ein liebenswürdiges Lächeln deutet die Worte: Zweimal wollte ich Sie hindern, das Verhör fortzusetzen; zweimal Ihnen wehren, der Wahrheit ans Licht zu helfen. Ich hatte zu hoffen aufgehört. Man lernt nicht aus.

Jakob Ernst taumelt. Wie Einer, unter dem der eben noch feste Grund wankt. Die Herzensangst greift nach der Kante des Richtertisches. „Ich möcht' wohl hinaus. Jetzt . . Ein Wasser wär' gut . . .“ Wilhelm Mayer fülls ihm ins Glas. Dem Menschen der Mensch. Wartet, bis die kleinen Schlückchen durch den klebrigen Kehlraum sind. „Nimm Dich nur vorm Meineid in Acht, Du!“ hat Ernst morgens zu Riedel gesagt. Jetzt ist Abend geworden.

Verzicht auf alle weiteren Beweismittel. Kurze Schlußvorträge. Wir sahen einen Menschen bis in die tiefste Wesenswurzel erzittern, sahen einer Wahrheit schwere Entbindung: wie wirkte da noch ein Wort? Das Allernöthigste nur. Berathung. Urtheil. Durch den Knäuel ins Freie. „Was sagen Sie zu unserem Mayer?“ „Gratulire.“ „Heute noch wird er verhaftet.“ Richter und Anwälte sind einig. Ich höre kaum, was sie sprechen. Gehe mit Denen, die mich auffordern, noch eine Stunde mit ihnen zu sein. Ueber einen schäumenden Fluß. Grün und breit. Den Namen hätte ich in dieser Wirrniß nicht gefunden. In eine fremde Wohnung, wo freundliche Menschen mit Heinzelmännleinflinkheit den Theetisch zurichten. Schlaraffenland. An den Wänden viele Geweihe. Leckere Speise auf der Tafel. Danke. Nur Thee. Der Justizrath sieht um zehn Jahre jünger aus. Noch einmal durchläuft das Gespräch alle Stadien des Tages. Als ich das Blatt betrachte, das ich aus der Tasche genommen hatte, ist darauf gekritzelt: Dr. juris Fürst Philipp zu Eulenburg und Hertefeld, Erbliches Mitglied des Preußischen Herrenhauses . . .

Zwei Interviews aus der ersten Maidekade. Das erste hatte der Berliner Lokalanzeiger erbeten, um seinen Lesern mitzutheilen, wie ein Hauptbetheiligter die Situation auffasse; prozessual und politisch.

„Die Königliche Staatsanwaltschaft am Landgericht I hat, wie ich noch in den letzten Apriltagen öffentlich voraussagte, die Eröffnung der Voruntersuchung beantragt. Der Chef dieser Behörde, Herr Oberstaatsanwalt Dr. Isenbiel, der durch die seit Jahrzehnten bekannten Künste kluger Menschenbehandlung getäuscht worden ist, war gewiß sehr froh, als er die leidige Sache an einen unabhängigen Richter abgeben konnte. Jetzt schwebt also eine „Strafsache gegen den Fürsten Philipp zu Eulenburg und Hertefeld wegen Meineids“. Die Untersuchung führt Herr Landgerichtsrath Schmidt, der früher Staatsanwalt war, unter seinen Kollegen als ein energischer und gescheiter Mann gilt und entschlossen scheint, weder von dem Gedanken an den Rang und die äußerlich glanzvolle Vergangenheit des Angeschuldigten noch vom Vorurtheil Oeffentlicher Meinung sich leiten zu lassen, sondern diese Strafsache zu behandeln wie jede andere. Das hätte vielleicht schon früher geschehen sollen; die Justiz fährt nie gut, wenn sie sich von einem der Politik entlehnten Motor treiben läßt. Der Untersuchungrichter ist in seinem Bereich souverain; er hat das Recht und die Pflicht, für die Sicherung aller Beweismittel zu sorgen, im Fall Eulenburg auch insbesondere zu erwägen, ob und wann er den Haftbefehl, über den er mindestens seit Dinstag sicher verfügt, ausführen will. Herr Landgerichtsrath Schmidt weiß, welche Verantwortlichkeit auf ihm lastet, und darf fordern, daß man bis zum Abschluß der Voruntersuchung (auf den dann die Entscheidung darüber zu folgen hat, ob das Hauptverfahren vor dem zuständigen Schwurgericht eröffnet werden soll) seine Kreise, seine ungemein große Arbeit nicht störe. An diese Rechtslage erinnere ich Sie, um zu erklären, warum ich über die Strafsache selbst heute nichts sagen möchte. Die öffentliche Debatte darüber sollte mit einiger Vorsicht geführt werden. Schon die stete Betonung des Selbstverständlichen, daß Fürst Eulenburg nicht anders behandelt werden darf als irgendein doppelten Meineides dringend verdächtiger Bürger im Reichsstrafgebiet, setzt unsere Rechtspflege, namentlich im Ausland, Kommentaren aus, die den Patrioten nicht erfreuen können.“

Ueber seine Rolle als Zeuge befragt, erwiderte Harden:

„Da die Protokollirung meiner Aussage Tage lang gedauert hätte und diese Zeit für den Untersuchungzweck fruchtbarer ausgenutzt werden kann, ist mir gestattet worden, meine Aussage sogleich schriftlich einzureichen. Der größere Theil, ein viele Folioseiten füllendes Schriftstück, ist seit Montag in den Händen des Herrn Untersuchungrichters. Fortsetzung und Schluß folgen. Das Material, das sich seit Jahren bei mir aufgehäuft hat, ist außerdentlich groß und ich bin verpflichtet, es vollständig und geordnet dem Gericht vorzulegen, trotzdem für die Ueberführung des Angeschuldigten schon die Zeugnisse des Fischermeisters Jakob Ernst aus Starnberg und des Milchhändlers Georg Riedel aus Feldafing genügen könnten. Dem Zeugen Ernst, dessen Beziehungen zum Fürsten mir seit ungefähr sechs Jahren bekannt sind, wäre Eulenburg schon gegenübergestellt worden, wenn der Fürst zu der ersten (schöffengerichtlichen) Hauptverhandlung in der Privatklagesache Moltke wider Harden gekommen wäre. Ernst, Riedel und eine andere Gruppe süddeutscher Zeugen hatte ich dann zu der zweiten Gerichtsverhandlung vor das Landgericht geladen; sie sind nicht vernommen worden. Jetzt hat der Untersuchungrichter Ernst und Riedel telegraphisch zur Vernehmung geladen (die das münchener

Sitzungprotokol, ein Muster objektiver und klarer Darstellung, wesentlich erleichtern wird) und ich zweifle nicht, daß es der kriminalistischen Erfahrung des Herrn Landgerichtsraths Schmidt gelingen wird, auch den sehr zahlreichen anderen Zeugen, die ich benannt habe (darunter solche aus neuster Zeit) die Zunge zu lösen."

Harden fuhr dann weiter fort: „Ich bedauere aufrichtig, daß es so weit gekommen ist; daß alle Versuche, die ich, unter Opferung meines persönlichen Interesses, gemacht habe, um die Sache im Stillen zu erledigen, erfolglos geblieben sind. Wenn Fürst Eulenburg, wie er mündlich und schriftlich (in einem Brief, der mir vorgelegt werden sollte und vorgelegt worden ist) freiwillig zugesagt hatte, im Winter 1906 sich aus dem Lichtkreis deutscher Politik entfernt und seinen französischen Intimus Lecomte ersucht hätte, seiner Bethätigung unter südlicherem Himmel ein neues Feld zu suchen (was dieser Herr, das Hauptziel meines Kampfes, ja schließlich doch zu thun gezwungen war), dann wäre es nie zu einem Skandal gekommen. Eben so wenig, wenn er und seine Freunde nach dem wohlthätigen Eingriff des Kaisers geschwiegen hätten. War damals, im Mai 1907, die Situation nicht besser als heute, besser für das Land und für die einzelnen Personen? Die Herren waren schon in der Zeit des moltkischen Ehezwistes von einem Strategen berathen, dessen Kunst nur für die Vorbereitung kleiner Scharmützel ausreicht und der schon deshalb in jeder entscheidenden Stunde vor der Gefahr schlimmen Irrthumes steht, weil er sich selbst nie aufs Schlachtfeld wagt, Persönlichkeit und Taktik des Gegners also nicht aus eigener Anschauung kennen lernt. Was ist mit dem ganzen Treiben bewirkt worden? Politisch: eine stete Beunruhigung des Landes. Prozessual: die schöffengerichtlichen Feststellungen, die durch die Eide des Fürsten Eulenburg entkräftet werden sollten, stehen wieder auf unangetastetem Fundament. Meine Schuld ist es nicht, daß es so kam. Wer mit unbefangenem Auge sieht, was ich geschrieben und vor zwei gerichtlichen Instanzen gesagt habe, muß zugeben, daß ich die Sache nicht mit behutsamerer Zurückhaltung behandeln konnte. Der verhängnißvolle Fehler der Gegner war, daß sie diese Zurückhaltung durch Mangel an Beweismaterial, persönlichem und dokumentarischem, bewirkt glaubten. Ich bin Jahre lang bei dem Entschluß geblieben, mich in dieser Sache von Schritt zu Schritt drängen zu lassen und nie mehr zu sagen, als die Nothwendigkeit der Stunde unbedingt forderte. Im Jahr 1903 habe ich zwei Vertrauensmännern der Herren gesagt, der schon damals beschrittene Weg müsse zu einem der größten Skandale führen, die Deutschland je erlebt hat (Das war auch Bismarcks Meinung), und dringend ersucht, diesen Weg zu verlassen. Vor dem Schöffengericht habe ich gesagt, ich wollte die Herren schonen, nicht in ihrer privaten Existenz schädigen. Vor dem Landgericht habe ich die Reserve viel weiter getrieben, als mit der Wahrnehmung meiner Interessen vereinbar war. Das that ich gegen den Wunsch meines Vertheidigers; nach rein politischer Erwägung. Es war der letzte Versuch Man ließ ihn nicht gelingen. Jetzt ists zu spät. „Nothwendigkeit befiehlt, der Zweifel flieht: jetzt fecht' ich für mein Haupt und für mein Leben." Daß er noch länger Schonung übe, kann kein Verständiger einem Privatmann zumuthen. Das Geschwür muß weg. Gehts nicht mit dem Messer, dann muß es ausgebrannt werden. Pflaster verbergen dem Auge nur das Symptom."

„Sie haben immer betont, daß Sie nicht als Moralprediger, sondern als Politiker kämpfen. Welchen Ertrag hoffen Sie nun von diesem Kampf?"

„Für mich keinen. Ich habe kein Applausbedürfniß und werde nicht erleben, daß mein von hundert Federn entstelltes Handeln in dieser ernsten und schwierigen Sache Anerkennung findet. Was liegt daran? Ich werde froh sein, wenn ich mit der ekelen Angelegenheit, die seit anderthalb Jahren all meine Kraft in Anspruch nimmt, nichts mehr

zu thun habe und zu der Betrachtung politischer und künstlerischer Vorgänge zurückkehren kann, zu der stillen Arbeit, mit der ich auf meine Art der deutschen Macht und Kulturbildung an bescheidener Stelle zu dienen zu können glaube. Dem Lande aber wird diese Blutreinigung nützen Wir sind in langer Friedenszeit eines mit Treibhausgeschwindigkeit wachsenden Wohlstandes zu wehleidig geworden Wir fürchten immer, man könne uns geringer einschätzen als andere Nationen wenn wir irgendeine schwache Stelle entblößen. Wer so denkt, unterschätzt unsere Kraft. Haben nicht auch andere Länder Skandale erlebt? Aergere als wir. Sind nicht auch in anderen Ländern der höchsten Gesellschaft Angehörige in Schande herabgesunken? Oefter als bei uns. Beispiele will ich hier nicht anführen. Und hats diesen Ländern geschadet? Fast immer genützt. Daß auch im Staate des Großen Fritzen Etwas faul sein könne, hat nie ein Ernsthafter bezweifelt; der König selbst gewiß nicht. Daß unser Adel als Stand, unser Offiziercorps als Volksbildnergemeinschaft für die Verirrungen Einzelner nicht verantwortlich ist, brauchte nur dann bewiesen zu werden, wenn dieser Stand und diese Gemeinschaft sich um die Verschleierung der Sünden bemüht hätten. Das ist nicht geschehen. Trotz allen Fehlern, die von schlecht Informirten gemacht worden sind, muß der nicht blind gegen deutsches Wesen Voreingenommene bekennen: Deutschland hat diese schwere Probe gut bestanden. Und die innere Tüchtigkeit des deutschen Volkes bürgt dafür, daß es auch mit den Nachwehen ohne dauernde Gesundheitschädigung fertig werden wird. Ist nicht schon Wesentliches dadurch erreicht, daß der Glaube (nennen Sie es meinetwegen einen Aberglauben) beseitigt ist, zwischen Volk und Kaiser habe sich eine trennende Luftschicht gelagert? In den ernsten Kämpfen, die uns bevorstehen, konnte solcher Glaube, mochte er noch so unbegründet sein, höchst gefährlich werden. Fürs Erste ist seine Wurzel nun gelockert. Das mag sich auch das Ausland merken. Dessen Urtheil haben wir nicht ängstlich zu scheuen. Lassen Sie mich heute mit Worten schließen, die ich im Oktober 1907 vor dem Schöffengericht gesprochen habe und die, Gott sei Dank, nicht veraltet sind: „Das Ausland, wenn es gerecht und verständig ist, kann nur sagen: Deutschland ist ein Land wie andere und hat wie andere auf einer gewissen Entwickelungstufe gewisse Skandale; das Ausland muß aber sagen: Da drüben gehts doch rechtschaffen zu; der Erste, der eingegriffen hat, war der Kaiser, und der ihn dazu angeregt hat, war sein erstgeborener Sohn. Da kann draußen und drinnen Keiner die Nase rümpfen.“

Das zweite Interview stand, als versucht worden war, den in Krankenhaft genommenen Fürsten zu einem bejammernswerthen Greis und edlen Sünder umzuschminken, in der Neuen Gesellschaftlichen Korrespondenz.

Der Beantwortung Ihrer Frage will ich mich nicht entziehen, muß aber im Drang gehäufter und durch schlechte Gesundheitverhältnisse gehemmter Arbeit bitten, kurz sein zu dürfen. Die Nachricht von der Verhaftung des Fürsten hat mich nicht überrascht; diese Verhaftung mußte erfolgen, wenn der Glaube an die Gleichheit vor dem Gesetz nicht zum leeren Wahn werden sollte. Doch beim Empfang dieser Nachricht durchbebte mich wieder die Tragik dieses Falles, das schaudernde Gefühl, daß die Hybris, die Ueberhebung über die der staatlichen Menschengemeinschaft vorgeschriebenen Sittengesetze, einen allzu Hochmüthigen jäh in den Abgrund gestürzt hat. Diese Empfindung hat mit weichlicher Rührsäligkeit nichts zu thun. Noch im dichtesten Getümmel soll der Kämpfer Mensch bleiben, darf er nicht nur auf die Stimme des Instinktes horchen, die ihm zuruft, das verwesende oder verblutende Fleisch gefallener Feinde rieche immer gut. Aber er darf ihre Agonie nicht mit nutzlosen Thränen benetzen, während die Schlachtfeldarbeit unerbittlich seinen

Arm verlangt. Noch ist die Nachwirkung eines gefährlichen Zustandes nicht ganz beseitigt. Und zu sentimentalem Geseufz bietet die Gestalt des endlich Gestürzten keinen Anlaß. Was hat Philipp Eulenburg gethan? Jünglinge geschändet. Jünglinge (eine große Schaar) in die Gefahr gebracht, ihr ganzes Leben einem künstlich geweckten perversen Trieb unterthan, zu Verstellung und Lüge gezwungen zu sein und vielleicht in die Horde der männlichen Prostituirten oder in deren Erpressernachtrab herabzusinken. Ein Jahr lang hat er durch Anzeigen, Erklärungen, Eingaben die Behörden genarrt und die Rechtspflege zu schweren Mißgriffen verleitet. Zweimal, durch zwei selbständige und freiwillige Handlungen, wider besseres Wissen Falsches mit seinem Eid bekräftigt; einmal wissentlich zum Nachtheil des Angeschuldigten, dessen Verurtheilung er herbeiführen wollte und herbeigeführt hat. Nach diesen Meineiden hat er eine Strafanzeige erstattet, deren Zweck war, eine Gelegenheit zu schaffen, bei der durch einen dritten Meineid mir eine noch schwerere Strafe eintragen und auch meinen Vertheidiger ins Gefängniß und um sein berufliches Ansehen bringen konnte. Was er politisch gesündigt und welche wichtigen Reichsinteressen er dadurch geschädigt hat, daß er seine Homosexualfreunde, zumal in kritischer Stunde, an den nichts Arges ahnenden höchsten Vertrauensmann der Nation heranbrachte, will ich hier nicht erwähnen. Aber er hat die Stirn gehabt, vor dem berliner Landgericht als beeidigter Zeuge zu behaupten: das Gerücht von seiner Homosexualität habe Fürst Otto Bismarck in die Welt gesetzt, um sich dafür zu rächen, daß in dem welthistorischen Konflikt des Jahres 1890 Eulenburg mit dem Kaiser, nicht mit dem Kanzler ging. Dieser meineidige Jünglingschänder wollte das deutsche Volk also in den Glauben überreden, der Schöpfer des Reiches habe aus Rachsucht eine infame Lüge ersonnen. Weil dieser Mann, ders mit sehr geringer Begabung für das ernste Staatsgeschäft zu den höchsten Würden gebracht, durch seine recht eigenartigen Beziehungen zu Nathanael Rothschild sich eine reichliche Rente gesichert, durch Lug und Trug die im Reichsleben wichtigsten Faktoren Jahrzehnte lang getäuscht hat, weil dieser preußische Cagliostro (so nannte ihn Bismarck), der nicht vom „Alter gebeugt", sondern neidenswerth frisch, nicht schwerkrank, sondern nur von den schmerzhaften Gebresten eines bejahrten Lebemannes geplagt ist, das selbe Schicksal erleidet wie ein Armer, der in schwacher Stunde aus Noth oder Liebe die Eidespflicht verletzt hat: deshalb sollte kein Redlicher in Thränen zerfließen. Mitleid verdient jeder Verbrecher; Jeder, der aus der Behaglichkeit eines freien Lebens plötzlich in die Einsamkeit und den Zwang einer engen, abgesperrten Haftzelle gestoßen wird. Ungehörig aber, im tiefsten Sinn des Wortes unsittlich scheint mirs, eine besonders große Mitleidsdosis dem Manne zu gewähren, der in diese Zelle gerieth, weil er nach einem schändlich verlogenen Leben wähnte, auch im Gerichtssaal, wie auf dem Parquet der Diplomatie und des Hofgetriebes, über Leichen schreiten zu können und als ein Privilegirter über das für die „kleinen Leute" verkündete Gesetz erhaben und dem Arm der Gerechtigkeit nicht erreichbar zu sein

Durch eine gezuckerte Antwort hätte ich vor der Oeffentlichkeit mir eine dankbarere Rolle verschafft; aber ich habe in dieser ernsten Sache nicht nach einer effektvollen Rolle zu haschen, sondern einfach bis ans Ende meine Pflicht zu thun.

Bis ans Ende. Deshalb habe ich dem Herrn Untersuchungrichter eine lange, zwei Druckbogen füllende Zeugenliste eingereicht und die Beweismittel bezeichnet, die mir erreichbar scheinen. Deshalb werde ich nicht einen Einzigen fortan schonen, der die Eidespflicht verletzt und zur Beugung geraden Rechtes mitgewirkt hat. Mag er Robe, Waffenrock oder schwarzes Schreiberkleid tragen. Wenn der Häuptling abgethan ist, kommt das Gefolge dran.

❦

Ompteda.

Karl Lamprecht hat (im ersten Ergänzungband seiner Deutschen Geschichte) sicher und fein die Rolle bezeichnet, die der deutsche Offizier in der Geschichte des Ringens des späteren neunzehnten Jahrhunderts nach einer neuen Kultur spielt Er nennt da August von Pettenkofen, Eduard von Hartmann, Fritz von Uhde, Detlev von Liliencron und Moritz von Egidy; er läßt aber später keinen Zweifel darüber, daß er auch die beiden Erzähler Georg von Ompteda und Wilhelm von Polenz dieser Reihe zugetheilt wünscht. Mit Recht. Denn unter allen männlichen Erzählern, die um die Wende der achtziger und neunziger Jahre zuerst hervortraten, hat Niemand sich so logisch entwickelt, ist so sicher fortgeschritten und hat in klarer Selbstzucht so Hohes erreicht wie diese Beiden Auch ihr Wirken durchzieht das Gemeinsame, das Lamprecht an allen diesen ehemaligen Offizieren feststellt: „Sie verlassen den Beruf mit einer strengen Erziehung zur Treue und Wahrhaftigkeit der Arbeit; sie treten im kräftigen Mannesalter, unvoreingenommen, nicht allzu sehr von kulturellen Ueberlieferungen belastet, an das Werk, zu dem sie ihre Begabung hinzieht. So schaffen sie frei, ernst und im Sinn von Urnaturen, meist auch in hohem Grade unbekümmert um Beifall, und alle die Vortheile, welche die Entwickelung einer hohen Kultur auf kolonialem Boden auszuzeichnen pflegen, fallen ihnen zu; in dem Neuland ihrer Seele ist nicht viel wegzuräumen und der kräftige Boden bietet der geringsten Einsaat tausendfache Frucht."

Neben dieser allgemeinen haben die Beiden, Ompteda und Polenz, auch manche besondere Gemeinsamkeit. Beide sind Sachsen. Polenz von Geburt, Ompteda durch den militärischen Dienst, der ihn in das Königshusarenregiment nach Großenhain führte (in dem auch Uhde und Egidy viele Jahre aktiv waren; wenn ich nicht irre, stand auch Polenz bei den Königshusaren in der Reserve). Beide sind um das Jahr 1890 mit ihrem ersten Roman hervorgetreten (Polenz: „Die Sühne", 1890, Ompteda: „Die Sünde", 1891). Beide haben vergebens um Bühnenerfolg gerungen, weil Beide im Grunde (auch ihre Lyrik lehrts) nur Erzähler sind. Dabei bedeutet das „nur" lediglich eine Gebietsabgrenzung, keineswegs einen Werthunterschied.

Beide hatten, als sie zu schreiben begannen, fast nichts mehr zu lernen und gerade die besten Eigenschaften ihrer späteren Werke waren auch in den ersten schon klar zu erkennen. Jeder aber hat sich nach seiner Art mit diesen besten Gaben weiter entwickelt. Polenz ist mitten im reifen Werk, viel zu früh, gestorben; und wir beklagen schmerzlich den großen Verlust. Stand er doch ruhig auf der Höhe, war eben, neuer Eindrücke voll, aus Amerika zurückgekehrt, sicher in seiner Arbeit, klar in seiner Technik, wie es fast als Schulbeispiel für seine Art das nachgelassene Werk „Glückliche Menschen" (F. Fon-

tane & Co.) lehrt. Zu all den Voraussetzungen Lamprechts, die für Polenz durchaus zutrafen, kam bei ihm, der nur kurze Zeit Soldat war, noch die starke Verbundenheit mit dem Boden, das im schönsten Sinn aristokratische Standes- und Berufsgefühl des Landedelmannes, das aus seinen Büchern spricht, wie ein moderner Nachklang des Preises der Landwirthschaft, den Gustav Freytag einst einer anderen Zeit verkündet hat. Er erschien unkomplizirter, je älter er wurde; man vergleiche nur „Glückliche Menschen“ mit dem „Grabenhäger“.

Etwas anders ist die Bahn Georgs von Ompteda bis heute gewesen. Auch er gelangte vom einzelnen interessanten Fall, wie ihn der noch unter dem Decknamen Georg Egestorff von dem Oberlieutenant veröffentlichten Roman „Die Sünde“ giebt, zum großen typischen Gemälde, aber zugleich zu stärkerer psychologischer Differenzirung. Polenz wußte immer, aus welchem Boden seine Wurzeln stammten. Ompteda hat einmal bekannt, daß durch Schicksale seiner Kindheit in ihm das Gefühl engerer Heimathliebe nicht erwachsen konnte. Und so erobert dieser Abkömmling alter Geschlechter sich nicht nur die Welt des Degens, sondern er bezwingt in einem großen Bild voll immer echter Farben gerade auch den Adel, der sich in der Noth von der Scholle gelöst hat und doch Adel bleiben will und soll. Ich glaube nicht, daß Ompteda, als er den „Sylvester von Geyer“ schuf, schon daran dachte, diesem ergreifenden, in seiner Schlichtheit menschlich echten Bild eines immer wiederkehrenden Adelsschicksals die vielen durch Blut verbundenen Menschen Von Eysen folgen zu lassen; aber es ist bezeichnend, daß er so schaffen mußte. Nur ein Erzähler ersten Ranges, der ein Künstler war, konnte diese Fülle in den Rahmen zwingen, ohne ihr an irgendeiner Stelle gewaltsam Etwas abzuschneiden; und nur ein großer Erzähler, der ein Künstler war, konnte ohne Zwang von den einfacheren Konflikten seiner Anfänge zu so fein verästelten Entwickelungen emporsteigen, wie sie vor anderen Werken der „Ceremonienmeister“ offenbart. Mir ist niemals klar geworden, warum man hier und da Ompteda einen Decadent genannt hat. Kaum einen Schriftsteller haben wir in Deutschland, der ohne Adhortationen so eindringlich durch seine epische Kraft immer wieder zu Selbstzucht und mannhaftem Kampf gegen leichtfertige Lebensvergeudung aufgerufen hat wie Ompteda. Wenn er schon in frühen Werken, wie in den „Drohnen“, mit manchmal etwas übertreibender Feder Atmosphären voll Dunst und Schmutz schildert, so thut ers nicht aus Behagen daran, sondern als wahrhafter Historiker seiner Zeit, der er am Ende zeigt, wie Reinheit und ein starkes Herz, wie vor Allem die Arbeit solchen Niedergang überwindet. Wer aber wollte ihm verdenken, daß er in leichten Impromptus auch einmal nur seiner Laune die Zügel schießen läßt?

Seit einer Reihe von Jahren, im Grunde seit der „Heimath des Herzens“ (1904), gab uns Ompteda nicht mehr Das, was seine früheren Werke erwarten

ließen. Für Andere wären leichte Unterhaltungbücher, wie „Ein Glücksjunge" oder „Normalmenschen", immer noch ganz ansehnliche Leistungen gewesen, weil sie durchaus echt waren und genau Das sagten, was sie wollten. Ompteda aber wollte doch sonst mehr als unterhalten und das Leben an der Oberfläche spielen lassen. Schlimmer war schon, daß „Herzeloide" zugleich ein Versuch mit untauglichen Mitteln am untauglichen Gegenstand war. Hier wollte Ompteda psychologische Entwickelungen zwischen ganz wenigen Menschen schildern und er brauchte dazu, was wir bei ihm nicht gewohnt waren, einen Wortüberfluß, in dem man förmlich verschüttet wurde und aus dem ein irgendwie klares, innerlich werthvolles Bild nicht zu gewinnen war.

Das waren beunruhigende Zeichen, unerfreulich für Jeden, der Omptedas Kunst liebte und von seiner Kraft noch viel erwartete. Man hätte sagen können, daß die Lebensleistung, die „Sylvester von Geyer", „Eysen", den „Ceremonienmeister" als Höhepunkte aufweist, genügen durfte. Wer Ompteda liebte, konnte sich bei dem kaum fünfundvierzig Jahre Alten mit dieser Ausflucht nicht begnügen; konnte nur wünschen, daß die Arbeit den Dichter wieder aufwärts führen möge. Er hat uns nicht enttäuscht. Schon der im vorigen Jahr erschienene Roman „Wie am ersten Tag" (Egon Fleischel & Co.) ließ erkennen, daß Ompteda wieder neuen Zielen zustrebte, jedenfalls unablässig an sich selbst arbeitete, mit dem ganzen Künstlerernst, den er besitzt. Trotzdem ist dieses Werk, die Geschichte des Bildhauers, der aus Noth zum Totschläger wird und dem die Liebe seiner Frau erhalten bleibt, noch nicht sehr stark; ernst, nachdenklich, auch knapp ist das Buch, aber die Konflikte kommen nicht scharf genug heraus und wirken deshalb nicht mit voller Energie in uns nach.

Sehr anders der neuste Roman, das eben erschienene Buch „Minne" (Egon Fleischel & Co) Im Grunde eine einfache Geschichte: ein körperlich ungeschlachter, seelisch sehr einfacher, argloser Mann heirathet ein oberflächliches, unerzogenes Mädchen, das bei ihm nur seine Luxusbedürfnisse, nicht seine Sinne befriedigt findet. Mit einer Art raubthierhafter Selbstverständlichkeit betrügt Minne den Gatten mit einem Offizier, den der Ehemann ertappt und als einen Buben abstraft. Der Lieutenant muß den Rock ausziehen, Berlin verlassen und führt mit Minne ein Zigeunerleben in München. Seiner Thätigkeit und seiner gesellschaftlichen Sphäre wird er entrissen, von seinen Eltern aus dem Hause gewiesen; und macht seinem Leben ein Ende. Minne aber ist schon vorher in die Arme eines schönen Sängers gesunken; und wir ahnen am Schluß, wie tief die auch Diesem schon Lästige noch fallen wird. Unaufdringlich bewegt sich um diese Vier eine Gesellschaft zweier verschiedenen Kreise, die weder rein als Staffage verbraucht werden, noch aber das Interesse allzu weit von den eigentlich handelnden Personen abziehen dürfen.

Darin liegt schon ein Hinweis auf die außerordentlichen ökonomischen

Vorzüge des Romanes. Mit der alten Kraft führt Ompteda die Handlung durch; nirgends wird ein Wort zu viel, nirgends ein Wort zu wenig gesprochen; so weit sich Gesetze des Dramas auf bestimmte Arten der Erzählung übertragen lassen, darf man sagen: Alles ist dramatisch schlagkräftig zugespitzt und Alles aus einem Guß von sicherer Hand. Das Buch hat einen sehr starken Spannungreiz, mißbraucht aber unsere Aufmerksamkeit nie, sondern schließt knapp stets genau da, wo das künstlerische Gewissen es verlangt Ein furchtbar ernstes Buch. Der naheliegende Versuch, am heiklen Stoff allerlei verführerische Künstlichkeiten spielen zu lassen, wie ihn, zum Beispiel, Karl von Perfall in seinen letzten Romanen immer wieder macht, ist streng vermieden. Und es ist ein ganz objektives Buch; merkte man in den letzten Jahren Ompteda an (was er selbst nicht verschwieg), daß persönliche Erlebnisse ihm, nicht immer zu seinem Glück, hinter den Gestalten der Phantasie schwebten, so ist hier auch Das überwunden. Der Schriftsteller steht wieder aufrecht vor uns, im Besitz der früheren Gaben, als ein Wachsender und zugleich als ein Beherrscher einer neuen Technik.

Eins freilich hätte ich dem Buch noch gewünscht: einen Ausblick, die entsühnende Gewalt des Dichters, die früher Omptedas Schöpfungen eignete und sie am Ende in eine unbestimmte Ferne voll Kraft und Güte hinausführte. Dies Buch ist, wie ich schon sagte, furchtbar ernst; künstlerisch gebändigter Naturalismus. Es geht in der Charakteristik hier und da über die besten früheren Romane Omptedas noch hinaus; aber wir möchten nun noch Etwas haben, das uns am Schluß ohne Aufdringlichkeit auf einen Platz stellte, von dem wir mit dem Dichter so in die Ferne und zugleich in sein Herz sehen könnten, wie wirs am Ende von „Eysen" oder „Sylvester von Geyer" durften. Wir wissen nun aber, nach diesem starken Buch: auch Das wird Ompteda wiederfinden; er ist wieder auf dem Höhenweg, von dem er nicht, wie der Held seines Alpenromanes, abstürzen wird, sondern auf dem er sicher dahinschreitet und bald, so hoffe ich, ein neues leuchtendes Ziel erreicht.

Hamburg. Heinrich Spiero.



Vierzeiler.*)

Das neue Jahr des alten Wahn nicht stillt,
Der dort dem stillen Geist sich neu enthüllt,
Wo Moses' weiße Hand am Zweig erscheint
Und Jesu Odem aus der Erde quillt.

*) Aus den „Ruba'ijat" (Vierzeilern), die der Zeltweberssohn Omar im elften Jahrhundert gedichtet hat und die der Inselverlag jetzt in einer guten Uebersetzung seinen Freunden kredenzt. Das in solchem Zusammenhang ungewöhnliche Wort mag hier stehen bleiben: denn Omar ist ein Trinker und kein Trost dünkt den gottlosen Gottsucher aus Chorassan so köstlich und von so dauernder Kraft wie der vom Rebensaft gebotene.

Schau jene Rose, die sich kaum erschlossen!
Sie ruft Dir lächelnd zu: „Sieh, unverdrossen
Zerriß ich selbst die goldne Schnur am Herzen
Und hab' mein Gold dem Garten hingegossen!"

Oft, dünkt mich, lacht der Rosen tiefste Gluth,
Wo einst ein Caesar lag in seinem Blut,
Und daß die Hyazinthen blühn, wo einst
Im Gartenschoß ein schönes Haupt geruht.

Der Erde schenk' bei jedem frohen Mahl
Die ersten Tropfen aus dem Weinpokal, —
Es lindert in der Erde Schoß vielleicht
Dem längst begrabnen Zecher seine Qual.

Wie? Fürchtest Du, daß sie Dich einst vermissen?
Vom Kelch des ewigen Sahki, sieh, ergießen
Die Lebensquellen sich: Millionen Bläschen
Flossen wie wir bereits — und werden fließen!

Willst Du des Daseins kurze Spanne, Kind,
Verträumen um ein Räthsel? Ach, geschwind!
Irrthum und Wahrheit trennt vielleicht ein Haar.
Ahnst Du, wie schmal des Lebens Grenzen sind?

Das war ein Polterabend, als ich Euch erzählt',
Daß ich zum zweiten Male mir ein Weib gewählt,
Vernunft, das unfruchtbare Weib, verstoßen
Und mit des Weines froher Tochter mich vermählt!

Was ist die Offenbarung der Gelehrten,
Die als Propheten wir von je verehrten?
Ein Märchen, das sie uns, vom Schlaf erwachend,
Erzählt, eh sie zum Schlaf sich wieder kehrten.

Ob Einer heute tobt und morgen siegt,
Verzweifelnd schweigt: das Alles, glaubt mir, liegt
Seit gestern fest. Drum trinkt! Wißt Ihr doch nicht,
Woher, wohin, warum ... Der Wein genügt.

Mit Trauben sei der letzte Durst gestillt.
Und wascht den Leib, darin kein Athem quillt,
In Traubensaft; dann in des Gartens Schoß
Legt ihn, in grünes Traubenlaub gehüllt.

Dann dringt verführerisch aus meiner Gruft
Ein Rebenhauch durch all die Gartenluft
Und jeder Gläubige dort unbewußt
Wird überwältigt von dem holden Duft.

Omar Chajjam.

❦

Naturwissenschaft und Weltanschauung.*)

Im Ersten Buch Moses steht zu lesen: Gott sprach: Es werde Licht. Und es ward Licht. Hell in den Köpfen ward es aber erst, als die Heiligkeit der Bibel bezweifelt und sie wie alle Bücher als Menschenwerk angesehen wurde.

Der erste denkende Mensch war ein Religionstifter. Seine Philosophie mußte ihm seine Abhängigkeit von der Natur aufdrängen: und so ist wohl zuerst der Gottesbegriff, wahrscheinlich die Vielgötterei entstanden. Mit der Zeit aber findet sich der Mensch auf der Erde zurecht, er fühlt sich dann als ihren Herrscher; und nun spricht er das stolze Wort: Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbild.

Damals sah man die Erde im Mittelpunkt der Welt; die Sonne und alle Gestirne bewegten sich um sie. Daher auch die Zärtlichkeit und Sorge, mit der Gott sein Geschöpf umgiebt. Dessen Wohl und Weh gehen ihm nah und stets findet der Fromme bei ihm Gehör. Er richtet streng, aber gerecht und scheut kein Wunder, wo es gilt, die Tugend zu belohnen, das Laster zu bestrafen. Damals waren Gottesfurcht und Gottesdienst des Lebens Endzweck und alle Moral kam aus der Religion: die zehn Gebote empfing Moses aus der Hand des Schöpfers.

Aber die Welt wurde schlecht und schlechter. Das größte Wunder geschah: Gott schickte den Menschen seinen eingeborenen Sohn, um sie zu bekehren und zu erlösen. Christus aber mußte elend zu Grunde gehen, damit eine verjüngte, neue Religion entstehen konnte.

Unsere heutige Kultur wurzelt jedoch nicht im Christenthum allein; sehr Vieles danken wir den Heiden, zumal den Griechen.

Wer könnte dem Zauber des Griechenthumes widerstehen! Die Griechen waren das auserlesene Volk der Erde: und doch haben sie nie einen Jehovah gekannt. Was haben sie nicht in ihrer kaum tausendjährigen Geschichte geleistet, welche Fülle von glänzenden Namen haben sie uns hinterlassen, welche Literatur, welche Plastik und Architektur! Aber auch ihre Staatsmänner und Philosophen fordern noch heute unsere Bewunderung heraus. Berühmt sind ihre Mathematiker. Jeder kennt die Namen eines Pythagoras, Euklid und Archimedes und weiß damit einen Begriff oder einen Lehrsatz zu verbinden. Weniger bekannt sind die griechischen Astronomen, Geographen und Naturforscher; und doch haben sie auch in diesen Wissenschaften Großes geleistet. Pythagoras nahm schon die Kugelgestalt der Erde an, Aristarch von Samos versetzte die Sonne in den Mittelpunkt der Welt. Hipparch bestimmte Distanzen und Größen von Sonne und Mond, Ptolemäus fertigte Erdkarten an, in denen Europa und einige Theile Asiens und Afrikas ziemlich richtig verzeichnet sind. Und welche Fülle von Beobachtungen über die Thierwelt verdanken wir Aristoteles, in

*) „Naturwissenschaftliche Vorträge in gemeinverständlicher Darstellung": so nennt Geheimrath Ladenburg einen Band, den er, als eine Sammlung seiner bisher dem großen Publikum noch nicht zugänglichen Vorträge, in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft erscheinen läßt. Dem Gelehrten, der die Entwickelungsgeschichte der Chemie geschrieben hat, ist die Möglichkeit experimenteller Arbeit jetzt beschränkt und er hat die Mußezeit benutzt, um die Vortragsskizzen zu Essays auszuarbeiten, die auch dem Laien einen Rundblick auf die Welt der Chemie gestatten. Bruchstücke aus einer dieser lehrreichen und anregenden Arbeiten werden hier mitgetheilt.

dem wir einen Cuvier des Alterthumes verehren dürfen! Seine philosophischen Theoreme beherrschten das ganze Mittelalter, obgleich er hier viel weniger originell war und Vieles Empedokles und Demokritos entlehnte.

Mit dem Sturz des Römischen Reichs und mit der Völkerwanderung gingen alle diese Ansätze wieder verloren und das Mittelalter breitete seine tiefen Schatten aus. Unwissenheit und Aberglaube sind die herrschenden Mächte, in ihrem Gefolge erscheinen Intoleranz, Inquisition, Hexenverfolgung, religiöser Wahnsinn und so weiter. Auch die führenden Geister lehren Unsinn. Hören wir, was im sechsten Jahrhundert, also vierhundert Jahre nach Ptolemäus, ein damals berühmter Mönch, Cosmas, der auch, wie Jener, in Alexandrien lebte, über die Welt zu sagen weiß: „Die Welt ist ein flaches Parallelogramm, dessen Länge von Ost nach West doppelt so groß ist wie seine Breite von Norden nach Süden. Im Mittelpunkt liegt die von uns bewohnte Erde, vom Ozean umgeben. Im Norden der Welt ist ein hoher konischer Berg, um den Sonne und Mond beständig kreisen. An den äußersten Ecken der Erde ist der Himmel befestigt, der aus vier hohen Wänden besteht, die sich zu einer großen Höhe erheben und an ein gewölbtes Dach stoßen. Das so entstehende Gebäude, dessen Fußboden unsere Erde ist, wird durch das Firmament in zwei Stockwerke getheilt, von denen das eine von den Seligen, das andere von den Engeln bewohnt wird.“ Da müssen wir doch des goethischen Wortes gedenken: „Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor von hunderttausend Narren sprechen.“

Fast ein Jahrtausend vergeht, bis die Stimme der Vernunft wieder gehört wird. Erst in der Zeit des Humanismus und der Vertreibung der Scholastik darf von einem Erwachen der Wissenschaften die Rede sein. Vorher trieben Pseudowissenschaften ihr Wesen, wie Alchemie und Astrologie.

Ein Künstler war es, ein Poet, Francesco Petrarca, der das Alterthum zuerst wieder an das Tageslicht zog. In ihm war eine leidenschaftliche, verzehrende Sehnsucht nach der geistigen Größe des alten Rom vorhanden; er hat sein ganzes langes Leben dem Aufsuchen und der Verbreitung von Handschriften und Codices alter römischer Autoren gewidmet. Namentlich waren es die Werke eines Cicero und Vergil, die er zu neuem Leben erweckte. Mit der griechischen Sprache wurde er erst spät und mangelhaft vertraut, doch war er schon vorher in den Besitz eines Homer gekommen, den man ihm aus Griechenland gesandt hatte. Lange hat es gedauert, bis der Geist des Hellenismus aus der Asche wieder aufstieg. Hier hören wir Boccaccios Namen nennen, der den Meisten nur als Novellist bekannt ist, eben so wie Petrarca als Dichter Liebe athmender Sonette. Beider Bedeutung und Größe liegt aber in der begeisterten Verehrung der Antike und der Wissenschaft.

In Deutschland beginnt der Humanismus erst etwa hundert Jahre später, in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts; er wird hier zunächst aus Italien eingeführt und kein Geringerer als Enea Silvio de Piccolomini, der spätere Papst Pius II., ist es, der zu diesem Zweck nach Deutschland gesandt wird. Dieser nimmt es auch mit seiner Aufgabe ernst und läßt nichts unversucht, um die Deutschen für die klassischen Studien zu begeistern; aber bald verzweifelt er an der wissenschaftlichen Reformation Deutschlands; seine Gegner, Scholastik und Trunksucht, vermag er nicht auszutreiben. Das Samenkorn aber, das er gestreut, geht nicht verloren; die Saat geht auf. Der Humanismus findet in Deutschland einen geeigneten Boden.

Wenn auch die Männer, die ihn hier vertreten, aus anderen Kreisen stammen, als die sind, an die sich Silvio gewendet hatte, so sind sie doch den besten italienischen Humanisten ebenbürtig. Wir denken dabei an Erasmus von Rotterdam.

Für die Kulturentwickelung Europas kann der Humanismus, also das Wiederaufleben der alten griechisch-römischen Literatur und Wissenschaft, nicht überschätzt werden. Ich glaube aber, daß diese wohlberechtigte Bewunderung zu unrichtigen Schlüssen und Veranstaltungen geführt hat. Statt die Resultate humanistischer Forschung für die Welt nutzbar zu machen und sie als Grundlage für die weitere Bildung zu benutzen, hat man geglaubt, daß jeder zur Bildung Berufene den Weg der Humanisten einschlagen müsse und daß die klassischen Sprachen das einzige Bildungelement für die Jugend seien. Welch ein verhängnißvoller Irrthum!

Gleichzeitig, sogar noch vor dem Humanismus, beginnt in Italien mit Cimabue und Giotto eine nationale Kunst zu entstehen, deren höchste Blüthe im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert erreicht wird, gefördert und befruchtet durch die Meisterwerke griechischer Schöpfung, die in jener Zeit durch die humanistischen Bestrebungen aus ihrer Vergessenheit und ihren Gräbern ans Tageslicht steigen. Fast zweihundert Jahre mußten aber seit der Geburt des ersten Humanisten vergehen, ehe die Erforschung der Natur einen Schritt vorwärts that. Doch welch ein Schritt war dieser!

Wir dürfen damit eine neue Zeitrechnung beginnen: das Zeitalter der Naturwissenschaften.

Christoph Columbus, aus Genua gebürtig, ist der Mann, den ich hier feiern muß als den großen Experimentator, als den Ersten, der die Methode anwandte, auf welcher der größte Fortschritt alles Wissens beruht. Nicht in der Entdeckung Westindiens und Amerikas liegt sein Hauptverdienst. Daß er wagte, mit ungenügenden Mitteln, in einer Zeit, die noch tief in den Vorurtheilen und dem Aberglauben des Mittelalters steckte, nur gestützt auf die feste Ueberzeugung von der Richtigkeit der pythagoräischen Lehre von der Kugelgestalt der Erde, das im Sonnenaufgang liegende Land der Sehnsucht, der fabelhaften Reichthümer, der Spezereien, der Seide und der Edelsteine von Westen her zu erreichen: darin liegt die große That, die ihn zum geistigen Vater der modernen Naturwissenschaften stempelt.

Wenn auch sein Experiment nicht vollständig glückte, wenn er auch das Ziel der Erdumsegelung nicht ausführen konnte, so ist doch nach ihm die Kugelgestalt der Erde nicht mehr ernstlich in Frage gezogen worden; und etwa dreißig Jahre nach Columbus' erster Seereise ist es wirklich Magalhaes (oder eigentlich nach dessen Tode Sebastian del Cano) gelungen, Ostindien von Westen her durch die Magalhaesstraße zu erreichen.

Wieder zwanzig Jahre später, 1543, erscheint das erste gedruckte Exemplar (denn die Buchdruckerkunst war schon ein Jahrhundert früher erfunden worden) des berühmten Werkes De Revolutionibus Orbium Coelestium von Nikolaus Copernicus aus Thorn, der fast sein ganzes Leben der Erforschung der in diesem Buche enthaltenen Wahrheiten gewidmet hatte. In der Vorrede des Werkes, das er dem Papst Paul dem Dritten zueignet, führt er aus, daß er lange über die Bewegung der Erde nachgedacht habe, und obgleich es scheinen könne, daß eine solche Annahme absurd sei, so habe er doch geglaubt, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß schon Andere vor ihm solche Hypothesen aufgestellt hätten, sich die

Freiheit nehmen zu dürfen und zu versuchen, ob nicht bei Zugrundelegung dieser Hypothese die Bewegung der Himmelskörper eine bessere Erklärung finde. „Als ich nun die Bewegung der Erde um die Sonne annahm, so fand ich schließlich, durch mühsame und andauernde Beobachtungen, daß die Bewegungen der anderen Planeten mit der Drehung der Erde vergleichbar sind und daß das ganze so entstehende System in Bezug auf Ordnung und Großartigkeit in einem so nahen Zusammenhang steht, daß kein Theil verändert werden kann, ohne das ganze Universum in Verwirrung zu bringen.“

Die große That des Copernicus, die sich ruhmvoll an die des Columbus anschließt besteht darin, daß er an die Stelle des geocentrischen Systems das heliocentrische einführt, daß er annimmt, die Erde und die übrigen Planeten bewegen sich um die Sonne, der Mond um die Erde. Dadurch erhält er für diese Planetenbewegungen eine Gleichartigkeit und Gleichmäßigkeit und für das ganze System eine großartige Einfachheit, im Gegensatz zu dem äußerst verwickelten ptolemäischen System mit seinen Excentrizitäten und Epicykeln; und gerade diese Einfachheit ist es, die Copernicus und seine geistigen Nachfolger dazu führt, den Sieg ihres Systems zu erringen.

Leicht wurde es ihnen freilich nicht; und lange genug hat es gedauert. Wer kann sagen, wie der Streit geendet hätte, wären nicht Copernicus in Kepler und Newton zwei ihm mindestens ebenbürtige Geistesheroen erstanden, die seine Vorstellungen verbesserten, erweiterten, mathematisch formulirten und physikalisch begründeten.

Eine der interessantesten und merkwürdigsten Persönlichkeiten auf dem Gebiete der Naturwissenschaften ist Kepler. Der richtige Süddeutsche (Schwabe) voll Phantasie, aber auch voll Energie. Schon früh beschäftigt er sich mit Astronomie und schon mit fünfundzwanzig Jahren, 1596, erscheint sein Mysterium Cosmographicum, das aber reine Spekulation ist und eine Summe von Irrthümern und falschen Behauptungen enthält. Erst viel später, nachdem er Tycho Brahe kennen gelernt hat und dessen Beobachtungen seinen Rechnungen zu Grunde legt, findet er die drei nach ihm benannten Gesetze, die seinen Namen unsterblich und ihn zu einem der größten Astronomen aller Zeiten gemacht haben. Diese Gesetze lauten: Die Planeten bewegen sich in Ellipsen (nicht in Kreisen, wie Copernicus glaubte), in deren einem Brennpunkt die Sonne steht, die Leitstrahlen (die Verbindunglinien zwischen Planet und Sonne) beschreiben in gleichen Zeiten gleiche Flächenräume und die Quadrate der Umlaufszeiten verhalten sich wie die Dritten Potenzen der Entfernungen von der Sonne.

Der größte Schritt aber geschah durch Isaac Newton, den Begründer der mathematischen Physik. In seinen weltberühmten Philosophiae naturalis principia mathematica, die zwischen 1686 und 1687 erschienen, konnte er nachweisen, daß das selbe Gesetz, das den Fall der schweren Körper auf der Erde beherrscht, auch für die Drehung des Mondes um die Erde und für die Bewegungen der Planeten um die Sonne gilt. Er zeigt, daß, falls man zwischen den materiellen Theilchen anziehende Kräfte voraussetzt, die den Massen direkt und dem Quadrat der Entfernung umgekehrt proportional sind, diese Kräfte nicht nur den Fall der schweren Körper auf die Erde, sondern auch die Bewegungen der Himmelskörper erklären. Freilich darf hier nicht vergessen werden, daß schon etwa hundert Jahre früher

Galilëi die Grundlagen der Mechanik, die Gesetze der Bewegung, die Fall- und Pendelgesetze entdeckt hatte.

Das so entstandene System der Welt ist von einer Großartigkeit, die uns auch heute noch zur Bewunderung hinreißt und grell absticht von der Auffassung des Mittelalters. Auch hier zeigte es sich, daß die phantasiereichsten Spekulationen nur Kinderspielzeug hervorbringen gegenüber der genialen und großartigen Einfachheit der Natur selbst; freilich zeigte sich auch, daß zu deren Erkennung Jahrhunderte lange, aufopferungvollste Thätigkeit der größten Intelligenzen nothwendig war.

Was ist nun aber die Stellung des Menschen in dieser neuen Welt? Er ist ein Bewohner eines der vielen Trabanten einer Sonne, wie es deren im Weltall eine unendliche Zahl giebt. Wer kann wissen, ob nicht jeder dieser Fixsterne seine Trabanten hat und ob nicht diese Planeten auch mit Wesen von der unseren ähnlicher Art bevölkert sind? Das mußte jetzt dem Menschen klar werden: er ist ein Nichts in dieser Unendlichkeit, die sein Geist kaum zu fassen vermag. Ein Traum war es, ein vermessener und gänzlich haltloser Traum, der dem Menschen seine nahen Beziehungen zum Schöpfer, der ihn als sein Ebenbild geformt haben sollte, vorspiegelte. Ganz richtig kennzeichnet Goethe den Standpunkt, wenn er den Erdgeist zu Faust sagen läßt: „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir." Nicht vermögen wir uns eine Vorstellung zu machen von einem Wesen, das diese Welt geschaffen hat. Uns steht nur an, Bewunderung zu fühlen für diese Schöpfung, Dank zu zollen Denen, die uns zu deren Erkenntniß geführt haben, und uns bescheiden in die Rolle zu finden, die uns in dieser Unendlichkeit zugedacht ist.

Daß in der Bibel keine Offenbarung eines übernatürlichen Wesens vorliegt, geht mit Bestimmtheit hieraus hervor. Das Alte Testament ist das Werk phantasiereicher Menschen und auch das Neue Testament kann nicht göttlichen Ursprunges sein. Doch liegt es mir fern, die poetischen Schönheiten und den hohen ethischen Werth der Bibel nur im Geringsten anzutasten und ihre Bedeutung für die Erziehung zu unterschätzen.

Lange hat es aber gedauert, bis sich diese naturwissenschaftlichen Erkenntnisse Bahn gebrochen und bis ihre Konsequenzen die alten biblischen Vorstellungen, die Vorurtheile und den Aberglauben des Mittelalters ausgerodet haben; bis heute ist der Prozeß noch nicht beendet. Das wird uns nur verständlich, wenn wir bedenken, daß unsere allgemeine Bildung eine rein humanistische ist, uns die Kenntnisse der griechischen und römischen Sprache und Literatur eröffnet, aber die großen Fortschritte der Naturwissenschaften und deren Bedeutung fast gänzlich ignorirt. Die Kirche aber hat früh angefangen, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen; sie hat wohl zuerst empfunden, welche große Umwälzungen durch die naturwissenschaftlichen Entdeckungen die Stellung des Menschen dem Schöpfer gegenüber erfahren muß, und sie hat die Gefahren erkannt, die ihr dadurch erwachsen. Warum hätte sie sonst Giordano Bruno, einen der hervorragendsten Anhänger der kopernikanischen Lehre im sechzenten Jahrhundert, verbrannt, warum hätte sie Galileo Galilëi, einen der größten Naturforscher, den Stolz Italiens, den Entdecker der Bewegungsgesetze, des Thermometers, vielleicht auch des Barometers und vieler anderer werthvollen Instrumente, ins Gefängniß geworfen und zum Widerruf der kopernikanischen Lehre gezwungen? Und nicht gegen die katholische Kirche allein richte ich

meine Vorwürfe: die protestantische handelte in dieser Hinsicht nicht viel besser. So hat Calvin Gruet enthaupten und Servet, einen hervorragenden Arzt und Vorgänger Harveys in der Lehre vom Blutkreislauf, weil er die Trinität leugnete, verbrennen lassen. Von den deutschen Protestanten aber sagt Lange, der bekannte Verfasser der Geschichte des Materialismus: „Nirgends erschien der verknöcherte Dogmatismus bornirter als bei ihnen"; und er erwähnt dann die Mahnung, die das stuttgarter Konsistorium an Kepler gerichtet hat: „er möge seine fürwitzige Natur bezähmen und sich in allen Dingen nach Gottes Wort reguliren und dem Herrn Christus sein Testament und Kirch mit seinen unnöthigen Subtilitäten, Skrupel und Glossen unverwirret lassen." Das war im Jahre 1612. Ist es aber heute viel anders geworden?

Die Naturwissenschaften haben inzwischen große Fortschritte gemacht: zu der Astronomie gesellten sich Physik und Chemie und schließlich die Biologie. Nur an Einzelnem aber kann ich hier heute zeigen, welchen Einfluß die neuere Naturwissenschaft auf die Weltanschauung gewonnen hat.

Die Bedeutung des Gravitationgesetzes ist jetzt, nach zwei Jahrhunderten, voll erkannt und wir haben täglich Gelegenheit, uns von seiner unumstößlichen Sicherheit zu überzeugen. Jede Sonnen- und Mondfinsterniß, jeden Venusdurchgang wissen wir Monate vorher bis auf die Minute, aber auch der Eintritt der Gezeiten, für jeden Seefahrer so überaus wichtig, ist genau zu berechnen. Und ist es nicht Adams und gleichzeitig Leverrier gelungen, aus den Störungen, welche die thatsächliche Bewegung des Uranus gegen die vorher berechnete Bahn zeigte, auf einen entfernteren, bis dahin unbekannten Planeten zu schließen und dessen Stellung genau zu berechnen, so daß Galle in Breslau ihn wirklich dort finden konnte? Und hat das Gesetz auch nur ein einziges Mal versagt, sind nicht alle seine Vorausberechnungen richtig befunden worden und besteht nicht volle Uebereinstimmung zwischen Thatsache und Theorie?

Das Gravitationgesetz ist aber nicht das einzige Naturgesetz, dessen Herrschaft wir unbedingt anerkennen müssen. Die letzten Jahrhunderte haben noch zwei andere Gesetze von eben so fundamentaler Bedeutung und eben solcher Unfehlbarkeit erkannt: das Gesetz von der Unzerstörbarkeit der Materie und der Erhaltung der Energie.

Schon Demokrit hat das erste dieser beiden Gesetze geahnt und mit folgenden Worten ausgesprochen: Aus nichts wird nichts; nichts, was ist, kann vernichtet werden. Alle Veränderung ist nur Verbindung und Trennung von Theilen. Zum Gesetz im naturwissenschaftlichen Sinn ist es erst durch Lavoisiers Untersuchungen geworden. Alle Arbeiten dieses genialen Forschers stehen mit diesem Gesetz im Zusammenhang und alle seine Schlüsse sind Deduktionen aus diesem Prinzip. Mit einem Schlag beseitigt er die bis dahin geltende Phlogistontheorie und setzt an ihre Stelle eine andere Theorie, die wir auch heute noch als richtig anerkennen. Diese Theorie, Sauerstofftheorie, wie man sie früher nannte, Verbrennungtheorie, wie wir heute sagen, soll uns hier nicht beschäftigen; nur von ihrer Grundlage, von dem Prinzip, von dem ausgehend Lavoisier seine Ansichten bewies, soll die Rede sein. Dieses ist zur unumstößlichen Wahrheit geworden durch die zahllosen Untersuchungen, die immer und immer wieder seine Richtigkeit beweisen. Jede quantitative chemische Analyse, die seit hundertdreißig Jahren ausgeführt wurde, kann als Prüfstein dieses Gesetzes betrachtet werden: und die Zahl solcher Versuche ist

geradezu unermeßlich. Und diese hunderttausendfache, ja, millionenfache Prüfung hat das Gesetz immer bestanden; nie ist eine wirkliche Ausnahme gefunden worden. Glaubte man, einer solchen auf der Spur zu sein, so hat sichs stets als Irrthum herausgestellt. Deshalb darf man auch Lavoisier getrost neben Newton stellen: er ist der Begründer der wissenschaftlichen Chemie, wie Newton der Begründer der mathematischen Physik genannt worden ist, und eine Rückkehr unserer heutigen Anschauung in der Chemie zu der von Stahl ist eben so ausgeschlossen wie ein Verlassen der kopernikanisch-newtonischen Lehre zu Gunsten der ptolemäischen Auffassung.

Viel neueren Datums ist das dritte Gesetz, das von der Erhaltung der Energie, mit dem die Namen Julius Robert Mayer, Joule und Helmholtz für immer verknüpft bleiben werden. Erst vor sechzig Jahren ist dieses Prinzip als Grundlage aller Bewegungverwandlungen erkannt worden; und doch glauben wir, auch hier eine unumstößliche Wahrheit erkennen zu dürfen. Die ganze heutige Physik steht und fällt mit diesem Prinzip und die weltbeherrschende Elektrotechnik konnte erst nach dessen Erkenntniß entstehen. Das Prinzip sagt aus, daß kein Perpetuum mobile möglich ist, daß jede Umwandlung von mechanischer Arbeit in Wärme, Elektrizität oder Licht in ganz bestimmter Weise vor sich geht, so daß eine gewisse Arbeitmenge einer bestimmten Quantität Wärme, Elektrizität oder Licht entspricht. Nennen wir solche Mengen verschiedener Energien, die bei vollständiger Umwandlung aus einander entstehen, gleich, so kann man den Satz auch dahin aussprechen, daß bei allen Bewegungverwandlungen die Gesammtmenge der vorhandenen Energie unverändert bleibt.

Außer diesen drei Gesetzen giebt es noch viele andere, die, wenn auch nicht von so allgemeiner Bedeutung, doch immer eine große Zahl von Erscheinungen umfassen und für diese strengste Giltigkeit besitzen. Dahin gehören vor allen das Gesetz der multiplen Proportionen, welches die quantitativen Verhältnisse, in denen sich die Elemente mit einander vereinigen, regelt, das Verbindungsgesetz der Gase, das Gay-Lussac gefunden hat, das Gesetz von Van der Waals, das einen großen Ausdehnungbezirk besitzt und die Beziehungen zwischen Druck, Volumen und Temperatur bei Gasen und auch bei Flüssigkeiten regelt, Ohms Gesetz, welches die Grundlage aller elektrischen Messungen bildet, Joules Gesetz über die Wärmeentwickelung durch den elektrischen Strom, Kirchhoffs Gesetze über die Stromvertheilung, Faradays Gesetze der Elektrolyse, das Gesetz von Carnot-Clausius über die Verwandlung von Wärme in Arbeit, das Reflexiongesetz der Lichtstrahlen; und so weiter.

Ich meine, diese Gesetze, zu denen noch viele andere hinzugerechnet werden können, sollten genügen, um den gesetzmäßigen Verlauf aller Naturerscheinungen zu erweisen. Bedenkt man, daß nur ganz hervorragenden Geistern Verallgemeinerungen von dieser Universalität zu finden und zu formuliren möglich ist, daß erst seit vierhundert Jahren die Naturwissenschaft eine größere Bedeutung gewonnen hat und daß erst seit Newton, also seit zweihundertzwanzig Jahren, diese Wissenschaften allgemeiner bekannt sind und gelehrt werden, so darf man wohl erwarten, daß uns die nächsten Jahrhunderte weitere Aufschlüsse über den gesetzmäßigen Verlauf des Geschehens bringen und jeden Widerspruch nach dieser Richtung entkräften werden.

Aber auch jetzt schon können wir sagen, daß der Wunderglaube in nichts zerfällt, daß niemals ein Wunder geschehen kann. Alles, was in der Natur ge-

schieht, ist natürlich; und das Uebernatürliche entspringt dem Gehirn von Phantasten und von Unwissenden.

Sehr schwierig gestaltet sich die Frage nach einem persönlichen Gott vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus. Da wir nicht wissen, woher die weltbeherrschenden Gesetze kommen, und da diese für die Entstehung der Welt keine Erklärung geben, so sind wir durchaus berechtigt, uns einen Weltenschöpfer als allmächtigen Gott vorzustellen, wenn er auch nach Erschaffung der Welt nicht mehr über den Gesetzen stehen kann, da sonst seine Allmacht in Erscheinung treten müßte. Wir müssen ihn jetzt als eine Verkörperung dieser Gesetze denken.

Eine nach allen Seiten hin befriedigende Lösung zu finden, erscheint kaum möglich. Jedenfalls gehe ich nicht so weit wie David Friedrich Strauß, der, Theolog und Philosoph, Gott als Phantasiegebilde bezeichnet. In seinem „Alten und Neuen Glauben" sagt er: „Die Idee des Universum kann und wird sich uns mit allem Demjenigen erfüllen und bereichern, was wir in der natürlichen wie in der sittlichen Welt als Kraft und Leben, als Ordnung und Gesetz erkennen werden; über sie aber hinauszukommen, wird uns niemals möglich sein, und wenn wir es dennoch versuchen und uns einen Urheber des Universum als absolute Persönlichkeit vorstellen, so sind wir durch alles Bisherige zum Voraus belehrt, daß wir uns lediglich mit einem Phantasiegebilde zu schaffen machen." Freilich bleibt Jedem in solchen Dingen noch ein großer Spielraum der Auffassung, so daß Erziehung, Studiengang, Geschlecht, Gewissen, Nationalität, Gesellschaftklasse und vieles Andere sehr wesentlich in Betracht kommen können und der individuellen Neigung eine große Freiheit bleiben sollte. Um so mehr muß es befremden, daß gerade diese für den einzelnen Menschen wichtigsten Fragen nach ganz bestimmten Normen und vorgezeichneten Schemata behandelt werden und Jeder in seiner Jugend geradezu gezwungen wird, sich für ein solches Schema zu entscheiden und dieses sein Leben lang beizubehalten.

Gerade hier giebt es noch viel zu reformiren. Der Anfang dazu kann aber erst gemacht werden, wenn die allgemeine Bildung nicht wie jetzt eine formale ist und Sprachkenntnisse (namentlich Kenntniß toter Sprachen) bedeutet. Die allgemeine Bildung muß auf die Kenntniß der Natur und ihrer Gesetze aufgebaut werden.

Dazu gehört aber nicht nur das Eindringen in die unbelebte Natur, mit der allein wir uns bisher beschäftigt haben: auch das Studium der organisirten Materie, die Biologie, Physiologie und Psychologie haben werthvolle Resultate gezeitigt, deren Bedeutung für die Auffassung der Welt nicht unterschätzt werden darf.

Hier, wo nur das Wichtigste und Dies nur in Andeutungen behandelt werden kann, will ich sofort einen Gedanken in den Vordergrund rücken, der befruchtend und reformirend auf das ganze Gebiet der Biologie gewirkt hat: ich meine Darwins Theorie von der Entstehung der Arten und der Abstammung der Menschen. Wenn auch zweifellos einige der hierher gehörigen Gedanken schon früher von Anderen, besonders von Lamarck und Goethe, ausgesprochen worden waren, so ist doch erst durch Darwin eine wissenschaftliche Theorie entstanden, deren Bedeutung allgemein bekannt und anerkannt wurde.

Während die Erkenntniß der physikalischen und chemischen Gesetze die Stellung des Menschen zum Universum beleuchteten und festlegten, ergiebt sich aus Darwins Theorie die Bedeutung des Menschen auf der Erde. Und auch hier zeigt sich wieder,

welche übertriebene Vorstellung von der Stellung des Menschen die früheren Jahrhunderte besaßen. Der Mensch erschien als der Schöpfung Endzweck, alle anderen Lebewesen waren nur da, um seine Bedürfnisse, ja, seine Genußsucht zu befriedigen. Die teleologische Weltanschauung, die noch im vorigen Jahrhundert viele Anhänger hatte, glaubte, die Existenz sehr vieler Thiere und Pflanzen durch den Nutzen, den der Mensch aus ihnen zieht, erklären zu sollen. Wie anders ists jetzt geworden! Wir wissen, daß ein genetischer Zusammenhang besteht zwischen dem Menschen und gewissen hochstehenden Thierklassen, und glauben, die Abstammung des Menschen und mancher Thiere aus einem gemeinschaftlichen Stamm herleiten zu dürfen. Wenn auch der Mensch vor allen Thieren die Sprache voraus hat, wenn auch seine Intelligenz und seine Seele auf einer viel höheren Stufe stehen, so kann doch nicht geleugnet werden, daß auch die Thiere Verständigungmittel besitzen und daß viele ihrer Handlungen auf seelische Vorgänge schließen lassen. Sehr charakteristisch ist folgende kleine Geschichte, die der berühmte Psychologe Wundt in Leipzig erlebt und erzählt hat: „Als Knabe hatte ich mir eine einem Taubenschlag ähnliche Fliegenfalle eingerichtet. Die Fliegen wurden durch gestreuten Zucker angelockt und, wenn sie in die Falle gegangen waren, gefangen. Hinter der Falle war aber ein zweites Gehäuse angebracht, das beliebig durch einen Schieber gegen die Fliegenfalle geschlossen oder geöffnet werden konnte In diesen Raum hatte ich eine große Kreuzspinne gesetzt. Falle und Gehäuse waren aber mit Glasfenstern versehen, so daß ich Alles, was innen vor sich ging, bequem beobachten konnte. Zunächst gab es nun nichts sonderlich Merkwürdiges. Waren einige Fliegen gefangen, und wurde dann der Schieber gehoben, so stürzte sich natürlich die Kreuzspinne auf ihre Opfer und vertilgte sie. So ging die Sache einige Zeit fort Eines Tages aber machte ich eine merkwürdige Entdeckung. Als der Schieber zufällig während meiner Abwesenheit offen gewesen war und ich ihn wieder schließen wollte, bemerkte ich, daß sich Dem ein ungewöhnliches Hinderniß entgegenstellte. Bei näherem Zusehen fand sich, daß die Spinne unmittelbar unter dem emporgezogenen Schieber eine große Zahl dicker Fäden ihres Gewebes gezogen hatte, die gleich festgespannten Stricken das Schließen des Schiebers hinderten." Wundt deutet die Handlung der Spinne als durch Ideenassoziation hervorgerufen und leugnet jede komplizirte Ueberlegung. Jedenfalls waren aber hier Empfindungen und Vorstellungen thätig, also seelische Vorgänge. Und wie viele Züge von Anhänglichkeit und Treue, von Verständniß und Einsicht kennen wir bei höheren Thieren, namentlich bei Hausthieren und besonders beim Hund, so daß wir an dem Seelenleben der Thiere nicht zweifeln können!

Das ist aber von Wichtigkeit, wenn wir uns jetzt einer der intrikatesten Fragen der Weltanschauung, der Unsterblichkeitlehre, zuwenden. Keine Frage schneidet so tief in unser ganzes Denken und Empfinden ein wie gerade diese; und es wird mir als Nichtpsychologen nicht leicht, hier darüber zu sprechen. Ich meine nun, daß, wenn man die Unsterblichkeit für die menschliche Seele fordert, es sehr schwer fällt, sie den Thieren vollständig abzusprechen. Wohin aber sollte es führen, wenn man auch den Thieren Unsterblichkeit zuerkennen wollte? Dies erscheint mir nicht angängig; und da ist einer der vielen Gründe, die mir leider unmöglich machen, jenen schönen und trostreichen Gedanken als der Wirklichkeit entsprechend anzunehmen. Ich sage ausdrücklich: einer der vielen Gründe; und möchte hinzusetzen, keiner der am Schwersten wiegenden.

Giebt es denn ein Substrat der Seele? Wir kennen keins. Was also soll unsterblich sein? Könnten wir uns nur irgendeine Vorstellung von der Art dieses Fortlebens machen! Ich glaube aber nicht, daß eine solche mit wissenschaftlichen Prinzipien im Einklang stehende Möglichkeit bekannt ist. Und welche menschliche Seele ist unsterblich? Denken Sie an hervorragende Männer der Wissenschaft und Kunst, an große Staatsmänner, an Religionstifter, deren Seele zweifellos zur Zeit ihrer höchsten Blüthe die Unsterblichkeit verdiente. Nun aber werden diese Männer alt, grämlich, verdrießlich, verbittert oder gar kindisch, ehe sie sterben. Welcher Seele soll nun diese Unsterblichkeit zukommen: der Seele des eben Verstorbenen, die es gar nicht verdient, oder einer Seele, die nicht mehr existirt? Solcher Schwierigkeiten ließen sich noch viele vorbringen; ich werde mich aber begnügen, eine einzige hervorzuheben Sie wissen wahrscheinlich, daß bei vollständiger Exstirpation der Schilddrüse die Patienten meist blödsinnig werden, ihre Seele also fast völlig verlieren. Wie soll man sich da zu der Unsterblichkeitfrage verhalten?

Ich glaube, daß hier mehr als bei irgendeiner anderen Frage der Wunsch der Vater des Gedankens ist; denn es giebt keine einzige wissenschaftlich verbürgte Thatsache, auf die wir uns bei dem Unsterblichkeitglauben berufen dürfen. Man könnte mir freilich entgegenhalten, daß die felsenfeste Ueberzeugung von der Richtigkeit der Lehre, die im Bewußtsein der meisten Menschen lebt, die Garantie für ihre Wahrheit bietet. Ich aber wage, Das zu bestreiten. Wer nicht blindlings glaubt, wer über diesen Glauben denkt, wird ihn leicht verlieren. Als Zeuge für meine Anschauung citire ich wieder Wundt, der die persönliche Unsterblichkeit als mit den Thatsachen psychologischer Forschung unvereinbar und als ein unerträgliches Verhängniß betrachtet. Ich behaupte nicht, daß jeder denkende Psychologe auf diesem Standpunkt steht, ich weiß sogar, daß es nicht so ist; aber ich kann hier nur meinen Standpunkt vertreten und meiner Ueberzeugung Ausdruck verleihen.

So führt denn, wird man mir einwenden, die naturwissenschaftliche Forschung und ihre konsequente Verfolgung zu einer Negation aller religiösen Vorstellungen und damit für Viele zu einem Verlust aller Ideale. Der Himmel wird entvölkert, die Phantasie vernichtet; und was tauschen wir dafür ein? Eisenbahnen, Telegraphen, elektrisches Licht, künstliche Farben; und so weiter. Ich höre schon den Ruf: „Ihr Naturforscher zerstört das Glück, den festen Glauben an unsere Unsterblichkeit; und was gebt Ihr uns dafür? Fabriken und das soziale Elend.“

Dieser Vorwurf ist unwahr und ungerecht. Ich behaupte, daß fast alle humanen Bestrebungen der letzten zwei Jahrhunderte hauptsächlich durch die Anschauungen, die auf dem Grund naturwissenschaftlicher Entdeckungen sich bildeten, bewirkt worden sind. Beweisen kann ich Das freilich nicht; aber gerade die Erkenntniß, daß für das Elend in dieser Welt in dem Jenseits kein Ersatz gefunden werden kann, mußte dazu führen, das Diesseits besser zu gestalten.

Der Begriff der menschlichen Freiheit, die mit den humanen Bestrebungen im engsten Zusammenhang steht, ist in neuerer Zeit wohl zuerst auf englischem Boden wieder erwachsen. In die Verfassung aufgenommen wurde er durch die Habeas Corpus-Akte, die das Parlament von 1679 genehmigte. Damals war Earl of Shaftesbury Lordkanzler (Präsident des Geheimrathes) und ihm vor Allen ist diese Bill zu danken. Shaftesbury aber war ein Freund des berühmten Philosophen Locke, der Jahre lang als ärztlicher Berather und später als Erzieher des

Sohnes in seinem Hause wohnte und der seine Ideen über den Freiheitbegriff sehr eingehend in der Schrift „On civil government“ dargelegt hat. Locke war seinem Studiengang nach Mediziner, konnte aber diesen Beruf seiner schwachen Gesundheit wegen nicht ausüben. Er darf als einer der Gründer der empirischen Philosophie betrachtet werden und erkennt nur das Wissen an, das durch Erfahrung und Induktion gewonnen wird, steht also ganz auf dem Boden der Naturwissenschaften.

Von England wird der Freiheitbegriff nach Amerika verpflanzt und er tritt uns dort in dem berühmten Manifest entgegen, das der Kongreß von 1774 in Philadelphia erlassen hat. Hier ist der persönliche Freiheitbegriff der Habeas Corpus-Akte zu dem politischen Unabhängigkeitbegriff ausgedehnt.

Am Reichsten an Folgen war aber vielleicht die Erklärung der Menschenrechte, die auf Lafayettes Antrag die französischen Reichsstände am elften Juli 1789 annahmen. Der Einfluß Amerikas ist durch den Antragsteller hinreichend gekennzeichnet; doch war den Franzosen der Freiheitbegriff schon geläufig durch die Aufklärungphilosophen wie Voltaire, die Encyklopädisten und daneben noch durch Rousseau, dessen Contrat Social einen großen Einfluß geübt hatte. Die Erklärung der Menschenrechte geht weit über die Habeas Corpus-Akte hinaus, da jetzt nicht nur die persönliche Freiheit des Einzelnen und sein Eigenthum garantirt, sondern auch die Souverainetät in das Volk gelegt wird und von diesem erst übertragen werden kann.

Viele der blutigen Kämpfe und Gräuel der Französischen Revolution stehen mit der Durchführung dieses Prinzipes in direktem Zusammenhang; und umsonst ist das viele Blut in jener Zeit nicht geflossen. Der Feudalstaat fällt und ein Geist der Brüderlichkeit unter den Nationen entsteht, den man vorher nicht kannte. Und welche praktischen Konsequenzen von unendlicher Tragweite hat die Aufstellung dieses Prinzipes der Freiheit und Gleichheit gefunden! Ich nenne nur eins, das allein genügen wird: die Aufhebung der Sklaverei und Leibeigenschaft. Was das Christenthum allein nicht erreichen konnte, ist mit Hilfe der Aufklärung, die wir besonders den Naturwissenschaften verdanken, möglich geworden. Das ist ein großartiges Resultat, dem kaum eine andere That des Menschengeschlechtes an die Seite gestellt werden kann; denn hierdurch sind Millionen von Menschen einem menschenwürdigen Dasein zurückgegeben worden. Aber damit nicht genug: alle Bestrebungen, das soziale Elend zu verringern, die ganze soziale Gesetzgebung entspringen den selben Quellen. Und sehen wir nicht alle Kulturstaaten, Deutschland voran, mit solchen Aufgaben beschäftigt, einander in eifrigem Streben nach diesem hohen Ziel überbietend? Und wenn auch von Zeit zu Zeit der Fortschritt auf diesem Wege durch anarchistische Thaten und sozialdemokratische Uebertreibungen gehemmt wird, so können wir doch aus den gewonnenen Resultaten mit Sicherheit die Zuversicht entnehmen, daß man, auf dem begangenen Wege fortschreitend, dem Ziel immer näher kommen wird. Und ist es nicht des Lebens werth, durch seine eigene Arbeit an der Erreichung dieses Zieles mitgewirkt zu haben? Ich glaube: Ja Noch wichtiger aber ist, daß die naturwissenschaftliche Auffassung der Welt zu einem Geiste der Toleranz, der Brüderlichkeit und der Friedensliebe führt und daß wir es als eine ernste Pflicht betrachten müssen, den Armen und Elenden in dieser Welt beizustehen, ihr Schicksal zu erleichtern und sie nicht auf ein ungewisses Jenseits zu vertrösten. Werkthätige Menschenliebe sei deshalb unser Wahlspruch!

Breslau. Professor Dr. Albert Ladenburg

*

Die Moderne Galerie.

Sehr verehrter Herr Harden, in der „Zukunft“ vom zweiten Mai 1908 sagten Sie: „Tschudis Scheiden brächte einen schwer zu ersetzenden Verlust. Brächte vielleicht aber die Stadt Berlin, die für die Kunst bisher nicht das Geringste gethan hat, zu dem Entschluß, der Reichshauptstadt eine Moderne Galerie zu schaffen.“ Glauben Sie wirklich an die Möglichkeit eines so tapferen Entschlusses? Herr von Tschudi ist beurlaubt worden, weil seine Ankäufe nicht den Beifall des Kaisers fanden. Soll nun eine Moderne Galerie neben der Nationalgalerie in Berlin Daseinsberechtigung haben, so muß sie gerade der Kunst Obdach gewähren, die mit Herrn von Tschudi aus der Nationalgalerie „beurlaubt“ wurde; mit anderen Worten: sie muß Bilder und Statuen erwerben, die dem Kaiser nicht gefallen würden. Und solches Museum der Opposition sollte Berlin erbauen? Just diese Gemeindeverwaltung sollte um behauener Marmorblöcke und bemalter Leinwand willen eine Verstimmung „an allerhöchster Stelle“ riskiren? Solchen Muth trauen Sie, sehr verehrter Herr Harden, Denen um Kirschner zu? Nein: die Stadt Berlin wird auch künftig für die moderne Kunst thun, was sie bisher dafür gethan hat: „nicht das Geringste“. Zu einer guten und trotzdem modernen Galerie wird Berlin, wie die Dinge nun einmal liegen, weder durch städtische noch durch staatliche Unterstützung gelangen; aber vielleicht kann sie auch ohne die Güte eines offiziellen Medicäers geschaffen werden: Tschudi in Berlin und Graf Keßler in Weimar haben für relativ geringe Summen, die private Opferwilligkeit ihnen zur Verfügung stellte, vortreffliche Kunstwerke erstanden; haben gezeigt, daß eine Moderne Galerie unter verständiger Leitung mit einem jährlichen Etat von etwa sechzigtausend Mark bequem zu wirthschaften vermag. Dieser Betrag muß aufgebracht werden. Wie Bodes Thatkraft den Kaiser Friedrich-Museums-Verein zur Förderung alter Kunst erstehen ließ, so müßte ein Verein zur Pflege moderner Kunst gegründet werden; ein Verein mit dem einzigen Ziel, in Berlin eine Moderne Galerie zu schaffen. Künstler, deren bloßer Name schon ein Programm bedeutet, aber auch Finanzmänner müßten dem Vorstande angehören und hervorragende Sammler (besonders in der ersten Zeit) ersucht werden, das eine oder andere ihrer Kunstwerke der Galerie zu leihen, die zu leiten natürlich Niemand geeigneter wäre als Herr von Tschudi oder Graf Keßler. Beide haben bewiesen, daß sie uns ein Museum zu schenken vermöchten, in dem keine Phrase herrscht, weder die aesthetische noch die patriotische, sondern nur die Kunst, die gute, die voraussetzunglose. Ob diese Zeilen Berufenere, als ich es bin, veranlassen werden, die Errichtung einer Modernen Galerie in Berlin ernsthaft zu erwägen? Dann wäre der Zweck meines Briefes erreicht. In aufrichtiger Werthschätzung Dr. Emil Schaeffer.

Mir, sehr geehrter Herr Doktor, lächelt dieser Gedanke nicht gar so hold. Zuerst müßte man das für den Hausbau nöthige Geld zusammenbetteln. Nicht sehr schön; und da man den Arras-Jacob mit dem Sack voll Orden nicht zur Verfügung hat, auch nicht ganz leicht. Dann ginge es auf die Suche nach Patronen. Und ob die Großbourgeois eher als die Kommune bereit wären, öffentlich wider den Stachel allerhöchsten Kunsturtheils zu löcken, ist mir noch zweifelhaft. Nein: ich bin für die Stadt. Besonderen Muth traue ich „Denen um Kirschner“ gewiß nicht zu; meine aber, daß man sie zu anständiger Leistung zwingen kann. Zwingen muß. Uebrigens weht der Wind schon wieder aus einer anderen Himmelsecke. Wie es scheint, ist dem Kanzler das Aergerniß allzu ärgerlich geworden. Jedenfalls soll die Weisung ergangen sein, die für die Nationalgalerie erworbenen Bilder zu behalten und aus dem Staatssäckel zu bezahlen. Und Herr von Tschudi, heißts, kehrt auf seinen Posten zurück. „Warum soll ein so verdienter Beamter nicht mal ein Jahr lang ausruhen? Von Konflikt und Abschied war ja niemals die Rede.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.



Berlin, den 23. Mai 1908.

Revision.

> Wer das Falsche vertheidigen will, hat alle Ursache, leise aufzutreten und sich zu einer feinen Lebensart zu bekennen. Wer das Recht auf seiner Seite fühlt, muß derb auftreten; ein höfliches Recht will gar nichts heißen.
>
> Goethe.

Wenn dieses Heft gelesen wird, hat der Zweite Strafsenat des Reichsgerichtes (dessen Spruch nur durch ein untoward event verzögert werden könnte) entschieden, ob das Strafverfahren wider Harden, das vor dem berliner Landgericht durchgeführte, das dem Blick die Anomalie eines zweiten Verfahrens Erster Instanz bot, als gesetzwidrig und deshalb nichtig einzustellen, ob das Urtheil vom dritten Januar 1908, weil Grundsätze des materiellen und des prozessualen Rechtes verletzt worden sind, aufzuheben und die Sache in die Vorinstanz zurückzuverweisen oder dem Revisiongesuch des Angeklagten der Erfolg zu versagen ist. Auch wenn der Zweite Strafsenat (einer Entscheidung der Vereinigten Strafsenate, nach § 137 GVG, bedarf es nicht, da ein genau dem meinen gleicher Fall das Reichsgericht noch nicht beschäftigt hat, mit einem Abweichen von der Entscheidung eines anderen Strafsenates oder der Vereinigten Strafsenate also nicht zu rechnen ist; von seiner eigenen Entscheidung darf, nach Löwe, jeder Senat abweichen), auch wenn die sieben Richter in Leipzig meine Anträge verwürfen, wäre die Sache nicht aus. Vor Monaten mußte ichs hier sagen; seit dem einundzwanzigsten April 1908 ists erwiesen. Paragraph 399 der Strafprozeßordnung bestimmt

sub 2: „Die Wiederaufnahme eines durch rechtskräftiges Urtheil geschlossenen Verfahrens zu Gunsten des Verurtheilten findet Statt, wenn durch Beeidigung eines zu seinen Ungunsten abgelegten Zeugnisses oder abgegebenen Gutachtens der Zeuge oder Sachverständige sich einer vorsätzlichen oder fahrlässigen Verletzung der Eidespflicht schuldig gemacht hat" oder (sub 5) „wenn neue Thatsachen oder Beweismittel beigebracht sind, welche allein oder in Verbindung mit den früher erhobenen Beweisen die Freisprechung des Angeklagten oder, in Anwendung eines milderen Strafgesetzes, eine geringere Bestrafung zu begründen geeignet sind." Beide Bestimmungen konkurriren in meiner Sache heute schon: Fürst Philipp zu Eulenburg und Hertefeld ist, als doppelten Meineides dringend verdächtig, in Untersuchunghaft gebracht worden, drei Instanzen haben, trotzdem er eine Bürgschaft von fünfhunderttausend Mark angeboten hatte, sein Haftentlassungsgesuch abgelehnt und er gilt, wenn die Untersuchung auch mit klugem Fleiß fortgesetzt wird, längst als überführt; und das seit dem dritten Januar über die Sexualpsyche und die Sexualbethätigung der Grafen Willy Hohenau und Johannes Lynar, des Fürsten Eulenburg und des Gesandten Raymond Lecomte Festgestellte bietet einen Komplex von neuen Tatsachen und Beweismitteln, die, in Verbindung mit den früher erhobenen Beweisen, geeignet sind, die Freisprechung oder, in Anwendung eines milderen Strafgesetzes (§ 185 StGB), eine geringere Bestrafung des Angeklagten zu begründen. Die Wiederaufnahme des Verfahrens wäre also sicher, selbst wenn nur der Meineid des Fürsten Eulenburg vorläge und wenn nicht noch andere Beweismittel angeboten würden. (Doch werde ich andere Verletzungen der Eidespflicht erweisen und andere erhebliche Beweismittel anbieten.) Und da (nach § 338 StPO) die Staatsanwaltschaft von den gegen gerichtliche Entscheidungen zulässigen Rechtsmitteln auch zu Gunsten des Beschuldigten Gebrauch machen kann (und dann, nach dem Wort des Senatspräsidenten Löwe, „lediglich in Erfüllung ihrer amtlichen Pflicht" handelt), so wird, daran zweifle ich nicht, die Königliche Staatsanwaltschaft am Landgericht Berlin I selbst die Wiederaufnahme des Verfahrens beantragen und damit beweisen, daß sie durch Lug und Trug der Eulenburg und Genossen zwar getäuscht, in ihrem Rechtsempfinden aber nicht beirrt werden konnte. Der Herr Oberstaatsanwalt, Geheimer Ober-Justizrath Dr. Isenbiel, hat in öffentlicher Sitzung sich zu dem Grundsatz bekannt, ein anständiger Mensch müsse auch das in Erfüllung amtlicher Pflicht dem Nächsten angethane Unrecht öffentlich abbitten. Dieses Postulat bedroht die Anwälte des Staates und die des Rechtes (die Erinnerung an den ominösen Titelunter-

schied dürfte nie geweckt werden) mit schwer zu befriedigendem Anspruch. Aber der Herr Oberstaatsanwalt weiß jetzt, daß er, daß ein preußischer Gerichtshof mir Unrecht gethan hat: weiß auch, als Mann von Ehre und Namen, was er zu thun hat.

Die Sache ist also nicht aus. Dennoch muß die Erörterung schon heute hier fortgesetzt werden; muß: so gern ich mich endlich wiederum anderen Gegenstand regte. Gerechtigkeit, rief Schiller, „heißt der kunstreiche Bau des Weltgewölbes, wo Alles Eines, Eines Alles hält, wo mit dem Einen Alles stürzt und fällt." Für den Individualanspruch auf sicheres, nicht um Haares Breite zu schmälerndes Recht haben, als für ein nationales Gut von höchstem Werth, die großen Völkermagister ihre Stimme erhoben: von Aischylos und Demosthenes bis auf Burke und Macaulay, Buckle und Montesquieu. Der Jude Stahl, der den preußischen Junkern das Staatslehrgebäude errichtet hat, schrieb den Satz: „In der unverbrüchlichen Handhabung der Gerechtigkeit besteht vor Allem die Majestät und Heiligkeit des Staates." Und Rudolf Jhering, in dessen Brust vom lutherischen Feuer ein Fünkchen nachglühte, hat den Landsleuten zugerufen: „Das Recht ist kein logischer Begriff, sondern es ist ein Kraftbegriff. Jedes Recht behauptet sich nur dadurch, das Recht eines Volkes wie das eines Einzelnen, daß die erforderliche Kraft zu seiner Behauptung zu Gebote steht." In meiner Sache ist, für den allein wesentlichen Theil der Hauptverhandlung, die Oeffentlichkeit ausgeschlossen, die Berichterstattung unmöglich gemacht worden. Kein Sachverständiger, kein Rechtsgelehrter von Ruf konnte für mich eintreten. Nur ich kann das Grausig-Skurrile erzählen, das vor und nach der Weihnacht des Jahres 1907 im Kleinen Schwurgerichtssaal des moabiter Kriminalgerichtshauses geschehen ist. Ich wills bis ans Ende erzählen; weil ich muß. Ob ich meiner Sache damit nütze oder schade, ist einerlei. Was ich zu thun vermag, soll gethan werden, auf daß, zu Heil und Ehre deutscher Rechtspflege, so Ungeheuerliches sich niemals wiederhole.

Ein Verfahren, das die ersten Männer der Theorie und der Praxis öffentlich rechtswidrig, gesetzwidrig genannt haben (und nennen müßten, auch wenn es vom Reichsgericht gebilligt würde: denn mindestens über die Grundsätze, daß die Einheit des durch die Privatklage eröffneten Verfahrens nicht willkürlich zerrissen, ein rite gefundenes und verkündetes Urtheil nicht zu Ungunsten des Freigesprochenen durch heimlichen „Beschluß" um seine Rechtskraft gebracht, die Litispendenz nicht durch die Eröffnung eines neuen Verfahrens in der selben Strafsache mißachtet werden darf, kann auch der höchste Gerichtshof nicht hinweg). Ungehörige Einwirkungversuche. Im Reichstag hat der Kriegsminister (der doch nicht im Ernst glauben kann, durch den laut

betonten Regreßanspruch an den Kommandeur des Gardecorps sein amtliches Leben retten zu können) wider den Brauch civilisirter Länder über ein schwebendes Verfahren geurtheilt, dessen Gegenstand er nicht einmal kannte; hitzig für die Herren Hohenau, Lynar, Eulenburg, Moltke Partei ergriffen; eine objektiv in jedem Zug unrichtige Darstellung der Vorgänge und Stimmungen gegeben (nebenbei, was ihm auch angekerbt werden muß, mit dem „eisernen Besen" gedroht, von dessen Kehrarbeit heute, nach sechs Monaten, noch nicht das Geringste zu merken ist). Im Landtag wagte der Justizminister die Behauptung, in dem Verfahren gegen Harden sei nach seiner Ueberzeugung kein Fehler gemacht worden. Herr Beseler, den ich leider hier einst für die Nachfolge Schönstedts empfohlen hatte und der sich, als ers dann geworden war, durch jedes Handeln und Unterlassen, nicht nur in meiner Sache, als den untüchtigsten, unhaltbarsten Justizminister Preußens seit den Tagen des Bismarckfeindes Leopold zur Lippe erwiesen hat. Dieser Justizminister hat im Mai 1907 die Staatsanwaltschaft angewiesen, den Strafantrag des Grafen Moltke abzulehnen, im Oktober 1907 ihr die Uebernahme der Strafverfolgung befohlen; durch einen Erlaß kund und zu wissen gethan, daß ihm das erste (schöffengerichtliche) Verfahren nicht gefallen habe; den Richter, der mich in diesem Verfahren freigesprochen hatte, so lange ohne den ihm von der vorgesetzten Behörde gebührenden Rechtsschutz gegen beispiellose öffentliche Verleumdung gelassen, bis dieser empfindsame Mann der Fortdauer so niederträchtiger Hetze die Versetzung auf den uninteressantesten Civilrichterposten vorzog. Dieser Justizminister erzählt jetzt, das ganze Unheil habe der Oberstaatsanwalt Isenbiel angerichtet, der doch, in Sachen Moltke und in Sachen Eulenburg, sicher nicht den winzigsten Schritt gethan hat, ohne vorher bei dem Herrn Beseler und bei dessen Dezernenten anzufragen. Meint man wirklich, alles in stiller Amtsstube Verhandelte bleibe stets geheim? Wollte der für die Rechtspflege, das höchste Politikum des Staates, verantwortliche Herr den Fährnissen einer schwierigen Situation dadurch entschlüpfen, daß er den zuständigen Oberstaatsanwalt in den Entscheidungstunden ohne Direktive ließ, damit im Fall des Mißlingens ein nicht ganz so excellenter Sündenbock in die Wüste geschickt werden könne? Die Frage mag einstweilen für eine rhetorische gelten. Doch der preußische Justizminister hat gewünscht oder gestattet, daß Eulenburgs Strafanzeige gegen den Justizrath Bernstein, über die, bei völlig klarem Thatbestand, sofort entschieden werden mußte, liegen blieb, bis man, aus sehr seltsamen „Ermittlungen", die Gewißheit erlangt zu haben wähnte, daß ein darauf zu gründendes Strafverfahren Seiner Durchlaucht nicht etwa

unbequem werden könne. Ists genug? Ich kann, zu meinem Bedauern, den Fürsten Bülow als internationalen Politiker nicht preisen; immerhin hat er sich im kaiserlichen Vertrauen eine so starke Stellung erobert, daß er nicht nöthig hätte, sich über den Sommer hinaus in der Gesellschaft der Herren von Einem und Beseler sehen zu lassen. Solche Männer dürften die schwerste Krisis, die Deutschland seit dem März 1890 durchmacht, nicht im Amt überleben; sie taugen, trotz der Parlamentsgunst, die ihren Künsten noch lächeln mag, nicht in den Zustand zeitgemäßen Konstitutionalismus, um den in Nord und Süd mit stiller, doch zum Letzten entschlossener Anstrengung heute gerungen wird. Der Ministerpräsident hat, seit seine Ueberlegenheit vom Finanzminister (nach allzu langem Sträuben) anerkannt worden ist, sichtbare Gefahr in Preußen nicht mehr zu fürchten; auch die unsichtbare, die sich hinter dem Schein der Willfährigkeit birgt, sollte er aber nicht unterschätzen; das Pflichtbewußtsein nicht mit dem Trost einlullen, daß er jeder Unbehagensregung jeden Tag ja, au coeur léger, in die Villa Malta entfliehen kann. Weiter im Prozeßtext. Der Kläger und dessen angeschwärmter, von Harden offen angeschuldigter Jugendfreund sind, nachdem sie öffentlich verurtheilt waren, durch die neugewählte Verfahrensart zu Zeugen in eigener Sache geworden; vor die Wahl gestellt, ob sie ihre Existenz gefährdende Triebe und Thaten eingestehen oder mit der annoch unverbrauchten Kraft ihrer Eide abschwören wollen. Den Beklagten (dem zugemuthet ward, im Laufe von zwei Monaten zweimal diesen langwierigen Prozeß durchzumachen), seine Richter und Zeugen, seinen Vertheidiger haben die von einem „Sachverständigen" (von dem noch zu reden sein wird) in jedem Sinn angeführten berliner Preßpäderasten Wochen lang durch den Koth geschleift, in dem der Störenfried ihnen seit sechzehn Jahren keine Ruhe zu wohligem Schmausen und Schmatzen ließ. Alles war nun in Bereitschaft.

Am Tag des schöffengerichtlichen Freispruches rief mit weithin vernehmbarer Stimme ein Mitglied der Vierten Strafkammer am berliner Landgericht I: „Ich hätte dem Kerl anderthalb Jahre Gefängniß gegeben!" Ich: der in das hohe Amt, das heilige, eines Richters Zugelassene, dessen ernsteste Pflicht ist, die Ueberzeugung von Schuld oder Unschuld des Angeklagten nur aus dem Inbegriff der Verhandlung zu schöpfen, nur von ihm bei der Wahl von Strafart und Strafmaß sich leiten zu lassen. Ich, dieser des Richteramtes Würdige, kenne zwar die Akten nicht, habe auch in die Verhandlung nur hineingehorcht, aber Alles gelesen, was die ehrenwerthen Macher Oeffentlicher Meinung in Berlin über den Angeklagten geschrieben haben: und pfauche, als Vertreter preußischer Rechtshoheit, vom festen Grund solcher Informa-

tion aus deshalb umher: „Ich hätte dem Kerl anderthalb Jahre Gefängniß gegeben.“ Später hat ein anderes Mitglied der Vierten Strafkammer in einer Gesellschaft laut gesagt: „Der Kerl muß verurtheilt werden!“ Dieses ziemliche, würdige Wort sprach Herr Landgerichtsdirektor Lehmann, der in meiner Sache als Vorsitzender die Verhandlung zu leiten hatte. Ein anderer Richter, ders mit eigenem Ohr vernahm, fand es als Stimmungsymptom so wichtig, daß ers weitererzählte und hinzufügte, da sei für den Angeklagten nicht mehr viel zu hoffen. Auch über Strafart und Strafmaß hatte der Herr Vorsitzende schon ungefähr eben so Tröstliches von sich gegeben wie sein Herr Kollege; ich erfuhrs, hatte dafür aber keine Ohrenzeugen. Zwei Vorurtheile; zwei unzweideutige Zeichen ungehöriger Befangenheit. Wenn den beiden Voreingenommenen auch nur gelang, den als Vertreter eines Landtagsabgeordneten zur Strafkammerarbeit herangezogenen Assessor für ihre Meinung zu gewinnen, hatten sie bei der Entscheidung über Art und Maß der Strafe die erforderliche absolute Mehrheit der Stimmen. In dem Klub, in dem einer meiner fünf Richter mit mürrischer Miene verkehrt, hieß es denn auch lange vor der Hauptverhandlung: „Diesmal fällt Harden eklig herein.“

Die Namen dieser fünf Richter: Landgerichtsdirektor Lehmann, Landgerichtsräthe Fritzschen, Gohr, Simonson, Assessor Langes. Bei der Amtsarbeit hatte ich vorher nur Einen der Fünf gesehen: Herrn Lehmann, damals noch Beisitzer, im Prozeß Sternberg. Daß der Mann mit den achtzehn Millionen nicht von dem Fundament zureichender Beweismittel aus, sondern von begreiflichem Ressentiment, von dem Wunsch, das widrige Wirken seines Gesammtwesens, des geschäftlichen und des persönlichen, zu ahnden, ins Zuchthaus gewiesen wurde: darüber sind fast alle Kriminalisten heute einig. Sieben Jahre und ein halbes ists her; denkt Ihr noch dran? Der Polizeidirektor Leopold von Meerscheidt-Hüllessem, der Jahre lang Dezernent für die wegen des Verdachtes widernatürlicher Unzucht zu verfolgenden Sachen gewesen war, hatte, vielleicht wegen finanzieller, vielleicht wegen sexueller Verfehlungen, aus eigenem Willen sein Leben geendet und einen Brief hinterlassen, in dem (ich habe das Original selbst gelesen) es hieß: „Sie wissen, ich war mit Leib und Seele Kriminalist; aber im anständigen Sinn. Keiner von Denen, die ihre Freude daran finden, Menschen hineinzulegen. Mir erschien es schöner, wo ich es mit dem Amt vereinen konnte, zu helfen. Für meinen Beruf als solchen im guten Sinn habe ich gelebt; für ihn will ich sterben. Die Stimme des Lebenden wird nichts erreichen, die des Toten wie Donnerschlag einschlagen und Alles, vom Kaiser herab, wird zu dem Vorgetragenen, mit dem sich dann die

Oeffentliche Meinung aller Kreise beschäftigen wird, Stellung nehmen und so die Regirung zum Vorgehen zwingen." Zum Vorgehen gegen den Paragraphen 175, den der Polizeidirektor aus dem Strafgesetzbuch gestrichen sehen wollte. Gegen diesen Paragraphen hatte er eine Brochure geschrieben, die erst nach seinem Tod erscheinen sollte. Aber nicht erschienen ist. Weil, wie das Polizeipräsidium behauptete, „amtliches Material" dazu verwendet worden war. Nicht auch wegen der rücksichtlosen Nennung adeliger, hochadeliger Urningnamen? Herr Landgerichtsrath Schmidt, der die Untersuchung gegen den Fürsten zu Eulenburg führt, muß dieses Manuskript vom Polizeipräsidium einfordern; er wird Namen, Daten, Vorgänge darin verzeichnet finden, die für den Untersuchungzweck von höchstem Werth sind. Meerscheidt-Hüllessem wollte über Leichen hinweg an sein Ziel, die Beseitigung des Päderastenparagraphen, gelangen: vom Ausland her in der postumen Schrift so viele sichtbare und angesehene Männer als widernatürlichen Gelüstens überführt nennen, daß Regirung und Parlament sich zur Aenderung des Gesetzes entschließen mußten. (Berlin hat diesen Polizeidirektor und zur selben Zeit einen homosexuellen Polizeipräsidenten gehabt: Das mag manche sonderbare Erscheinungen des reichshauptstädtischen Lebens erklären.) Ein Kommissar der berliner Polizei hatte dem Sternbergklüngel verbrecherischen Dienst aufgedrängt und ihm untergebene Beamte zu Ermittelungen im Interesse der ihn überreichlich besoldenden Partei benutzt. Alles schien feil: Kriminalbeamte, Sachverständige, Zeugen. Justizrath Sello, der bereit war, für Herrn August Sternberg, wie jetzt für die Grafen Hohenau und Moltke, recht nach der Kunst (und der Extratare) zu schluchzen, wurde, als der Begünstigung Sternbergs verdächtig, nicht beeidet, in foro von dem Staatsanwalt Braut parodistisch verhöhnt und verlor mit seinem edelsteinigen Sozius zwei Drittel seiner Praxis. (Auch von diesem Herrn, in dessen Brust der Muth im Januar 1908 wieder solche Spannkraft übte, daß er die Behauptung riskirte, fortan nehme ers mit jedem deutschen Vertheidiger auf, auch von diesem Treuen mit der Tarifthränendrüse wird aus alter und neuer Zeit noch Mancherlei zu erzählen sein. Denn Pardon, Ihr Tüchtigen, wird nun nicht mehr gegeben.) Am letzten Sternbergtag trat dann Herr Isenbiel auf den Plan und sprach: „Man hat mir den Vorwurf gemacht, daß ich diese große Sache einem jungen Staatsanwalt überlassen habe. Nun: einen der ersten Vertheidiger hat dieser junge Staatsanwalt schon über den Haufen gerannt" (womit wiederum Herr Erich Sello gemeint war). Das geschah, im Dezember 1900, im Großen Schwurgerichtssaal des alten moabiter Hauses. Todfeindschaft trennte die Vertheidigung

(die, vier Mann hoch, täglich den Beisitzer Lehmann den schlimmsten der schlimmen Richter schalt) und die üppig zu honorirenden Hauptsachverständigen von Gerichtshof und Staatsanwaltschaft. Im Kleinen Schwurgerichtssaal sah ich, im Dezember 1907, die einst vom Haß Geschiedenen nun zu innigem Bunde gesellt. Der „über den Haufen gerannte“, in ein peinliches Disziplinarverfahren verwickelte Vertheidiger hieß auf der selben, jetzt nicht mehr gerümpften Lippe der „vortreffliche Anwalt des Grafen Moltke“. Unter dem freundlichen Blick des „hochverehrten Herrn Vorsitzenden“ erbebte das Lyrikerherz dieses Anwaltes in hehrer Wonne. Geheimrath Eulenburg und Sanitätrath Moll, die auf dem in meiner Sache berührten Sondergebiet der Sexualpathologie nicht die allergeringste Leistung von originalem Werth aufzuweisen haben, waren für Herrn Lehmann (der während ihres Gutachtens über Frieda Woyda Akten gelesen hatte) Autoritäten von erstem Rang.

Ich hatte das Verfahren damals mit kritischen Glossen begleitet; darf mir aber nicht einbilden, daß Herr Lehmann sie gelesen hat. Der liest wohl lieber die Vossische Zeitung; las sie auch im Gerichtssaal uud tauschte mit ihrem Vertreter stets besonders höflichen Gruß; mit dem Vertreter eines Zeitungunternehmens, das „gewohnheitmäßig und aus Eigennutz durch seine Vermittelung der Unzucht Vorschub leistet“ (§ 180 St G B), dessen Kuppelannoncenprozesse aber verschwiegen werden und das sich durch die schäbigste Verlügung und Verleumdung der Sache Hardens um das deutsche Vaterland höchst verdient gemacht hatte. Mir war nur, von Richtern und Anwälten, gesagt worden, dieser Vorsitzende sei, wegen seines Eigensinnes, seiner Diabetikernervosität, seiner Sucht, Angeklagten und Vertheidigern ins Wort zu fallen, so ziemlich der unangenehmste, der im berliner Gerichtsbereich zu finden wäre. Nach den ersten Tagen wußte ich: Dieser Mann wäre auch beim besten Willen ganz unfähig, eine über den Alltagsumfang hinausreichende Hauptverhandlung zu leiten. So oft er auch hastig in der Strafprozeßordnung blättert: die Pflichten und Rechte, die sie ihm zuweist, kennt er noch immer nicht. Die Berechtigung zu diesem Urtheil soll zunächst nur an zwei Fällen erwiesen werden. Am einundzwanzigsten Dezember bat die Zeugin Frau von Heyden, geborene Gräfin Wartensleben, sie zu entlassen, und begründete diese Bitte mit dem Hinweis auf die Krankheit ihres Ehemannes, die sie nach Haus rufe. Herr Sello, der in der „Zukunft“ so beredt für forensische Höflichkeit, insbesondere für milde Behandlung auch der unbequemsten Zeugen plaidirt hat, behauptete, Frau von Heyden habe halblaut hinzugefügt: „Hier wird man ja doch nur beschimpft.“ Der Gerichtshof hatte die Worte nicht gehört; dem Gerichtshof

hätten sie, wenn sie gesprochen waren, auch nicht gegolten: denn nur der vortreffliche Anwalt des Grafen Moltke hatte dessen Schwiegermutter beschimpft, sie sogar, ohne deshalb vom Vorsitzenden ein rügendes Wort zu hören, eines gemeinen Vergehens verdächtigt. Herr Landgerichtsdirektor Lehmann glaubt, trotz dem Widerspruch der erregten Dame, dem Denunzianten und verkündet: „Ich entlasse Sie nur, wenn Sie vorher Abbitte leisten. Wenn Sie nicht ausdrücklich abbitten, müssen Sie hier bleiben!" Dreimal wiederholt er diese lapidaren Sätze; als wolle er zeigen, daß sein Sitzungpolizeirecht, nicht etwa rasch verrauchender Zorn ihn sprechen ließ. Dreimal: bis die Zeugin, um heimzukommen, sich entschließt, dem Gerichtshof abzubitten, was sie, im schlimmsten Fall, dem vortrefflichen Anwalt angethan hat. Die „Ungebühr" eines Zeugen kann mit einer Ordnungstrafe bis zu einhundert Mark oder bis zu drei Tagen Haft geahndet werden (§ 179 GVG). Ein vernommener Zeuge darf sich nur mit Genehmigung des Vorsitzenden von der Gerichtsstelle entfernen (§ 247 StPO); diese Genehmigung wird, mag der Zeuge sich gebührlich oder ungebührlich betragen haben, nicht zu weigern sein, wenn der Zeuge entbehrlich ist, erreichbar bleibt und sein Entlassungsgesuch auf starken Grund stützt. Das Verbot der Heimreise als Ungebührstrafe anzudrohen: Das blieb dem Landgerichtsdirektor Lehmann vorbehalten. Er konnte die Zeugin strafen und danach entlassen, konnte ihr die Strafe ersparen und die Entlassung ablehnen. In dem Augenblick, wo er von einer Abbitte (die unsere Strafprozeßordnung nicht kennt) angeblicher Ungebühr die Entlassung der Zeugin abhängig machte, handelte er pflichtwidrig. Hat er durch die Bedrohung mit einem Strafmittel, das ihm von Rechtes wegen nicht zustand, die Zeugin zu einem Handeln genöthigt, zu dem sie sich ohne solche widerrechtliche Bedrohung nicht entschlossen hätte. Zweiter Fall. An dem selben einundzwanzigsten Dezembertag wurde Herr Geritz, ders vom Kavalleristen schnell bis zu den liebenberger Ehrenstellen des Haushofmeisters, Rendanten und Amtsvorstehers gebracht und von der Homosexualität seines „verehrten Brotherrn" natürlich niemals auch nur das Allergeringste gehört noch gar gesehen hat, von der Gerichtsstelle entlassen. Einfach entlassen; Niemand dachte daran, daß dieser Zeuge, den Bernstein ruhig seinen Eid schwören ließ, noch einmal vernommen werden könne. Der Gerichtsbeschluß, der ihn entließ, fügte kein einschränkendes Wort hinzu. So stehts im Sitzungprotokol; so wars auch. Zwei Tage danach kam Herr Geritz wieder, als Zuhörer oder als Mandatar seines Herrn, in den Schwurgerichtssaal und meldete sich zu einer Bekundung. Für die reichte der vor der ersten Vernehmung geleistete promissorische Eid nicht mehr aus: dennoch wurde der

Zeuge unbeeidet vernommen und machte Angaben, die dann für die Urtheilsbegründung verwerthet wurden. Das ist nach reichsgerichtlicher Entscheidung unzulässig und muß die Aufhebung des so begründeten Urtheiles erwirken. Der Oberstaatsanwalt fand den argen Fehler in dem (durch unleserlich gemachte Eintragungen, Durchstreichungen, unbeglaubigte Nachträge entstellten) Protokol und mag die Sorge, die ihn darob beschlich, dem Vorsitzenden nicht gehehlt haben. Der aber wußte Rath. Am sechsten Februar 1908 trug er in das Protokol der Sitzung vom einundzwanzigsten Dezember 1907 einen Zusatz ein, der die Gefahr der Urtheilsaufhebung beseitigen sollte. Am siebenundvierzigsten Tag nach der Abfassung des Protokols einen Zusatz, von dem der Protokolführer nur sagen konnte, er erinnere sich der darin behaupteten Thatsache nicht, „gebe jedoch wegen Länge der inzwischen verstrichenen Zeit die Möglichkeit zu, daß die obige Darstellung des Herrn Vorsitzenden den Thatsachen entspricht". Diese Erklärung (des Vorsitzenden) könnte, nach einer Reichsgerichtsentscheidung, genügen, wenn sie der Rüge des Fehlers vorangegangen wäre. Nun ist der Fehler in puncto Geritz aber von meinem Anwalt schon am dreiundzwanzigsten Januar schriftlich gerügt worden. Löwe sagt: „Der rechtlichen Wirksamkeit nachträglicher Erklärungen der Gerichtspersonen ist eine Grenze gezogen, sobald ein Rechtsmittel eingelegt und eine Rüge erhoben ist, welche sich auf das Protokol stützt: in diesem Fall sind, weil ein einmal begründetes prozessualisches Recht des Beschwerdeführers ihm nicht wieder verkümmert werden darf, spätere Erklärungen, welche den für die erhobene Rüge entscheidenden Punkt des Protokols betreffen und der Rüge die bisherige Grundlage entziehen würden, nicht zu berücksichtigen" (§ 274 StPO, Note 3b). Das müßte ein Mann wissen, der einer berliner Strafkammer vorsitzt. Das hat Landgerichtsdirektor Lehmann nicht gewußt: sonst hätte er nicht am siebenundvierzigsten Tag nach der Abfassung des Protokols, am vierzehnten Tag nach dem Eingang der schriftlichen Rüge einen Zusatz verfügt, der nicht eine Rechtsfolge, sondern nur ein allgemeines Schütteln des Kopfes bewirken konnte. Fürs Erste, denke ich, wird die Darstellung dieser beiden Fälle genügen.

(Parenthese. Unsere Reichsgerichtsräthe und Senatspräsidenten sind leider so überbürdet, daß ihnen der Besuch von Strafkammersitzungen nicht zuzumuthen ist. Doch würden sie, wenn sie inkognito kämen, lehrreiche Erfahrung häufen. Beinahe nur für sie wird da manchmal gearbeitet. Müde lehnen die geplagten Rechtsprecher in ihren Stühlen; was Staatsanwalt, Vertheidiger, Angeklagter sagen, ist, mutatis mutandis, tausendmal in ihr Ohr gedrungen: unmöglich, immer wieder mit frisch gespannter Aufmerksamkeit hin-

zuhören. Plötzlich beugen fünf Rümpfe sich vor, greifen fünf rechte Hände nach dem Bleistift, der Feder: eine Reichsgerichtsentscheidung ist citirt worden! Die darf man nicht überhören; muß man sofort, mit Datum und Fundstelle, sorgsam notiren. Um jeden Preis nur Protokol und Urtheil gegen Eingriffsmöglichkeiten der revidirenden Instanz dichten. Pereat mundus: wenn nur „das Reichsgericht nicht herankann". Wie diese Praktik auf den Laien wirkt, gar auf den als gefährdetes Objekt am Prozeß betheiligten, ist in höflichen Worten kaum auszudrücken. Schaudernd sieht er und hört: mag gegen den Geist des Rechtes, gegen den Sinn der Gesetze noch so gröblich gesündigt werden, in der Verhandlung Befangenheit und Willkür zügellos herrschen, — dagegen vermagst Du nichts; wenn das Protokol zu rechter Zeit in Ordnung ist und die Urtheilsbegründung ihm angepaßt wird, kann in Leipzig Keiner was aussetzen; ist das Verfahren, das Dir unerträglich scheint, nicht revisibel. Ein Beispiel. In meiner Sache wurde täglich mehr als einmal konstatirt, was da oder dort in den Akten des moltkischen Scheidungprozesses stehe, die nicht als Beweismittel angegeben und uns nicht zugänglich waren. Wichtigen Zeugen gab der Vorsitzende die Aktenbände in die Hand, damit sie nachlesen konnten, was sie vor Jahren ausgesagt hatten. Gericht und Anklagebehörde dürfen, wie ich bisher annahm, nicht über Beweismittel verfügen, die als solche nicht bezeichnet und der Vertheidigung nicht zu eben so gründlichem Studium erreichbar sind. Sie dürfen; wenn Protokol und Urtheil diese Beweismittel nicht erwähnen. Ein mir günstiger Zufall hat gefügt, daß die Verlesung eines den Ehescheidungakten entnommenen Briefes protokolirt wurde: und so konnte Bernstein an einer Stelle wenigstens diese Verletzung des prozessualen Rechtes rügen. Ich glaube nicht, daß der höchste Gerichtshof die Unterinstanzen in blinde Knechtschaft zwingen will. Glaube nicht, daß er auf dem Platz, wo die Thatfrage, die Frage nach Schuld oder Unschuld beantwortet und die Strafe zugemessen wird, Männer zu sehen wünscht, die angstvoll immer nur besinnen, ob das gegen ihr Verfahren einzulegende Rechtsmittel der Revision nicht am Ende Erfolg haben, das Reichsgericht ihr Urtheil aufheben und die Sache in die Vorinstanz zurückverweisen wird. So arg wie in meiner Sache, wo über die klarsten Bestimmungen der Strafprozeßordnung umständlich hin und her geredet ward, weil Niemand so recht Bescheid wußte und Jeder doch für die Vermeidung von Revisiongründen das Aeußerste thun wollte, ganz so arg ists ja nicht oft; meist aber arg genug. Und das ewige Langen nach und Bangen vor der Revisibilität wirklich nicht mit dem Ernst und der Würde der Prozedur vereinbar. Zweites Beispiel. Beweisanträge, die Bernstein im Lauf der Ver-

handlung gestellt hatte, darunter die zum Erweis des eulenburgischen Meineides nöthigen, wurden Tage lang nicht beschieden. Die Annahme wäre lästig, die Ablehnung eine Gefahr für den Urtheilsbestand geworden. So ließ man die Anträge liegen. Ein schwerkranker, zu kräftiger Vertheidigung unfähiger Angeklagter, der von sechzig Tagen nun schon zwölf im Gerichtssaaldunst verschmachtet hat, steht wohl nicht bis ans Ende auf seinem Schein; ist froh, wenn er zu Ruhe kommt; muß mählich doch auch empfinden, daß der Wall richterlichen Vorurtheils nicht zu überklettern ist. So „kommt man um die Anträge herum" und riskirt doch nicht, daß wegen unzulässiger Beschränkung der Vertheidigung das Urtheil aufgehoben wird. Ist da noch von Rechtspflege zu reden? Das Reichsgericht darf fordern, muß, daß seine Weisungen Gehorsam, seine Grundsätze Anwendung finden. Doch wichtiger ist, daß Jeder, Staat und Individuum, zu seinem Recht kommt, Keinem um eines Nadelohres Breite auch nur der Rechtsanspruch verkürzt wird; viel wichtiger noch. Das Reichsgericht ist keine Kleinkinderbewahranstalt; will keine sein. Steht zu hoch und hat zu heilige Pflicht, um jeden Schritt unselbständiger, unmündiger, nur zu willenloser Werkzeugleistung brauchbarer Thatrichter gängeln, vor dem Straucheln bewahren zu können, bewahren zu wollen. Das Reichsgericht ist nicht Sheridans indische Pagode, der ein geistloser Götzendienst, als handle sichs um billiges Knabenspielzeug, mit gierigem Finger die Rechtssatzung fix und fertig entnimmt. Jeder Gerichtshof muß an jedem Verhandlungtag aus der reinsten Zelle unantastbarer Ueberzeugung das Recht neu gebären und nach dem Spruch den Geburtschmerz noch spüren. Aus Leipzig kann er nur die Normen und Formen beziehen. Ihre Anwendbarkeit auf den besonderen Rechtsfall hat er selbst frei zu prüfen; und darf niemals wider sein Gewissen wählen. Stellt Euch vor, daß in meiner Sache Protokol und Urtheil keine anfechtbare Stelle darbieten: dann erhielte ein Urtheil Rechtskraft, Rechtswirksamkeit, das auf Meineiden, auf frecher Täuschung der Richter beruht und auf das heute schon Jeder lächelnd oder ergrausend blickt. Summum jus, summa crus.)

Ein alter Richter, der sich Justus Clemens nannte, schrieb einmal, „der Vorsitzende erscheine bei uns äußerlich nicht als Unparteiischer, sondern als Mitkämpfer des Anklägers". Der muß er nicht scheinen; richtig ist aber, daß unsere Strafprozeßordnung den Vorsitzenden mit schwer tragbarer Pflichtenlast bebürdet. Nicht jedes „abwegige Wort" (wie Otto Mittelstaedt so gern sagte) darf man da mit gerunzelter Stirn wägen. Eins aber kategorisch fordern: daß der Verhandlungleiter sich vor zornig vorurtheilendem Gefühlsausdruck weise stets hüte. Herr Lehmann hats nicht vermocht; nicht eine Stunde

lung. In der Frühstückspause mag er, bei Peter Becker, ein leidlicher Mitbürger sein; im Gerichtssaal ist er, ohne just das höchste Recht zu verkörpern, die summa crux jeder Verhandlung. Immer in Angst, nur ja als Protagonist angesehen zu werden und „die Leitung in der Hand zu behalten". Das kann nur, wer den Prozeßstoff meisterlich beherrscht, sittlich und geistig der Stärkste im Saal ist: und solche seelische und intellektuale Kraft wird nicht mit der güldenen Barrettlitze verliehen. Muß angeboren oder anerzogen sein und ist Dem unerreichbar, der sich nicht selbst streng in Zucht hält. Darf Der sich aber das Richteramt, das höchste im Menschenbereich, anmaßen? Auch wenn er das Staatsexamen cum laude bestanden hat? Der Herr, der leider noch immer der Vierten Strafkammer vorsitzt, hat zum Richter keinen Blutstropfen in sich. Fleißig mag er sein; in Alltagsfällen, wenn sein Sentiment nicht betheiligt ist, gewiß auch unbefangen. Niemals ein Richter im rechten, weihevollen Wortsinn. Sein Blick klebt an der Akte oder stöbert unsicher in der Strafprozeßordnung, in deren dunkelstem Dickicht er doch jeden Zweig und jedes Blatt kennen müßte, als wärs ein Stück von ihm. Wann und auf welche Formel ist ein Sachverständiger zu beeiden? Dieser Vorsitzende muß es erst mühsam, mit fremder Hilfe, feststellen. Verstöße gegen die Vorschriften über die Oeffentlichkeit des Verfahrens und die Beeidung von Zeugen. Die wunderlichsten Entgleisungen der Zunge. In dem Protokol, dessen graphisches Bild Juristen nur dann für möglich halten würden, wenn mans ihnen reproduzirt zeigte, fehlen die wichtigsten Nachweise; fehlt schließlich sogar die Beurkundung, daß eine Urtheilsberathung stattgefunden hat. Vor manchem Richter stand ich, auch vor nicht zur Bewunderung zwingenden; nie vor solchem. Und eisgraue Robenträger aus Nord und Süd haben mir betheuert, daß sie Aehnliches in Jahrzehnten forensischer Arbeit nicht erlebt haben. Jeder Richter, auch der unfreundlichste, hat mir bei der Vernehmung gestattet, eine zusammenhängende Darstellung meiner Absicht und ihrer Ausführung zu geben. Jeder Richter gestattet es jedem halbwegs gebildeten Angeklagten. Herr Lehmann hats nicht gestattet. Nur auf seine (höchst unpolitischen, höchst unliterarischen) Fragen sollte ich antworten. „Das Andere können Sie ja im Plaidoyer sagen." Als ich, fünfzehn Tage danach, ohne jede Vorbereitung, nur durch den drängenden Appell des für den liebenswerthen Phili Liebe werbenden Oberstaatsanwaltes zur Rede gezwungen, zum Wort kam, war das Urtheil schon fertig. Nicht in den Hirnen nur, glaube ich, nein: in allem Wesentlichen auch schon berathen. In den knappen zwei Stunden, die zwischen dem letzten Wort des Angeklagten und der Verkündung des Gerichtsspruches lagen, konnten, nach so langer Verhandlung, wohl

kaum alle Grundstützen dieses Urtheiles festgestellt werden. Einerlei: die Darstellung meines Wollens und Handels mußte die Verhandlung einleiten, nicht abschließen. „Politik kümmert uns hier nicht": bei der Deutung und Wägung einer rein politischen Aktion, deren sichtbare und mögliche Folgen heute noch Europens Staatsmänner beschäftigen. Fürst Eulenburg aber, der in possenhaft feierlicher Prozession, wie ein Jahrmarktsfixtus, alltäglich seinen Einzug in den Gerichtssaal hielt und wirklich nur einmal vergaß, daß er ohne Krücken ja nicht aufstehen „könne", dieser Gottbegnadete durfte auch über Politika so viel zusammenlügen, daß sich die Thürbalken bogen. Dabei hatte der Herr Vorsitzende, wahrscheinlich, weil er seine Lebensleistung meiner so unendlich überlegen fand, einen Ton, den ich in gesunden Tagen, auf die Gefahr jeder Ordnungstrafe, nicht zehn Minuten lang hingenommen hätte. Einen Ton, der noch den kleinsten Schreiber beleidigen müßte. Herr Sello, seiner Sache noch ungewiß und deshalb dem vorgestern als „der erste Staatsmann unserer Zeit" bewunderten Freund noch huldvoll, spricht: „An der Lauterkeit der Motive des Herrn Harden haben wir ja nie gezweifelt." Herr Lehmann: „Aber wir." Am Anfang der Beweisaufnahme; im Majestätplural oder im Namen des Kollegiums, dessen Auffassung er doch amtlich noch nicht kennen konnte? (Erkennbar war damals nur die Auffassung des Landgerichtsrathes Gohr, der pantomimisch, mit Haupt und Armen, durch Blicke und Schulternhebungen, Abscheu und ungeduldige Langeweile ausdrückte und ungemein expressiv zu verstehen gab, daß ihm die ganze Chose umständlicher Erörterung schon gar nicht mehr bedürftig scheine. Dieser Mann ist jetzt Untersuchungrichter; ich gratulire der so bedienten Frau Themis. Dem Bild würde übrigens ein nach alter Anekdotenmaltheorie „gemüthvoll" zu nennender Zug fehlen, wenn ich nicht erwähnte, daß über die Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit einer Pause und über die Verhandlungschlußstunde zwischen den Landgerichtsräthen Gohr und Simonson beinahe täglich ein Streit entstand, der, auch wenn Beide stumm blieben, mit der Inbrunst eines Rassenkrieges ausgefochten wurde und wesentlich zur Würde des Spektakels beitrug.) Vorher, am ersten Verhandlungtag, hatte der Oberstaatsanwalt (der sich höflich, wie ein gebildeter Mann und Gentleman einem anderen, gab und dem deshalb ein paar Temperamentsfehler von der Presse, nur deshalb, wie Kapitalverbrechen angerechnet worden sind) erwähnt: davon, daß die inkriminirten Artikel aus Lust an der Sensation geschrieben seien, könne natürlich nicht ernsthaft die Rede sein. Herr Lehmann: „Na, nicht lediglich aus Lust an der Sensation, wollen wir sagen." Am ersten Verhandlungtag; nachdem die Vertreter der Anklage und des Nebenklägers

diese alberne, von dem schmutzigen Troß der Päderastenschutztruppe ausgeschriene Verdächtigung weit von sich gewiesen hatten; bevor über meine Motive und über die Wahrheit meiner Personalangaben auch nur das Allergeringste „thatsächlich festgestellt“ war. Der Versuch, mit einem Menschen von solcher Lebensgewohnheit, solcher Auffassung strafrichterlicher Pflicht mich zu verständigen, wäre fruchtlos geblieben. Als Gesunder hätte ich ihm gesagt, was ihm vor dem Referendarexamen gesagt werden mußte; als Kranker habe ich die Hoffnung, mir durch Schimpfreden schaden zu können, enttäuscht und mich an dieser Gerichtsverhandlung, die man, im Stil des ganzen Rechtsstreites, wohl normwidrig nennen darf, bis ans Ende nicht mehr betheiligt. Auch nicht, als Herr Lehmann Bernsteins recht schüchternen Hinweis auf die Achtung, die ich mir ringsum erworben habe, mit den Worten unterbrach: „Na, ich bekomme hier Briefe, in denen ganz Anderes steht.“ Als Vorsitzender in einem Strafprozeß sich also auf von Schurken geschriebene Briefe berief. Denn nur ein Ehrloser greift nach der Feder, um einen Menschen, der wegen eines selbst bei der schlimmsten Deutung seinen Ehrenwerth nicht mindernden Vergehens vor Gericht steht, vor dem Blick seines Richters mit Schmähreде zu besudeln. Den Inhalt solcher Briefe nimmt der judizirende Landgerichtsdirektor Lehmann in sein Bewußtsein auf und beruft sich, ohne Skrupel noch Zweifel, auf ihn, wenn der Vertheidiger die (freilich unerhörte) Behauptung wagt: „Mein Klient, Herr Harden, ist als ein furchtloser Mann von Ehre bekannt.“

Atteste, die ihm vom Professor Eisenberg, vom Gerichtsarzt Dr. Marx überreicht wurden, verlas der Vorsitzende nicht; fand sie unerheblich. Aus feuchtem Auge aber blickte er ehrerbietig auf den Grafen Moltke und den Fürsten Eulenburg. Was Die sprachen, trug für ihn in jeder Silbe den Stempel heiligster Wahrhaftigkeit. „Ich weiß nicht, ob Eure Durchlaucht sich darüber äußern wollen?“ Sie haben, Herr Direktor, zu wissen, genau, worüber ein Zeuge sich zu äußern hat und worüber nicht; und haben den Fürsten im Gerichtssaal genau so zu behandeln wie seinen Taglöhner. „Eure Excellenz dürfen sich aber nicht wieder so aufregen.“ „Ich kann nicht mit ansehen, daß Eure Excellenz sich so furchtbar aufregen!“ Zehnmal; mindestens. Sie haben, Herr Direktor, sich nicht im Allergeringsten darum zu bekümmern, ob ein Zeuge oder Kläger sich aufregt oder nicht; haben nur, da er einmal in den Gerichtssaal gekommen ist, einfach darauf zu halten, daß er sachlich zur Sache spricht. Wenn Einer, weil seine schmutzige Wäsche, auf sein Verlangen, nur wegen seines Verlangens, ausgepackt wird, ein Ritterschauspielzittern der Stimme und der Hände markirt oder der auflauschenden Korona erzählt, weil er um den Schlaf gebracht

sei, müsse er sich mit seinem Riechfläschchen wach halten, mag Sie menschliches Rühren überkommen (trotzdem irgend ein Molenar oder Winterstein Solches auch kann); als Richter haben Sie Jedem zu geben, was ihm gebührt; nicht weniger, nicht mehr. Warum stellen Sie, durch den amusanten Kronzeugen Dr. Frey, fest, daß die Gräfin Moltke hysterisch war, und erwähnen, obwohl Sies in den prozeßrechtswidrig benutzten Akten fanden, mit keinem Wörtchen die schlimmere Krankheit, die Graf Moltke in die „Ehe" mitbrachte? Warum schrecken Sie die Frau mit steter Warnung vor der dem Meineidigen drohenden Strafe und mahnen den Mann nie, nicht ein einziges Mal, der Kraft seines Eides nicht allzu blind zu vertrauen? Warum wettern Sie die Mutter der Frau mit Stentorstimme an, als sei sie ein freches Gassenweib, dem man alle paar Minuten übers Maul fahren muß? Weil Herr Sello sie für unglaubwürdig, für jeder Schandthat fähig erklärt? Sie haben mir aus der Ehegeschichte so viel erzählt, daß ich endlich wohl anfangen muß, Ihnen zu vergelten. Ich will Ihnen Etwas vorlesen. Hören Sie, bitte, zu!

Flügeladjutant Seiner Majestät des Kaisers.

Potsdam, 29. 12. 96.

Meine liebe gnädigste Frau!

Ich kann nicht länger warten und benutze inmitten des dienstlichen Troubels die erste Pause zum Schreiben, um Ihnen von ganzem Herzen zu danken für Ihr weihnachtliches Gedenken in Wort und Gabe. Wie können und wie haben Sie mein Herz bewegt mit Ihrer mütterlich sorgenden Liebe, die über Zeit und Raum in unverändertem Liebessorgen die Flügel schützend ausbreitet, als wäre das Kind immer noch nicht flügge genug, immer noch nicht geborgen genug. Und ich weiß, es ist ja D...s weniger Zweifel als jene echte Liebe, die nie genug thun kann, für Die, die es auf dem Herzen trägt. Solch mütterliche Liebe habe auch ich einst besessen, und indem Sie solches Erinnern mir wecken, wird meiner Seele wohl und weich ... Und nun sage ich Ihnen mit besten Grüßen an die Ihren und voller Dankbarkeit Lebewohl und küsse in Aufrichtigkeit und treuster Verehrung Ihre Hand als Ihr treuer Kuno Moltke.

Potsdam, 25. 1. 97.

Meine liebe gnädigste Frau!

Ich habe Ihnen so innigst zu danken für Ihren lieben Brief, so daß ich nicht länger warten kann, um weniger, möchte ich sagen, meinen Dank als das innerliche Uebereinstimmen mit Ihrer inneren Welt darzuthun, wie sie aus jedem Wort Ihrer Briefe mir immer und immer wieder so vertraut wie wohlthuend entgegentritt. Die Unruhe der großen berliner Welt

hat uns hier doch in letzter Zeit stark gestreift. Ein ewiges Hinüber und Zurück hat uns die Sammlungstunden geraubt, in denen man sich besinnt auf den weiteren Kreis der Lieben, die von Einem wissen wollen, zu denen man gehört, die die eigentliche Welt bedeuten, für die man leben sollte. All das große Getriebe dünkt mir immer wie ein bedauerlicher Abbruch an Zeit und innerem Leben, ein Zerflattern des innersten Kernes, der Individualität, die ihre besonderen Bedingungen und Freuden hat, die niemals übereinstimmen können mit jenem Drängen nach äußerlichem Verkehr, der die Herzen leer läßt! Aber die Uhr tickt über mir und mahnt mich an die Zeit, die Zeit aber vergeht und aus der weißen Hülle, die sanft die Erde umschlossen hält, werden in nicht zu langer Zeit, erst verstohlen und verschämt, dann immer lebensvoller Blüthen und Keime hervorbrechen. Es wird Frühling werden und unser Häuschen wird aus dem grünen Lenzkleid hervorlugen. So harre ich denn still bis meine Zeit gekommen ist. Lily hat heute recht gut ausgeschlafen und fühlt sich frisch und wohl und sendet tausend Grüße. Mit innigsten Grüßen Ihr treu ergebener Kuno Moltke.

Kaltenleutgeben, 27. 4. 98.

Alles, was Sie gnädigste Frau, mir geschrieben, ist mit weichem, frommem Herzen geschrieben, das viel gelitten hat und noch leidet! Ich wünschte, ich könnte Ihnen wohlthun. Wie weh thut es mir, Ihnen weh thun zu müssen! Ihr treu ergebener Kuno Moltke.

Dieser letzte Brief ist aus der Zeit nach der Trennung. Eine Dame, der man so geschrieben, so oft für „sorgende Liebe und Güte" gedankt, mit deren innerer Welt man sich in solcher Uebereinstimmung empfunden hat, vor Gericht wie ein böses Hökerweib und eine Verbrecherin zu behandeln: Herrn Sello und dessen hochgeborenem Mandanten mags gestattet sein. Welchen Grund aber hatten Sie, Herr Direktor, in dieser Frau von Heyden, die doch eine Gräfin aus eben so gutem Haus ist wie Ihre verzärtelte Excellenz, von vorn herein eine unglaubwürdige, unvornehme Zeugin zu sehen? Welchen Grund, aus einem im Auftrag des Justizrathes Sello von einem frankfurter Anwalt geschriebenen Protokol, das weder der Vertheidigung bekannt noch als Beweismittel bezeichnet war und, als weder aus freiem Willensentschluß hervorgegangen noch dem Gesetzesanspruch genügend, keinerlei Beweiskraft hatte, der Zeugin Rosenbauer, zur Stärkung ihres Gedächtnisses, Vorhaltungen machen und es ihr in die Hand geben zu lassen? Welchen Grund, da Sie in Ihren Akten doch die Abschrift des hier folgenden Briefes gefunden hatten?

Berlin, den dritten März 1901.

Verehrteste Frau Gräfin!

Gestatten Sie mir, geehrteste Gräfin, daß ich Ihnen einige Mittheilungen über Aeußerungen der Frau von P. (der Name ist im Brief

ausgeschrieben) mache, die vielleicht für Sie von Wichtigkeit sein dürften. Genannte Frau von P. äußerte sich gelegentlich eines Besuches des Herrn Pastors J. in meiner Gegenwart, daß das Gut Neetzow total verschuldet sei und vor dem Konkurs stehe, da Sie, verehrteste Frau Gräfin, in Monte Carlo Unsummen verspielt haben sollen, während Ihr damals leidender und nun verstorbener Gatte, ein Bild des Jammers, hinter Ihnen saß. Seine Majestät soll dem Grafen Moltke befohlen haben, sich von Ihnen scheiden zu lassen, und Ihnen zugleich den Zutritt am Hof verboten, da Ihre Majestät als gottesfürchtige Frau derartige Frauenzimmer, die mit jedem Herrn kokettiren, nicht dulden würde. Ferner würden Sie den Ehescheidungprozeß aus Ehrgeiz in die Länge zu ziehen suchen, da Sie gern Gräfin Moltke spielen wollten. Dann sollten Sie dem Grafen Moltke eine Ohrfeige versetzt haben. Graf Moltke soll ungeheuer viel von dem Kinde aus erster Ehe halten und eben so umgekehrt, während es sich aus seiner Mutter wenig oder gar nichts machen würde. Die ganzen Aeußerungen sind in einer so verächtlichen Weise gemacht worden und sollten wohl nur den Zweck haben, Ihnen zu schaden, weshalb ich Ihnen dies Alles mittheile.

In vorzüglichster Hochachtung

Ihre sehr ergebene

Dora Rosenbauer.

Dieser Brief lehrt, welche Lügen, wie blödsinnige, über die Gräfin Moltke, die jetzt Frau von Elbe heißt, verbreitet waren; lehrt, daß die Gesellschafterin, deren Zeugniß ihr jetzt den Ruf einer anständigen Frau rauben soll, vor der Zurichtung den Tratsch als Verleumdung erkannte. Warum haben Sie Bernsteins Frage, ob Etwas so oder so geschehen sei, trotz dessen gutem Recht zu solcher Fragestellung barsch, als eine „Suggestivfrage", abgelehnt, selbst aber ein Dutzend wirklicher Suggestivfragen (nicht nur so genannter) gestellt? Warum, zum Beispiel, den Grafen Moltke gefragt: „Nicht wahr, Sie sind durch diese Artikel um Ihre Stellung gekommen?" Warum eine halbe Stunde lang sich bemüht, dem zur Aussage in den Saal gerufenen Lieutenant von Kruse einzuschärfen, daß er über Kindheitimpressionen mit gutem Gewissen nicht aussagen dürfe? Bis dieser unbeugsame Jüngling Ihnen schroff antwortete, die vom Eid auferlegte Pflicht kenne er selbst? Noch eine Frage; für heute die letzte. Das Gericht hatte beschlossen, den erkrankten Geheimrath Schweninger und dessen Gattin, die Nichte des Grafen Moltke, im Schloß Schwaneck bei München vernehmen zu lassen. Herr Landgerichtsrath Simonson, dem das Kommissorium anvertraut war, wollte am zweiten Christtag, vielleicht religiöser Bedenken wegen, nicht verreisen. Die Aufgabe, Bismarcks Retter, einen Mann von

Weltruf, im Krankenbett zu vernehmen, fiel einem jungen Assessor zu. Drei Personen fuhren von Berlin nach Schwaneck, von Schwaneck nach Berlin; aus München mußten sie noch den Gerichtsschreiber requiriren. Vierundzwanzig Reisestunden. Zwölfstündige Vernehmung Schweningers und seiner Frau. Beide bestätigten, bis ins kleinste Detail, jede meiner zur Sache erheblichen Aussagen. Nach solchen Strapazen und Kosten kam die Dreimännerkommission zurück. Sie, Herr Direktor, verlasen, wie den gleichgiltigsten Wisch, im Trabtempo das schwanecker Protokol: und nie wieder, nicht in der Verhandlung noch im Urtheil, war davon die Rede. Warum? Und mit welchem Recht, mit dem Recht welchen Gewissens konnten Sie, in Kenntniß dieses ausführlichen Protokols, im Urtheil mir vorwerfen, ich habe über die psychopathologischen Erscheinungen im Leben des Grafen und (nach Ihres Kronzeugen Angabe) der Gräfin Kuno Moltke niemals einen sachverständigen Arzt gefragt?

„Der Kerl muß verurtheilt werden!"

Sie haben, die Herren Lehmann, Fritzschen, Gohr, Simonson, Langes, fünf deutsche Männer und Richter, die Aussage des Fürsten Eulenburg, Otto Bismarck habe ihn, wider besseres Wissen, aus Rachsucht für einen Päderasten ausgegeben, wie ein das Dunkel endlich lichtendes Evangelium hingenommen und Seiner Durchlaucht, statt ihr das Lästermaul zu stopfen, Reverenz erwiesen. Sie haben, fünf deutsche Männer und Richter, ohne den leisesten Versuch thatsächlicher Feststellung, unzweideutig beglaubigte Aussprüche Bismarcks in das Klatschgebiet „vager Gerüchte" verwiesen. Sie haben, fünf deutsche Männer und Richter, ohne den leisesten Versuch thatsächlicher Feststellung, über eine Dame, die Mutter eines preußischen Offiziers, in Ihr Urtheil geschrieben, sie sei „von starker sinnlicher Veranlagung und in ihrer Sinnlichkeit ohne Halt und Rücksicht". Nicht der Schatten eines Beweises ist in der Verhandlung für die Berechtigung so schimpflicher Nachrede erbracht, zu erbringen auch nur versucht worden. Und Sie wagen, in ihrem Robenprivileg, mir Leichtfertigkeit vorzuwerfen? Ich greife, mit Einsetzung meiner Person, Mächtige an, die ihre Macht mißbrauchen und das Vaterland schänden. Sie hängen Schutzlosen, in Ihrem Gerichtssaal Ohnmächtigen Schimpf an. Fünf deutsche Männer und Richter. Sie können mir eine Strafe diktiren. Sie aber sind schon gestraft. Vor Deutschland. Vor unserer Welt. In Ihrer Urtheilsbegründung steht der Satz, daß „die Wahrhaftigkeit des Grafen Moltke und des Fürsten Eulenburg außer Zweifel ist". Auf diesem Satz beruht Ihr Urtheil, das mich infamiren sollte. Dieses Urtheil ist nichtig, vor den Göttern Gohrs und Simonsons und vor den Menschen, auch wenn das Reichsgericht es bestehen läßt.

✱

Schwüler Abend.

Ist es schon Abend? Ich will nicht hinaus,
Vergeblich flimmert Ihr, Ihr buhlerischen Sterne!
Faß mich doch enger, Du vertrautes Haus,
Reiß mich an Dich, gieb mich nicht an die Ferne,
Lieg' nicht so träg, so stumm, so athemlos,
Sprich jetzt zu mir! Ich brauche Einen,
Der zu mir spricht in dieser Zwielichtstunde,
Hörst Du: ich brauche Einen, sei es blos
Das Ticken Deiner Uhr, ein Kinderweinen,
Das Knurren nur von einem nahen Hunde,
Nur nicht dies fröstelnde Verlassenscheinen,
Nur Etwas, was das drohende Gewicht
Der ganz verstummten Stube von mir hält,
Und daß des Herzens Hammer nicht
So ohne Antwort in die Stille fällt!

Haus, halt' mich fest! Zu viel
Von meinen Nächten hab' ich hingegeben
An dieses sinnlich aufgepeitschte Spiel.
Wie bin ich müd', die abenteuerlich
Erregte Luft, die lichterlose Schwüle
Der stummen Gassen an mein Kleid, an mich,
Und endlich flackernd in mir selbst zu fühlen.
Schließ Du mich, Buch, in Deine dunklen Zeilen,
Senkt, Briefe, Ihr dies in die Ferne Streben
In lieber Menschen Bild, in eine Frau,
Beschwichtigt Ihr das nun vom Abend lau
Aufschwülend unerklärliche Verlangen,
Des Blutes Unruh in die Nacht zu jagen!
Dies willenlose Durch-die-Gassen-Treiben,
Ob mich nicht Etwas aus dem Dunkel will,
Dies lüstern Spähn, dies angespannte Hangen
An jeder mattbeglänzten Fensterscheibe —
Wird dieses knabenhaft verworrne Treiben
Denn noch nicht in mir still?

Nein, halt' mich, Haus! Verschließ' mit dunklen Scheiben
All meine Unrast: und ich bleibe Dein.
Ich selbst will ja den Abend so, nur so,
Wie er den Andern ist: ein Müdesein.
Nur so,
Als sinke mit den schwindenden Coulissen
Ein buntes Spiel in bilderlose Räume.
Nicht will ich mehr. Vielleicht noch irgendwo
Freund oder Frau, ein mir Vertrautes wissen, —
Und dann nur Träume, bilderlose Träume.

Wien. Stefan Zweig.

Gesa Plitt.

Gesa Plitt ist das uneheliche Kind einer Verkäuferin. Ein wohllöblicher dörflicher Armenrath giebt die Kleine zuerst einer Familie von Wilddieben, dann einem über die Maßen geizigen, harten und rohen Bauern in „Pflege“. An beiden Orten hat sie Entsetzliches zu erdulden. Der Ortspfarrer heirathet und die neue Pfarrfrau erlöst Gesa aus ihrer Hölle. In liebevoller Pflege wächst sie zu einer schönen, stattlichen und geistvollen Jungfrau heran. Die Pfarrerin ist als Mädchen von dem katholischen Pastor Brenk zum christlichen Glauben bekehrt und mit katholischen Neigungen angesteckt worden, was den Frieden ihrer Ehe stört. Sie steckt wiederum Gesa an und hinterläßt ihr als Vermächtniß ein Schreiben an Pastor Brenk, das Gesa als ein Heiligthum bewahrt, nachdem die geliebte Pflegemutter jung gestorben ist. Der Pflegevater giebt sie in ein städtisches Pfarrhaus als Gesellschafterin, wo sich zunächst der lange Vikar in sie verliebt. Dann wird sie von der lebenslustigen Pfarrerin in die vornehme Gesellschaft eingeführt (sehr unwahrscheinlich). Auf einem sehr vornehmen Ball verliebt sich ein Lieutenant aus sehr vornehmer Familie in sie (sehr wahrscheinlich), macht ihr sofort einen Heirathantrag (sehr unwahrscheinlich) und erkämpft sich die Zustimmung seiner Eltern (noch unwahrscheinlicher). Dann erst erfährt er und erfährt auch Gesa, daß sie ein uneheliches Kind ist. Nun geht der schöne Lieutenant nach China, sich dort totschießen zu lassen. Gesa wird Krankenschwester, gewöhnt sich, von einer Mitschwester verführt, an den Morphiumgebrauch und wird deshalb entlassen. Vom Pflegevater zur Rückkehr eingeladen, wird sie, vom Bahnhof kommend, am offenen Fenster Zeugin eines Gespräches des Pfarrers mit seiner zweiten Frau, das sie bestimmt, schleunigst zu fliehen. Als sie in die große Stadt zurückgekehrt ist, findet sie, mittel- und rathlos und schon halb verzweifelt, Anstellung in einem jener Sanatorien, in denen Lebemänner ihre Sünden abbüßen. Die Inhaberin, eine Weltdame, versüßt ihnen die Buße durch die Gelegenheit zu neuen Sünden. Schön und jung müssen ihre Pflegerinnen sein, die sie mahnt: Nur nicht spröde! Morphium und der Umgang mit der Dame bringen Gesa so weit, daß sie sich von einem glänzenden Hauptmann küssen läßt und ihm einen Nachtbesuch verspricht. Aber gleich nach dem Versprechen packt sie wilde Reue. So tief gesunken! Sie rennt fort, in einen Gewittersturm hinaus, sucht den Tod, findet aber statt dessen das Leben: in einer Kirche, in die sie ein Marienlied gelockt hat. Der dort predigt, ist Pastor Brenk. Bei ihm konvertirt sie; und als Gesellschafterin einer eben so derbhumoristischen wie frommen und wohlthätigen Baronin bildet sie sich zu einer Führerin und Wanderrednerin der katholischen Frauenbewegung aus. Waisenpflege, Fürsorgevereine, Uebernahme von Vormundschaften bei verlassenen und gefährdeten Kinder sind ihre Spezialität.

Die literarische Würdigung des bei Bachem in Köln erschienenen Romans überlasse ich den Literaturkundigen. Ich will nur sagen, daß die Verfasserin erzählen und charakterisiren kann und daß sie im Dialog gewandt ist. Beachtung verdient das Buch seiner Milieu- und Stimmungsschilderungen wegen. Die Verfasserin, die sich in strengstes Inkognito hüllt (sie hat das Pseudonym M. Scharlau gewählt), beschreibt das Dorfleben, das Leben in Pastorenhäusern, in großstädtischen Krankenhäusern aus genauster, durch eigene Erfahrung gewonnener Kenntniß und sie analysirt den psychologischen Prozeß, der nicht selten fromme evangelische Seelen, besonders weibliche, in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche führt. Wer sich für Dergleichen interessirt, wird aus dem Buch Belehrung schöpfen.

Neisse. Karl Jentsch.

Deutsch-Ostafrika.*)

Viele der häufig hervorgehobenen Bedenken gegen die wirthschaftlichen Voraussetzungen von Deutsch-Ostafrika sind zuzugeben Das Land liegt durchweg unter tropischem Himmelsstrich und Klima Sein werthvollstes Produkt, die menschliche Bevölkerung, ist groß, aber wenig dicht; ihre Dichte ist etwa zwölf- bis fünfzehnmal geringer als die der Heimath. Das Wachsthum der Bevölkerung schreitet nur langsam voran; schwere endemische und epidemische Krankheiten gefährden ihren Bestand.

Das Land ist nicht wasserreich. Nur zwei größere Flüsse führen erhebliche Wassermengen in den Indischen Ozean. Ein nicht geringer Theil des Landes besteht aus Steppen, große wasserarme Flächen im Innern tragen dürftige Pori-vegitation. Waldbestände finden sich in geringer Zahl und mäßiger Ausdehnung; ihr Mangel trägt zur Unregelmäßigkeit der Bewässerung bei.

Da die Erhaltung der Viehbestände an das Vorhandensein permanenter Wasserquellen gebunden ist, so bleibt für Viehzucht die Grenze der Ausdehnungmöglichkeit scharf gezogen. Periodische Viehseuchen treten hinzu und erschweren die Transporte der Thiere und der Waaren An Thieren und Menschen fordert allerhand Raubzeug jährlich beträchtliche Opfer.

Mineralvorkommen wurden vereinzelt festgestellt, bieten aber nicht durchweg Aussicht auf Exploitation. Der Umfang bergmännischer Betriebe ist minim.

Natürliche Verkehrsstraßen bilden nur die Seen. Von denen ist der größte durch die englische Ugandabahn mit der Küste verbunden. Die deutschen Bahnen erschließen lediglich einen Theil des Küstengebietes, darunter den Plantagendistrikt Usambara. Fahrstraßen bestehen kaum und müssen zurückstehen, so lange Küstenfieber und Tsetsefliege das Gelände für Zug- und Lastthiere ungangbar machen. Eingeborenenpfade und alte Karawanenstraßen bilden die Adern des Verkehrs, der menschliche Kraft als alleiniges Transportmittel zuläßt. Für Plantagen wurden erhebliche, für Ansiedelungen mäßige Mittel investirt. Aber diese Aufwendungen blieben bisher ertraglos; nur vereinzelte Unternehmungen, die mit dem Anbau neuer Spezialkulturen vorgegangen sind, dürfen gute Rentabilitäten für die nächsten Jahre erwarten.

Die Handelsstatistik stellt sich mit 35 Millionen Mark Gesammthandel nicht ungünstig dar; doch reduzirt sie sich erheblich, wenn die Beträge für einmalige Investitionen und für die den Verwaltungskosten entsprechenden Ein- und Ausfuhrziffern außer Betracht bleiben. Sie dürfte als Werthmessung des reinen Handelsverkehrs sich auf etwa 24 Millionen Mark belaufen, eine an sich respektable Zahl,

*) Fragmente aus dem Bericht, den Herr Dr. Rathenau über seine Reise in unsere größte Kolonie erstattet hat. Der Bericht steht in dem Prachtband „Reflexionen", in dem Rathenau (bei S. Hirzel in Leipzig; zu dem billigen Preis von drei Mark) seine Aufsätze und Aphorismen gesammelt hat. Ueber das Buch und den Autor wird noch zu reden sein. Einstweilen wollte ich, daß hier, wo die anderen Arbeiten Rathenaus (unter dem Pseudonym Ernst Reinhardt) erschienen sind, wenigstens das Wesentlichste aus diesem klug überdachten und klar vorgetragenen Bericht nicht fehle, der, als Ganzes, zum Kolonialprogramm eines deutschen Kaufmannes geworden und ernsten Studiums werth ist.

zumal wenn ihr stetiger Zuwachs Beachtung findet, aber außer Verhältniß zu Größe und Einwohnerzahl des Landes.

So muß das Land im Wesentlichen als unerschlossen gelten und die Schwierigkeiten, die sich der Erschließung entgegenstellen, müssen dauernd vor Augen bleiben. Nur dann, wenn die Gesammtheit und der innere Zusammenhang aller hemmenden und fördernden Faktoren der Betrachtung offen liegt, kann eine von Optimismus freie und auf das Wesentliche gerichtete Politik der wirthschaftlichen Erschließung sich einstellen.

Bevor die Erörterung auf die beiden möglichen Wege kolonialer Bewirthschaftung gelenkt wird, scheint es erforderlich, der Frage näher zu treten, welcher ökonomische Endzustand des Landes angestrebt werden soll.

Auf die Frage nach dem Zweck einer Kolonie erhält man heute die verschiedensten Antworten. Die Einen verlangen ein Aufnahmegebiet für überschüssige heimische Arbeitkräfte, eine Zuflucht für Auswanderung. Diese Auffassung, die dem antiken kolonialen Gedanken entspricht, kann für unsere Zeit nicht generalisirt werden. Unsere heimische Bevölkerung ist ein Schatz, den nur schwere wirthschaftliche Krisen verringern können und dürfen. Bleibt die gegenwärtige industrielle Evolution nur einigermaßen erhalten, so erhebt sich weit mächtiger die entgegengesetzte Aufgabe, dem Heimathland neue Quellen menschlicher Kräfte zuzuführen.

Eine weitere Definition des kolonialen Endzwecks ist die Schaffung neuer Absatzgebiete Gewiß wäre diese Antwort richtig, wenn es dauernd gelänge, Absatzgebiete zu monopolisiren. Daß Dies nur bedingt möglich ist, zeigt das Beispiel Großbritaniens Unser Absatzgebiet bleibt der Weltmarkt. Können wir hier erfolgreich konkurriren, so wird es uns an Absatz nicht mangeln, selbst im Kampfe gegen ideelle und materielle Schutzzollsysteme; können wir es nicht, so dürfen wir nicht hoffen, unseren eigenen Kolonien übertheuerte Produkte aufzuzwingen.

Beachtenswerther ist die Auffassung, daß jedes Land seine Rohprodukte daheim oder über See selbst erzeugen sollte. Aber auch diese Betrachtung ist keine absolute. Denn erstens steht der internationale Markt an Rohprodukten jedem Lande offen, zweitens wird der deutsche Konsument seine Ausgangsprodukte schwerlich zu Gunsten einer Kolonie theurer bezahlen, als er sie anderswoher erhält.

Ohne weiter die schwierige Definition des kolonialen Endzweckes zu versuchen, sei es gestattet, ein naheliegendes Gleichniß zur Erläuterung der hier vertretenen Ansicht herbeizuziehen. Ein Industrieller mag mancherlei Wünsche an das Gelingen seines Lebenswerkes knüpfen: Ehrgeiz, Streben nach Macht und Vermögen, die Hoffnung, seine Konkurrenten zu überflügeln, die Absicht, seinen Kindern eine thätige Lebensstellung zu schaffen. Keine dieser Tendenzen wird in seinen Einzeloperationen ihn beeinflussen. Vielfach wird er zu Gunsten des höheren Zweckes auf handgreifliche Vortheile verzichten und diesen Zweck darin erblicken, sein Unternehmen in sich groß, lebensfähig und blühend zu machen. Ist dieses Ziel verwirklicht, so weiß er, daß die Tragfähigkeit des Unternehmens ihm die Realisirung aller Einzelwünsche gestattet. Je nach Bedarf kann er ihm die Belastung gesteigerter Lebensführung, repräsentativer und wissenschaftlicher Aufgaben, des Unterhalts und der Beschäftigung qualifizirter Menschen auferlegen.

Analog diesem Bilde darf angenommen werden, daß ein kolonialer Idealzustand, bei dem das Land unter Entfaltung aller seiner Kräfte in sich zur Blüthe

gelangt, alle Einzelwünsche des Mutterlandes nach Zeit und Bedarf befriedigen wird, einerlei, ob es sich um Einfuhr und Ausfuhr, um Einwanderung und Ansiedelung, um Verwaltungskosten und Ruhegehälter, um politischen und merkantilen Einfluß handelt. Der Zustand der Blüthe aber müßte so definirt werden, daß eine dem Flächenraum entsprechende Einwohnerzahl unter Aufbietung aller wirthschaftlichen Kräfte und unter Befriedigung aller verständigen Bedürfnisse die gegebenen Naturkräfte und Produkte in Werthe umsetzt, daß diese Werthe ohne transportliche Reibungverluste und konkurrenzfähig den Weltmarkt erreichen und daß die weitere Entwickelung adäquat den Errungenschaften der Technik in friedlichen Bahnen vorschreitet.

In dieser Betrachtung liegt, wenn man von transszendenten Momenten absieht, die wahre wirthschaftliche Berechtigung dafür, daß fremden Volksstämmen die heimische Herrschaft Denk- und Arbeitweise auferlegt wird; wobei freilich eine Erwägung hinzutritt: die alten Kulturvölker sind ihren Nachkommen dafür verantwortlich, daß irdische Naturschätze an keiner Stelle brachgelegt und abgesperrt bleiben dürfen.

Zwei Wege der wirthschaftlichen Erschließung können beschritten werden: der eine, bei dem die arbeitenden Kräfte des Landes wesentlich als passive Hilfsmittel angesehen werden, der andere, bei dem diese Kräfte zu selbständigem Wirken bestimmt sind. Der erste Weg, der dem Europäer die schaffende, dem Eingeborenen die mechanische Arbeit zuweist, ist derjenige der Plantagen- und Ansiedelungwirthschaft; der zweite, der dem Europäer die Führung und Vermittelung, dem Eingeborenen selbständige Arbeit und Wirthschaft überträgt, ist derjenige der kommerziellen Erschließung. Zwischen beiden Methoden, die einander durchaus nicht völlig ausschließen, die aber, wie leicht ersichtlich, abgesehen von ihren wirthschaftlichen Konsequenzen, verschiedenartigen historischen Auffassungen entsprechen, ist der richtige Schwerpunkt zu finden. Daß dieser Schwerpunkt in den vorliegenden Ausführungen näher bei der kommerziellen als bei der agrarischen Wirthschaftmethode gesucht worden ist, darf schon jetzt ausgesprochen werden.

In den Mittelpunkt dieser Erwägung tritt die Frage, ob der Neger erweiterter materieller Bedürfnisse fähig sei und ob er genug Fähigkeit und Nachhaltigkeit besitze, um durch selbständige Arbeit für ihre Befriedigung zu sorgen. In dieser Aufzeichnung, die nicht Beweise erbringen, sondern Ergebnisse zusammenstellen soll, darf nur generell das Bild entworfen werden, das durch Anschauung und Erkundung von der gewerblichen Veranlagung des Eingeborenen gewonnen wurde.

Der Neger ist nicht nur nicht bedürfnißlos, sondern geradezu begehrlich, vorausgesetzt, daß ihm neue faßliche Besitzthümer nähergebracht werden und er die Vorstellung gewinnt, daß sie ihm erschwinglich seien. Wenn bei den Transportverhältnissen von heute jede Trägerlast von dreißig Kilogramm für jede vierzig Kilometer, die sie der Küste nähergebracht werden muß, sich um je einen vollen Arbeitstag im Werth verringert, der Gegenwerth an Waaren dagegen sich im gleichen Maße vertheuert, so entsteht ein solches Mißverhältniß zwischen den Tauschobjekten, daß in vielen Fällen auf Produktion verzichtet wird. Ein Mann wird gern bereit sein, für ein Stück Baumwollenzeug eine Woche zu arbeiten; lehnt er es ab, einen Monat oder mehr darum zu werben, so ist hierdurch Mangel an Bedürfnißfähigkeit nicht bewiesen.

Mit Ausnahme einzelner entwurzelten Nomadenstämme, denen die fort-

schreitende Pazifizirung ihre Lebensvoraussetzungen entzogen hat, schaffen sich die Farbigen ihren Unterhalt durch hergebrachte Kleinkulturen, die sie durch Anpflanzung neuer Produkte zu erweitern bereit sind, wenn ein baldiges Ergebniß ihnen vorgestellt werden kann. Ueberall, wo die Verkehrswirkung der englischen Ugandabahn auf deutschem Gebiet zu spüren ist, wächst die Produktion, wächst die Kenntniß und der Bedarf an Gegenwerthen. Wo die alten und primitiven Verkehrsverhältnisse bestehen, bleibt die Produktion beschränkt und läßt, da Weiber einen großen Theil der Arbeit verrichten, den Männern müßige Zeit übrig. Aber gerade hier gelingt es den Anwerbern, kräftige Leute, die im Uebrigen von ihren Anbauten leben konnten, zum Dienst in Plantagen zu bewegen, weil eben der Wunsch nach Erwerb genügend erregt ist. Daß dem Neger die Nachhaltigkeit des Occidentalen nicht innewohnt ist bekannt. Wer aber den Eingeborenen als Landwirth kennen lernt, wird die Behauptung, daß er zu eigenen Kultivationen nicht fähig sei, schwerlich aufrecht erhalten.

... Faßt man den wirthschaftlichen Eindruck des Plantagenwesens zusammen, so kann man sagen, daß die bisherigen Ergebnisse und die Aussichten für die nächste Zukunft gering sind, so weit es sich nicht um einige großkapitalistische Investitioren handelt, die aber zum Theil Konjunkturgeschäfte sind. Dieser Eindruck entspricht nicht den Erwartungen Derer, die auf ein Plantagengeschäft als Verwerthung persönlicher Arbeit und Initiative bei relativ mäßiger Investition hofften. Verwendung für deutsches Großkapital findet sich überall; möglicher Weise in den Kolonien selbst in lohnenderer Form, wenn später merkantile, bergmännische und industrielle Aufgaben hervortreten.

Noch schwieriger ist die Lage für den kleinen Ansiedler. Will er sich darauf beschränken, alle Erforderniße seines Lebens, Nahrung, Kleidung, Genußmittel, Hausrath, durch eigene Produktion zu gewinnen, ähnlich wie es bei den Buren des Transvaal geschah, so bleibt ihm einige Aussicht, für ein mühevolles Leben einen kleinen Kreis von Bedürfnissen einzutauschen, immer vorausgesetzt, daß er in gesunder Gegend sich ansiedelt. In die Heimath als begüterter Mann zurückzukehren, wird ihm kaum beschieden sein, denn die Güter, die er schafft, kommen als Tauschwerthe bei endlicher Liquidation der Wirthschaft kaum in Betracht. Die hervorragende Kraft dieses Ansiedlers (sie muß es sein, wenn er so vielseitigen Anforderungen genügen soll) geht daher der Heimath in gewissem Sinn verloren, was sich um so weniger rechtfertigt, als Kräfte dieser Art durch keinerlei Nothstand gezwungen werden, das Stammland zu verlassen.

Beabsichtigt der Ansiedler dagegen (und Dies ist der allgemeine Gedanke), einen Theil seiner Lebensbedürfnisse durch Handel zu beschaffen, so wird er erkennen, daß der Bedarf der im Lande lebenden Europäer an Landesprodukten bald gedeckt ist, und daher an den Exportmarkt appelliren müssen. Hier aber findet er keine Befriedigung. Denn es besteht nicht das mindeste Anzeichen dafür, daß in einem von Europäern veranstalteten tropischen Kleinbetriebe konkurrenzfähige Weltmarktprodukte erzeugt werden können, weder an Vieh noch an Feldfrüchten noch an Tropenprodukten. Erstarkt aber die Eingeborenenproduktion bis zu einem gewissen Grade (und Dies zu hindern, wäre nur eine eben so konsequente wie mißverständliche Regirungpolitik im Stande), so schwebt über Pflanzern und Ansiedlern dieselbe unabwendbare Gefahr der Konkurrenz. Denn der Schwarze kennt weder An-

lagekapital noch Verzinsung, Verwaltungskosten, Abschreibungen, Zeitverrechnung. Seine Erzeugungskosten sind gedeckt, wenn er sich den Tag über ernährt hat. Konkurrenzfähig bleiben ihm gegenüber nur die dem Großkapital und der Kapitalsassoziation vorbehaltenen Erzeugnisse.

Vielfach wird zu Gunsten der Plantagenwirthschaft und gegen die Eingeborenenwirthschaft der Satz geltend gemacht, daß jene einen erheblich größeren Umsatz auf den Kopf des Arbeiters berechnet, erreiche. Dieser Satz erhielte erst dann eine Bedeutung, wenn im Verhältniß zu diesem Umsatz und vor Allem im Verhältniß zur aufgewendeten Kapitalsanlage ein entsprechend höherer Nutzen nachgewiesen würde. Sonst wäre es im Sinn dieses ökonomischen Dogmas das Wünschenswertheste, alle Neger zu Goldarbeitern zu erziehen oder sie zur Bedienung kostspieliger Maschinerien zu verwenden, wo denn der Umsatz pro Kopf, freilich ohne Rücksicht auf das Endergebniß, beliebig gesteigert werden kann.

Ansiedler und Pflanzer sind sich ihres unsicheren Zustandes manchmal dunkel, manchmal mit Klarheit bewußt. Indem sie aber den Sitz ihres Leidens falsch lokalisiren, suchen sie vorwiegend die Arbeiterverhältnisse, gelegentlich auch Regirungmaßnahmen dafür verantwortlich zu machen. Ueber Höhe der Löhne wird ausnahmelos geklagt, ohne daß gegenüber dem Satz von 12 Rupien = 16 Mark pro Monat ein Maßstab Dessen, was theuer und was billig ist, etablirt werden kann. Auch in solchen Fällen werden Klagen leidenschaftlich geäußert, in denen, wie beim Kaffeebau, ein Mehr oder Weniger des Lohnsatzes auf das Endergebniß nahezu irrelevant ist. Berechtigter sind Beschwerden über ungenügenden Arbeiterzufluß. Dieser Punkt und verschiedene unzulässige Selbsthilfen der Arbeitgeber sollen bei Behandlung der Einwohnerfrage näher berührt werden.

Es wäre eine starke Uebertreibung, wollte man auf Grund dieser Betrachtung den Satz aussprechen, das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet sei ein Land für Schwarze und nicht für Weiße. Dagegen muß offen ausgesprochen werden, daß bei dem gegenwärtigen Stande der Entwickelung und Pflanzungtechnik Plantagen nur bedingte und vorwiegend auf großkapitalistische Durchführung gestützte Aussichten besitzen und daß Ansiedelung von Kleinbetrieben nur in Ausnahmefällen sich lohnend erweisen wird. Schwerlich kann die Regirung zu solchen Experimenten ermuthigen und auffordern, wie es in früheren Zeiten der Fall war.

Verschiebt sich somit der Schwerpunkt des Verwaltunginteresses nach der Seite der Eingeborenenkultur, so muß nicht vergessen werden, daß deutsches Kapital und deutsche Arbeit in gutem Glauben und, abgesehen von gewissen geschäftspatriotischen Entreprisen, in ernstem Streben in der Kolonie seit Jahren gewirkt hat und daß dies thätige Vertrauen den Schutz und das Wohlwollen der Regirung in schweren Zeiten beanspruchen darf.

Ist durch die voraufgegangene Betrachtung der Eingeborene und seine Produktion dem Mittelpunkt des kolonialen Interesses nähergerückt, ist er selbst als das werthvollste Aktivum des Landes charakterisirt, so wird ein kluges Regirungsystem von verschiedenen Punkten gleichzeitig auszugehen haben, um die Kräfte, die in einer gesunden Politik der Eingeborenenfürsorge enthalten sind, auszulösen.

Zunächst wird die Behandlung des Eingeborenen dahin zu richten sein, daß er unter rückhaltloser Bekennung zu deutscher Regirungsgewalt ein friedliches und thätiges Erwerbsleben führen kann. Dann werden Bedingungen und Methoden

der Landesproduktion zu prüfen und, so weit Regirungmaßnahmen es ermöglichen, zu heben sein. Eine weitere und zweifellos wirksam zu lösende Aufgabe ist die Erschließung des Landes für äußeren und inneren Verkehr. Schließlich, zur Sicherung des Regirungmechanismus und als Voraussetzung aller übrigen Lösungen, muß dafür gesorgt werden, daß die Kräfte des Beamtenstandes, dem sich äußerst schwierige und in Deutschland unbekannte Probleme auf Schritt und Tritt darbieten, durch richtige Organisation und Auswahl befähigt bleiben, diesen Aufgaben gerecht zu werden. Bei diesen Erwägungen muß dauernd vor Augen stehen, daß wirthschaftliche Ziele mit wirthschaftlichen Methoden zu erreichen sind; bei aller Förderung und Fürsorge für die eingeborene Bevölkerung muß dieser Grundsatz, ungetrübt von sentimentaler Gefühlspolitik, der leitende bleiben

Der Neger unterscheidet sich geistig vom Occidentalen durch weit herabgesetzte Fähigkeit zur Abstraktion und Konzentration. Allgemeine und ideelle Begriffe sind seinem im Handgreiflichen nicht ungewandten Denken nahezu unfaßbar; andauerndes, bis zum Endergebniß wachgehaltenes Interesse und Nachdenken macht ihm Schmerzen; er weicht ihm aus.

Deshalb wird eine festgegründete geistige Entwickelung des Negers für alle absehbare Zeit ein frommer Wunsch bleiben; wollte man sie forciren, so könnte leicht durch mißverstandene Nachahmung occidentalen Wesens ein ähnliches Zerrbild hervorgerufen werden, wie es der amerikanische Nigger bietet.

Erziehung wird deshalb, so weit sie nicht auf Erlernung einzelner Fertigkeiten, Notionen und Handgriffe hinausläuft, sondern ihren idealen Weg als Geisteskultivation verfolgt, ein für die afrikanische Wirthschaftentwickelung wenig bedeutender Faktor bleiben; ihre Betrachtung darf daher aus dieser Darstellung ausgeschaltet werden.

Nach einer unvordenklichen Periode von Stammeskämpfen und Häuptlingsfehden hat die deutsche Okkupation dem Schutzgebiet einen Landfrieden und somit die Stabilisirung des status quo gebracht. Dies Friedenswerk und die Verbürgung des Besitzes bedeutet für ackerbauende und unkriegerische Stämme zweifellos einen Vortheil; kriegerische Nomaden, wie die Massai, haben darunter gelitten und zum Theil ihre Existenzbedingungen verloren. Für die Landesregirung bleibt jedenfalls die Erhaltung des inneren Friedens eine der höchsten Aufgaben; und wenn auch kaum erwartet werden darf, daß Aufstände für alle Zeiten abgethan sind, so besteht das Erforderniß, solche Bewegungen nach Möglichkeit örtlich einzuengen. Zugegeben mag werden, daß Aufstände im Allgemeinen aus wirthschaftlichen Ursachen entspringen; immerhin können je nach der Zeitstimmung und Wirthschaftlage solche Ursachen jederzeit als vorhanden empfunden werden in einem Lande, das, abgesehen von anderen Lasten, allein an Hüttensteuer demnächst $2^1/_2$ Millionen Mark aufzubringen hat. Können diese vielleicht permanenten Ursachen einigermaßen als lokalisirt angesehen werden, insofern als die Belastungfähigkeit und auch die Belastung der verschiedenen Landestheile variirt, so handelt es sich darum, die auslösenden Anlässe, wo nicht zu unterdrücken, so doch ebenfalls einzugrenzen. Als vornehmstes Mittel wird hier die Aufrechterhaltung einer ausreichenden und richtig vertheilten Truppenmacht gelten, deren Abtheilungen durch Verkehrsmittel und Nachrichtendienst (die drahtlose Telegraphie dürfte hier ein Anwendungsgebiet finden) verbunden sein müssen. Daneben wird eine dauernde Ueberwachung der Sultane und Zauberer, die vor dem letzten Aufstand leider nicht genügend funktionirt zu

haben scheint, kaum zu entbehren sein. Vor Allem aber sind ethische Momente in Betracht zu ziehen, die in der Rechtslage und Behandlung des Schwarzen ihren Ausdruck finden.

Zu den wenigen Abstraktionen, deren der Neger fähig ist, gehört ein gewisses Rechtsbewußtsein und ein deutlicher Gerechtigkeitsinn. Er kennt die Grenzen des Eigenthumes, beansprucht eine leidliche Selbstbestimmung und nimmt verdiente Strafen mit Ruhe, man möchte fast meinen: mit einer gewissen Befriedigung entgegen. Soll nun die Frage geprüft werden, ob und wie weit seine gegenwärtige Lage diesen Empfindungen Rechnung trägt, so wird die Grenze zwischen doktrinärer Humanität und realer Fürsorge scharf innezuhalten sein.

Ein Land von nahezu zehn Millionen Einwohnern soll durch wenige Hundert weißer Männer und durch einige Bataillone farbiger Schutztruppen in Schach gehalten werden. Neben der eingeborenen Indolenz der Schwarzen bringt nur der grenzenlose Respekt vor der Thatkraft des Europäers, der Macht seines Landes und der zauberähnlichen Kraft seiner Hilfsmittel diese paradoxale Wirkung hervor. Der Respekt ist erhöht durch die Furcht, welche die Konquistadoren des Landes durch scharfes, oft brutales Vorgehen erweckt haben (worin, wie in Parenthese bemerkt sei, eine gewisse Rechtfertigung mancher in der Heimath schwer empfundener Handlungweisen enthalten ist). Bildet somit Furcht und Respekt die Grundlage unserer Machtlage, so ist hiermit die Möglichkeit gleicher Behandlung der Weißen und Schwarzen ausgeschlossen; wobei dann freilich zu fordern ist, daß der Respekt auch im ethischen Sinn durch eine vorbildliche Führung der Europäer bestärkt werde.

Daß diese Ungleichheit sich auf die Rechtspflege erstrecke, ist darin begründet, daß Ehren- und Freiheitstrafen auf den Neger nicht wirken und daß Verhaftung oder Verurtheilung von Weißen durch Farbige in diesem Gedankenkreis unzulässig ist. Es ist zuzugeben, daß wir in der Kolonie Rassenjustiz betreiben und ohne solche zur Zeit nicht bestehen können. Um so mehr aber ist der Schwarze berechtigt, zu verlangen, daß er innerhalb seiner Justiz gesichert sei, daß Uebergriffe aus dem Rechtsgebiet der Europäer nicht stattfinden und daß die Europäer innerhalb ihres Rechtsgebietes gleichfalls einer unerbittlichen Gerechtigkeit unterworfen seien. Diese Forderungen sind heute unerfüllt.

Der Europäer empfindet sich sogleich beim Betreten afrikanischen Bodens als eine Art von Vorgesetzten des schwarzen Bruders, und zwar eines Vorgesetzten ohne Verantwortlichkeit. Er wird in dieser Anschauung durch Lebensregeln und Rathschläge wohlmeinender Landsleute entschieden bestärkt und erwirbt vielfach schon am ersten Tage seines Aufenthaltes einen Kiboko (Nilpferdpeitsche), der als Spazirstock getragen und als Verständigungmittel benutzt wird.

Als gerichtliche Strafe ist die Prügelstrafe in der Kolonie noch nicht entbehrlich; auch die Engländer wenden sie an, und zwar, wie aus Gerichtsprotokolen hervorgeht, in weit höherem Umfang, als in der Statistik angegeben wird. Durch Erlaß des Staatssekretärs sind der Verhängung und Ausübung der gerichtlichen Prügelstrafe gewisse Kautelen beigegeben, die einschränkend zu wirken geeignet sind. In Form eines quantitativ begrenzten, sonst ziemlich uneingeschränkten Strafmittels besteht ferner die Prügelstrafe unter dem Namen des Züchtigungrechtes der Plantagenbesitzer und Karawanenführer. Ein mäßiges Züchtigungrecht steht überdies jedem Dienstherrn zu. Daß von dieser Strafbefugniß, die ihrer Natur nach eine Appellation

ausschließt, ein weitherziger und vielfach unzulässiger Gebrauch gemacht wird, ja, daß darüber hinaus qualifizirte Mißhandlungen Schwarzer durch Weiße gelegentlich erfolgen, wird zugegeben. Gerichtliches Vorgehen gegen solche Ausschreitungen ist selten oder versagt; thatsächlich ist seit länger als einem Jahr keine gerichtliche Verurtheilung erfolgt.

Nach mehreren Richtungen hin muß hier Abhilfe geschaffen werden. Das Strafrecht der Plantagenbesitzer und Karawanenführer muß, wo nicht eingeschränkt, so doch ähnlichen Kautelen wie beim gerichtlichen Strafvollzug unterworfen werden. Das Züchtigungrecht der Dienstherrschaft könnte dahin abgeändert werden, daß die Anwendung jedes wie immer gearteten Instrumentes untersagt wird. Endlich wird zu erwägen sein, inwiefern die Strafverfolgung wegen Negermißhandlung durch Europäer wirksamer gestaltet werden kann.

Von den Klagen der Arbeitgeber über mangelnde Arbeitkräfte wurde bereits gesprochen. Wir begegnen hier einer eigenthümlichen grundsätzlichen Auffassung der Europäer, die nicht unerwähnt bleiben darf.

Es ist durchaus erfreulich, daß der Weiße, der sich in ein unaufgeschlossenes, von unentwickelten Völkerschaften bewohntes Land begiebt, sich als Träger und Ueberbringer eines Theils des Kulturschatzes der occidentalen Welt betrachtet. Dieses Bewußtsein wäre um so segensreicher, wenn überall die ernste Verantwortlichkeit, die dieser Mission anhaftet, rein empfunden würde, was freilich, wie aus manchen Erfahrungen, zumal in Usambara und Morogoro, hervorgeht, durchaus nicht unbedingt der Fall ist. Bemerkenswerth ist aber die Spezialinterpretation, die der Interessent seiner Kulturaufgabe unterlegt: er sei berufen, den Neger zur Arbeit zu erziehen, und zwar, wohlverstanden, zur Plantagenarbeit. Er geht weiter und konstruirt (diese Deduktion wurde bei offizieller Gelegenheit vorgetragen): ähnlich wie das deutsche Kind zum Schulbesuch, sei der Schwarze zu regelmäßiger Arbeit in den Unternehmungen der Europäer verpflichtet.

Diese Ansichten, die von früheren Gouvernements wo nicht getheilt, so doch tolerirt wurden, haben zu gelegentlichen oder andauernden Folgeerscheinungen geführt, die an Menschenraub und Leibeigenschaft erinnern. Wie aus den Akten der Regierung in Tabora hervorgeht, wurden noch zu Beginn dieses Jahres Eingeborene auf dem Wege des Zwangs von Werbern weggeführt und Hütten niedergebrannt. Welchen Umfang solche Vorfälle angenommen haben, mag dahingestellt bleiben; sie stehen auf gleicher Linie mit den erzwungenen Viehankäufen, die vor Jahren dazu geführt haben, Ruanda und Urundi gegen Europäerbesuche abzuschließen.

In Usambara lautet der normale Arbeitvertrag nicht auf eine bestimmte Arbeitzeit, sondern auf Arbeitstage. Fällt ein Arbeitstag aus (was freilich nach dem Geschmack des Negers häufig genug geschieht) oder wird an einem Arbeitstage nach Ermessen des Arbeitgebers nicht Genügendes geleistet, so wächst, abgesehen von der gesetzlichen Strafbefugniß, dieser Tag der Kontraktsdauer zu, die ohne Rücksicht auf den Wunsch des Negers, zur Bestellung seiner Felder in die Heimath zurückzukehren, auf diese Weise beliebig, allenfalls lebenslänglich ausgedehnt werden kann. Entzieht sich der Arbeiter seiner Verpflichtung (und Das geschieht oft unter Hinterlassung rückständiger Löhnung), so wird er, der sonst alle Nachtheile geminderter Rechtsfähigkeit zu tragen hat, wegen Kontraktbruches bestraft, und zwar naturgemäß mit Prügeln, und mit Gewalt seinem Arbeitgeber wieder zugeführt. Als Gegenstück zu

dieser Praxis mag erwähnt werden, daß eine deutsche, von namhaften Kolonialfreunden finanzirte Plantagengesellschaft, die von dem Recht, Konkurs anzumelden, Gebrauch gemacht hat, noch heute den Schwarzen ihre Löhne schuldet.

In West-Usambara hat die Vertragsform durch Einführung der Arbeitkarte eine bemerkenswerthe Modifikation erhalten Die Arbeitkarte verpflichtet ihren Inhaber, im Laufe von vier Monaten dreißig Tage auf einer Unternehmung abzuarbeiten. Leistet er diese Arbeitzeit nicht, so übernimmt es der Serkal (Fiskus), ihn zur Abarbeitung der fehlenden Tage bei Wegearbeiten oder anderen öffentlichen Arbeiten anzuhalten. Auf die Frage, wie es denn käme, daß unter Kenntniß dieser Verhältnisse noch Abnehmer für Arbeitkarten sich fänden, wurde erwidert, daß hierzu allerdings ein leichter Druck (diese Bezeichnung vernimmt man in Usambara oft) nöthig sei, indem nämlich fühlbar gemacht werde, daß Ablehnung der Arbeitkarte ohne Weiteres Serkalbeschäftigung nach sich ziehe. Dieser Brauch wird damit gerechtfertigt, daß in früheren Zeiten ein erheblich schärferes Fronsystem bestanden habe, wodurch denn freilich nicht entkräftet wird, daß das jetzt geltende System einigermaßen an Staatssklaverei gemahne.

Daß der Neger die Gewohnheit der Arbeit nicht kenne, ist nicht nur ein unbewiesener, sondern, wie die Eingeborenenkulturen darthun, ein schlechthin falscher Satz. Wenn er, der unter anderen klimatischen, historischen und Rassebedingungen lebt, sich von andauernder, Tag vor Tag betriebener Arbeit drückt, wie es auch manche Südeuropäer lieben, wenn er die eine Art der Arbeit der anderen vorzieht, so ist Dies kein Grund, ihn durch Interessenten unter dem Titel der Erziehung seines Selbstbestimmungrechtes berauben zu lassen. Besäße der Neger die Eigenschaften des Europäers, so hätten wir kein Recht, sein Land zu kolonisiren. Eine Schwierigkeit für Plantagenbesitzer und Unternehmer, genügende Arbeitkräfte zu finden, besteht. Sie wird sich in dem Maße verringern, wie die Arbeitgeber sich entschließen werden, ihren Arbeitern, die heute schlecht untergebracht und schlecht verpflegt, vor Allem auch gezwungen sind, weite Märsche (bis zu acht Stunden) zur nächsten Marktstelle zurückzulegen, bessere Lebensbedingungen zu schaffen.

Immerhin wird es, vom höheren Gesichtspunkt des Schutzes deutscher Arbeit aus, sich empfehlen, daß die Regirung den Arbeiterzuzug erleichtert, indem sie gleichzeitig das Arbeitverhältniß überwacht. Durch Entwickelung der Verkehrswege und besonders durch die projektirten Eisenbahnbauten wird die Beweglichkeit der Bevölkerung sich erhöhen. Daneben handelt es sich darum, das Anwerbewesen zu reformiren, indem dieses unter staatliche Aufsicht gestellt und unter Mitwirkung aller Interessenten betrieben wird. Selbst wenn sich Usambara, das Arbeitercentrum, in verstärktem Tempo weiterentwickelt, kann es sich nach Angabe der Unternehmer für die nächsten Jahre nur um einen Bedarfszuwachs von maximal fünfzehn- bis zwanzigtausend Köpfen handeln; ein Betrag, der bei sachgemäßem Vorgehen sich ohne Schwierigkeit beschaffen läßt.

Für die gesammte Behandlung des Eingeborenenwesens ist in Aussicht genommen, ein Dezernat etwa in der Art des englischen Native Commissioner zu schaffen. Die Aufgabe dieses Dezernats würde sein: das Anwerbesystem zu organisiren und zu kontroliren, das Arbeitverhältniß zu überwachen, Vorschriften für Arbeitkontrakte zu ertheilen, als oktroyirte schiedsrichterliche Behörde zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu fungiren, ferner generell als Fürsorgebehörde für

Eingeborene zu wirken, mit dem Recht, als Solche Strafverfolgung wegen Mißhandlung und Unterdrückung zu beantragen, endlich Vorschläge auszuarbeiten; sobald die jeweilige Rechtslage der Eingeborenen Aenderungen verlangt.

Es scheint in diesem Zusammenhang geboten, ein der Eingeborenenfrage verwandtes kleineres Problem, die sogenannte Inderfrage, zu erwähnen. Als bedürfnißlose und betriebsame Rasse und Klasse sind die Inder bei allen kleinen und mittleren Gewerbetreibenden Afrikas verhaßt, und da die Oeffentliche Meinung hier mehr als anderswo auf Assoziation der Abneigungen angewiesen ist, so wird der Kampf gegen die Inder gelegentlich auch von Vertretern des Großhandels aufgenommen, die bei näherer Prüfung zugeben müssen, daß ihnen der Inder nützlich sei. Die Inderagitation ist die afrikanische Uebersetzung des Antisemitismus und beruht analog dem zuletzt genannten auf der unbestreitbaren Thatsache, daß die Konkurrenz des Inders lästig ist.

Tritt man dem indischen Kleinhandel näher, so bemerkt man, daß er das Mittelglied zwischen dem europäischen Kleinhandel und dem eingeborenen Konsumenten bildet. Man findet den Inder überall im Lande, als Hausirer, als Ladenbesitzer, als Einkäufer und Vermittler. Er kann sich örtlich, zeitlich und finanziell allen Anforderungen seines Kunden anpassen, weil er beweglich, anspruchlos und sprachenkundig ist und sich mit sehr kleinem Gewinn begnügen kann. So gleicht er gewissermaßen dem Ferment, welches das Land durch kleinste Einzelwirkung dem Waarenbedarf und Waarenhandel erschließt. Wollte man, wie die kleineren Gewerbetreibenden es wünschen, den Inder ausschließen und durch den deutschen Hausirer ersetzen, dann würde man, abgesehen davon, daß durch diese demüthige Thätigkeit das Ansehen der Deutschen nicht gefördert würde, die Generalkosten dieses intimen Handelsverkehrs so erhöhen, daß durch den Reibungwiderstand die Bewegung in den engsten Verkehrskanälen ins Stocken geriethe. Macht man geltend, daß die Inder ihre angesammelten Vermögen nicht im Lande belassen, sondern ihrer Heimath zuführen, so ist dagegen zu erwidern, daß von sehr erheblichen bisher angesammelten Vermögen oder gar von deren Export nichts bekannt ist und daß es eine ökonomische Nothwendigkeit bedeutet, für eine Arbeit, die an sich werthvoll ist, Dem, der allein sie vollführen kann, einen legitimen Nutzen ohne Vorbehalt zu zahlen.

Wurden bisher ethische und menschliche Momente berührt, sofern solche auf die Eigenproduktion des Landes einwirken können, so darf für einen Augenblick die Aufmerksamkeit auf physische Produktionbedingungen gelenkt werden, deren einige zu Anfang als hemmend bezeichnet wurden.

Die klimatischen Verhältnisse vernunftgemäß zu behandeln, wäre der höchste Eingriff menschlicher Kultivation. Solche Einwirkungen, obwohl nur in Generationen durchführbar, sollten gerade bei Beginn einer Kolonisationperiode nicht außer Acht gelassen werden.

Die nahezu gänzliche Entwaldung Ostafrikas bildet eine der Ursachen für den schroffen und nicht einmal regelmäßigen Wechsel zwischen Regenperioden und äußerster Trockenheit, wie hauptsächlich für die Ungleichmäßigkeit der Wassermengen in den Flußläufen. Die bisherige Forstwirthschaft ist nach europäischem Vorbild auf den Gedanken der Erhaltung und Verwerthung vorhandener und der Anschonung neuer werthvoller Bestände gegründet und sie bedarf hierzu einer ziemlich umfangreichen und kostspieligen Organisation, die sich deutschen Verhältnissen annähert.

An eine forstmännische Ausbeutung der Hölzer guter und mittlerer Qualität ist in absehbarer Zeit nicht zu denken. Hiermit ist dem Forstbetrieb nach europäischer Art die Grundlage entzogen und einer afrikanischen Forstwirthschaft kann nur durch veränderte Mittel und Ziele eine neue Existenzberechtigung erwachsen. Diese Ziele müssen sein: Erhaltung der vorhandenen Bestände, ohne Rücksicht auf baldige Verwerthung und somit unter möglichster Kostenersparniß, Schaffung neuer Bestände von großer Ausdehnung insbesondere zur Bewaldung der Bergkuppen und Hänge, ohne Rücksicht auf besondere Qualitäten der Hölzer und gleichfalls mit geringen Kosten. Die zweite und wichtigste dieser beiden Aufgaben hat, so parador sie scheinen mag, eine Lösung bereits gefunden, die freilich einiger Studien noch bedarf. Man hat nämlich die Erfahrung gemacht, daß Porifläche, wenn sie abgeschlossen und gegen die periodischen Steppenbrände geschützt werden, sich innerhalb weniger Jahre dicht bewalden und sich allmählich in hochstämmige, schattige Bestände verwandeln, in denen das Dornengestrüpp von Laubbäumen verdrängt wird. Die Ueberwachung und der Brandschutz dieser Bezirke erfordert relativ geringe Organisation und Kosten und es erscheint nicht unmöglich, durch diese Art der Anschonung Feuchtigkeitreservoire zu schaffen, die allmählich auf die Bewässerung des Landes ausgleichend wirken.

Ueberblickt man von einem der Gneisfelsen der Länder Uniamwesi und Ussukama die ausgebreitete helle Ebene, so bietet sich ein seltsames Bild. Eingesprengt in die unermeßliche graugelbe Poristeppe entdeckt das Auge hellgrüne Streifen und Flecken, die in meilenweitem Abstand sich bis zum Horizont verlieren. Diese winzigen Oasen bedeuten das gegenwärtig unter Kultur stehende Gebiet der ostafrikanischen Eingeborenenproduktion. Sein Umfang bildet einen verschwindenden Prozentsatz der Landesfläche. Man nähert sich einer der grünen Inseln und erkennt, von Euphorbien eingefaßt, die von Weitem an Laubholz erinnern, die Gehöfte und inmitten der bebauten Felder, durch hellfarbiges Zuckerrohr und Bananen bezeichnet, den Ursprung, dem dieser menschliche Betrieb sein Leben verdankt: die Wasserstelle. Zuweilen ist es eine Quelle, häufiger ein Wasserloch, der letzte Rest eines in der Regenzeit gefüllten Teiches. Menge und Dauerbestand dieses Gewässers bestimmt den Umfang der hier gestatteten Boden- oder Viehwirthschaft; und meistens sind diese spärlichen Behälter bis zur Grenze ihrer Ergiebigkeit ausgenutzt. Gelingt es, die Ergiebigkeit zu erhöhen, so finden sich in gleichem Maße Umfang und Produktion des Kulturlandes erweitert; denn die Arbeitkräfte reichen zu und der Wille zur Produktion ist, vorausgesetzt, daß kein Hemmniß des Absatzes eintritt, vorhanden. Ja, es dürfte nicht zu kühn sein, anzunehmen, daß eine adäquate Vermehrung der Bevölkerung im Gefolge erscheinen würde; denn auch die Dichte der Einwohnerschaft pflegt bis an die Grenze der Ernährungmöglichkeit heranzubringen.

Hier hat die Thätigkeit des Hydrologen und Ingenieurs einzusetzen. Zu studiren ist, ob die in Südwestafrika mit Erfolg angewandten Mittel zur Auffindung unterirdischer Wasserläufe auch hier zur Vermehrung der verwendbaren Quellen führen. Ferner, wie weit durch Staudämme die vorhandenen Läufe in künstlichen Behältern aufgespart und nutzungfähiger gemacht werden können Auch die Möglichkeit wäre zu erwägen, ob durch Anpflanzungen rationeller Art eine Beschattung und somit längere Erhaltung der stagnirenden Wassermengen möglich sei.

Zur Anlage von Baumpflanzungen scheinen überhaupt die Eingeborenen bereit, insbesondere wenn sie von den Sultanen und Akiden angehalten werden, für

die wenigen Tage des Jahres, die zum Roden und Reinhalten der Anpflanzungen erforderlich sind, Arbeitkräfte zu stellen. Mangoschonungen sind auf diese Weise im Bezirk Tabora auf Anregung der Regirung entstanden; und es ließe sich denken, daß durch weitere Verbreitung dieser Bestrebung die vorhin besprochene Aufgabe der Aufforstung eine fernere Förderung erfahren könnte

Eine der primitivsten Voraussetzungen für die wirthschaftliche Erschließung eines Landes ist unbestreitbar die genaue Kenntniß seiner geographischen, ethnographischen, geologischen, hydrologischen und Verkehrsverhältnisse. Dankbar darf anerkannt werden, daß die Bezirksverwaltungen mit regem, vielfach wissenschaftlichem Interesse die intime Kenntniß ihrer Verwaltungsgebiete zu erweitern und zu konserviren suchen; aber die laufenden Amtsgeschäfte lassen für Erkundungreisen wenig Zeit, Kräfte für wissenschaftliche Aufnahmen sind nicht überall vorhanden und der häufige Wechsel der maßgebenden Beamten läßt manche mühsam gewonnene Erfahrung wieder in Vergessenheit gerathen. So fehlt es denn in vielen Landestheilen gänzlich an eingehenden und zuverlässigen Aufnahmen und die Theilnehmer einer Expedition müssen mit Verwunderung wahrnehmen, daß wenige Tagereisen vom Verwaltungsitz die Angaben über Distanzen, Wasserstellen, Wegeverhältnisse, ja, selbst über das Vorkommen von Verseuchungen sich widerspruchsvoll oder irrig erweisen. Für diese Aufgaben der Exploration und Aufklärung wäre es möglich, vorhandene und hervorragend befähigte Hilfskräfte heranzuziehen, sofern es überhaupt gelingt, die verschiedensten Ziele der Landeskultur zusammenzufassen und von einer einheitlich organisirten Stelle aus anzugreifen. In Friedenszeiten ist der Wirkungskreis der im Lande zerstreuten Militärkommandos, so weit ihnen nicht als Militärstationen auch die civile Verwaltung ihres Bezirkes anvertraut ist, ein sehr beschränkter. Die Aufrechterhaltung der militärischen Geübtheit bei Mannschaften von durchschnittlich nahezu zehnjährigem Dienstalter und bei bewährten Unteroffizieren erfordert wenige Arbeitstunden des Tages; und gerade die intelligentesten Offiziere leiden am Schwersten unter einer erzwungenen Muße, die in der Einsamkeit doppelt empfunden wird. Sie würden es mit Freuden begrüßen, wenn Aufgaben, die zugleich dem Nutzen des Landes und seiner militärischen Sicherheit dienen, ihnen gestellt würden, und sie wären leicht in der Lage, Spezialkenntnisse zur Förderung solcher Aufgaben durch Studium zu erwerben.

Auf die Nothwendigkeit der Centralisation weist jede Einzelbetrachtung der Landeskulturaufgaben. Auch Das, was heute die Kommunalverwaltungen leisten (die übrigens von unseren Kommunalverwaltungen nur den Namen haben und thatsächlich außeretatmäßig wirthschaftende Provinzialregirungen darstellen) ist heute von keinem generellen Gedanken getragen, sondern vielmehr eine accidentelle Wohlfahrtpolitik, die oft von den Interessen einflußreicher Ansässiger bestimmt wird. Meist handelt es sich um die Placirung der vorhandenen Mittel in Wegebauten, deren System nicht aus einem generellen Verkehrsprogramm des Landes entspringt und die zuweilen genügend gerechtfertigt erscheinen, wenn sie einer einzelnen Ansiedelung als Zufahrt dienen.

... Als erstes und vornehmstes Arbeitgebiet erscheint die Bekämpfung epidemischer und endemischer Krankheiten. Welche der beiden Krankheitgruppen, menschliche oder thierische, für die afrikanischen Länder die schwerere Plage bedeute, läßt sich kaum ermessen. Während die einen die Eingeborenen dezimiren, die Rinder-

sterblichkeit drohend erhöhen und den Aufenthalt der Europäer erschweren, rufen die anderen Hungersnöthe unter den viehzüchtenden Stämmen periodisch hervor und vernichten dauernd jede Möglichkeit der Verwendung von Vieh für Transporte und Landwirthschaft. Die Krankheitfrage bedeutet daher für Afrika zugleich eine Grundfrage für Bevölkerungzuwachs und Verwaltung, für Ernährung, Transport und Landwirthschaft.

Vielleicht ist die durch Jahrtausende ungebrochene afrikanische Fauna die Ursache, daß die gefährlichsten der einheimischen Seuchen, Malaria, Rückfallfieber, Schlafkrankheit und Tsetse, auf einer Wechselwirkung thierischer und menschlicher Organismen und thierischer Organismen unter einander beruhen. Insekten sind die Ueberträger: Anopheles, Zecke, Glossine, Tsetsefliege. Aber gerade diese seltsame Verknüpfung der gefährdenden und der gefährdeten Elemente befestigt die Hoffnung auf erfolgreiche Bekämpfung der Krankeiten, indem sie die Zahl der Angriffspunkte vermehrt. Immunisirung des Gesunden, Heilung des Erkrankten, Beseitigung oder Fernhaltung des Insekts: jede dieser Möglichkeiten ist denkbar und könnte den Erfolg herbeiführen. So scheint in der Abwehr der Schlafkrankheit durch die Arbeiten Robert Kochs ein wichtiger Schritt gethan: die Heilung der Infizirten in frühem Stadium wird als gesichert bezeichnet und ihre Isolation würde der Glossine den weiteren Infektionstoff entziehen.

Eine grundsätzliche Schwierigkeit der Krankheitbekämpfung liegt in der geringen Zahl der verfügbaren ärzlichen Kräfte. Einige dreißig Aerzte, die jetzt in diesem ausgedehnten Lande thätig sind, bedeuten wenig im Verhältniß zu seiner Einwohnerzahl. Bedenkt man ferner, welchen Aufwand von Thätigkeit die Praxis bei Europäern und Schutztruppen und die Versorgung der beiden Hospitäler in Anspruch nimmt, daß auf der anderen Seite die Therapie der Eingeborenen materiellen Nutzen nicht erbringt und jeder wirksamen Kontrole entzogen ist, so wird man selbst bei hoher Einschätzung der menschlichen Gesinnung unserer Aerzte das Maß der Erwartung weiter reduziren. Aber auch hier könnten, in Analogie Dessen, was über Heranziehung der Militärs für Aufgaben der Landesaufnahme erwähnt wurde, neue Hilfskräfte ohne neuen Aufwand gewonnen werden.

Evangelische und katholische Missionen sind über das ganze Land verbreitet. Ihre sichtbaren Erfolge auf religiösem Gebiet sind bisher durchweg gering und mancher verständige Missionar spricht unumwunden aus, daß eine erzieherische Vorbereitung zur Erreichung des späteren religiösen Zieles jetzt als die wichtigste Aufgabe angesehen werden müsse. So werden, in löblichster Absicht und unbestreitbar mit einigem Erfolg, Schulen und Werkstätten geschaffen und landwirthschaftliche Betriebe erhalten. Selbst kritische Beurtheiler der Missionarthätigkeit werden zugeben müssen, daß dieser Beruf, auf rein ideeller Grundlage, mit Hingebung und Aufopferung ausgeübt wird. Doch kann er nach keiner Richtung hin den Schutz und die Förderung der Regirung entbehren: und so ist die Voraussetzung für ein entschiedenes und wohlthätiges Zusammenwirken auf Gebieten gemeinschaftlicher Interessen gegeben. Wenn auch gewisse Bestimmungen der katholischen Kirche die Ausübung ärztlichen Berufes einschränken, indem sie nämlich die Anwendung von operativen Eingriffen verurtheilen, so dürfte es doch nicht schwer sein, Kompromisse zu finden und dahin zu wirken, daß in jeder Missionaranstalt mindestens ein ärztlich ausgebildeter Missionar oder eine Krankenschwester stationirt ist, daß ferner

die zur Ausübung ärztlichen Berufes erforderlichen Hilfsmittel gehalten werden. Die Missionen würden hierdurch in erhöhtem Maße das Vertrauen der Eingeborenen gewinnen und der Regirung wäre eine wesentliche Erhöhung des ärztlichen Bestandes verbürgt.

In der politischen Verwaltung muß, so weit es sich um eine weitgehende Selbständigkeit der Bezirksverwaltungen handelt, das Prinzip der Decentralisation durchaus anerkannt und nach Möglichkeit erweitert werden.

Solche Selbständigkeit aber erfordert als Korrelat weitgehende Ansprüche an die Vorzüglichkeit des Beamtenkörpers; und so mag eine kurze Betrachtung der kolonialen Beamtenfrage gerechtfertigt erscheinen.

Die Stärke der preußischen und nach ihrem Vorbild der deutschen Verwaltung beruht auf dem Prinzip der Tradition. Die Tradition innerhalb der zum Verwaltungdienst berufenen Familien schafft uns den inkorruptibelsten und hingebendsten Beamtenstand aller Länder und die gegen äußerliche Einwirkungen geschützte Tradition der Verwaltung sichert uns einen ruhigen, würdigen und sicheren Gang der inneren Politik. Für koloniale Unternehmungen besitzen wir keine Tradition. Dies war die Ursache, daß an sich tüchtige Verwaltungskräfte auf diesem Gebiete versagten und die deutsche Kolonialpolitik kompromittirten. Viele moderne Kolonialgebilde sind aus geschäftlichen Unternehmungen erwachsen; verstaatlicht wurden sie meist, nachdem die Periode geschäftlicher Experimente beendet schien; und dennoch blieb ihre Gestion in höherem Maße geschäftlicher Politik verwandt als staatlicher. Geschäfte überhaupt haben die Neigung, sich der Tradition zu entziehen und, so weit es der innewohnende Grundgedanke zuläßt, sich opportunistisch zu bewegen. Sie lassen sich durch keine noch so sorgfältige Erziehung erlernen, sondern erfordern Veranlagung. Besitzt in einem traditionellen Staat jeder persönlich Qualifizirte, der den Nachweis einer normal absolvirten beruflichen Erziehung erbringt, den Anspruch auf Versorgung, so darf in einer kolonialen Verwaltung dieser Grundsatz keine Geltung haben. Es ist durchaus nicht gesagt, daß Kolonialbeamte außerhalb des Staatsbeamtenkörpers gesucht werden müssen; denn innerhalb der Tausende, die diesen Körper ausmachen, werden mehr als ausreichende Beträge an Geschäftstalent stets zu finden sein und ihrer übrigen Qualitäten wegen einen gewissen Vorzug vor Neueintretenden verdienen. Sollte das Angebot aber, insbesondere für jüngere Kräfte des Nachwuchses, nicht ausreichen, so wäre es wünschenswerther, gelegentlich auf andere Stände zu rekurriren, als auf ausgesprochene Befähigung zu Gunsten einer beruflichen Erziehung zu verzichten.

Zwei Forderungen sollten nach Möglichkeit erfüllt werden. Zunächst, daß Beamtenkräfte schon in jüngeren Jahren in die koloniale Laufbahn eintreten. Ist es ein Nachtheil der deutschen Verwaltung, daß Verantwortung und selbständige Initiative erst in späteren Lebensjahren erworben und gewährt wird, wo Begeisterungsfähigkeit und Idealismus der Mäßigung und Routine zu weichen beginnen, so muß in einem Land rascher Entwickelung die Arbeitkraft im Zenith des Schaffens, der in den Tropen zwischen dreißig und vierzig Jahren liegen dürfte, fruktifizirt werden.

Die zweite Forderung besteht darin, daß eine koloniale Thätigkeit nicht als Durchgangsposten, sondern als Lebensaufgabe zu gelten hat. Ist schon die Zahl der Befähigten beschränkt, wird diese durch die klimatischen Anforderungen

und Gefahren weiter reduzirt, so darf nicht eine nochmalige Verringerung des Bestandes durch solche Kräfte, gleichviel ob civile oder militärische, eintreten, die eine zweijährige Kolonialperiode für interessant und ausreichend halten. Wer sich zum Kolonialdienst verpflichtet, sollte sich auf mindestens drei bis vier Dienstperioden von je 2½ Jahr binden, wobei allein dem Gouvernement das Recht zusteht, nach einer kurzen Probezeit den Dienstvertrag aufzuheben.

Es handelt sich also um Schaffung einer kolonialen Karriere, die ihre Anforderungen auf ein ganzes Menschendasein stellt. Es ist selbstverständlich, daß sie als Gegenwerth für ihre Ansprüche an Arbeitkraft und Intellekt und als Entschädigung für die Entbehrungen, Entsagungen und Gefahren des kolonialen Lebens Dem, der sich ihr zuwendet, eine reichliche Lebensführung, eine ehrenvolle Stellung und eine sorgenfreie Zukunft zu gewähren hat.

... Vernimmt man immer wieder das Bedauern darüber, daß unsere Besitzungen hinter Egypten und Kapland erheblich zurückstehen, so wird durch Theilnahme an dieser Empfindung die geschäftliche Betrachtung nicht gefördert. Zu erwägen ist lediglich, daß Egypten durch seine Historie und Physis außerhalb aller afrikanischen Verhältnisse steht und daß die Kapkolonie einer mehrhundertjährigen holländischen und englischen Bewirthschaftung bedurft hat, um zu ihrer heutigen Blüthe zu gelangen. Weder die politische noch die industrielle Stellung Deutschlands hätte errungen werden können, wenn man sich dauernd der Betrachtung gewidmet hätte, ob und aus welchen Gründen andere Leute geographisch und physisch besser situirt seien als wir. Wir verdanken unsere Existenz ideellen und ethischen Werthen und einem Gesetz, wonach eine gewisse Sterilität der Bedingungen erforderlich ist, um starke Situationen zu erlangen und dauernd zu behaupten.

So dürfen wir denn auch der letzten Frage: ob der Deutsche kolonisatorischen Aufgaben gewachsen sei, zuversichtlich ins Auge blicken. Daß gewisse Mängel der Erziehung und des Herkommens uns anhaften, insbesondere in den mittleren Schichten der Bevölkerung, wurde zugestanden. Anerkannt muß auch werden, daß andere kolonisatorische Qualitäten uns fehlen: die Homogenität der Rasse und Lebensweise, das naive und unerschütterliche Superioritätgefühl, das zähe Festhalten an der Sprache, die lebendige Kraft der Tradition: Eigenschaften, die jedes Land, das der Engländer berührt, sofort in ein Stück Großbritanien verwandeln. Alles in Allem verlangt aber die Aufgabe der Kolonisation Eigenschaften, die der Deutsche in reichem Maße besitzt: Muth und Hingebung, Idealismus und Nachhaltigkeit. Wie die deutsche Evolution des neunzehnten Jahrhunderts auf der Thatsache beruht, daß die ideelle und abstraktive Veranlagung des deutschen Volkes, die Jahrhunderte lang in transszendenter Spekulation sich selbst verzehrt hatte, plötzlich zu einem Werth von enormer Realität sich erhoben sah, weil Wissenschaft, Technik und Organisation ihr adäquate Aufgaben stellte: so dürfen wir hoffen, daß die Erziehung zur Kolonisation abermals dem deutschen Geist ein Gebiet erschließen wird, das seiner irdischen Mission entspricht. Der Resultate dieser Erziehung aber wird die deutsche Politik dann bedürfen, wenn die zweite und vielleicht letzte Auftheilung kulturbedürftiger Länder beginnt: die Zeit zur Kolonisation der heute von dekadenten Rassen und Staatswesen beherrschten Gebiete.

Dr. Walther Rathenau.

An Fritz von Uhde.

(Zu seinem sechzigsten Geburtstag.)

Du malst den Geist, der unter uns wandelt,
Den Jeder fürchtet, doch schlecht behandelt.
Du stellst uns mit groß-erhabenem Sinn
Vermenschlicht die göttliche Einfalt hin.

Charlottenburg. Max Kretzer.



Amerika.

Als im Oktober 1907 die Zusammenbrüche in den Vereinigten Staaten begannen und Nationalbanken, Trusts, Industriegesellschaften ihre Zahlungen einstellen mußten, zitterte die Welt den kommenden Dingen entgegen und fürchtete für Wallstreet das Schlimmste. So arg wurde es nicht. Der große Kladderadatsch blieb aus. Hier und da traten barometrische Minima auf, die sich jedoch immer nur in Strichgewittern entluden. Man kann heute noch im Zweifel darüber sein, ob die Vereinigten Staaten eine wirkliche Krisis durchgemacht haben oder ob es sich nur um eine Depression handelte, die sich länger als andere hinzog. Das Unheil begann damit, daß das Publikum, ängstlich gemacht durch den Zusammenbruch der Kupferfirma Heinze und durch die Schwierigkeiten, in welche die betheiligten Banken gerathen waren, den Depositenbanken die ihnen anvertrauten Spargelder entzog und sie zu Haus in den Safe einschloß. Dadurch wurden dem Kapitalmarkt, der Industrie und den Eisenbahnen mit einem Mal Hunderte von Millionen Dollars an Betriebskapitalien entzogen. Die Geldquellen versickerten; und der riesige Wirthschaftkörper der nordamerikanischen Union drohte, in Folge zunehmender Anämie, in einen lethargischen Zustand zu verfallen. Die Leiter des amerikanischen Schatzamtes machten verzweifelte Versuche, den Geldumlauf in einem der Entwickelung der Gütererzeugung entsprechenden Tempo zu erhalten. Die Kompetenzen der Nationalbanken wurden erweitert, damit die Notenemission gesteigert werden konnte; aber der Satz für Tägliches Geld blieb trotzdem auf schwindelnder Höhe, weil die Yankees sich nicht davon überzeugen lassen wollten, daß das neugeschaffene Papiergeld nicht schlechter sei als Gold. Die Senatoren Aldrich und Fowler brachten Gesetzentwürfe ein, deren Durchführung die dringend nothwendige Reorganisation des Notenumlaufes verwirklichen sollte. Von einem praktischen Ergebniß dieser Bestrebungen hat man nie Etwas gehört; die allein fühlbare That-

sache, daß der drängendste Geldbedarf Amerikas nachgelassen hat, läßt sich nicht durch die Bemühungen der Finanzreformatoren erklären. So prompt pflegen Gesetze nicht zu wirken; und hier wars gar ein Entwurf, der erst in Kraft treten sollte. Den Depositenbanken mag ein Theil der ihnen im Herbst entzogenen Mittel wieder zugeflossen sein; aber auch da ist der alte Status noch nicht hergestellt, wie sich aus der Zurückhaltung der Knickerbocker Trustgesellschaft bei der Wiederaufnahme der Zahlungen gezeigt hat. Eine Täuschung über die Situation könnte durch die amerikanischen Goldexporte der letzten Zeit bewirkt werden. Wenn die Union im Stande ist, Gold nach Europa zu schicken, so muß, soll die Logik der Thatsachen zu Recht bestehen, ein gewisser Ueberfluß vorhanden sein. Die Vereinigten Staaten haben im Oktober und November 1907 den europäischen Geldmärkten für rund 100 Millionen Dollars Gold entzogen; man könnte nun annehmen, daß dieses Gold jetzt allmählich wieder zurückkommt. Die Voraussetzung wäre, daß damals das gelbe Metall in einem Reservoir angesammelt wurde. Das geschah nicht; der Verkehr hat es aufgesogen. Besonders die Börse, an der ungeheure Engagements schwebten, verschlang große Mengen baren Geldes. Die Goldexporte sind nicht auf natürliche Ursachen zurückzuführen.

Dafür spricht wohl auch der Umstand, daß der Schatzsekretär den Nationalbanken Guthaben gekündigt hat, um zu verhindern, daß zu viel Gold aus dem Lande fließt. Hätte Amerika Verbindlichkeiten in Europa zu tilgen, so würde der Goldstrom einem durch den Ausgleich der Zahlungen gesetzten Ziel sich zuwenden. Die Vereinigten Staaten sind aber nicht Schuldner, sondern Gläubiger der Alten Welt, obwohl sie, als der Konjunkturrückschlag eintrat, die Waarenausfuhr künstlich gesteigert und Vorschüsse darauf genommen haben. Will man eine stichhaltige Erklärung für die Goldsendungen vom Hudson haben, so muß man bedenken, wie viele Börsenpapiere Amerika produzirt. Ohne Emissionen ist eine Belebung der Wirthschaft in den Vereinigten Staaten undenkbar. Deshalb hat das geschäftliche Leben unter der Sterilität des Effektenmarktes gelitten. Die ist durch Roosevelts Vorgehen gegen die „großen Räuber“, besonders die Eisenbahnkönige, und durch die Einschnürung des Geldmarktes bewirkt worden. Der Präsident hat in seinem Kampf gegen die „Marodeurs“ der Fünften Avenue den Kürzeren gezogen. Daß der Oeltrust seine Geldstrafe von 29 Millionen Dollars an den Staat schon gezahlt habe, ist bis heute nicht bekannt geworden. Wenns geschehen wäre, würde das Faktum nicht Geheimniß geblieben sein. Und so sind wohl auch die anderen Riesenbußen, die den verschiedenen Eisenbahnpools auferlegt worden waren, fromme Wünsche der Herren Richter von Pittsburg und Chicago geblieben. Der gute Ruf der Rockefeller, Morgan, Harriman & Co. ist wiederhergestellt; und die Eisenbahnen, die neue Bonds mindestens eben so nothwendig brauchen wie Schienen und Kohlen, können ihren Geldhunger wieder zu stillen versuchen. Ohne die europäischen Kapitalmärkte ist aber nichts zu machen; denn Amerika ist noch nicht wieder auf solcher finanziellen Höhe angelangt, daß es seine Emissionen ohne ausländische Hilfe unterbringen könnte. Wären alle Spuren des Rückschlages beseitigt, so hätte man wenigstens die ersten Emissionen der „neuen Aera“ in der Union zu erledigen vermocht. Das ist aber nicht geschehen. Bei der Ausgabe der neuen Bonds der Pennsylvaniabahn halfen die londoner Firmen N. M. Rothschild & Sons und Baring Brothers & Co.; auch für die nächsten Emissionen rechnen die Amerikaner wohl auf die Mitwirkung europäischer Häuser. Hier liegt die Möglichkeit, die Goldexporte zu erklären. Die Yankees wollen die Alte Welt

über ihre Verhältnisse täuschen und spiegeln ihr einen Geldüberfluß vor, der sie den neuen amerikanischen Papieren geneigt machen soll. Man darf also weder aus den Goldzufuhren noch aus der Wiederaufnahme der Emissionthätigkeit auf eine völlige Genesung des amerikanischen Kapitalmarktes schließen. Was an neuen Werthpapieren herauskommt, dient in erster Linie zur Deckung oder Abwickelung schon früher eingegangener Verbindlichkeiten. Der Mindestbedarf der amerikanischen Eisenbahnen und Industriegesellschaften wird auf rund 284 Millionen Dollars neuen Kapitals berechnet. Das ist nach unserem Geld eine Milliarde. An sich kein übermäßiger Betrag für amerikanische Verhältnisse, die in guten Zeiten schon einzelne Emissionen mit 400 bis 500 Millionen Dollars gebracht haben. Aber diese Summe ist eben zur Deckung schon bestehender Verpflichtungen bestimmt und muß deshalb aufgebracht werden. Die von den Eisenbahngesellschaften ausgegebenen „Noten“, die, als es unmöglich war, Aktien oder Schuldverschreibungen zu emittiren, die nothwendigsten Mittel herbeischaffen sollten, müssen eingelöst werden. Das ist eine wichtige Vorbedingung der allgemeinen Sanirung. Sonst glaubt Niemand an sie. Ferner sind Bonds zu tilgen oder sicherzustellen und Einzahlungen auf neue Aktien zu leisten. Die jetzt zu beschaffenden Betriebsmittel werden also der Industrie kaum neue Aufträge bringen. Ob überhaupt ein Bedarf an Eisenbahnmaterial besteht, ist fraglich; da 375000 Eisenbahnwagen unbenutzt sind, braucht man fürs Erste keine neuen. Auch die Schienen werden, wenn weniger schwere Lastzüge (deren Frequenz natürlich von der allgemeinen Wirthschaftlage abhängt) fahren, nicht so schnell abgenutzt wie in normalen Zeiten. Das zeigt sich an dem Rückgang der Aufträge für Schienenlieferungen. Auf dem Weltmarkt aber wird den Amerikanern die Konkurrenz jetzt durch Rußland und Italien erschwert.

Einen schlechten Eindruck machte der Ausweis des Stahltrusts über das erste Quartal 1908. Nachdem schon das Ergebniß des letzten Vierteljahres 1907 einen erheblichen Rückgang (um mehr als 9 Millionen Dollars; auf 32,55 Millionen) aufgewiesen hatte, trat im ersten Quartal des neuen Jahres ein schroffer Absturz (von 32 auf 16 Millionen) ein. An einen so raschen Fall hatte wohl Niemand geglaubt; am Wenigsten Richter Gary, der Präsident des Trusts. Mr. Gary könnte eben so gut Vorsitzender des Verwaltungrathes im Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat sein; er scheint auf die dort geltenden Grundsätze eingeschworen; meint also, man müsse gerade in einer Zeit abnehmender Aufträge die Preise hoch halten. Die praktische Wirkung dieser Anschauung zeigt sich in dem erwähnten Quartalsergebniß. Die Besitzer von Common Steels, von Stammaktien des Stahltrusts, werden, rebus sic stantibus, sich nicht mehr lange der ihnen in den Schoß gefallenen Dividende zu erfreuen haben. Und für die Beurtheilung der Lage in der amerikanischen Montanindustrie sind die Ziffern des Trusts zweifellos von Bedeutung. Der Bestand an Aufträgen war mit 3¾ Millionen Tonnen am Ende des ersten Quartals um beinahe eine Million Tonnen niedriger als drei Monate vorher; man muß bis auf das zweite Quartal 1904 zurückgehen, um eine ähnlich niedrige Ziffer zu finden. Der Montanmarkt wird von jedem Rückschlag natürlich besonders hart getroffen. Die Berichte vom Stahltrust und vom Eisenmarkt bieten, von dem tendenziösen Beiwerk befreit, die sichersten Gradmesser für die Gesammtlage. Und sie stehen noch tief unter dem Nullpunkt. Auch an Insolvenzen fehlt es noch immer nicht. Beinahe 4200 Zahlungeinstellungen mit 112 Millionen Dollars Verbindlichkeiten im

ersten Quartal 1908: da kann der Reinigungprozeß in dem riesigen Körper der nordamerikanischen Union doch kaum schon beendet sein.

Die Depression beweist noch nicht eine chronische Krankheit. Ungesund in sich ist ein Körper erst, wenn er von Krankheitstoffen so durchtränkt ist, daß der regelmäßige Stoffwechsel sie nicht mehr ausscheiden kann. Von einem solchen Zustand kann in den Vereinigten Staaten nicht die Rede sein. Tot zu kriegen sind sie nicht. Aber die Krisis ist auch noch nicht überstanden. Die Zahlen der Auswanderungstatistik lassen noch nicht auf eine Belebung der wirthschaftlichen Thätigkeit jenseits vom Atlantischen Ozean schließen. Ueber Bremen wanderten im April nur 3057 Personen aus; in den vergangenen Jahren warens 28 648 und 19 804 Personen. Seit dem ersten Januar dieses Jahres sind rund 70 000 Leute weniger nach Amerika ausgewandert als in der selben Zeit des Jahres 1907. Da die Rückwanderung seit dem Oktober 1907 sehr stark war, könnte man die niedrigen Auswanderungziffern, zum Theil wenigstens, daraus erklären, daß von den aus Amerika weggezogenen Personen die Meisten sich im alten Vaterland eine neue Existenz zu schaffen versucht haben und deshalb, selbst bei sichtbaren Anzeichen einer Besserung der Erwerbsverhältnisse in der Neuen Welt, die alte Heimath nicht wieder verlassen. Von den Heimgekehrten wird nur ein kleiner Theil wieder hinübergehen; die Auswanderungstatistik wird also von diesen Leuten kaum mehr zu berichten haben. Die Exportziffern sind nicht günstiger. Aus dem Bezirk des Generalkonsulates Berlin sind im April 1908 für 2,45 Millionen Mark weniger Waaren nach den Vereinigten Staaten ausgeführt worden als im April 1907. Hier zeigt sich der unmittelbare Einfluß der amerikanischen Depression auf den deutschen Markt. Und es ist charakteristisch, daß die von Roosevelt so hartnäckig verfolgten reichen Leute einen erheblichen Theil der Schuld an der Abnahme der Einkäufe Amerikas in Europa tragen. Ein hauptsächlich der Kunst und dem Kunstgewerbe dienender Bezirk wie München ist auf den zehnten Theil seiner früheren Einnahmen aus dem Geschäft mit Amerika reduzirt worden. An eine Proletarisirung der Vereinigten Staaten durch allmähliche Enteignung der großen Vermögen nach Roosevelts Rezept ist natürlich nicht zu denken. Man müßte schon allen Welten und Realitäten entrückt sein, um zu glauben, daß sich um Theddys Ringen mit dem Moloch Kapitalismus auch nur ein einziges der Riesenunternehmen kümmert. Der Standard Oil Trust, dems ja besonders schlecht gegangen ist, steht, zum Beispiel, vor einer ausgedehnten Finanztransaktion, deren Durchführung seine Macht noch vermehren wird. Das Aktienkapital des Stammunternehmens der Company ist noch immer ziemlich klein; es beträgt noch nicht 100 Millionen Dollars. Die Reserven sind beinahe fünfmal größer. Nun soll das Grundkapital auf eine den enormen Reingewinnen besser angepaßte Höhe gebracht werden; man will es verfünffachen. Während also Roosevelt den Heiligen Krieg gegen die Milliarde predigt, schickt sich ein besonders schwer belastetes und übelster Machenschaften verdächtigtes Unternehmen, in der denkbar größten Gemüthsruhe, an, sein Stammkapital auf zwei Milliarden Mark zu steigern und damit ein Konglomerat von beinahe vier Milliarden Mark protzig und breit vor Theddys sehende Augen hinzusetzen. Das ist Amerika. Zäh wie eine gegerbte Büffelhaut und deshalb durch eine wirthschaftliche Depression, mag sie noch so lange dauern, noch so schmerzhaft fühlbar sein, nicht ernstlich zu gefährden. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.



Berlin, den 30. Mai 1908.

Sardanapal.

Osnappar, der große und berühmte Assyrerkönig, der in Samaria die Städte besetzt hatte, wird in den Apokalypsen des Esra, in dem Kapitel, das von der Hinderung des jerusalemischen Tempelbaues handelt, als das mächtigste Haupt der Heidenheit erwähnt. Auch im Zweiten Buch von den Königen: in dem Kapitel, das erzählt, wie, unter Hosea, die zehn Stämme nach Assyrien geführt wurden und jegliches Volk sich seinen Gott machte. Der Levit, der, während der Judenstaat schon in die Einflußsphäre des egyptischen Hellenismus gerieth, die Bücher Esra schrieb, wußte von Assyriens Geschichte nicht viel; konnte nicht viel davon wissen. Der König, der Samaria der assyrischen Herrschaft eroberte, hieß nicht Osnappar; hieß Sargon. Im Jahr 733 vor Christi Geburt hatte Tiglat-Pileser der Dritte Damaskus umzingelt; nach fast zweijähriger Belagerung fiel die Stadt und wurde mit ihrem Kreis assyrische Provinz. Israel behielt im Norden nur noch Samaria. Auch da erstarkte die Assyrerpartei aber so rasch, daß sie den von den Damaskern gestützten Pekach stürzen und Hosea zum König ausrufen konnte. Vom Orontes bis ins Gebalgebiet dehnte sich die Provinz Simirra, in der seit 738 die Assyrer herrschten. Nun war ihnen auch Damaskus unterthan: das letzte Bollwerk gefallen, das ihren Vormarsch zu hemmen vermochte. Hosea schwankt. Soll er, der von Egyptens Ohnmacht nichts zu hoffen hat, sich der Assyrergewalt unterwerfen oder von den Nordarabern, deren Kraft die reichen Herren von Jemen stählen, Hilfe erbitten? Nicht lange bleibt ihm die Wahl. Tiglat-Pileser war 728 gestorben. Sein Nachfolger, Salmanassar der Vierte, schickt ein Heer gegen Sa-

maria. Erst unter Sargon aber wird (722) nach zähem Widerstande die Stadt und die Landschaft besetzt, Hosea mit siebenundzwanzigtausend Samaritern nach Mesopotamien und Medien in die Gefangenschaft geführt. In Samaria werden Babylonier angesiedelt; besonders groß ist die Zahl der Kutäer. Daran erinnern im Zweiten Buch von den Königen die Sätze: „Der König von Assyrien ließ kommen von Babel, von Kuta, von Awwa, von Hamat und Sepharvaim Menschen und setzte sie, statt der Kinder Israels, in die Städte von Samaria. In diesen Städten wohneten sie fortan." Nur hieß der König, in dessen Namen Samaria dem Assyrerreich einverleibt wurde, nicht Osnappar, sondern Sargon. Er ist für die „Wegführung der zehn Stämme" verantwortlich. Er hat bewirkt, daß an der Stätte, wo, seit Jahwe nicht mehr der Herr aller Judenheit hieß, Dan und Bet-el verehrt worden waren, nun Nergal, der Gott von Kuta, thronte. Hat auch den Aufstandsversuch, den Samaria im Bund mit Damaskus und dem phönikischen Simirra machte, im Jahr des Feldzuges gegen Hamat mit seinem Söldnerheer niedergezwungen.

Der König, der dem hebräischen Apokalyptiker Osnappar, den assyrischen Unterthanen Assurbanipal, den Griechen Sardanapal hieß, ist lange nach der Knechtung der Samariter auf den höchsten Sitz gelangt. In der Zeit, da der alte Wettkampf um die Herrschaft über den Erdosten, nach dem Tod Sanheribs, zwischen Babylon und Assyrien mit neuer Kraft aufflammte. Sanheribs Sohn Assarhaddon hatte zwei Söhne: Assurbanipal und Shamash-shum-ukin, die der wegen seines pfäffischen Wesens von der Militärpartei gehaßte Vater noch lebend zu Königen von Assyrien und von Babylon ausrufen lassen mußte. Als Shamash-shum-ukin sich weigerte, in den babylonischen Städten die dem Bruder als Schutzherrn gebührenden Opfer anzuordnen, kam es zum Krieg. Assarhaddon, dessen einziger Waffenerfolg der Feldzug gegen Egypten gewesen war, mag gehofft haben, seinem Liebling Shamash-shum-ukin, dem Sohn einer Babylonierin, mit der babylonischen Krone die Herrschaft über das ganze Reich sichern zu können. Gegen diesen Plan, den Priester und kleine Leute unterstützen, bäumen sich die Häupter des Adels und der Armee. Ihr Mann ist Assurbanipal. Der ist fromm (sein Gebet schafft dem Lyderkönig Gyges den Sieg über die Kimmerier, den Kimmeriern bald danach den Sieg über den als undankbar erwiesenen Lyder) und dennoch ein tapferer Soldat: er dringt bis nach Theben vor, scheucht die Aethiopier aus Egypten und setzt die assyrischen Gaufürsten wieder ein. Bekriegt die Meder, die Rebellen von Man und den Elamiterherrn Teumman, der auf dem Weg nach Nordbabylonien zur Umkehr gezwungen wird. In Susa darf ein assyrischer Statt-

halter thronen. Da steht Shamash-shum-ukin wider den Bruder auf und wirbt den Beistand des Elamiten. Vergebens. Sippar, Kuta, Babylon werden von Assurbanipals Söldnern belagert und müssen, da Hunger und Pest die Widerstandskraft der Vertheidiger bricht, sich dem Andrang ergeben. In Babylon erhebt das darbende, von der Seuche und vom Schwert bedrohte Volk sich gegen den schwachen König und zwingt den armen Shamash-shum-ukin, in den Flammen den Tod zu suchen. Assurbanipal besteigt den Thron und heißt, zwei Jahrzehnte lang, als König von Babylon Kandalanu. Bis zu seinem Tod. Er hat noch Elam gestraft, die syrischen Beduinen, die phönikischen Städte Ussu und Akko gezüchtigt und dem König von Urarthu die assyrische Oberhoheit aufgezwungen. Nach seinem Tod ist das Assyrerreich rasch zerfallen. Von den Thaten und dem Schicksal seiner Nachfolger, der Brüder Assur-itil-ili und Sin-shar-ishkun, ist uns fast nichts überliefert. Sin-shar-ishkun, der letzte König von Großassyrien, soll sich, als der Meder Kyaxares vor Ninive stand, durch den Feuertod der Gefangenschaft entzogen haben. Ohne Assurbanipal und dessen Heer vermochte Assur sich nicht zu halten. Größere, an Erfolgen reichere Feldherren hat es gehabt; doch keinen König von so weithin wirkender Persönlichkeit. Beinahe Alles, was wir von babylonischer Geschichte und Literatur wissen, verdanken wir Assurbanipal. In dem Palast, den er in Ninive bauen ließ, hat er alle erreichbaren Keilschrifttafeln gesammelt. Die Ausgrabungen an dem vom Tigris bespülten Kuyundshikhügel haben diesen Thontafelschatz ans Licht gebracht und die zweiundzwanzigtausend Nummern der Kouyunjik-Collection, die im Britischen Museum zu sehen sind, schufen das Fundament der Assyriologie. Auch als Tempelbauherr, als Förderer der Künste, der Wissenschaften, des Volkswohlstandes und als Chronist hat Assurbanipal Ruhm erworben. Besseres als seine Schlachtenbilder ward uns aus der assyrischen Kultur nicht überliefert. Seine Schlacht gegen Teumman von Elam (die auf dem Relief im Britischen Museum dargestellt ist) hat er selbst beschrieben. Eine Probe. „Teumman, den König von Elam, der Böses sann, schreckte der Mondgott mit schlimmen Zeichen, die das Ende seiner Regirung und den Zerfall seines Reiches ankündeten. Auch Assur und Istar waren ihm unhold. Seine Lippe verzerrte sich und in sein Auge ergoß sich Blut. Statt in sich zu gehen, rief er sein Heer zum Kampf. Mich aber hat Istar, zu der ich betete, erhört. ‚Fürchte nichts‘, sprach sie; ‚Deiner Hand, die Du flehend zu mir hobst, Deinem von frommen Thränen gefeuchteten Auge habe ich Gnade gewährt.‘ Teumman hatte ein Lager bezogen und befestigt. Im Vertrauen auf die Götter rückte ich mit meinen tapferen Truppen gegen ihn vor.

Als er vernahm, daß ich in Dur-ilu eingezogen sei, packte ihn der Schrecken und trieb ihn nach Susa zurück. Bei der Stadt Tullis schlug ich ihn, sperrte mit den Leibern der Erschlagenen, wie mit Gesträuch und Kräutern, seine Vertheidigunglinie am Ulai und hieb dem König, trotzdem seine Mannschaft ihn umringte, das Haupt vom Rumpf. Dieses Haupt habe ich dann, statt einer Freudenbotschaft, auf dem kürzesten Weg durch sichere Leute nach Assyrien geschickt."

Den Schlachtenlenker und Schlachtenbildner hat die Legende zum unmännischen Weichling umgefälscht. Verwechselung mit seinem Bruder Shamash-shum-ukin, mit seinem Nachfolger Sin-shar-ishkun, die Beide, nach ruhmlosem Leben, in den Flammen umkamen? Oder schien den Alten ein Gelehrter und Sammler, Einer, der sich um Thontafeln und Massenarbeit kümmerte, nicht der rechte Heerführer und König? Daß er einen großen Harem hielt, in den die Töchter, Schwestern, Nichten aller unterjochten Fürsten gepfercht wurden, unterschied ihn nicht von anderen Orientalenherrschern; macht ihn noch nicht zum Sklaven geiler Lust. Sein Name, des Eroberers und Reichsmehrers, ist fast vergessen; als Sardanapal, der letzte, der verweibte König aus dem Haus des Ninus, lebt er seit den Tagen der Persica des Ktesias in der Weltliteratur. Als Mephistopheles, auf dem zackigen Felsgipfel des Hochgebirges, dem seiner Macht entgleitenden Doktor die Wonnen preist, die in vertraut-bequemem Häuslein die allerschönsten Frauen in allerliebst-geselliger Einsamkeit spenden können, antwortet Faust: „Schlecht und modern! Sardanapal!" Wußte der Faustdichter von Assurbanipal (der Kuyundshikschatz wurde erst 1854 nach Europa gebracht) mehr, als Byrons Tragoedie ihm von dem Assyrer erzählte? Die hatte der Lord aus Ravenna nach Weimar gesandt; dazu die Widmung: „Dem großen Goethe. Ein Ausländer wagt, die Huldigung eines literarischen Vasallen seinem Lehnsherrn darzubringen; dem Ersten aller lebenden Schriftsteller; dem Manne, der seinem Vaterland eine Literatur geschaffen und die Literatur Europas im Rang erhöht hat. Das unwürdige Werk, das der Verfasser ihm zuzueignen wagt, trägt den Titel Sardanapal." Nicht oft hat den alten Herrn eine Widmung so gefreut. Im Juli 1824 schrieb er: „Die Bemühungen des Deutschen" (Goethes, das „große Talent des Lords" den Landsleuten schmackhaft zu machen) „waren dem Engländer nicht unbekannt geblieben, der davon in seinen Gedichten unzweideutige Beweise darlegte, nicht weniger sich durch Reisende mit manchem freundlichen Gruß vernehmen ließ. Sodann aber folgte, überraschend, gleichfalls durch Vermittelung, das Originalblatt einer Dedikation des Trauerspieles Sardanapal, in den ehrenreichsten Ausdrücken und mit der freundlichen Anfrage, ob solche ge-

dachtem Stück vorgedruckt werden könnte. Der deutsche, mit sich selbst und seinen Leistungen im hohen Alter wohlbekannte Dichter durfte den Inhalt jener Widmung nur als Aeußerung eines trefflichen hochfühlenden, sich selbst seine Gegenstände schaffenden Geistes mit Dank und Bescheidenheit betrachten; auch fühlte er sich nicht unzufrieden, als, bei mancherlei Verspätung, Sardanapal ohne ein solches Vorwort gedruckt wurde, und fand sich schon glücklich im Besitz eines lithographirten Faksimile, zu höchst werthem Andenken. Doch gab der edle Lord seinen Vorsatz nicht auf, dem deutschen Zeit- und Geistgenossen eine bedeutende Freundlichkeit zu erweisen; wie denn das Trauerspiel ‚Werner‘ ein höchst schätzbares Denkmal an der Stirn führt. Hiernach wird man denn wohl dem deutschen Dichtergreise zutrauen, daß er, einen so gründlich guten Willen, welcher uns auf dieser Erde selten begegnet, von einem so hochgefeierten Manne unverhofft erfahrend, sich gleichfalls bereitete, mit Klarheit und Kraft auszusprechen, von welcher Hochachtung er für seinen unübertroffenen Zeitgenossen durchdrungen, von welchem theilnehmenden Gefühl für ihn er belebt sei. Aber die Aufgabe fand sich so groß und erschien immer größer, je mehr man ihr näher trat; denn was soll man von einem Erdgeborenen sagen, dessen Verdienste durch Betrachtung und Wort nicht zu erschöpfen sind?“ Und im März 1826 notirt Eckermann: „Goethe war heute bei Tisch in der heitersten, herzlichsten Stimmung. Ein sehr werthes Blatt war ihm zugekommen, nämlich Lord Byrons Handschrift der Dedikation seines Sardanapal. Er zeigte sie uns zum Nachtisch. Nachdem wir vom Tisch aufgestanden waren, blieb ich mit Goethe allein. ‚Die Engländer‘, sagte er, ‚mögen von Byron halten, was sie wollen: gewiß ist, daß sie keinen Poeten aufzuweisen haben, der ihm zu vergleichen wäre. Er ist anders als alle übrigen und meistentheils größer‘“. Ueber den Sardanapal hat er, wenn ich nicht irre, nie laut gesprochen.

Auch Taine findet, in seiner Byronstudie, das Trauerspiel nicht der Erwähnung werth. Weils keinen neuen, besonderen Ton hat; nicht einen, der in Childe Harold und Don Juan, in Manfred und Kain nicht irgendwo mitschwang. Ein minder gelungenes Maskenfest Seiner Lordschaft. Assyrien? Nein: das aufgeputzte, für Kultredouten geschmückte und illuminirte Sehnsuchtland der Romantik. Ein Ninusenkel? Nein: der ein Bischen heldische und ein Bischen verlebte, sehr sentimentale und sehr müd geküßte Herr, der den clergymen ein Gräuel ist und mit Blasirtenlächeln die Ehrenwerthen bespöttelt, qui mettent leurs vertus en mettant leurs gants blancs. Ein Ninive, in dem Brummel Toilette macht und Selterswasser getrunken wird. Die Sprache blüht und duftet (nicht immer von natürlichem Wohlgeruch)

und manches Bild ladet zu weilender Betrachtung (zu kühl bewundernder, wie im Schaufenster eines Juweliers ein schön gefügtes Geschmeide). Das Drama bleibt uns ferner als Assurbanipals Schlachtenmythos; just, weil es zeitlos ist. Sardanapal sagt von sich: „Ich bin aus weichem Thon, durchsät mit Blumen: und wie der Stoff ist, muß das Bildwerk sein.“ Läßt sich als Schirmer des Erdfriedens preisen, als Gott anbeten, wählt, wenn der Meder ihn zum Kampf zwingt, ein leichtes Stahlhemd und vergißt nicht, vor der Schlacht schnell noch einmal in den indischen Stahlspiegel zu schauen. Als die Götter gegen ihn entschieden haben, inszenirt er sich einen pomphaften Feuertod und sorgt für guten Nachruf. „Mein wackerer Pania, gieb die Sklaven frei! Was im Palast mit mir die Wohnung theilt, verläßt ihn noch vor Ablauf einer Stunde. Bemannt die Königsbarken, einst zu Festen und nun zur Flucht bestimmt, und schifft Euch ein! Flieht und seid glücklich!“ Dann werden, auf seinen Wink, Tannenäpfel, Reisig, dürres Laub, Cedernstämme zum Scheiterhaufen geschichtet, den Myrrhen, Weihrauch und köstliche Araberöle durchduften müssen. „So. Nun nimmt es sich schön aus.“ Nun kann ein Lord mit Anstand sterben. „Der flammende Palast mit seiner Mauern rauchenden Ruinen ist mir ein stolzres Denkmal als Egyptens Backsteingebirge über Königsleichen und Kühen; man weiß ja nicht: sind diese Bauten für ihre Herrscher, für den Stiergott Apis?“ Ein geistreicher Herr; noch in der letzten Stunde. Und seine Lieblingsklavin Myrrha, die Jonierin, pointirte die Rede wie er. „Der Krieger stirbt für seinen König; warum nicht ein Weib für seinen Geliebten? Glaubst Du, ein Griechenmädchen wagt Das aus Liebe nicht, was Indiens Witwen nur für die Sitte thun?“ Das geschieht in Ninive um die Mitte des siebenten vorchristlichen Jahrhunderts; so redet, so girrt man dort. Wer erräth den letzten Gedanken der Jonierin, ihr allerletztes Bedauern? „Nur ein Gedanke drückt mich: daß keine Freundeshand die Asche Beider in eine Urne sammeln wird.“ Assurbanipals Haremsmädchen.

Aus der Tragoedie, deren Dichter nicht an die Bühne dachte und die auf der Bühne nie heimisch ward, hat der flinke und emsige Paul Taglioni ein Ballet gemacht, das der alte Wilhelm gern für Paradevorstellungen wählte. Ein schöner, wohlbeleibter Mann mit breiten Wangenflächen, gebietendem Blick und edlem Gestus war Sardanapal; und diesen Herr Ebel (der im letzten Akt den Niemann des meyerbeerischen Bacchanals geschickt kopirte) umschlang die Braunschweigerin Adele Grantzow, deren feierliche Anmuth in Myrrhas Griechinkleid zum Entzücken war. Eine Tänzerin, die noch tanzen konnte (und heute, in den Tagen der Isadoren, Madeleinen und anderen Bärengrazien, drum mit Verachtung angesehen würde) und ein Pantomimentalent von starker

Ausdrucksfähigkeit. Wenn sie mit der Fackel den Holzstoß anzündete und sich in bewußter Hingebung dann auf den umlohten Königssitz schwang: wirklich eine Hellenin unter Barbaren des Ostens. Ausstattung? Was man damals so nannte. Théâtre paré. Taglioni hatte im Britischen Museum Allerlei abgeguckt; und Herr Hertel, der Komponist, lieferte, so gut es ging, Orientalia. Wenns nur recht bunt war; Kostüm und Musik. Jetzt soll das Ballet wieder einstudirt werden. „Auf Allerhöchsten Befehl." Und Altmeister Alfred Holzbock, der zwar auf dem Landweg nach Korfu wollte, den berlinischen Kunstgenius aber wie kein Anderer erfaßt hat (und längst, wie der „lichtvolle Historiograph" Pietsch, Professor sein müßte), kündets schon als Ereigniß an. Trotzdem er, im Nebenamt, auch Wagners Erbe mit treuer Hand vor Entweihung hütet und in Wahnfried ungemeldet vorgelassen wird, wie der Malteser in Philipps Audienzsaal. Professor Schlar, so berichtet der Kunstpolitiker Dr. Holzbock, durchforscht die in der Königlichen Bibliothek lagernden Fragmente assyrischer Musik und wird, als ein mit solchem nutrimentum spiritus Gepäppelter, der Pantomime Taglionis ein neues Tonkleid weben. „Diese Fragmente werden, obgleich sie nur aus wenigen Takten bestehen, auf kaiserlichen Wunsch gleichsam die Leitmotive sein, auf denen sich Schlars Musik aufbaut. Diese Musik hat den Beifall des Monarchen gefunden, der bei einem mit Zugrundelegung eines altassyrischen Fragmentes von Schlar komponirten Tempelreigen meinte, daß er ein ähnliches Motiv in einem geschlossenen Tanz gehört habe, den die Bauern und Bäuerinnen des Dorfes Gasturi, zu dem ja das Schloß Achilleion gehört, vor ihm und der Kaiserin aufgeführt hätten." (Sagte ich nicht stets, daß der Treffliche die deutsche Sprache, nach hartem Kampf, in seines Wesens besondere Art gezwungen hat?) „Der Tanz von Gasturi dürfte in der Neubearbeitung des Sardanapal auftauchen." Stilvoll: ein Lieblingwort des Berliners. Professor Delitzsch soll an der Regie-Arbeit mitwirken (Julius Oppert, der den Herodot so merkwürdig anders las, ist tot und kann den Babelbibeldeuter nicht mehr ärgern) und die Assyriologenzunft des Erdkreises zur ersten Aufführung ins Hofopernhaus geladen werden. Unser Preßdoktor weiß, wie nah dem Kaiser die große Sache am Herzen liegt. „Der Monarch meint, es sei gut, wenn auch die Wissenschaft sich in den Dienst des Theaters, eines so allgemeinen Kulturfaktors, stelle. Mit Hilfe der deutschen Wissenschaft" (und der britischen und der französischen, liebe Hofzecke) „wurde die altassyrische Kultur, von der wir bisher so wenig gewußt haben, aufgedeckt. ‚Diese alten Assyrer', äußerte der Kaiser lachend, ‚haben ja so schöne Majolikagegenstände angefertigt, wie sie heute in meinem Cadinen fabrizirt werden.' Schließlich

bemerkte der Kaiser, es erfülle ihn mit großer Genugthuung, daß sein Ballet berufen sei, Kulturbilder einer alten, glanzvollen Zeit in möglichst historischer Treue zu zeigen und so eine höhere künstlerische Aufgabe zu erfüllen." Und dieses kaiserliche Balletprogramm dünkt den Holzbock „beachtenswerth."

Mich auch; nur, fürchte ich, in anderem Sinn. Der Kaiser hat, wie der Bürger, das Recht, seinem Privatgeschmack zu folgen. Ihn zu bekritteln, weil er, zum Beispiel, in seinem Achilleionpark lieber eine pompös schlechte Achilleusstatue als den von dürftiger Kunst in Stein gemetzten Dichter der „Schloßlegende", den Hohenzollernlästerer, sehen will, ist thöricht. Nur wo der Aufwand aus Staatsmitteln bestritten wird, darf man, höflich, dreinreden. Ob die Absicht, die Civilliste des Königs von Preußen zu erhöhen oder vom Reichstag einen Kaisersold zu fordern, fortbesteht, weiß ich nicht. Doch die Art, wie beträchtliche, von den Parlamenten bewilligte Summen jetzt, angeblich für Kunstzwecke, verwendet werden, zwingt zu sorgsamerer Prüfung. Im Elsaß ist die schönste Burgruine ins Unhistorisch-Theatralische verputzt worden. Und nun wird Balletkulturgeschichte verheißen. Der Gedanke ist nicht so funkelnagelneu, wie der Holzbock wähnt. Wenn auch sein Wähnen endlich Frieden fände und er, statt als Kulturfaktor um die Erdfeste zu dienern, einmal die seßhafte Kunst des Lesens übte, erführe er bald, daß schon Noverre mythologische und historische Stoffe zu Ballets verarbeitet und mit üppiger, echter Ausstattung aufs pariser Theater gebracht hat. Vorher hatten Rinuccini (dem die Eminenz Richelieus bei der weder gottgefälligen noch das Staatswohl förderndeu Arbeit half) und La Motte den Pantomimus der Römer ins Französisch-Prunkvolle modernisirt und am Hof so hitzigen Beifall gefunden, daß zwei Lilienlouis, der dreizehnte und der fünfzehnte, selbst als Ballettänzer auftraten. Nach Noverre kam Galeotti, von dem (und von dessen Schüler Vestris) Taglioni abstammte; entstand aus der Theaterehe Meyerbeer-Scribe die Große Oper mit ihrem unentbehrlichen Balletappendix. Das historisch Echte hat man früh der Porte Saint-Martin, dem berliner Victoriatheater, den londoner Winkelerben des kleineren Kean und dem Cirkus überlassen. Die konnten sich für ein Kostümbedürfniß, einen Requisitenfund Stücke bestellen. Sollen wir aus dem Deutschland Hebbels und Wagners etwa in Noverres Frankreich zurück?

Von Byrons Dandydämonenwelt führt kein Steg in Assurbanipals welkende Herrlichkeit; und in Taglionis effektvollem Balletbuch sähe der grünste Orientalist eine Spottgeburt. Wenn Renan und Maspero, Oppert und Schrader, Winckler und Delitzsch sich zusammenthäten und in Englands gelehrtesten Häusern um Hilfe würben, brächten sie noch nicht ein Fünkchen assyrischen

Geistes in die geschminkten Bretterschemen. Je echter die Einkleidung, desto schlechter, bis ins Läppische schlechter die Wirkung dieses zeitlosen Scheinwesens. Gar so leicht ist der Geist Assurs zunächst von den Thontafeln nicht abzulesen; wer will beschwören, ob Ktesias, ob Herodot aus hellerem Auge sah, ob übermorgen die Keilschrift nicht anders als heute entziffert wird? Die Gewandung und das Geräth mag man dem Tëummanrelief und anderem Bildwerk nachahmen, Haltung und Geberde nach diesen Mustern stilisiren. Wird aus dem Pudersardanapal dadurch Ninives letzter Heldenkönig? Der hat Völker unterjocht und mit Leichen den Flußlauf gedämmt. Dem hat nicht die Wimper gezuckt, als die Flamme am Leib des Bruders aufleckte. Dem soll der süße Opernsultan auf dem Schaugerüst nun ähnlich sehen? Dem harten Söldnerhäuptling, der nie in eines Lustmädchens Arm sentimentalisch geschwärmt, nie, in tiefster Noth nicht, den Scheiterhaufen bestiegen hätte? Eben so klug wäre der Versuch, Nelusko als Dualla zu vermummen und gestikuliren zu lassen oder Schillers Knaben Karl ins Wesenskleid eines rothhaarigen Rüpels zu stecken. Daß der Schwarze Selikas grazile Majestät anschmachtet, der Infant selbst dem Vater, der ihm Paradiesesglück geraubt hat, nie im Ernst fürchterlich wird, thut nichts zur Sache. Maria Stuart mag, in einem Gewand von starrer, brettdicker Seide, einer alternden Metze gleichen (war sies etwa in Fotheringhay nicht?) und so, bis auf die Brunstflecke echt, den eilenden Wolken ins Heimathland nachträumen ... Nicht einmal Herzog Georg, den die Bühnenhistorienmalerei doch mehr als das Herz der Dichtung interessirte, ist so weit gegangen. Er fühlte, daß jedes Drama, Tragoedie oder Ballet, Meisterwerk oder Quark, sein besonderes Lebensgesetz in sich trägt und nach seinem persönlichen Bedürfniß gekleidet sein will, nicht nach verblichener Mode. Die Zumuthung, einen Opernhausassyrer von Fachgelehrten anziehen und waffnen, frisiren und mimisch drillen zu lassen, hätte er lächelnd abgewehrt.

Sagts dem Kaiser denn Keiner? Die Pariser, die ihren Scribe kennen, haben schon unsere „echten“ Hugenotten wie protziges Barbarenvergnügen bewitzelt. Der echte Sardanapal nach dem Thontafelschema müßte unserer Kunstkultur traurigen Ruhm eintragen. Im richtigen Gewand, zwischen treulich nachgekünsteltem Geräth der Balletspuk noch putziger wirken. Sagts Keiner dem Kaiser? Assurbanipal hat sein Reich und seinen Palast nicht zum Maskeradenschauplatz erniedert. Hat nur gesammelt, was der Bewahrung werth schien. Und der Menschheit das Bild einer nationalen Kultur hinterlassen, die aus dem Lande der Ahnen sacht ins Herz der Enkel gewachsen war.

Offizier und Lehrer.

Das Manko unserer modernen Unterrichts- und Bildunganstalten pflegt in dem geistlosen Lehr- und Lernbetrieb gefunden zu werden. Man spricht vom Lerndrill, wie man von militärischem Drill spricht, und jener giebt diesem auf seinem Gebiet nichts nach; er ist das rechte moderne preußisch-deutsche Gegenstück dazu. So kann man mit Grund von einem Militarismus in der Schule reden, der seit dem letzten großen Krieg vom Heer auf das Unterrichtswesen übergegangen ist. Es war die zwingende suggestive Macht der preußischen Militärorganisation, die, wie sie die Bundesstaaten zur deutschen Reichseinheit zusammenschweißte, alle Lebensgebiete durchsetzte und in den Bann ihres Systems brachte.

Ich erinnere mich aus der eigenen Schulzeit an Versuche, die in den siebenziger Jahren, als der Sieges- und Begeisterungrausch noch, von sozialistischer Gedankenblässe unangekränkelt, in ungeschwächter Kraft forthallte, an Schulanstalten gemacht wurden, den Betrieb militärisch zu organisiren. Da war an dem damaligen Realgymnasium Wöhlerschule in Frankfurt am Main ein Mann von scharf und hart geprägtem ostpreußischen Typus Direktor; ein Mann, dem der Sinn für Ordnung, Zucht und Disziplin so tief im Fleisch saß, daß er nicht einmal mehr mit ansehen konnte, wenn die Schuljugend in den Stundenpausen auf dem Hof bunt und froh durcheinanderwirbelte. Jede Bewegung, die nicht eingeschult und diszipliniert war, blieb dem Mann in tiefster Seele verhaßt. Sein Ideal war überall der gleiche Schritt und Tritt; auf ihn strebte er Schüler wie Lehrer in den Unterrichts- wie in den Freistunden zu bringen. So war denn sein Erstes, als er das Amt antrat, jedes Spiel und jede freie Bewegung in den Pausen zu untersagen. Er ließ einen großen Kreis bilden, in dem die Schüler aller Klassen bis zur Obersekunda in geordneten Reihen sittig und fromm gemessenen Schrittes sich herumbewegen mußten. Inmitten des Ringes stand der Direktor selbst mit den Lehrern und paßte auf jeden Sünder, der etwa die Reihen durchbrechen und eine Laufbewegung wagen wollte. Der wurde dann sofort abgeführt und zum Nachexerziren oder Nachsitzen verurtheilt. Nur für die Schüler der oberen Klassen, Obersekunda und Prima, war eine Ecke des Hofes reservirt, in der sie sich beliebig frei ergehen durften. Aber auch da war nur ruhiges Wandeln erlaubt, und wer sich unliebsam bemerkbar machte, wurde für die Pausen in den großen Kreis zurückversetzt. Der hieß im Munde der Frankfurter der „Cirkus Kreyssig", nach dem Namen des Direktors, und der bekannte Lokaldichter Stoltze taufte damit die ganze Anstalt, über die er manches Spottgedicht ergehen ließ. Die damaligen Wöhlerschüler dürften sich noch des originellen Direktors Kreyssig erinnern, der uns zu jeder Kaisergeburtstagsfeier auf dem Schulhof Parade-

marsch üben ließ, den er kommandirte, während die Lehrer als Unteroffiziere eintreten mußten. Beim letzten Besuch des alten Kaisers in Frankfurt führte er ihm seine Schule in solcher Parade vor. Zu unserem Gaudium natürlich, aber zum Aerger der Lehrer, fielen dann Tage lang vorher die Unterrichtsstunden aus. Philipp Kreyssig war übrigens kein unbedeutender Pädagoge; er hatte sich durch seine Shakespeare-Studien auch als Gelehrter einen Namen gemacht. Er starb in der Weihnacht 1880; in dem Jahr, das uns von dem „Cirkus" erlöst hätte. Sein Nachfolger gab der Schule dann die ungezwungene Bewegungfreiheit zurück. Ein eigenartiges Erlebniß knüpft sich für mich noch an Kreyssigs Tod. Es war kurz vor der Weihnacht: da stürmte er höchst erregt in unsere Lateinstunde und nahm sich einen der besten Schüler vor. Und als Der mit dem Uebersetzen nicht recht vorwärtskam, quälte er ihn allein die ganze Stunde hindurch und schwor, immer aufgeregter und heftiger werdend, die ganze Klasse nicht zu versetzen. Es war die letzte Stunde, die er gegeben hat; und seltam: acht Tage danach lagen der Direktor und der Schüler unter der Erde.

Unser Direktor war die wunderlichste Ausgeburt des Geistes, aus dem unser Unterrichtswesen seit der Wiedergeburt des Reiches erwachsen ist. Ich will nicht sagen, daß es sehr viele gerade seines Schlages gab; doch dieser Geist warf seinen Schatten über das ganze pädagogische Gebiet. Und diesem Pädagogenthum blieb gemeinsam, daß es vor den Schülern nur komische Figur machte. Bei aller Strenge, die er walten ließ (und er war der unerbittliche Schrecken aller Schulsünder) war auch unser Direktor nicht viel mehr für uns. Er konnte uns keinen wahren Respekt und keine tiefe Achtung abnöthigen. Und eben daran krankt unser höherer wie der niedere Schulbetrieb: es ist seine eigentliche endemische Krankheit, während wir die militaristischen Velleitäten nur als epidemisch ansprechen dürfen. Wie Wenige können sich an Lehrer erinnern, deren Persönlichkeit ihnen wirklich tiefere Achtung einflößte und sie mit fortriß, so daß sie nicht an ihren Eigenheiten und komischen Seiten hängen blieben! Immer ist der Lehrer schuld, wenn er seine Zöglinge nicht innerlich zu fassen und zu fesseln weiß, wenn ihnen, abgelenkt durch die Zielscheibe seiner äußeren Person und Sonderlichkeit, der ganze Lernbetrieb nur zum Spott wird, den sie so schnell wie möglich, nur zum Zweck einer künftigen Lebensversorgung, erledigen. Ewig beherzigenswerth bleibt das Wort von Paul de Lagarde: „Laßt einen eifrigen Mathematiker, einen begeisterten Freund des Griechischen an eine Schule kommen, so lernt die ganze junge Gesellschaft ohne eine Spur von Zwang und Ermüdung Mathematik und Griechisch. So wird auch der Student arbeiten und werden, so wie er Krieg oder Sturm, so wie er Begeisterung merkt. Aber er merkt jetzt von Krieg, Sturm, Begeisterung nichts. Er ist arm, und was er merkt, ist, daß er auch ohne innerliche, von Herzen kommende Arbeit eine gesicherte Existenz erhält, wenn er — ich schreibe

nicht fertig. Glaubt man, ihm Vorwürfe über diese Gesinnung machen zu dürfen? Die Vorwürfe gehören an eine ganz andere Adresse als die seine."

Ich kannte einen einzigen Lehrer, der diesen Anforderungen entsprach. Es war unser Lateinlehrer, ein feinsinniger Aesthetiker, der heidenfroh war, wenn wir ihn durch Kreuz- und Querfragen über die antike Welt in den Stunden von dem ihm programmgemäß auferlegten Lernbetrieb am Leichnam des armen Livius ablenkten. Dann ließ er sich willig ausholen, erzählte von seinen Studienreisen in Italien und verglich das antike dem modernen Leben. Seine Unterrichtsweise erinnerte von fern an die Nietzsches, wie sie aus dessen baseler Professorenzeit berichtet wird. So lernten wir unvergleichlich mehr vom Geist und Wesen der Antike verstehen als die Lateiner humanistischer Gymnasien. Doch auch dieser allverehrte Lehrer sollte noch einen kleinen komischen Beigeschmack annehmen, bevor wir von ihm schieden. Auf einem Ausflug in den Odenwald, zu dem er die Primaner vor ihrem Abgang angeregt hatte, besichtigten wir einen Marstall, wo uns ein feuriger Hengst vorgeführt wurde. Wir umstanden in frohem Anschauen das prächtige Thier; da machte es einen hohen Satz: und unser Aesthetiker war sammt einem mitgekommenen Kollegen in drei Sätzen zur Stallthür hinaus. Keiner von uns hatte sich gerührt; und unser Lachen scholl hinter den Flüchtigen drein. Professor Veit Valentin hat sich später als Kunstforscher einen Namen gemacht; seinem Unterricht aber hatte dieses Erlebniß für uns Etwas genommen, das sich nicht wieder einholen ließ.

Man kann nun freilich von unseren Lehrern nach dem Lebens- und Bildungsgang, den sie zu nehmen gezwungen sind, nicht erwarten, daß sie Heroentugend bewähren. Doch wäre immerhin das Maß persönlicher Haltung zu fordern, das der Offizier seinen Soldaten zeigen muß, wenn er seine Autorität wahren will. Die Mißachtung des Lehrerstandes, die sich in seiner gedrückten sozialen Stellung ausspricht, mag zum Theil mit auf den Mangel an männlicher Haltung und auf die körperliche Hilflosigkeit zurückzuführen sein, unter der Viele seiner Vertreter leiden. Bei dieser Mißachtung treten freilich noch andere Momente ins Spiel; solche ethnischer Art. Der alte Preußenstamm war, wie jedes Erobervolk, von je her bildungfeindlich und speiste den „deutschen Gelehrten" mit Spott und Hohn. Man erinnert sich der Narrenspossen, die Friedrich Wilhelm I. mit dem Rektor seiner frankfurter Akademie trieb. Sein großer Sohn ließ die Franzosen bei Roßbach von seinen forschen Dragonern wohl zu Paaren treiben, aber seine geistige Erholung suchte er bei ihren Aestheten und wies dem Lessing die Thür. Diese Mißachtung des deutschen Dichter-, Denker- und Lehrerthumes steckt dem Preußen noch immer tief im Blute als ein gewisses Fremdgefühl gegenüber deutschem Wesen, das die Borussen doch niemals ganz heimisch in Deutschland werden ließ und sie als eine Erobererkaste mit fremdem Bluteinschlag kennzeichnet, die nur militärisch davon Besitz

ergriffen hat. Dieser Zustand wird dauern, bis sich das Preußenthum in Deutschland völlig akklimatisirt hat; der Prozeß ist noch im Gange und seine typischen Ausdrucksformen sind noch immer der deutsche Gelehrte und der preußische Offizier. Wir müssen wünschen, daß sie ihre erziehlichen Qualitäten allmählich zu einem neuen Typus verschmelzen, in dem Beiden mit ihren Schwächen und Einseitigkeiten aufzugehen bestimmt ist. Unsere künftigen Erzieher brauchen eine körperliche und eine geistige Haltung, die verbietet, sich gehen und hängen zu lassen; eine Haltung, die frei von pessimistischer Ankränkelung überall in hinreißendem und starkem Zug über die eigenen wie über die Schwächen und Kümmerlichkeiten der Zöglinge hinauszutragen vermag. Das hätte, wie auf dem militärischen Gebiet der Offizier, so auf dem pädagogischen der Lehrer zu lernen, nachdem Beiden große Vorbilder vors Auge gestellt worden sind.

Heinrich Driesmans.



Weder mein Verdienst noch meine Schuld ist, daß der Glaube an die bisher giltigen Erziehunglehren und Erziehungmaßnahmen ins Wanken gerathen ist und daß man an ein klassisches Bildungideal von vorbildlicher Bedeutung nicht mehr glauben will. Ich habe die evolutionistische, antidogmatische Bewegung weder geschaffen noch wesentlich gefördert, die alle wissenschaftlichen Disziplinen, also auch die Religionen, die Ethik, Kunst, Literatur, Politik und Schule den Geboten der Entwickelunglehre unterworfen und in den Fluß der Zeiten gestellt hat. Meine Schuld ist es nicht, daß durch die rechte Erkenntniß von den leiblichen und seelischen Bedürfnissen der menschlichen, zumal der Kindes-Natur der Glaube an die mittelalterlich-klösterlichen Sitz- und Lernschulen mit ihrem einseitigen und vorzeitigen Verstandeskultus erschüttert ist, daß seit Jahrzehnten der Ruf nach einer gesunden, Körper und Geist gleichmäßig entwickelnden Erziehung zu freien, selbständigen Persönlichkeiten in Deutschland immer dringlicher wurde. Eine große Gemeinde von modern fühlenden Deutschen empfindet es als schwere, unheilvolle Unterlassungsünde unserer Zeit, daß wir versäumt haben, aus der naturwissenschaftlichen Erkenntniß die rechte Nutzanwendung auf Staat, Religion, Gesellschaft und Schule zu machen ... Mein Eintreten für das Neue, zumal das Neue auf dem Gebiete der Erziehung und des Schulwesens, schloß in sich Angriffe auf die meiner Meinung nach veralteten Schulorganisationen, Lehrpläne und Lehrmethoden. Meine engeren Berufsgenossen zu kritisiren: dazu fehlen mir Neigung und Beruf. Die Mehrzahl dieser Herren leistet, so weit ich es beurtheilen kann, so viel, ja, mehr, als in ihren Kräften steht. Mein Kampf galt der veralteten Schulorganisation und dem traditionellen, nach meinem Gefühl zu düsteren und nüchternen Schulgeist ... Die Thatsache, daß meinen Herren Amtsgenossen die von mir an den Gymnasien geübte Kritik peinlich war, muß ich als gegeben hinnehmen. Wollte man aber bei seiner Kritik des Bestehenden immer auf die Empfindungen der Herren Berufsgenossen schonende Rücksicht nehmen, so wäre eine reformatorische Arbeit so gut wie ausgeschlossen. (Ludwig Gurlitt: „Mein Kampf um die Wahrheit.“)

Eine neue Formenlehre des Ornamentes.

„Ganz besondres hat mich gefreut, daß der Herr Minister uns Abgeordneten Gelegenheit gegeben hat, vor Kurzem hier im Abgeordnetenhaus die große Arbeit kennen zu lernen, die Professor Meurer mit Unterstützung des Handelsministeriums ausgestellt hat. Es handelt sich bei diesem Werk um die Aufgabe, in der Darstellung künstlerischer Formen auf großen Tafeln, unter Zuhilfenahme eines beifolgenden erklärenden Handbuches, eine vergleichende Formenlehre des Ornamentes zu geben, um die Entwickelungsgeschichte der Kunstformen auf natürlichem Wege zu erklären. Diese Arbeit des Herrn Meurer liefert den Beweis dafür, daß die Erziehung in der Formenlehre des gesammten Kunstgewerbes, wie auch der Technik überhaupt, auf die historische Entwickelung eben so wenig verzichten kann, wie unsere Erziehung, wie unser gesammtes Schulwesen den historischen Zusammenhang mit Dem, worauf unsere gesammte Bildung beruht, entbehren kann. Diese Erkenntniß ist die Grundlage und das Mittel zur Erklärung technischer Gestaltungsgesetze. Der Schüler lernt (und darauf zielt unsere moderne Erziehung im Kunstgewerbe ganz besonders hin) das richtige Verständniß bekommen für den Stoff, den er bearbeiten soll, und für die Art, in der dieser Stoff zu behandeln ist. Ein solches Wissen aber und eine solche Erziehung führt ein in das Verständniß künstlerischer Arbeit und lehrt die Bedingungen wirklich richtigen technischen und zugleich künstlerischen Schaffens besser verstehen. Aus diesem Werk des Herrn Meurer ist nun mit großer Freude zu erkennen, wie der lebendige Geist der Völker in Jahrtausende langer Arbeit verstanden hat, den Gebilden der Natur nachzuschaffen und sich aus diesen Gebilden der Natur künstlerisch anregen zu lassen. Diese tiefgehenden Untersuchungen und die Darstellung der künstlerischen Arbeit aller Völker sind das große Verdienst, das Herr Professor Meurer sich erworben hat; das Verdienst des Herrn Handelsministers ist aber, daß er ihm mit materiellen Mitteln ermöglicht hat, diese Arbeit eines ganzen Lebens der Oeffentlichkeit zu übergeben. So weit mir bekannt ist, dürfte diese Arbeit zum ersten Mal in einer so umfassenden, in so durchweg logischer Weise es unternommen haben, die Entwickelung des Ornamentes zu geben." So sprach Herr Münsterberg am dritten Februar 1908 im Haus der Abgeordneten.

Ich bin mit Meurers Ideen seit Jahren vertraut und möchte deshalb, die Worte des Herrn Abgeordneten Münsterberg ergänzend, hier auf die Bedeutung des Werkes hinweisen. Es ist in der That ein Lebenswerk. Meurer war zuerst Maler. Hauptsächlich beschäftigte er sich mit dekorativen Arbeiten: Ausschmückung von Kirchen, öffentlichen und privaten Bauten, wovon die Wand- und Deckenmalereien verschiedener Ministerien, der Majolikasaal im Kunstgewerbemuseum, die Ausstattung eines Saales im moabiter Kriminalgerichtsgebäude, die katholische Kapelle im lichterfelder Kadettenhaus und viele andere Räume Zeugniß geben. Seit Ende der sechziger Jahre, in denen die Anfänge zur Gründung des berliner Kunstgewerbemuseums liegen, war er bis zum Jahr 1884 in verschiedenen Klassen der mit diesem Museum verbundenen Unterrichtsanstalt thätig. Während dieser Zeit gab er verschiedene kunstgewerbliche Publikationen heraus, machte sich namentlich aber auch

durch umfassende Aufnahmen von Decken- und Wanddekorationen der Renaissancezeit bekannt, die er mit Schülern in italienischen Kirchen, Villen und Palästen ausführte. Nebenbei hatte er sich schon immer mit dem Studium der Pflanze und ihren dem Ornament vorbildlichen Formen beschäftigt; die Resultate dieser Arbeit gab er später in zwei größeren Werken: „Pflanzenformen“ und „Pflanzenbilder“.

Im Jahr 1884 siedelte er ganz nach Rom über. Die fortgesetzte Beschäftigung mit dem Pflanzenstudium und die gleichzeitige Anschauung der ihn dort umgebenden antiken Kunst führte zu ganz überraschenden Beobachtungen auf ornamentalgeschichtlichem Gebiet, die er auf Reisen nach Griechenland, Kleinasien und Egypten durch das Studium alter Denkmale auf ihre Richtigkeit zu prüfen und festzulegen sich bemühte. Aus diesen Untersuchungen entstand das nun vollendete Tafelwerk: „Vergleichende Formenlehre des Ornamentes und der Pflanze“.*) Es besteht aus 250 großen Tafeln, welche die wesentlichsten Typen architektonischer Kunstformen in ihrer Entstehung und Entwickelung namentlich an egyptischen, griechischen, römischen und mittelalterlichen Beispielen, und zwar stets in Verbindung mit den Vorbildern der Natur, vorführen, die von der Kunst bei ihrer Ausgestaltung angewendet wurden. Ein im Druck befindliches reich illustrirtes**) Handbuch giebt die nöthigen Erklärungen dazu.

Interessant ist, zu sehen, wie Meurer von entwickelten oder erstarrten Formen die Prototypen findet. Das beruht vielfach auf seinen Beobachtungen des Baues und Wachsthumes der Pflanzen. Diese Art von Beobachtungen führte ihn zu einer ganzen Reihe auch für die Archäologie wichtiger und überraschender Resultate. So geht er, zum Beispiel, der Bedeutung des den festen Wohnsitzen voraufgegangenen Zeltbaues nach, dessen Vorbildlichkeit für die Dekorationsysteme der egyptischen und griechischen Baukunst von ihm in eigener Weise erörtert wird. Bei dieser Betrachtung weist er auch auf die Entstehung des Säulenkapitells aus den Blüthenkrönungen früher Stabformen und Stelen und an den freiendenden Pfosten von Zelten und Holzbauten hin. Natürlich verlangt das Werk ein intensives Eingehen in die Art der Beobachtung; nur so lernt man erkennen, von wie umfassender Bedeutung die Formen der Pflanze für die gesammte griechische Architektur sind. Daß der Grieche mit der selben Liebe, mit der er Jahrhunderte lang daran arbeitete, den menschlichen Körper in der höchsten Vollendung darzustellen, die ihn umgebende Natur beobachtete und aus ihr die uns mit Bewunderung erfüllenden Kunstformen ableitete, die in dem vollendeten Organismus des griechischen Tempels und seinen Elementen auf uns gekommen sind. Wie es dann in der römischen Baukunst wächst und wuchert von pflanzlichen Gebilden, die im Byzantinischen mehr und mehr erstarren. Mit der romanischen Kunst setzt ein neues Knospen ein, das sich in der Gothik zu einer Menge neuer Pflanzenmotive herrlich entfaltet, bis dann die Renaissance auf den Bestand der antiken Kunst zurückgreift.

Von großem Einfluß auf Meurer war Gottfried Sempers klassisches Werk: „Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten“, das gleich am Anfang des

*) Das Tafelwerk ist im Verlag des Verfassers erschienen und durch die Hofkunstanstalt von A. Frisch (Berlin, Lützowstraße 66) zu beziehen.

**) Vergleichende Formenlehre des Ornamentes und der Pflanze von M. Meurer, Verlag von G. Küthmann in Dresden.

Vorwortes citirt wird. Im Ganzen ist aber weniger aus vorhandener Literatur als aus den Kunstdenkmalen selbst geschöpft. Meurers Absicht ist nicht, fertige Kunstformen in mustergiltigen Beispielen als nachzuahmende Vorbilder zu geben, sondern, deren Entstehung nachzugehen. Hierüber äußert er sich im Vorwort: „Die theoretische Unterweisung der Schule hat sich mehr mit den Prozessen und Bedingungen der künstlerischen Hervorbringungen als mit den jeweiligen Resultaten der einzelnen historischen und nationalen Stilperioden zu beschäftigen. Diesem Zwecke versucht meine Publikation durch ihr Anschauungmaterial und die es begleitenden textlichen Ausführungen dienlich zu werden; sie kann und will keine allgemeine Geschichte des Ornamentes vorstellen, sondern bescheidet sich damit, an den Beispielen einiger der wichtigsten Typen die Entstehung und Entwickelung von Kunstformen mit Rücksicht auf ihre Gestaltungsgesetze, auf ihre Zwecke, Vorbilder und Grundformen, auf ihre jeweiligen materiellen und technischen Bedingungen zu erläutern. Sie verfolgt deshalb auch die Entwickelungsgeschichte dieser Typen im Wesentlichen nur so weit, wie sie in Folge von konstruktiven und werkstofflichen Nothwendigkeiten zu bestimmten Schlußformen kamen, nicht aber ihre nachträglichen, nur von dem stilistischen Duktus einzelner Kunstperioden abhängigen Variationen."

In dem Kapitel „Zweck und Benutzung des Werkes" heißt es: „Hauptsächlich wurden die Kunstformen des klassischen Alterthumes und die des mittelalterlichen Spitzbogenstiles herangezogen, weil in ihnen bestimmte konstruktive Prinzipien zu eben so verschiedenartigem wie vollkommenem Ausdruck gelangen. Zum Verständniß ihrer Entwickelung mußte aber auf die ornamentalen Typen der alten egyptischen und asiatischen Kulturreiche zurückgegriffen werden in denen die Keime aller späteren Kunstformen, der griechischen wie der abendländischen Architektur, enthalten sind, um so mehr, als diese Typen überhaupt erst darüber Aufschluß zu geben vermögen, auf welche Weise und aus welchen Vorbildern die Ornamentformen der technischen Künste entstanden sind. Ist bei diesen Untersuchungen die Zusammenstellung der pflanzlichen Vorbilder mit den aus ihnen hervorgegangenen Ornamentreihen schon zum Verständniß ihres Ursprunges unentbehrlich, so macht sie auch erst den Nachweis möglich, wie die Kunst bei Verkörperung ihrer Aufgaben und bei Uebertragung ihrer Vorbilder zu Werke geht. Sie hat insofern aber auch einen erziehlichen Werth, als sich die Beispiele der Formenlehre durch eine derartig vergleichende Behandlung des Stoffes nicht als fertige, sondern als sich entwickelnde Gebilde darstellen. Der Künstler wird somit in die für sein eigenes Schaffen vorbildlichen Prozesse eingeführt, die eine Kunstform erst zum Ausdruck bestimmter Gedanken und Zwecke fähig machen; er lernt auf diese Weise die überlieferten Kunstformen nicht als zufällige und willkürliche Erfindungen, sondern als das Ergebniß einer logischen Entwickelung, als Verkörperungen jeweiliger künstlerischer Probleme bewerthen. Die Förderung dieser Erkenntniß gewährt der Unterweisung zugleich das geeignetste Mittel, den Sinn des Schülers von einer nur äußerlichen Nachahmung der vorzuführenden Vorbilder abzulenken und einem analogen selbständigen Schaffen zuzuführen."

Frankfurt a./Main. Wilhelm Holzmann.



Zweikampf.

Ins schwüle Dunkel einer Sommernacht
Trieb mich die zwiefach dunkle Macht der Sinne.
Da stand ein mächtig Weib vor mir: „Gieb Acht!
Jetzt ring' mit mir! Fühlst Du die Kraft in Dir,
So geb' ich mich dem Sieger zum Gewinne!"

Sie fiel mich an. Die heiße Leidenschaft
Gab mir der Ahnen harte Sehnen wieder
Und jauchzend stand sie meiner Riesenkraft.
Mein Blut erbraust: da riß sie meine Faust
An ihre weiße Brust; und ich sank nieder.

Und doch, im Staube liegend und besiegt,
Fühlt' ich mich stärker, als ich je gewesen.
Mein Herzblut singt in mir, mein Athem fliegt;
„Erkenn' ich Dich? Die Tugend nenn' ich Dich,
Die den Besiegten läßt zur Kraft genesen!"

Da bog sie nah an meines ihr Gesicht:
„Ich bin erwählt zum Zweikampf mit der Jugend!
Sie ring' mit mir, doch sie erring' mich nicht!
Wer mit mir ringt, ob er auch niedersinkt,
Ich mach' ihn stark! Nun nenn' mich Sünde oder Tugend!"

Prag. Hugo Salus.



Bismarck Postumus.

Der entlassene Bismarck hat uns in den Ansprachen seiner letzten Jahre viele politische Lehren ertheilt und diese Lehren haben ein sonderbares Schicksal gehabt. Die Mahnungen nämlich, die er an die Regirung richtete, sind beherzigt worden, obwohl Graf Caprivi in seinem Uriasbrief an den Prinzen Reuß versichert hatte, Fürst Bismarck werde auf die Leitung der Geschäfte niemals wieder Einfluß gewinnen. (Freilich, er meinte es, wie eben Kärrnernaturen solche Versicherungen meinen: Dieser Abgedankte wird nie wieder Einen anstellen, absetzen, auszeichnen oder rüffeln können. An die nachwirkende Macht seines Geistes hatte er dabei nicht gedacht.) Die Mahnungen aber, die

Bismarck dem Volk ans Herz legte, wurden in den Wind geschlagen. Und doch jubelte ihm das Volk damals zu und immer wieder vernahm man den Schwur, jedes Wort des getreuen Eckard werde tausendfache Frucht tragen.

Quod erit demonstrandum. In Jena sagte der Fürst:

„Wir sehen im Centrum die heterogensten politischen Elemente vertreten. Zu allen Zeiten waren, meiner Erinnerung nach, im Centrum reaktionäre Edelleute, Absolutisten, Konservative und sogar Freisinnige bis zu den Sozialdemokraten herunter vereinigt; und sie Alle stimmen geschlossen wie ein Mann für Dinge, von denen ihr Vorstand sagt, das Interesse der Kirche erfordere es. Könnten wir nun nicht, da wir doch eine nationale Kirche nicht besitzen, eine ähnliche dominirende Partei schaffen, in welcher wir, ohne Rücksicht auf Fraktionvorgänge und über alle Parteiregirung hinaus, fest zusammenhalten und geschlossen für Das stimmen, was die nationale Entwickelung und Sicherheit fördert, und gegen Alles, was sie untergräbt und hindert, so daß es darüber keinen Streit zwischen den Fraktionen gäbe, die überhaupt das Deutsche Reich fördern und erhalten wollen? Es müßte ein neues Kartell geschaffen werden, in welchem die Interessen des Vaterlandes obenan gestellt würden und jede Frage (analog dem Vorgehen des Centrums, das Alles aus dem römisch-kirchlichen Gesichtspunkt betrachtet) unter dem Gesichtspunkt der vaterländischen Interessen geprüft würde. Im Centrum werden die größten Widersprüche fallen gelassen, wenn die Autorität, die zur Leitung berufen ist, erklärt, das kirchliche Interesse verlange es; dann zaudern sie keinen Augenblick: laudabiliter se subjiciunt. Warum sollten wir nicht etwas Aehnliches auf nationalem Gebiet erreichen? Warum sollten wir nicht unseren nationalen Ueberzeugungen mit der selben Energie und Ausschließlichkeit Folge leisten und Alles über den nationalen Kamm scheeren wie die Mitglieder des Centrums von Lieber und Hitze bis zum Herrn von Schorlemer hinauf, die Alle auf einen Schlag stimmen? Das ist von den Selbständigen unter unseren Freunden nicht in dem selben vollen Maße zu erwarten; aber man muß sich immer die Regel vorhalten: ‚Vom Feinde soll man lernen‘; und das Centrum halte ich nach wie vor für einen Gegner des Reiches, in seiner Tendenz, wenn auch nicht in allen seinen Mitgliedern, unter denen es ja auch eine Masse guter, ehrlicher Deutschen giebt; aber die leitende Tendenz ist eine solche, daß ich es für ein Unglück und eine Gefahr für das Reich halte, wenn die Regirung ihre leitenden Rathgeber der Centrumsrichtung entnimmt und ihre Tendenz hauptsächlich darauf zuspitzt, dem Centrum zu gefallen. Das Centrum ist keine dauerhafte Stütze.“

Das hätte auch der große oder der kleine Bernhard sagen können. Die vielbewunderte Idee des Fürsten Bülow stammt also von dem vielverketzerten Frondeur im Sachsenwalde. Doch wird Mancher hier meinen: Man kann Plagiator und doch ein Genie sein; siehe Shakespeare und Molière. Davon später ein Wort. Hier sei nur festgestellt, daß unsere Maßgebenden jetzt die

Politik des entlassenen Bismarck treiben. Wohlgemerkt: nicht die des Bismarck aus seiner staaterhaltenden, sondern aus seiner der Regirung feindlichen Periode. Ich höre den Einwurf, dieser Unterschied sei sinnlos. Aber bitte: Bismarck wurde abgeschoben, weil er „antiquirt" war, dem Gedankenfluge des jungen Herrn nicht zu folgen vermochte, weil seine Politik, wie Caprivi sagte, „zu komplizirt" war, weil, wie die Liberalen sagten, „nichts mehr gelang", weil, wie ein hervorragender Konservativer sagte, sein Wirken „deutliche Zeichen des Niederganges aufwies", kurz, weil die bismärckische Politik nichts taugte. Wenn wir heute, wie bewiesen werden wird, die innere Politik treiben, die der entlassene Fürst empfahl, und wenn diese Politik mit der des offiziellen Bismarck identisch wäre, dann würde ja unsere heutige Politik, die doch ganz den persönlichen Intentionen des glorreich regirenden Kaisers entspringt, nichts taugen; und da eine solche Vorstellung schlechtweg absurd ist, dürfen und müssen wir zwischen der Politik des Handlangers Bismarck und der des Nörglers Bismarck scharf unterscheiden. Es hilft also nicht: wir stehen politisch im Zeichen des alten Alkoholikers und Morphinisten im Sachsenwalde.

Doch weiter. Gerade der entlassene Bismarck nahm besonders scharf gegen die Polen Stellung. Damals wurde Herr von Stablewski Erzbischof von Posen, Herr von Koscielski galt als ein Edelstein der preußischen Krone und Fürst Bismarck sprach:

> „Ich will mit allen meinen Mitbürgern in Frieden leben, aber in seiner exponirten Stellung kann Deutschland sich den Luxus einer slavischen oder römischen Nebenregirung nicht gestatten und schließlich wollen wir doch Alle, glaube ich, nicht einen Krieg mit Rußland herbeiführen, nur um die Republik Polen unseligen Angedenkens wieder herzustellen. Darauf aber läuft die ganze Geschichte hinaus: die Polen betrachten Posen und Westpreußen nur als ein Uebergangsterrain, wo sie ihre nationalen Besonderheiten bewahren können, um sie dann, wenn wir, wie sie hoffen, Rußland geschlagen haben, in aller Ruhe in einem slavischen Staat mit antigermanischer und antiprotestantischer Spitze weiter zu pflegen. Darum macht unsere neuste polnische Wirthschaft auch in Rußland so viel böses Blut, weil man gleich den Glauben verbreitet, wir spekulirten auf die Revolution der russischen Polen ... Niemand hat einen Zweifel, wenn von höchster Stelle erklärt wird: ‚Ehe wir den Elsaß wieder aufgeben, müßte unsere Armee vernichtet werden', daß das Selbe auch gilt für die Ostgrenze, und zwar in verstärktem Maße; wir können Beides nicht missen, Posen noch weniger als den Elsaß, aber Beides niemals. Wir singen: Fest steht und treu die Wacht am Rhein, aber sie steht an der Warthe und Weichsel eben so."

Die große Forelle Politik hatte all die kleinen Forellen aufgefressen, wie Bismarck selbst einmal scherzend von sich sagte; und wenn es sein Lebenswerk galt, so konnte der Harte sogar sentimental werden. Die heutige Polenpolitik wäre in ihrer Tendenz vielleicht ganz nach seinem Sinn gewesen.

Die agrarische Gesetzgebung der großen und kleinen Mittel entspricht der Losung, die Fürst Bismarck in der Rede an die Landwirthe ausgab: „Für Halm und Ar!“ Und auf dem Leichenstein des Fürsten Bülow wird man bekanntlich lesen: „Dieser ist ein agrarischer Reichskanzler gewesen.“

Ueber die Flotte sagte der „frondirende“ Bismarck: „Also keine Knauserei, aber auch keine phantastischen Pläne, über die wir uns dann schließlich noch mit anderen, für unsere europäische Situation wichtigen Leuten brouilliren.“ Ganz so spricht Fürst Bülow unter vier Augen; so spricht vermuthlich auch Herr von Tirpitz, wenn er vor unbequemen Lauschern sicher ist.

Kurz: der Rebell Bismarck, mit dem der Kaiser sich bei den letzten Begegnungen so angeregt über Infanterieausrüstung und Fischzucht unterhielt, hat auf der ganzen Linie gesiegt. Unsere Regirung ist, wenn man ihre Maximen einzeln prüft, bismärckisch bis auf die Knochen. Die Theile hat sie in der Hand; fehlt leider nur das geistige Band. In der Politik ists wie beim Reiten. Man kann dem Sonntagsreiter die besten Hilfen empfehlen: er führt den Rath eben falsch aus. Idee und Exekutive ist untrennbar. „Nie ist das Richtige Das, was Ihr macht, sondern, wie Ihrs macht!“ sagt Feuerbach.

Trotzdem wäre vielleicht Alles gut oder doch gewiß Manches besser, wenn nicht gerade die Körperschaften, in denen das Volk politisch organisirt ist, Bismarcks Mahnungen gänzlich mißachtet hätten. Er hat den Bundesrath, die Parlamente und die Presse angerufen. Er wollte eine nationale Opposition schaffen. Das ist ihm mißglückt. Ich glaube nicht, daß es senile Popularitäthascherei war, wenn er immer wieder, oft banal, immer schmucklos, zum Volke sprach und schließlich stets zu seinem ceterum censeo zurückkehrte. (Goethe sagt über Mahomet: „Der Prophet sieht nur auf einen einzigen bestimmten Zweck; solchen zu erlangen, bedient er sich der einfachsten Mittel. Irgendeine Lehre will er verkünden und, wie um eine Standarte, durch sie und um sie die Völker versammeln. Hierzu bedarf es nur, daß die Welt glaube; er muß also eintönig werden und bleiben, denn das Mannichfaltige glaubt man nicht: man erkennt es.“) Bismarck wollte eine Volksbewegung erzeugen und dachte wohl: „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo.“ Und wie liegt die Sache heute? Die drei Faktoren, Bundesrath, Parlament und Presse, haben völlig versagt. Wir gewähren der Erde das Schauspiel einer Abnormität, wie die „Dame ohne Unterleib“ es ist: wir sind das Land ohne Opposition. Das ist keine Uebertreibung. Als die Affaire Tower-Hill uns eine Blamage bereitete, die kaum noch übertrumpft werden kann (und vermuthlich sehr bald übertrumpft werden wird), da war der Reichstag versammelt. Er schwieg. Alle diese Schwätzer wurden plötzlich zu Trappisten. Die Liberalen schwiegen (mit Entschiedenheit); die Sozialdemokraten schwiegen. Brauchts noch der Worte? Die chambre introuvable ist gefun-

den. Wir leiden am Jammer der Kämmerlinge und an der Kammer der Jämmerlinge. Nach dieser Leistung in der „Demuth, die sich selbst bezwingt", kann kein ernsthafter Mensch mehr behaupten, daß es in Preußen-Deutschland eine Opposition gebe. Den Landtagen rieth Fürst Bismarck, sich recht eingehend mit der Reichspolitik zu beschäftigen. Jeder Versuch dazu wird mit der runden Erklärung niedergeschlagen, daß die Einzelstaaten in die Reichspolitik nicht hineinzureden haben. Basta.

Die Tagespresse hat, mit verschwindenden Ausnahmen, längst den Zorn der freien Rede als unzeitgemäß abgethan. Von den Journalisten möchten gar viele; dürfen aber nicht, denn der Verleger spricht sein allmächtiges Veto. Unsere großen Verleger mögen als Geschäftsleute und als Menschen treffliche Eigenschaften haben, aber sie besitzen kein politisches Temperament, ahnen vielleicht gar nicht, wie viel Nützliches, wie viel Großes sie wirken könnten, und haben, wenn sie es ahnen, eben nicht die Neigung oder die Fähigkeit zu solcher Bethätigung. Vom kapitalkräftigen Publikum, das in den bürgerlichen Zeitungen annoncirt, sagte Gervinus schon im Jahre 1853 treffend, es besitze „weder körperschaftlich den Ehrgeiz noch geschäftlich die Muße, den Hang, die Gewöhnung, sich als politisch herrschender Stand in starker Stellung zu behaupten." Heute leben wir in Guizotstimmung: „Meine Herren, bereichern Sie sich!" Das ist denn auch gründlich besorgt worden.

Und der Bundesrath? „Dem Bundesrath ist die Möglichkeit der Mitwirkung im nationalen Leben gegeben und es hat mir eine Enttäuschung bereitet, daß von diesem Recht bisher nicht mehr Gebrauch gemacht worden ist" sprach Bismarck zu den Lippern. Es ist inzwischen nicht besser, sondern schlechter geworden. Kein Mensch glaubt daran, daß Preußen hier nicht nach Gefallen schaltet und waltet. Aus Oldenburg kamen neulich kriegerische Klänge, aber die Trompete wurde bald durchschossen.

An Alledem ist Bismarck selbst mitschuldig. Er hat die Monarchie so sehr gestärkt, den Parlamentarismus so sehr geschwächt, daß wir uns gar nicht davon erholen können. Bismarck Postumus hat gesiegt und ist unterlegen. Natürlich war Vieles von Dem, was er in seinen letzten Jahren dozirte, als Repetitorium gut und nützlich zu hören und es ist erfreulich, daß einige Samenkörner auf fruchtbaren Boden gefallen sind. Wirklich wichtig aber war nur Das, was Bismarck als Anti-Absolutist sagte: und gerade Das ist fast ohne Echo verhallt. Nicht für immer. Der Kaiser, der jetzt Bismarcks politisches Testament vollstreckt, wird dem deutschen Volk schon das Gedächtniß schärfen.

Eduard Goldbeck.



Aus dem Kollegienheft.*)

Friedrich August Wolf nannte die Civilisation barbarisch und wollte an ihrer Stelle mit Hilfe des Griechenthumes durch den Genuß der alten Werke eine Kultur schaffen. Auch Welcker konnte sich nur eine humanistische Philologie im Geiste Wolfs denken: „Die blos gelehrte Philologie kann nicht helfen . . .“ Und heute ist sie die einzige, die Geltung hat. Selbst Rohde, als er nach seiner Entfremdung von Nietzsche seiner jugendlichen Ueberzeugung abtrünnig geworden war, erklärte, die ästhetische Schätzung des Alterthumes sei altmodisch. Man geht nun so weit, die Anforderungen der Gelehrsamkeit auf die Kulturmenschen ausdehnen zu wollen und die Begriffe Kultur und Wissenschaft überhaupt nicht mehr zu unterscheiden.

Die Gelehrten sämmtlicher Fächer thaten sich zusammen, um den heutigen Stand ihrer Wissenschaft und deren ganze Geschichte festzulegen. Sie haben diesem gigantischen Unternehmen den Namen Kultur der Gegenwart gegeben.

Im achtzehnten Jahrhundert bedeutet eine verhältnißmäßig kleine Encyklopädie eine Kulturrevolution; der neue gewaltige Rechenschaftbericht der Gelehrtenarbeit bedeutet nicht mehr als das Erscheinen so und so vieler neuen Bücher. Weshalb? Die Encyklopädie wurde eben von Männern und die Kultur der Gegenwart von Fachmännern geschrieben. Der Herausgeber der Encyklopädie hieß Diderot. Der des neuen Sammelwerkes heißt Paul Hinneberg.

Uebrigens urtheile ich da etwas zu leichtsinnig über eine Sammlung, deren größter Theil noch nicht einmal das Licht der Welt erblickt hat und von der ich nur einen halben Band, die Griechische Literaturgeschichte des Herrn von Wilamowitz-Möllendorff, kenne. Allerdings zeigt sich darin mit aller wünschenswerthen Klarheit die tiefe Kluft zwischen den Bestrebungen der humanen Wissenschaft und denen der Humanität. Wie in seinem Schullesebuch, möchte Wilamowitz auch hier an die Stelle des Bildung-Griechenthumes das der Forschung setzen. Er bemißt die Wichtigkeit der Perioden nicht nach ihrem künstlerischen Werth, sondern nach ihrer Länge und nach dem Stand unseres Wissens. Und Das in einem Werk, mit dem er sich an das große Publikum wendet! Der Aesthet in Wilamowitz scheint zu ahnen, daß er eine Ungerechtigkeit begeht; der Professor in ihm begeht sie dennoch.

Hätte ich über das Buch in einer Zeitung zu berichten, so würde mein Feuilleton so lauten:

Reflexionen über die griechische Literaturgeschichte.

Vor einigen Jahren wohnte in meiner Nachbarschaft ein junger Mann, der an einem historischen Roman arbeitete. Ich besuchte ihn oft, um mich nach dem Ergehen seiner Helden zu erkundigen. Wie geht es der Herzogin? fragte ich ihn einst beim Eintreten.

„Ich arbeite eben an dem letzten Kapitel. Soll ich die Frau zum Tode verurtheilen oder blos zur lebenslänglichen Verbannung?“

Draußen war nebliges Wetter. Durchnäßt und durchfroren, erkannte ich natürlich auf Tod. Mein Freund ergriff wieder die Feder, deren Unheil verkünden-

*) Fragmente aus dem muthigen und originellen Buch, das, als eine Streitschrift gegen den Philologenwahn, Herr Dr. Ludwig Hatvany unter dem Titel „Die Wissenschaft des nicht Wissenswerthen“ bei Julius Zeitler in Leipzig erscheinen läßt

des Kratzen Tod bedeutete. Als die arme Herzogin in ihrem Blut lag und in dem Auge des Autors die durchgeistigte Freude aufblitzte, die selbst dem Bescheidensten im Moment der Vollendung sein Werk als Meisterwerk erscheinen läßt, sprach er die folgenden Worte: „Mir gefällt der Gedanke, daß das Publikum unter Thränen glauben wird, es müßte so geschehen."

Nun, mein Freund hat da allerdings keine glänzende Leistung vollbracht, aber sein Ausspruch paßt auch auf besseres, überhaupt auf so ziemlich alles Geschriebene. Worte wie diese verbinden das fertige Werk in all seiner augenscheinlichen Endgiltigkeit und Unabänderlichkeit durch hundert zarte Fäden, feine Nervenfasern mit den Stimmungen und Zufällen des Autorenlebens; die längst kristallisirte Masse zeigt sich plötzlich wie im Kessel, noch kochend. Eine Ausnahme scheint das Drama zu machen. Das Bewußtsein, ja, selbst das Unbewußtsein des Dramatikers ist so erfüllt von Allem, was er über diese Kunstgestaltung weiß, daß man beinahe von einer Planmäßigkeit sprechen kann, welche die Entstehung eines Schauspiels von den Zufällen und den Stimmungen des Dichters unabhängig macht.

Nun kommt ein Gelehrter: und zeigt uns den Ursprung jener Gattungregeln, welche die Dramen den Schicksalen und Launen ihrer Erzeuger entrücken. Wilamowitz beweist uns, daß es überhaupt keine Kunstgattungen giebt; nur einen ersten Erfolg, dessen stete Nachahmung dann zu einer Art von Naturform wird. Beim Drama hängt Alles so direkt mit Aischylos zusammen, daß man Lust bekommt, nachzuforschen, was wir eigentlich heute dramatisch nennen würden, wäre Aischylos nicht im fünften Jahrhundert, nicht in Athen geboren, wäre er nicht Chormeister gewesen und wäre er nicht nur in seinem Geist, sondern vielleicht nur in seiner äußerlichen Erscheinung, in seiner Physis anders geartet gewesen. Was würden wir Drama nennen, wenn Aischylos einen Buckel oder einen anderen Defekt an seinem Körper gehabt hätte?

Um auf Wilamowitz zurückzukommen, so meint er, daß die maßlose Ueberschätzung der Erfinder jeder Weiterentwickelung hemmend in den Weg trat; jedes Interesse wandte sich den sogenannten Klassikern zu, jede Aenderung wurde als Dekadenz verurtheilt; und was noch ärger war: von Werken späterer Zeit wurden jene bevorzugt, die den klassischen am Nächsten kamen, also die baren Nachahmungen. Wilamowitz möchte die verschiedenen Stilarten nicht als Entartung, sondern als Entwickelung oder doch wenigstens als eine mit dem Leben Hand in Hand gehende Veränderung betrachten.

Im Prinzip hat Wilamowitz Recht. Nur sein Schluß ist falsch: das Augenmerk deshalb hauptsächlich auf den Hellenismus zu richten.

Einzig die Klassiker sind es, die uns in der Griechenliteratur interessiren; nicht, weil sie Erfinder, sondern, weil sie Genies sind. Mit dem Hellenismus hat der Kulturmensch von heute kaum zu schaffen; nicht etwa, weil diese Epoche die Zeit der Dekadenz, sondern, weil sie die Zeit der minderen Talente ist.

Wilamowitzens Buch erfüllt mich zwar mit der Gewißheit, daß das Griechenthum nicht nur in einem kleinen Kreis für eine kurze Spanne Zeit geblüht hat, daß Griechen einst die ganze Welt und durch Jahrhunderte hin hellenisirt haben, daß aus dem späthellenischen Wesen viel in das lateinische und christliche und also auf uns übergegangen ist, daß die Spätliteratur die frühe an Umfang weit übertrifft; trotz Alledem aber erwacht der Zweifel in mir, ob mich dieses historisch wichtige

Griechenthum fördern, ob es mir Etwas geben kann, das ich anderswo nicht besser finden könnte. Auf diese Art muß das Griechenthum unter Wilamowitzens Wissenschaft leiden. Nicht nur das Griechenthum, sondern auch er selbst. Sein junkerhaftes, temperamentvolles Wesen zieht ihn zum Starken, Primitiven und Klassischen und er läßt sich trotzdem durch die angeblichen Forderungen der Wissenschaft dem Alexandrinismus zutreiben. Deshalb vermag er uns auch die guten Eigenschaften, die Werthe dieser Epoche nicht recht verständlich zu machen. Möchte er einen Dekadenten loben, so macht er aus ihm gleich einen Klassiker. Die kokette, mit allen Gewürzen versetzte, bald aufregende, bald wieder spielerisch idyllische, nie ernste, echte, aber immer so reizvolle Poesie des Theokrit ist ihm „gesunde" Poesie. In Lukian hingegen sieht er nur einen „flachen Feuilletonisten". Longus, der Wedekind des Alterthumes, läßt die schönen, weißen, halbflüggen, unentwickelten Kinder Daphnis und Chloe umsonst ins dichte Gras an Baches Rand sich niederstrecken, umsonst folgt er mit klingenden, rhythmischen Sätzen dem Erwachen der noch wirren und sich selbst noch unklaren Sinne. Wilamowitz spricht mit Verachtung von: Rokoko. Deshalb kann er die Wichtigkeit des Hellenismus nur durch eine Aeußerlichkeit in der Komposition seines Werkes verständlich machen; die Klassizität behandelt er kurz, der Dekadenz dagegen widmet er den größten Theil des Raumes. Wir schließen das Buch mit dem Eindruck, daß die griechische Literatur aus einer Reihe von Stümpern, wenn auch historisch wichtigen, besteht. So schnell wie möglich muß dieser Eindruck in dem sechsten Gesang der Odyssee, in Sapphoversen, in Plato und Aristophanes ertränkt werden. Alles umsonst! Was auch die Kultur der Gegenwart sagen mag: das Griechenthum des Kulturmenschen liegt bei Jenen.

Das achtzehnte Jahrhundert verlegte glücklicher Weise den Schwerpunkt des Alterthumes von Rom nach Athen. Wir Heutige fühlen uns da noch sehr wohl und haben durchaus keinen Grund, dem Schnüffeltrieb der Philologen zu folgen und mit ihnen nach Alexandria zu übersiedeln.

Gestern war ich abends bei einer Vorlesung des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums. Meine Nachbarin war zu schön, als daß ich der Vorlesung hätte genau folgen können. Ich weiß nur, daß der Redner vor Allem die Beschuldigung zurückwies, die Alterthumswissenschaft sei bereits zur toten Wissenschaft geworden, in der für Entdeckungen sich keine Aussicht mehr biete. Man müsse sich nur recht des Stoffes annehmen: und immer werden sich neue Forschungsgebiete aufthun. Er machte uns auf die noch ungeschriebene Geschichte der antiken Werkzeuge, Hausgeräthe, ja, sogar der antiken Kochkunst aufmerksam.

Ich weiß unter meinen Kollegen nicht wenige, die sich mit Freuden dieses Vorwurfes bemächtigen werden. Auch an einem Publikum für sie zweifle ich nicht. Nur das Eine verstehe ich nicht, weshalb man die Entwickelungfähigkeit der Philologie auf die noch unverarbeiteten Seiten der Antike beschränken will. Keiner wünscht sehnlicher als ich, daß die Papyrusforscher auf eine vollständige Sappho oder einen Menander stoßen mögen. Aber eine wahrhafte Entwickelung besteht weniger in der Ausfüllung vorhandener Lücken als in der Benutzung und Fruchtbarmachung des Vorhandenen. Wie die Dinge heute stehen, kann von einer allgemeinen Nützlichkeit dieser Studien keine Rede sein. Daher liegt die Möglichkeit einer weiteren Entwickelung nur dann vor, wenn die Gelehrten zu dieser Einsicht gelangen, wenn sie,

aufrichtig gegen sich selbst wie gegen Andere, das Griechenthum der Klassizität und die Klassizität dem ästhetischen Fühlen zurückgeben. Mag sein, daß es noch anders kommen wird. Die Antike hat sich in der Renaissance und in der Reformationzeit außerhalb des Aesthetenkreises als Triebkraft für Schaffende erwiesen. Und so mag ihre Zeit noch einmal kommen. Bis dahin genügt es aber nicht, wie es die Gelehrten thun, nur die Reinheit der Tradition zu bewahren; man muß sie auch den wechselnden Generationen anpassen. Und eben nach dieser Seite hin liegt die fortdauernde Entwickelungmöglichkeit der Alterthumswissenschaft . . .

Der Redner kam auch darauf zu sprechen, wie die Lebensweisheiten und Maximen der Alten, besonders des Horaz, sie zur Schullecture prädestinirt haben. Die Klassizität sei neben der Bibel die beste Schule der Moral, woraus jeder gute Bürger und jeder gute Christ seine Erbauung zu holen habe.

Welch ein qualvolles Drehen und Winden, um für die von Staat und Kirche bezahlte Schulkommission das polizeiwidrige Heidenthum gutgesinnt zu machen! Kann man sich etwas Sinnwidrigeres vorstellen als Wilamowitzens Plan, durch ein griechisches Lesebuch gute Bürger und gute Christen zu erziehen? Da gefällt mir schon Meister Zielinsky besser. Man merkt an seiner windfahnenartigen Drehkunst, daß der nicht ganz klare Zusammenhang zwischen Lateinschule und bürgerlichem Christenthum ihm einigermaßen Sorgen macht. Er beginnt damit, daß nur Der das Leben des Erlösers wirklich verstehen kann, der die Geschichte seines irdischen Wandels im griechischen Original gelesen hat. Ohne Griechisch kein rechtes Christenthum. Nun kommt die überraschende Wendung. Ist Jemand mit der offenbarten Moral unzufrieden und möchte seine Tugend an irgendetwas Anderem stählen, so giebt es gegen jüdisch-christliches Wesen nur ein Mittel: das Griechenthum. Man kann also auch kein guter Atheist sein, ohne gut Griechisch zu können.

Kann Rabulistik sich noch weiter versteigen?

So unglaublich es erscheinen mag, es ist doch so. Von dem Gegensatz des Heidenthumes und Christenthumes ausgehend, gelingt es Ernesto Curtio, der Alterthumswissenschaft eine neue Funktion als Bindeglied zwischen Naturkunde und Geschichte zuzuschanzen.

Wenn auch, meint er, im Alterthum die selben freien und sittlichen Mächte wie heute die Welt bewegten, so war doch damals zwischen Natur und Menschheit die Verwandtschaft eine engere als seit dem „ersten Pfingstfest", seit göttliche Kräfte in das Menschenleben traten und die „natürlichen Gesetze des Werdens und Vergehens aufhoben". Wenn auch der selbe Gott, der heute regirt, schon die alte Welt gelenkt, sich ihr bezeugt hat und seinen Geist in Sokrates und Plato aufleuchten ließ, hat er die alten Völker „doch ihre Wege dahingehen lassen". „In dieser Beziehung glaube ich von einer Analogie reden zu dürfen, welche zwischen der Geschichte der alten Völker und der Naturkunde besteht." In der neuen Geschichte der Menschheit wirken eben unberechenbare Kräfte, die sie aus der gemeinen Natur sozusagen herausheben, und so weiter . . . Haarsträubend! Nicht wahr? . . .

Pascal hat in seinen Briefen an einen Ordensprovinzialen mit den Jesuiten abgerechnet. Wer wird endlich einmal Briefe an einen Gymnasialdirektor schreiben (oder, noch besser: an einen Kultusminister)? Allerdings vermöchte ein Solcher gar wenig Schlechtes zu sagen, was nicht bereits gesagt wäre. Und was das Erstaunliche ist: in den meisten Fällen sogar von Philologen selbst.

Würfe man ihnen, zum Beispiel, vor, daß sie trotz der Großartigkeit ihres Stoffes meist zänkische und kleinliche Pedanten sind, so würden sie Das sofort eingestehen und daraus noch obendrein ihren Vortheil ziehen können . . .

Wolf machte bereits die Bemerkung, daß in Keinem das Alterthum sich so heilsam befruchtend erwiesen hat wie in Friedrich dem Großen, der doch die Klassiker nur aus französischen Uebersetzungen kannte. Wie jede Aeußerung Wolfs, so wird auch diese von Jahr zu Jahr in verschiedenen Variationen wiederholt, aber so lange gedämpft, bis sie ihre aufrichtige Kühnheit verliert. Nun heißt es bereits, daß das tägliche und stündliche Hantiren mit der antiken Literatur ihr die befreiende und reinigende Kraft raubt. Eben deshalb, meint Herr Cauer, müssen die Lateinschulen aufrecht erhalten werden, damit man Richter, Beamte, Kaufleute, Soldaten erziehen könne, die nicht berufmäßig mit der Antike zu thun haben und die das Beste ihres Wesens daraus empfangen. In welcher Utopia leben aber diese Richter, Beamten, Kaufleute und Soldaten? In Deutschland gewiß nicht. Und gäbe es auch einige Leute dieser Art, so denke ich nicht, daß ihnen ihre ästhetischen Neigungen in der Ausübung ihrer Thätigkeit besonders behilflich wären.

Es wird wirklich schwer sein, ein Buch gegen die Philologen zu richten; sie werden meine besten Beschuldigungen zu sieghaften Rechtfertigungen umwandeln.

Und noch einer besonders merkwürdigen Stelle der gestrigen Vorlesung erinnere ich mich: „Mein Freund, Professor X., der, unterstützt von hervorragenden Hilfskräften, eine Ausgabe des Silius Italicus seit einem Menschenalter vorbereitet und dazu eine lexikalische Verarbeitung des Wortvorrathes . . .“

Im sechzehnten Jahrhundert konnte noch der gute Casaubonus jeden Tag die zur Ausgabe seines Athenaeus nöthige Geduld von Gott erflehen; er erbat während einer Diarrhoe die nöthige Kraft, um zum Lobe Gottes griechische Epigramme über sein Bauchgrimmen zu machen, erbat völlige Ruhe vor der Belästigung durch das ewige Gebären seiner Frau, durch das ewige Kranksein seiner Kinder, durch die mit seinen Freunden — Amici o mali amici — verbrachten schönen Stunden, deren Annehmlichkeit ihn hinterher mit Gewissensbissen erfüllte. Angenehm verlebte Stunden als verlorene Stunden zu betrachten und Leben mit Entsagung und Studiren zu identifiziren: Das, liegt es auch fernab von der erträumten Herrlichkeit Petrarcas, kann doch in diesem Fall durch die Frömmigkeit des Casaubonus entschuldigt werden. Aber auch ohne Frömmigkeit wirkt der wissenschaftliche Eifer inhuman.

Wie ließe sich auch eine Silius Italicus-Ausgabe mit Humanität überhaupt vereinigen? Als dieser Dichter gestorben war, widmete ihm Plinius einen Nachruf. Er spricht darin über alle möglichen guten und schlechten Eigenschaften des reich gewordenen früheren Angebers, der auf seine alten Tage in seiner kampanischen Villa zum Amateur und Sammler wurde. Nichts war ihm zu viel, wenn es sich um eine schöne Statue handelte; auch seine Verehrung für Dichtung war so groß, daß er alljährlich am Geburtstag Vergils vor dessen Statue Opfer darbrachte. Endlich machte er sich, von Gicht geplagt, selbst ans Dichten und verfaßte ein Epos. Ungefähr so parentirt ihn Plinius, der sonst doch mit Lob so wenig spart, der auch selbst mehr Sinn für Kulturfleiß als für ursprüngliches Talent hatte. Das elende Machwerk dieses Mannes ist leider Gottes nicht verloren gegangen.

Und Silius Italicus genoß die Ehre, zweitausend Jahre nach seinem Tod

einen Leser wie Macaulay zu finden. Allerdings auch eine Anmerkung: Finished Silius Italicus for which heaven be praised!

Eine ernste Frage ist, ob es erlaubt sei, die Beschäftigung mit solchen (leider nicht spärlichen) infamen Resten aus dem Alterthum mit Lehrerstellen und Universitätkathedern zu belohnen.

Rechtfertigungen für seine Thätigkeit hat der Philologe genug. Die Kunst des Philologen ist wie jede Kunst. Das Objekt ist nebensächlich. Wenn Schiller sagt, daß der Stoff in der Kunst durch die Form getilgt wird, so gilt Das auch für die Philologie, worin der Stoff durch die Konjektur aufgehoben wird.

Den Werth von Martial, Juvenal, Tacitus wird man erst dann voll würdigen können, wenn man auch die Mittelmäßigkeiten ihrer Zeit ganz kennt. Je weniger individuell, um so repräsentativer (Das heißt: dem Durchschnitt der Zeitgenossen ähnlicher) ist die Gestalt des Silius Italicus. Und die eigentliche Wissenschaft meidet die Ausnahmeerscheinung; sie benutzt sie nur zur Einschränkung des Generellen. Der ästhetische Standpunkt ist beschränkt; auf einen höheren müßte sich der Philologe stellen können. Silius Italicus stützt sich doch auf vieles Gute und Schöne; er empfindet nach, verändert und verschlechtert wirklich werthvolle Gedichte, darunter auch viele verlorene. Diese müssen herausgefunden und sein Epos muß geschätzt werden, wie die Hütte des Türken, der die Steine für seinen Bau aus den Ruinen eines Griechentempels genommen hat.

Was auch der Philologe sagen mag: es hat etwas Lächerliches, wenn der Aufwand an Arbeit mit dem Ergebniß nicht in Einklang zu bringen ist. Dies wird immer der Fall sein, wenn sich der Gelehrte an Bücher macht, deren Freude zeugende, Leben spendende Kraft gering oder gleich Null ist. Ja, selbst in der Beschäftigung mit diesen sogenannten ewigen Werken giebt es eine Art von Mikrologie, eine gewisse „Andacht zum Kleinen“, die nie zu einem Verständniß, sondern im Gegentheil zu einer Verleugnung alles Großen führt.

„Meine Herren und Damen! Bevor ich nun meinen Vortrag ende,“ so klang die Schlußwendung des Redners, „möchte ich noch die Frage der Uebersetzungen berühren.“ Er sprach sich gegen die Benutzung von Uebersetzungen in den Schulen aus.

Endlich Etwas, worin ich ihm beistimmen muß. Wir gelangen zwar auf sehr verschiedenem Wege zu diesem Ergebniß, doch wird Das unser Einvernehmen nicht im Mindesten stören.

Sie haben Recht, Herr Professor! Uebersetzungen soll man von den Schulen fernhalten. Bedarf es schon einer großen Abstraktionkraft, um das Veraltete, Fremde im Originaltext als frisch und lebendig zu fühlen, und ist der Schulknabe einer solchen nicht fähig: wie kann man dann von ihm die ergänzende Phantasie fordern, die nothwendig ist, um die Urform selbst in einer stilvollen Uebersetzung herausfühlen zu können? Und im Uebrigen: wo ist denn diese stilvolle Uebersetzung?

Cauer in seiner Kunst des Uebersetzens und Herr Dörwald in einem ähnlichen Traktätchen meinen, uns durch saubere kleine Regeln, durch allerlei praktische Winke zu einer solchen verhelfen zu können. „Ganze Sätze sind häufig durch Substantiva zu übersetzen ... Von besonderer Bedeutung für die stilistische Färbung ist die Uebertragung der Participia ... Das Prädikatadjektiv verlangt eine freiere Uebersetzung“ u. s. w. u. s. w. Herr Dörwald hofft, auf diese Weise die Aneignung antiker Werke fruchtbarer gemacht und Schülern und Lehrern „Stoff zum Nachdenken gegeben zu haben“.

Wilamowitz hingegen meint, das Problem der Uebersetzung bereits gelöst zu haben, indem er für jede moderne Stilgattung eine äquivalente in der Antike sucht und vice versa. Homer in Nibelungenstrophen und das Nibelungenlied in homerische Hexameter gefaßt, der Gang nach dem Eisenhammer als Epyllion in alexandrinischem Stil, Heines Nordseebilder in die Sprache der Zweiten Sophistik übersetzt, Jean Paul als menippische Satire, Nathan als sokratischer Dialog, Minna von Barnhelm in Trimeter gekleidet, Goethes „Ueber allen Gipfeln" bald als Epigramm, bald als aiolisches Lied, schweben ihm vor. Man erkennt die selbe historisch-sprachwissenschaftliche Entindividualisirung, die erst von der Erklärung und nun auch von der Uebersetzung eines Dichters den Charakter der Kunst abgestreift hat. Kann man sich denn etwas Unkünstlerischeres vorstellen als eine solche angeblich absolut endgiltige Uebersetzung, in einem Stilarten-Wechselgeschäft durch scharfsinnige literarische Arbitrage gewonnen?

Es giebt eben keine absoluten Uebersetzungen. Jeder Autor brauchte für jede Generation andere Vermittler. Soll eine Uebersetzung wirken, so müssen sich zwei homogene Naturen finden, die nur durch Jahrhunderte oder Jahrtausende zufällig getrennt sind, und der Lebende muß dem Verstummten seine Seele einhauchen. Es muß sein wie auf dem Bilde der Sixtinischen Kapelle, wo Michelangelo die Schöpfung des Menschen dargestellt hat. Die Hand Gottes und die Hand der aus der Scholle sich hebenden, zum Menschenthum erglühenden Kreatur sind einander entgegengestreckt; und in dem kleinen Raum zwischen den Händen ist es, als sprühten Funken des Lebens. Schleiermacher und Kassner sind durch solches Entgegensprühen zu Plato, Wieland ist zu Horaz und Lukian, Schiller zur Aeneide, Amyot zu Plutarch, Courrier zu Longus, Sully-Prudhomme zu Lucrez gelangt. Die Ungarn haben das Glück, durch ihren größten Dichter, Johann Arany, einen Aristophanes erhalten zu haben. So gab es einen Homer des Livius Andronikus; sogar einen der Madame Dacier; so entstand ein Homer für Pope und Monti, für Herman Grimm, selbst für Voß und Jordan. Keine Uebersetzung ist verfehlt, und wäre sie voll von Mißverständnissen, wenn sie einen Autor einer fremden Zeit nähert. Da es aber unmöglich ist, daß in jeder Zeit für jeden Autor sich ein Luther finde ... Also weg mit den Uebersetzungen aus den Schulen.

Eine andere Frage ist, wie und wodurch der Schulknabe das Kleinwenige zu erfahren hat, was er über die Antike wissen muß.

Die Lehrer sollen eben keine philologische, sondern eine ästhetische Bildung besitzen und Einiges von der Antike erzählen. Wie denn, braust die ganze Philologengarde auf: Urtheil und Erfahrung sollen durch fertig aufgedrungene Meinungen ersetzt werden?

Aber, meine Herren, führt denn, kann denn überhaupt der Gymnasialunterricht zu einem Urtheil, zu einer Erfahrung führen? Sie gestehen ja selbst, daß es nicht der Fall ist. Auch die Ahnung, die werthvolle Ahnung, daß hier einst, auf dieser Welt, auf eine uns fremde Weise sich großes, herrliches Leben entwickelt hat, verliert sich im Kampf des Knaben mit dem Wörterbuch. Diese Ahnung soll nun der Mund des Lehrers erwecken. Denn auf diese Ahnung kommt es an. The rest is science. Diese Ahnung genügt dem Arzt, dem Kaufmann, dem Advokaten: das Zeitgefühl, die lebendige Empfindung der Gegenwart schlägt Wurzel durch sie, bekommt einen Hintergrund, ohne auch nur im Mindesten geknickt zu werden; sie

genügt auch dem Künstler, um in ihm eine Stimmung hervorzurufen, aus der dann ein Werk erstehen kann. Hätte Raffael Prellers Wissen gehabt, so wäre die Schule von Athen ein Zerrbild geworden; hätten Keats oder Hofmannsthal Philologengelehrsamkeit zu schleppen, so wären sie Dozenten geworden statt Dichter ...

Diese Ahnung wird von Tausenden vielleicht nur Einer in Wissen verwandeln wollen und dieser Eine wird dann Griechisch und Lateinisch lernen. Ist er mit Scharfsinn begabt, so wird er Ausgaben besorgen: er wird Philologe. Hat er außer Scharfsinn noch Gefühl und Geschmack, so wird er Aesthet. Die Aufgabe des Aestheten wird sein, die Mittel und Wege herauszufinden, um die werthvolle Ahnung von dem Alterthum in den immer wechselnden Generationen wieder und wieder in immer wechselnder Form aufsteigen zu lassen. Der Nachklang seiner Lehren soll dann in die Schulen gebracht werden. Nur so könnten Schule und Literatur sich für die Alten wieder öffnen; nur so könnte das Grauen vor der Antike schwinden; nur so könnte Geweihtes Geweihten überlassen werden ...

Und Das soll dem Griechenthum und Das soll uns schaden?

Dr. Ludwig Hatvany.



A. E.-G.

Das Glück der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft, die in diesem Frühling das Jubiläum ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens feiern konnte, ist das Ergebniß einer erfolgreichen Paarung technischen Genies und finanziellen Künstlerthumes. Nicht nur die Gunst der äußeren Verhältnisse hat die A. E.-G. groß gemacht; ihr Gedeihen und ihren Glanz dankt sie der Persönlichkeit ihres Leiters, dankt sie Emil Rathenau, dem Techniker und Finanzkünstler. Er hat, mit vortrefflichen Mitarbeitern, unter denen in vorderster Reihe die Herren Felix Deutsch, Walther Rathenau, Karl Fürstenberg (für Finanztransaktionen) zu nennen sind, das erste Elektrizitätunternehmen der Welt geschaffen. Emil Rathenau, der Begründer der Deutschen Edison-Gesellschaft für angewandte Elektrizität, die mit einem Kapital von 5 Millionen Mark ins Leben trat, mußte sich Schritt vor Schritt das Gebiet erobern, auf dem er die Herrschaft der A. E.-G. begründet hat. Werner Siemens hatte im Jahr 1866 die Dynamomaschine konstruirt. Edison gab uns die Glühlampe. Emil Rathenau sah die Möglichkeit, der Starkstromtechnik und der elektrischen Beleuchtung den Erdball zu gewinnen. Von der einfachen Kohlenfadenlampe bis zum Nernstlicht, zur Osmium-, Tantal- und Wolframlampe war ein weiter Weg zu durchmessen. Intelligenz und Zähigkeit haben ihn vereint zurückgelegt. Nicht geringer waren die Leistungen auf dem Gebiete der elektrischen Kraftübertragung, die sich vom Gleichstrom zum Wechsel- und Drehstrom entwickelte. In der Ausgestaltung der Drehstromtechnik waren die Arbeiten der Ingenieure der A. E.-G. vorbildlich. Während der frankfurter Elektrotechnischen Ausstellung pries denn auch, im Jahr 1891, Helmholtz in begeisternder Lobrede die von der A. E.-G. hergestellte Kraftübertragunganlage. Unter den großen Kraftwerken der Gesellschaft sei die Anlage in Rheinfelden erwähnt, durch die des Rheines Kräfte in elektrische Energie umgewandelt und den im Umkreis von fünfzig Kilometern liegenden Orten

zugeführt werden. Bau, Betrieb und Finanzirung elektrischer Straßenbahnen ist durch die A. E.-G. eben so gefördert worden wie die Verwendung der elektrischen Kraft für Vollbahnen, die in den bekannten Schnellfahrversuchen mit dem 210-Kilometer-Rekord ein erstes praktisches Ergebniß fand. Elektrochemie, drahtlose Telegraphie, Turbinenbau: da sind weitere Etapen auf dem Weg der Gesellschaft, die sich keins der Gebiete, auf denen die Anwendung der Elektrizität neue Aussichten eröffnete, entgehen ließ. Eine Armee von Arbeitern und Angestellten (am Ende des Geschäftsjahres 1906/07 waren es 30 700) wird beschäftigt, um einem Gesammtkapital von rund 184 Millionen (Aktienkapital, Obligationen und Reserven) die Kraft zur Erzeugung befriedigender Dividenden zuzuführen. Der Gesammtumsatz, bei einer Leistungsfähigkeit von 745 000 PS, betrug 216 Millionen Mark gegen nur 1¼ Millionen im Jahr 1884. Beinahe 44 000 Dynamomaschinen, Elektromotoren und Transformatoren und mehr als 80 Millionen Glühlampen sind seit dem Bestehen der Gesellschaft geliefert worden; und die Länge der von ihr ausgeführten Bahnen betrug am Ende des letzten Geschäftsjahres 4300 Kilometer.

Eine Festschrift, die zum Jubiläum erschienen ist, schildert ausführlicher, als es hier zu erreichen wäre, den Werdegang des Riesenunternehmens, dessen innere Kraft groß genug war, um allen Wechselfällen der Konjunktur zu trotzen. Die Reihe der Dividenden zeigt zwar Schwankungen, die aber nicht groß sind, weil eben die Gewitter, deren Entladung der Industrie manchen Schaden zugefügt hat, die A. E.-G. nur mit den Rändern gestreift haben. Sie hat sich so stark mit Metall gepanzert, daß auch der gewaltigste Wogenprall ihr nichts anzuhaben vermochte. Die „Thesaurirungpolitik" der A. E.-G. ist berühmt; auch das geflügelte Wort von der „sozialen Frage der Aktionäre" stammt aus einer Generalversammlung dieser Gesellschaft. In ihren Versammlungen konnte man sich fast immer an dem Schauspiel ergötzen, das der Konflikt zwischen den starken Hirnen der leitenden Männer und den manchmal recht dicken Schädeln geärgerter Aktionäre bot; an Temperament fehlte es meist weder hüben noch drüben. Die opponirenden Aktionäre klagten darüber, daß man ihnen zu Unrecht die Dividenden kürze, und warfen der Verwaltung vor, sie häufe durch allzu reichliche Rückstellungen Schätze, die dem Aktionär up to date keinen Nutzen bringen. Was kümmern uns die Leute von übermorgen? Die werden schmunzelnd den fetten Liquidationkurs einstreichen, den ihnen die nicht realisirten Dividendenreste der um ihren Gewinn geprellten Aktionäre bescheren. So murrte es. Doch die Verwaltung blieb unerbittlich. Ihr Ziel war, die Gesellschaft „fest" zu machen. Die Sorgfalt des ordentlichen Kaufmannes bestand, ihrer Ansicht nach, nicht darin, möglichst viel vom Erträgniß auszuschütten, sondern in der Kunst, einen möglichst großen Theil davon zurückzubehalten. Und wollten die Gründe gar nicht mehr ziehen, dann wurde grobes Geschütz aufgefahren: Emil Rathenau bot seine Demission an. Das war der Höhepunkt; rasch kam es dann zum Frieden. Und Karl Fürstenberg saß, mit seinem schlagfertigen Cynismus, in den stürmischen Stunden auf dem Präsidentenstuhl und dachte wahrscheinlich an Götz von Berlichingen.

Die starke Panzerung hat der A. E.-G. ermöglicht, Fabrikation und Finanzgeschäfte nicht nur ohne Schaden zu verbinden, sondern aus dieser an sich nicht ungefährlichen Verbindung heterogener Thätigkeiten noch beträchtlichen Nutzen zu ziehen. Die A. E.-G. wäre ohne geographische und finanzielle Expansion nicht Das geworden, was sie heute ist. Sie mußte den Weg, der Andere ins Verderben führte,

gehen; daß sie ungefährdet ans Ziel kam, hat sie der starken Persönlichkeit ihrer Führer zu danken. Nicht nur Politik, Wissenschaft und Kunst brauchen Individualitäten; auch die Industrie bedarf ihrer. Nur wird der schöpferisch begabte Industrielle und Finanzmann oft durch sein eigenes Werk verdunkelt. In der Kunst nennt man zuerst den Schöpfer und dann das Werk; im Gewerbe ists anders. Doch bei feierlichem Anlaß darf man die Meister vor ihre Schöpfung stellen und von unserer Jubilarin sagen, daß auch sie wohl nicht ungestraft ein System von Tochtergesellschaften und finanziellen Trustunternehmern ausgebaut hätte, wenn weniger produktive und schwächere Männer als Rathenau und Deutsch an ihrer Spitze standen.

Die elektrotechnische Industrie hat wohl am Längsten unter den Folgen des Wirthschaftrückganges gelitten. Nach dem Zusammenbruch der sächsischen Kummergesellschaft und dem Niedergang der Gemeinschaft Schuckert-Kontinentale kamen die sieben mageren Jahre der Elektrizitätindustrie. Fortschritt der Technik und dennoch schlechte Geschäfte: Das war das besondere Merkmal dieser Situation. Allzu viele Elektrizitätwerthe waren auf den Effektenmarkt gebracht worden, den sie nun belasteten. Die Kurse der Elektrizitätaktien sanken. Das Kapital konnte das Massengericht nicht verdauen. Die Chancen, die für die Verwendung des elektrischen Stromes die Erschließung immer neuer Gebiete schuf, waren zu rasch und leichtsinnig diskontirt worden. Der Ingenieur geht Schritt vor Schritt vorwärts; der Spekulant baut im Handumdrehen ganze Welten auf, die manchmal eben so schnell, wie sie errichtet wurden, wieder zusammenstürzen und den kühnen Baumeister dann oft unter ihren Trümmern begraben. Das Schachtelsystem der (jetzt reorganisirten und ziemlich gut arbeitenden) Schuckertgesellschaft zeigte die Richtung, nach der die meisten Elektrizitätgesellschaften strebten: die Fabrikation war Nebensache, das Gründen und Finanziren Hauptbeschäftigung. Schließlich forderten die unhaltbar gewordenen Zustände eine gründliche Reform. Man erkannte, daß nur durch den Zusammenschluß der lebensfähigen Firmen ein rationelles Arbeiten möglich werde und daß man die kraftlosen Gesellschaften ihrem Schicksal überlassen müsse. Ein brutaler Grundsatz; aber nur so konnte die von spekulativer Ausschreitung gefährdete Industrie gerettet werden. Der Plan eines großen deutschen Elektrizitättrusts tauchte damals auf und alsder Vater des Gedankens wurde Emil Rathenau genannt. Mehr als einmal hatte er auf die Nothwendigkeit hingewiesen, die elektrotechnischen Gesellschaften zu konsolidiren; und wenn es auch nicht zu einer alle Firmen umfassenden Organisation kam, so war doch durch die Schaffung der beiden großen Concerns A.E.G.-U.E.G. und Siemens-Schuckert das Ziel erreicht: Abwehr ruinöser Konkurrenz unter den stärksten Gesellschaften. Preiskonventionen stärkten die Einheit der Fabrikation und manche Reibungsfläche konnte vermieden werden. A.E.G. und Siemens & Halske sind heute, dank der klugen Diplomatie der Herren Deutsch und Walther Rathenau, nicht mehr in dem Sinn Konkurrenten, daß sie mit Aufbietung aller Kräfte und mit Unterbietung der Preise einander die Geschäfte streitig machen, wie hungrige Köter sich um den Knochen balgen; sie gehen jetzt, so oft sich dazu eine Gelegenheit bietet, zusammen. Gemeinsam haben sie die Versuche mit der drahtlosen Telegraphie gemacht; gemeinsam das Projekt einer elektrischen Vollbahn Berlin-Hamburg, nach den vorausgegangenen Schnellfahrten zwischen Marienfelde und Zossen, ausgearbeitet; auch die elektrische Stadtbahn in Hamburg bauen beide Firmen gemeinsam. Die Zukunft der elektrotechnischen Industrie, die von der

Verwerthung elektrischer Kraft im Fernbahnbetrieb noch so viel zu erwarten hat, wird zeigen, wie richtig Rathenaus Streben nach einer Konzentration der vorhandenen Kräfte war. Auf dem weiten Feld, das die Elektrifizirung der Vollbahnen eröffnet, können die Elektrizitätgesellschaften in Eintracht zusammenarbeiten.

Die Leiter der A.E.-G. ließen sich niemals von spekulativen Wünschen zu Gründungen drängen. Sie haben nicht Agiotage getrieben, sondern für eine gesunde Expansion gesorgt, die der A.E.-G. ermöglichte, ihre Drähte über die ganze Welt zu ziehen. Die erste Gründung waren die Berliner Elektrizität-Werke, auf deren Bedeutung für die Stadt Berlin ich hier schon einmal hinwies. Sie bringen der Kommune reichen Gewinn. Die A.E.-G. aber schuf sich selbst durch die Betheiligung an den B.E.-W. ein werthvolles „Bezugsrecht", das ihr mehrmals recht nützlich geworden ist. Nach der Fusion mit der Union Elektrizität-Gesellschaft (1903) trat die A.E.-G. in den Concern der amerikanischen General Electric Company und schuf sich damit freie Bahn für die Verwerthung ihrer Turbinenpatente. Die Elektro-Chemischen Werke in Bitterfeld, in denen Kalciumkarbid und Aluminium mit Hilfe von Elektrizität hergestellt wird, und das Kraftwerk Rheinfelden wurden der Bank für elektrische Unternehmungen (Elektrobank) in Zürich übertragen, die, als Trustgesellschaft der A.E.-G., elektrische Unternehmungen im Ausland zu finanziren hat. Ein Vertrag mit der Nernst Electric Light Limited sicherte der A.E.-G. den ungestörten Absatz ihrer Nernstlampen. Durch ihre die ganze Welt umspannende Organisation (85 selbständige Gesellschaften und Bureaux im Ausland, 45 Bureaux im Inland und 40 Vertretungen in außereuropäischen Städten) ist die A.E.-G. ein Trust für sich geworden, der aber, wie ich schon sagte, nicht ehrgeizig nach einem Monopol trachtet. Die Gesellschaft hat sich die Absatzgebiete im Ausland nicht dadurch erobert, daß sie die dortigen Konkurrenzunternehmen abwürgte; sie hat sich durch Verträge ihnen zu friedlicher Arbeit verbündet. Durch diese Politik, der eine zwar schnelle, doch rationelle Vermehrung des eigenen Aktienkapitals vorwärtshalf, unterscheidet sich die A.E.-G. von den amerikanischen Trustgesellschaften. Die verschlingen in unersättlicher Gier ein Unternehmen nach dem anderen, nicht, um sich neue Märkte zu erobern, sondern, um neue Werthpapiere zu produziren. Die Macher bereichern sich am Agio und pfeifen auf die Rentabilität. Die Verwässerung des Kapitals ist in den Vereinigten Staaten zu einer Kunst ausgebildet worden, um deren Erlernung die Leiter der A.E.-G. sich nie bemüht haben. Man kann wohl sagen, daß kaum eine zweite deutsche Industriegesellschaft der Kritik so wenig Stoff geboten hat. Was manchmal an ihr getadelt wurde, die zu spärliche Bemessung der Dividenden, verdient, wie heute Jeder erkennen müßte, eher Lob.

Gesellschaften, die das Glück haben, den Stempel einer Persönlichkeit zu tragen, müssen sich die Frage gefallen lassen: „Werdet Ihr bleiben, was Ihr seid, wenn der einzige Mann nicht mehr an Eurer Spitze steht?" Das Individuum kann für die Demokratie der Aktiengesellschaft zur Gefahr werden. Doch nur dann, wenn es seine Kräfte nicht zu zügeln weiß und in eitler Selbstbespiegelung auf Kosten der Aktionäre den Kraftmenschen spielt. Zu dieser üblen Gattung gehört Emil Rathenau nicht. Er ist ein Arbeiter, kein Blender. Der Bau, den er errichtet hat, ruht auf sicherem Fundament. Und wenn, in hoffentlich noch ferner Zeit, der geniale Baumeister einmal müde wird: für eine würdige Nachfolge ist vorgesorgt.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.



Berlin, den 6. Juni 1908.

Dissolving Views.

Vor hundertzwanzig Jahren, als der dicke, pomphaft thronende, aus unkriegerischem Festlärm gern in seichte Salonmystik schweifende Sohn August Wilhelms just seine Eitelkeit mit dem nährkraftlosen Erfolg im holländischen Wilhelminenhandel gefüttert hatte, wurde eine Denkschrift bekannt, die, unter dem Titel „Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe", schon fünfzig Jahre vorher entstanden war. Fritz hatte sie, Preußens Kronprinz, verfaßt, weil die Seemächte ihm die von Fleurys Politik her drohende Gefahr nicht zu erkennen schienen, und wollte sie (ein Brief an Voltaire bezeugts) anonym, in der Maske eines Briten, in England veröffentlichen. Drum schrieb er den Satz: „Ich, der in einem freien Land Geborene, darf so aufrichtig reden, mit so tapferer Rückhaltlosigkeit, daß die in der Knechtschaft Geborenen und in elender Sklaverei Erzogenen meine Redeweise vielleicht wie ein Verbrechen schelten werden; Die so urtheilen, sollten aber bedenken, daß in dem Erdreich, in dem ich erwuchs, die Furcht nie aufkeimen konnte." Europens Fürsten wollte der vermummte Kronprinz Wahrheit sagen, „die sie aus dem Mund ihrer Höflinge und Schmeichler niemals vernommen haben." Nicht den fremden Fürsten nur: auch dem eigenen Vater; dem müd gewordenen Soldatenkönig, der, unter dem Einfluß des Dessauers, Grumbkows und Seckendorfs, Dank vom Haus Oesterreich erhoffte und die Möglichkeit verzauderte, als Herr der centralen und in Jugendkraft strotzenden Militärmacht dem Preußenstaat den Weg in die Zukunft zu bahnen. Friedrich Wilhelm schien der Stoßgewalt seiner Waffen allzu zaghaft nun zu miß-

trauen. England und Holland vergaßen, daß auf dem europäischen Festland nur Preußen ihnen ein zuverlässiger Bundesgenosse sein konnte. Dem Kaiser paßte Preußens unterwürfige Passivität in seinen Hausmachtkram. Und Frankreich durfte sich eines Zustandes freuen, der die Vormacht des Katholizismus stärkte, Briten und Holländern die preußische Hilfe entzog und den kleinen, aber unheimlich gerüsteten Soldatenstaat isolirte. Drum wollte der Kronprinz reden. Nicht als Hohenzollern, dessen größte Sorgensphäre die Namen Jülich und Berg umspannten, sondern als wachsamer Brite, der Fleurys Frankreich auf der bequemsten Straße flink der Weltherrschaft (monarchie universelle nennt ers noch dantisch) zustreben sieht. Wie um diese Zeit die Stimmung des in Rheinsberg politisch Vereinsamten war, lehren seine Briefe an Grumbkow. „Ich bin, wo es sich um den Ruhm des Königs handelt, höchst empfindlich und leide unter dem Bewußtsein, daß Nothwendiges bei uns versäumt wird. Ich fühle eine geheime Absicht, die sich gegen uns kehrt, und sehe, wie sich an unserem Himmel Gewitterwolken zusammenballen. Noch ists vielleicht Zeit, dem Unwetter auszuweichen. Mehr als alles Andere aber erschreckt mich eine gewisse Lethargie, die ich bei uns wahrnehme. Sieht denn Keiner, daß man unsere Waffen nicht mehr fürchtet, uns offen, ganz frech den Ausdruck der Verachtung zu bieten wagt? Ich scheue mich, auszusprechen, was ich ahne: Unheil, das um so größer sein wird, je weniger mans voraussieht. England wird, im Bund mit einer anderen Macht, dafür sorgen, daß wir vor die Frage gestellt werden, ob wir losschlagen oder kläglich demüthigende Bedingungen hinnehmen wollen. Auch bei den Verhandlungen über die Herzogthümer (Jülich und Berg, die eine Note der vier Mächte einstweilen, bis ein neues Abkommen möglich geworden sei, eben für das Haus Pfalz-Sulzbach reklamirt hatte) gab es nach meiner Ueberzeugung nur zwei Möglichkeiten: stolze Weigerung oder Beugung unter das schimpfliche Joch, das man uns aufzwingen will. Ich bin kein so geriebener Politiker, um mich mit einem Gemeng von Drohung und Unterwerfung abfinden zu können; ich bin jung und werde vielleicht meinem ungestümen Temperament nachgeben, aber nie halbe Sachen machen. Glauben Sie mir, lieber Marschall: jetzt ist die Zeit, laut zu reden; man muß die Köpfe vorzubereiten und zu gewinnen versuchen, die Druckerpresse muß Arbeit bekommen und ich habe größere Lust als je, meine Denkschrift zu veröffentlichen." März 1738. Da sondirt Kardinal Fleury Preußens Gesandte in Paris und im Haag wegen der Herzogthümer. Darüber läßt sich ja reden, parbleu; der König soll nur offen sagen, was er verlangt. Friedrich Wilhelm ist schnell entzückt. Merkt nicht, daß es dem Kardinal nur darauf an-

kommt, für den im westindischen Wasser wegen des Schmuggels drohenden anglo-spanischen Krieg, in dem Frankreichs Bourbonen, nach dem neuen Familienvertrag, mitfechten müßten, Preußen von England fern zu halten, und läßt sich mit der Hoffnung auf Konzessionen ködern. Frankreich darf jetzt also nicht denunzirt, Fritzens franzenfeindliche Schrift nicht veröffentlicht werden.

Als sie ans Licht gelangt, ist der Autor (der auctor des neuen Preußen) tot, wankt im Lilienreich das Gebälk, werden im Berlin Bischoffwerders Geister beschworen und Feste gefeiert. Die Revolution. Die wundervolle (und fast fruchtlose) Episode Bonaparte. Welch Schauspiel! Aber, ach, ein Schauspiel nur. Ein Traum nur von der Weltherrschaft. Ueber Waterloo und Trafalgar führt den Britenleun der Pfad auf den Gipfel. Wüste ringsum. Verheerte Fluren, zerstampfte Saaten. Der Anblick labt dennoch das Auge. Wem ward vorbestimmt, in der Wüste zu herrschen? Wem als dem Löwen, der nicht von Europens Flora, Europens Fauna die Säfte ergänzende Nahrung zu hoffen braucht? Rußlands Palaeologenaar mag ostwärts blicken; wetzt er die Krallen, um sie in europäisches Land einzuhaken, so rufen wir den Islam gegen den Eindringling auf, verbündeln Mohammeds überlebenden Fanatismus den Humanitätregungen der im Westen den Ton angebenden Rationalisten und Dantonisten und thürmen der Goldenen Horde im Südosten einen unübersteiglichen Wall entgegen. Frankreich in Krämpfen, in den Wehen vor der Geburt einer neuen Gesellschaftform und, im Trachten nach Bereicherung, ohne den providentiellen Mann, der die Enttäuschten, vom Gloiretaumel Ernüchterten zu neuem Ruhmrausch aufzupeitschen vermöchte. Das Reich deutscher Nation ein Spott der Staatskanzleien. Und Habsburgs Stamm von slavischer und magyarischer Sorge angenagt. Preußen? Faul vor der Reife, hat Mirabeau gesagt. Nach jeder großen Anstrengung Jahre lang ohne Kraft zu muthigem Entschluß. Nach den fritzischen Kriegen der prunkvolle, dem Untergang zujubilirende Jammer des zweiten Wilhelm. Keine Stimme spricht; trotzdem oben Hundert spüren, wie das Fundament allmählich zermorscht. Keine; in der Politik und im Heer dürfen die Haugwitz und Hohenlohe ungestört schalten und die Gunst der Stunde vertändeln. Bis zum Tag von *Jena* kaum eine Stimme; trotzdem die Scharnhorst, Gneisenau, Blücher leben. Jähes Erwachen; zu spät. Nach einem harten Jahrsiebent die Erhebung, der Sieg. Ein nicht ausgenützter; vielleicht nicht mehr ausnützbarer. Die Enttäuschungen des Wiener Kongresses und des Pariser Friedens. Dann, in dem Staat, der das nie gesehene Schauspiel des Volkes in Waffen (nicht eines vom Caesar Augustus Bonaparte befohlenen Kriegszuges) der Welt geboten hatte,

wieder eine lange Dürre. Ist der Boden erschöpft, in einem blutigen Säkulum ihm zu viel abgefordert worden? Kein Hälmchen wächst; irrlichtelirender Romantikerpolitik reift nicht eine genießbare, nahrhafte Frucht. Preußen vereinsamt. Auf den geschäftigen, ruhelosen, eitlen, redseligen König blickt, als auf einen unberechenbaren Faktor, das Ausland mit Argwohn, auch der nicht geradezu feindliche Theil des Deutschen Bundes mit der Geringschätzung des oft grundlos Gereizten. Oesterreich und Rußland sind mißtrauisch. England läßt sich von dem in London durch Bunsen und Stockmar vertretenen armen Vetter gnädig den Hof machen, gewährt, trotz allem Werben, seiner Blöße aber kein Mäntelchen. Doch Berlin dankt schon für huldvolles Lächeln.

Herbst 1841. Das Versöhnungfest des Meerengenvertrages ist gefeiert, die Kriegsgefahr beseitigt und Britanien hat, wenn der wiederhergestellte Bund der Westmächte auch nicht mehr ganz so fest scheint wie vor der Lösung, für nahe Zeit nichts Ernstes zu fürchten. Am neunten November wird dem Schoß Victoriens ein Knäblein entbunden. Die Königin ist bald wieder auf den Beinen und schreibt, vor der ersten Spazirfahrt, an den König der Belgier: „Unser Junge ist ein prachtvoll großes und starkes Kind mit großen dunkelblauen Augen, einer etwas umfangreichen, aber hübsch geformten Nase und einem kleinen, allerliebsten Mund. Ich hoffe und bete, daß er dem lieben Papa ähnlich werde. Er soll Albert genannt werden; sein zweiter Name soll Edward sein." Etwas später aus der selben Tonart an den selben Adressaten: „Ich bin neugierig, wem unser Junge ähnlich werden wird. Sie begreifen, wie glühend meine (und, glaube ich, Aller) Gebete für ihn erflehen, er möge in jedem, jedem Zug, an Körper und an Geist, seinem theuren Vater, diesem Engel, gleichen. Doch selbst Sie, liebster Onkel, können nicht ahnen, wie glücklich, wie gesegnet ich mich als Gattin fühle und wie stolz ich auf den Besitz eines so vollkommenen Mannes bin. Welche Seligkeit, wenn unser Kind ihm einst gliche!" Am sechsten Dezember legt Sir James Graham der Königin das Patent vor, das den Titel des Knaben bestimmt. Bisher war er Herzog von Cornwall genannt worden. Nun heißt es: „Wir thun kund und zu wissen, daß Wir Unseren geliebten Sohn, den Prinzen des Vereinigten Königreiches von Großbritanien und Irland, Herzog von Sachsen und von Cornwall, zum Fürsten von Wales und zum Earl of Chester ernannt haben. Nach ehrwürdigem Brauch fürsten und belehnen Wir diesen vielgeliebten Sohn, indem Wir seine Hüfte mit einem Schwert gürten, die Krone der Edlen auf sein junges Haupt setzen, seinen Finger mit einem Goldreif zieren und seine Hand einen güldenen Stab umfassen lassen, zum Zeichen, daß er in diesem Theil Un-

seres Reiches die Herrschaft und die Vertheidigungpflicht übernommen hat.“.
Bald danach schreibt die Mutter: „Jedem fällt auf, wie ähnlich Albert junior seinem lieben Papa ist. Den Vergleich mit meinem theuren Engel kann Keiner aushalten.“ Inzwischen ist, auf Stockmars Rath, Friedrich Wilhelm als Gevatter des kleinen Albert Edward nach London geladen worden. Nikolai Pawlowitsch räth von der Reise ab; er fürchtet, der unstete Schwager könne sich an der Themse aus der „Solidarität der konservativen Interessen“ in eine liberale Utopia locken lassen und unterwegs in die Hände eines Prinzen von Frankreich oder gar des Blousenkönigs Leopold fallen. Metternich sieht andere Gefahr: die Stärkung protestantischer Parteiwuth, die seine Nerven überall wittern, durch allzu sichtbare Intimität der akatholischen Großmächte. Beider Warnung verhallt. Der König schwelgt schon in dem Gedanken an diese Reise. In Adventstimmung hat ihn Lord Ashley, Bunsens frommer Freund, den herrlichsten, edelsten Monarchen der Erde genannt. Der breslauer Israelit, der nun Alexander heißt, schützt mit Kreuz und Krummstab das Heilige Grab und Preußens König erblickt in dem Bisthum von Zion, das er für seines Geistes Werk hält, die Zelle, aus der die Union aller Evangelischen in greifbare Wirklichkeit hineinwachsen wird. Seitdem sind in England obendrein Peel und Aberdeen ans Ruder gekommen; konservative Männer von ernsterer Frommheit, als Palmerstons Feuerkopf je geherbergt hatte. Diese Reise verspricht hohen Genuß. Am fünfundzwanzigsten Januar 1842 ist in Windsor Castle die Taufe. Wellington, der Feldmarschall, schirmt mit dem Reichsschwert das Haupt des Täuflings, auf dessen Stirn der Gevatter aus Preußen beinahe andächtig die Lippen drückt. Victoria zeigt sich von ihrer liebenswürdigsten Seite. Sie heftet mit eigener Hand den Silberstern des Hosenbandordens an die Brust des Gastes, schlingt das dunkelblaue Band um seine linke Schulter und trägt als Taufmutter am Armreif sein Bild. Den Politikern imponirt der Spreeromantiker nicht. Zu wenig Wucht und zu viel koketter Geist. Die Radikalen schelten ihn laut einen Tölpel, Heuchler, Spion und im Oberhaus spricht Lord Brougham offen die Hoffnung aus, der Preuße werde im freisten Land der Erde endlich lernen, daß es Zeit sei, das Versprechen des Vaters einzulösen und seinem Volk die Wohlthat einer Verfassung zu gewähren. Stockmar selbst steht befremdet vor der überschwingenden Phantasie des hohen Herrn, der ihm eines Tages mit ernster Miene erzählt, Belgien (dessen Neutralität doch auf Preußens Antrag von den Großmächten anerkannt worden ist) müsse schnell in den Deutschen Bund eintreten. Ein Einfall von vielen, die dem Hirn eines schwärmenden Knaben zu entstammen scheinen. Der Königin und ihrem Onkel Leopold gefällt der Gast.

Victoria schreibt: „Er ist ein sehr liebenswürdiger Mann, von freundlichem Wesen und bestem Willen, sehr beliebt (so scheint mir) und sehr amusant. Er wünscht ein deutsch-belgisches Bündniß, das auch wirklich, wie ich glaube, den Belgiern Vortheil verheißt. Er hat Windsor höchst ungern verlassen. Gestern speiste er bei den Sutherlands; heute ist er Wellingtons, morgen Cambridges Tischgast und für Donnerstag haben wir ihn, der im Buckingham-Palast bei uns wohnt, noch einmal zum Diner geladen. Ein angenehmer, freilich auch anstrengender Besuch. Der König ist offen, natürlich, freigiebig und möchte, wo er nur kann, Gutes thun." Auch Leopold, den er im Schloß Laeken besucht, findet ihn „reizend, geistreich und gutmüthig" und hofft, nach dieser Reise, die ihn Wesen und Werth westeuropäischer Kultur klarer erkennen lehre, werde er sich bald völlig den „Klauen Rußlands" entwinden. Lord Aberdeen lobt Friedrich Wilhelms Charakter, meint aber, sein Kopf sei allzu dicht von Wolken umschleiert. Ertrag bringt diese Reise nicht. Der berliner Rationalismus bespöttelte den Herrn, der bei der Taufe mit inbrünstigem Ausdruck die Responsorien gesprochen, in der Paulskathedrale viel zu oft die Knie gebeugt, den Sitten der Hochtorys und Anglikaner sich überhaupt zu eifrig angepaßt habe. Was thats ihm? Er hatte unvergeßliche Tage verlebt und wähnte, wie immer, wenn seine Eitelkeit an üppiger Tafel gesättigt war, Politik getrieben und münzbaren Gewinn heimgetragen zu haben. Geschwind noch ein Bischen nachhelfen. Cornelius muß einen Glaubensschild zeichnen, auf dem, neben Jesu Einzug in Jerusalem, auch die Meerfahrt des königlichen Gevatters zu schauen ist. Friedrich Wilhelm in Muschelmantel und Pilgerhut auf einem Schiff, das ein Engel lenkt, der angekettete Höllengeist mit schnaubendem Dampfathem vorwärts treibt. Im Gefolge Natzmer, Stolberg und Humboldt (mit dem Oelzweig in der Rechten); am Britenstrand zum Willkommensgruß Sankt Georg, der Prinz-Gemahl, Wellington. Wie kommt Humboldt neben den geflügelten Himmelsboten, wie der Koburger in die Gemeinschaft der Heiligen? Hüben und drüben fragte man so, als der silberne Schild über den Kanal geschickt war. Ein seltsames Pathengeschenk, das dem Prinzlein wohl kaum Freude gemacht hat. Dessen Geschmack traf Louis Philippe besser. Als die auf Tahiti und durch das französische Bombardement von Tanger, auch durch Joinvilles Brochure über Frankreichs Seestreitkraft entstandenen Schwierigkeiten beseitigt waren, konnte Louis Philippe nach London reisen. Der erste Franzosenkönig, der als Freund nach England kam. Und ein Schlaukopf. Victoriens Herz hat er in der Stunde erobert, wo er ihren Albert mon frère nennt und wie den König der Briten, nicht wie den machtlosen Mann der Queen, behandelt. „Der Prinz-Gemahl,

dieser bedeutende Mann, ist mein Bruder." Mon frère: da schrumpft die Erinnerung an den tahitischen Uebergriff der Franzosen. Louis Philippe verspricht, in jedem Herbst fortan nach Windsor zu kommen, inszenirt in Portsmouth eine Flottenverbrüderung und schenkt dem kleinen Albert Edward ein Schießgewehr. Das hält zwar nicht lange; doch im November 1844 sorgt der gute Onkel Bürgerkönig in Saint-Cloud für Ersatz aus festerem Holz. Der Glaubensschild lehnt im Winkel. Täglich aber fragt der Kleine: Where is my gun?

Nach Friedrich Wilhelm und vor Louis Philippe war ein anderer gekrönter Gast nach Windsor Castle gekommen; ein noch wichtigerer, noch mächtigerer: Nikolai Pawlowitsch in höchsteigener Person. Nicht, wie 1698 der junge Zar Peter, als ein Lernender, der fremdem Muster froh nachstreben, mit abgeguckter Drillmeisterkunst sein Land debarbarisiren will. Als ein jedem Fürsten der Erde Ebenbürtiger, der viel zu gewähren, viel zu versagen hat und, nach manchem Persönlichkeiterfolg, überzeugt ist, seines Mundes Hauch müsse das Band, das die entente cordiale der Westmächte nur locker noch hält, ganz und für immer lösen. In Münchengraetz hatte (wie ein Halbjahrhundert später in Mürzsteg) ein austro-russischer Vertrag für den Fall der Osmanenliquidation vorgesorgt. Ein nützliches Abkommen, das aber nicht gegen alle schlimmen Möglichkeiten assekurirt; weder in Metternichs noch in Aehrenthals Tagen. Habsburg, das doch die Vorwehen der ungarischen Revolution schon spürt und leise um Rußlands Hilfe wirbt, ist dennoch in seinem Hochmuth so dreist, daß es von Nikolais Tochter Olga vor der Verlobung mit dem Erzherzog Stephan den Uebertritt zum Katholizismus fordert. Non possumus, spricht der Papst des Ostens; und tört, da sein Orlow den Heirathplan zu früh ausgeplaudert hat, höhnische Nachrede. Wer bleibt ihm? Mit dem Julikönigthum, mit den Erben der Jakobiner kann Nikolaus, „der Vertreter der monarchischen Idee in Europa", niemals ernsthaft paktiren; trotzdem (oder: weil?) das Ministerium Guizot sich als Staaterhalter vermummt und lüstern um die Gunst der wiener Hofburg buhlt. Schwager Friedrich Wilhelm ist ein guter Mann; aber unstet und unzuverlässig. Wer England hat, hat Europa. Und England kann einen neuen Freund brauchen. In der entente cordiale ist von echter Herzlichkeit nichts mehr zu merken. Will Frankreich nicht in Toulon neue Kriegsschiffe bauen? Um Britaniens mediterranische Vorherrschaft zu brechen? Den Groll, den schon das Auftauchen so frevlen Planes in London erregt, muß der Moskowiter nützen. Prinz Joinville, der Bonapartes Erdenrest von Sankt-Helena heimgeholt, bei Tanger den starken Mann gespielt und in seiner wüsten Brochure Frankreich zu rascherer Marinerüstung

gemahnt hat, ist der Sohn Louis Philippes. Dem fängt man jetzt an der Kanalküste wohl leicht den Wind aus den Segeln. Im Juni ist Nikolai Pawlowitsch in Windsor. Die Königin rühmt die Schönheit seines Profils, die gefällige Würde seines Wesens, die ungemeine Höflichkeit seiner Umgangsformen; ist aber vom Ausdruck seines Auges erschreckt. „Dieser Ausdruck ist Allem, was ich je sah, unähnlich. Der Kaiser lächelt selten und gleicht auch dann nicht einem Glücklichen. Wie ein Traum dünkt es mich, daß wir mit diesem mächtigsten aller Herrscher behaglich frühstücken und spaziren. Meinen Engel lobt er sehr und sagt, er wünsche jedem deutschen Fürsten Alberts Tüchtigkeit und Verstand. Er ist ein Mensch von tiefer Empfindung und strengen Grundsätzen, aber weder geistreich noch kultivirt. Er hat nur für Politik und Heerwesen Interesse und scheint, da er sich für den Hort der Gerechtigkeit hält, gar nicht zu ahnen, welches Elend seine korrupte Beamtenschaft verschuldet. Im Frack fühlt er sich unheimisch (‚als habe man mir die Haut abgezogen‘) und trug an den letzten Abenden deshalb seine Gardeuniform, in der er, trotz der Glatze, noch immer prächtig aussieht.“ Der Belgier weiß sofort, was Nikolaus in London sucht. „Allein kann er dem Drängen der Westmächte in der Orientfrage nicht widerstehen. Drum will er sie trennen. Gelingts, so ist er im Südosten der Herr. England aber hat gegen Rußland wichtigere Interessen zu vertreten als gegen Frankreich.“ Das vergaßen auch Peel und Aberdeen, Albert und Wellington nicht. Nikolaus mochte noch so oft betheuern, daß er nicht nach Konstantins Stadt trachte und nur ein neues Byzantinerreich der Hellenen nicht dulden dürfe: die Briten fühlten, daß er in dem Augenblick, wo sie ihm Frankreich geopfert hätten, als Gebieter im Balkan unüberwindlich sein würde. Er kam, er ging; und die entente cordiale blieb, was sie vorher gewesen war. Victoria schrieb an den Onkel: „Dieser Besuch war ein großes Ereigniß. Wenn er die Franzosen ärgert, mag ihr König herkommen; er ist herzlichen Empfanges sicher. Die Grüße, die den Zaren empfingen, waren höflich, verriethen auch eine gewisse Wärme, kamen aber nicht vom Herzen.“ Vierzehn Wochen danach holte sich Louis Philippe aus dem Buckingham-Palast das ersehnte Hosenband mit dem silbern strahlenden Stern. Von ihm erhielt Vickys Erstgeborener eine Flinte. Von Friedrich Wilhelm hatte er den Glaubensschild, vom Zaren das Großkreuz des Andreasordens erhalten.

Vierundsechzig Jahre ists her. Der Kleine ist groß geworden; bewahrt aber an der Greisenschwelle noch die Jugendeindrücke in treuem Gedächtniß. Seine Mutter sah er am Werk: wie sie von den Königen aus Morgen- und Abendland sich, ihren Mitbürgern zu stolzer Freude, in bescheidener Frauen-

würde huldigen ließ und überall, eine unermüdliche Stickerin, ihre Fädchen anknüpfte. Sah Louis Napoleon, dessen große Kunst (nach Bismarcks Wort aus einem petersburger Brief an Schleinitz) war, „sich so in Dampf aller Art einzuhüllen, daß man überall und nirgends sein Heraustreten aus der Wolke erwarten kann; vielleicht bleibt er ganz darin und dampft mit Grazie in infinitum fort.“ Nach diesem Mann schlauen Scheins, dem Wurzellosen, der, ein nie ganz französirter Holländer, mit den wohlgepflegten weichen Händchen nach der Korsenrolle langte und den der Imperatorenmantel immer umschlotterte wie Götzens Knappen der Küraß des baumlangen Reiters, nach dem keuchenden Talent sah er das schlichte Genie an der Arbeit: den Märker, der nie mehr wollte, als er vermochte, auch, den Volksgenossen zum Heil, nie weniger, als in jeder Stunde eigene Kraft ihm erringen konnte. Von Allen hat Eduard gelernt. Von der Mutter die Geduld und den Entschluß, auf schnell den Erfolg lohnenden Applaus zu verzichten. Von Hortensens Sohn die Erkenntniß, daß auch die Phantasie, nicht der nüchterne Verstand nur, der Völker Beschäftigung heischt. Von Bismarck die kühlende Gewißheit, daß brauchbare Bundesgenossenschaft nicht durch Worte noch durch Charmeurgeschicklichkeit erworben wird, sondern nur durch den unwiderleglichen Beweis gemeinsamen Interesses. Auch in kleinerer Lehrer Schule ist er fleißig gegangen, vom Türkenhirsch und vom Diamantenkönig Cecil Rhodes, von Rothschild und Cassel in ihr Werkstattgeheimniß eingeweiht worden und hat so, nicht als ein zum Dalai Lama Erzogener, sondern als der zechende, lüdernde, spielende, spekulirende, in der Geldklemme schmachtende, von Alltagssorgen umdräute Freund kluger Kaufleute, erfahren, was das Leben ist; wie es schmeckt und riecht, schreckt und rüttelt, den Verzärtelten überrennt und den zum Kampf Tauglichsten kränzt. Diese Erfahrung hob ihn rasch über die Dutzendfürsten einer Zeit, die, in ihrer Armuth an Monarchentalenten, den treuen, tapferen Wilhelm, trotzdem er als Führer, auf dem ersten Platz, völlig versagt hätte, wie einen Heiligen, einen Genius verehrte und jetzt gar schon mit bewunderndem Blick sich an der anständigen Würde Franz Josephs weidet. Als der erste moderne Geschäftsmann großen Stils (größeren also als Louis Philippe und die belgischen Koburger) sitzt Eduard auf dem Thron. Nur Tröpfen kann seine Methode der Louis Napoleons ähnlich scheinen; nur in Meßbuden vergröberten Sinnen die täppische, hemmunglose, unfruchtbare Lärmsucht des Durchschnittsliberalen, Durchschnittsdilettanten Roosevelt vorzüglicher gelten. Noch hat er nichts Unkluges, nichts unklug gethan; und in sieben Jahren mehr für sein Land geleistet, viel mehr als in Dezennien Mancher, dem hastiger Ahnen-

kult in des Reiches Grenzen die Denkmale häuft. Sogar die persönliche Antipathie, die er auf den Thron mitbrachte (und die zwischen London und Berlin den Weg weiter erscheinen läßt als in den dampfkraftlosen Tagen Georgs des Zweiten), hat er in den Dienst der nationalen Sache gezwungen. Noch vor der coronation sah er das Ziel: die Isolirung des Neffen, dessen Hand nach dem Dreizack langte. Und in der selben Stunde hat er auch erkannt, daß dieses Ziel nur zu erreichen war, wenn Britanien sich entschloß, vom Trug zu reellem Geschäft überzugehen und nicht länger zu fordern, daß die Kontinentalmächte ohne Entgelt für His most gracious Majesty arbeiten. Seit Eduard die Britenfirma vertritt, zahlt sie prompt, zahlt fast immer bar; und Niemand darf ihr mit Fug heute noch nachsagen, sie habe ihn um seinen Lohn geprellt. Nicht der Bur noch der Japaner; weder Frankreich noch Rußland; Spanien, Portugal, Griechenland selbst sind auf ihre Kosten gekommen; Oesterreich-Ungarn und Italien werden am nächsten Zahltag befriedigt werden. So gehört sichs im Verkehr mit großen Handelshäusern. Deren Vertreter braucht auch nicht zu randaliren, seine Waare auf allen Märkten anzupreisen und mit Hausirergeberde die Kunden herbeizuwinken; darfs nicht einmal: sonst schwände der Ruf seiner Firma. King Edward reist wie ein reicher Gentleman; spazirt, ohne großen Troß, in Paris, Biarritz, Marienbad, Homburg in Jacketanzug und weichem Hut umher, beschränkt sich bei Empfang und Abschied auf das Unvermeidliche, sieht die Menschen, denen er begegnet, scharf an, hält ihnen nie feierlich dröhnende Reden, pflegt den Leib und bringt den Herren Edward Grey und Charles Hardinge gute Geschäftsabschlüsse heim. Jahr vor Jahr. Alles drängt in seinen Concern. Und die Reiche, deren Herrscher an seiner Wiege standen, hat er sich jetzt fest verbündet.

Nach langer Pause wird Nikolais Besuch einem anderen Nikolai nun erwidert. Die Meldung, daß Eduard nach Rußland reise, konnte nicht mehr überraschen. Der anglo-russische Vertrag ist längst Ereigniß geworden. Nur die asiatischen Fragen, hieß es, die heikelsten nur, beantworte er; stillt aber, in einer einstweilen sekretirten Klausel, auch Rußlands Meerengensehnsucht. Zum ersten Mal ließen britische Kapitalisten ihr Geld im Zarenreich offen arbeiten; der Strom wird reichlicher fließen, wenn die City, bei zunehmender Liquidität, wieder mehr zu versenden hat. Barings übernahmen eine moskauer Anleihe; sicher nicht ohne Einverständniß mit Sir Edward Grey. Ein großer Theil des russischen Staatsbedarfes (dessen Befriedigung nach dem swinemünder Sommernachtstraum nur deutschen Firmen zufallen sollte) wurde in England bestellt. Nach dem französischen kam der britische Generalstabschef nach Petersburg: und bald ward in den Staatskanzleien geflüstert, Rußland habe, trotz

der Geldknappheit, beschlossen, das Tempo seiner Mobilisirungmöglichkeit um fünfzig Prozent zu beschleunigen. Offenbar Hamiltons Werk: darüber hat sich am Königsplatz wohl kein Abtheilungchef getäuscht. Auch über Makedonien werden Iswolskij und Grey einig. Mit dem Gouverneur und der sichtbaren Autonomie kann man noch ein Weilchen (bis in den Lenz?) warten und inzwischen die Balkanerbschaft genau reguliren: wichtig ist jetzt nur, dem Sultan jeden Zweifel daran zu nehmen, daß Briten und Russen zusammengehen: dann optirt er im Nothfall nicht für den vereinsamten blonden Kaiser. Und der nächsten russischen Anleihe ist Englands Beistand gewiß. Eine Etape. Für die Politik und für die Wirthschaft Europas. Denkt Euch Rußland mit Britengold und Briteníntelligenz gedüngt. Das, nach Eurem Herzenswunsch, demokratisirte Rußland, das, je mehr die Zarenmacht morscht, um so feindlicher auf den deutschen Nachbar blickt. Das Rußland, das die Polen leidlich assimilirt hat, auf ein Kondominium in Südosteuropa rechnet und wieder zur Vormacht aller Slaven geworden ist. Eduard kann ruhig nach Reval reisen.

Ein neuer Dreibund also. Ein längst vorauszusehender. Nur von Denen nicht, die sich von dem widrigen Rummel der Zeitungmacher-, Bürgermeister- und Pfarrer-Besuche blenden ließen und hofften, über des Königs Haupt hinweg in die Gunst des Inselvolkes klettern zu können. Von Betrogenen nicht noch von Betrügern. (Schämt sich heute denn Keiner von all den Versöhnungschlemmern, die bei Lachs und Roastbeef, Hammel und Pudding Weltgeschichte zu machen wähnten und nicht merkten, daß Verachtung sie schlingen und schlürfen sah? Soll der groteske Unfug dieser Kriechvisiten fortwähren, bis die Komiteespitzen, diese Förderer nationaler Schmach, der Reihe nach unter die Lupe genommen und ihre Motive und stillen Wünsche selbst dem stumpfsten Blick entschleiert sind? Ist des Dienerns und Anbiederns immer noch nicht genug?) Ein fürs Erste ernst zu nehmender Dreibund; nicht einer, der rechts am hellen Tage gelockert, links in dunkler Nacht von feiger Untreue gelöst wird und der über die schlaffe Friedenszeit hinaus nicht einmal das Scheinleben von heute zu fristen vermöchte. King Edward hat nicht vergessen, was dem Knaben Albert Eduard in die Kinderstube gespendet ward: von Rußland das Kreuz, von Frankreich die Waffe. Zweierlei Werkzeug zum Machterwerb. Als der von hellem Britenjubel umbrauste Präsident Fallières, den, als den Vertreter der Französischen Republik, Eduard ernst in die entente permanente, den Ewigen Bund, lud, die beiden Völker aufgefordert hatte, de resserrer les relations, sagte Herr Tardieu, der Verfasser des meisterlichen Marokkobuches, im Temps: nur wenn Britanien sich schnell ein starkes Land-

heer schaffe und für Frankreich so ein zweites Rußland werde, könne das Bündniß der Republik den Vortheil bringen, den sie als Entgelt ihrer Leistung verlangen müsse. „Vor einem Krieg wäre uns, in der europäischen Situation von heute, Englands Beistand von höchstem Werth. Von recht geringem aber nach dem Ausbruch des Krieges. Alle britischen Seesiege würden nicht einer Kanone, nicht einem Mann unsere Grenze sperren.“ Nur eine Territorialmacht könne Frankreich gegen deutsche Invasion schützen. „Et à qui serait surpris que les considérations militaires tiennent autant de place dans l'article qu'on vient de lire, nous nous permettions de faire observer que la valeur des combinaisons diplomatiques destinées à consolider la paix se mesure à l'efficacité qu'elles auraient dans la guerre.“ Ein vernünftiger Grundsatz, den die deutschen Staatskünstler leider längst vergessen haben; sonst wüßten sie, daß ihre slavo-romanische Genossenschaft keinen Knaben mehr schreckt. Glaubt Herr Tardieu aber ernstlich, was er sagt? Und darf der Deutsche aus solchem Artikel schließen, Marianne blicke mit einem heiteren, einem feuchten Auge auf den neuen Bund? Nein. So dumme Artikel kommen nur bei uns in große Blätter. Herr Tardieu weiß, daß England nicht daran denken kann, eine große Landmacht zu rüsten, und daß es, wenns daran denken könnte und wollte, mit der Ausführung solchen Planes viel zu spät fertig würde. Tardieus Artikel ist ein taktischer Versuch, den bedrohten Nachbar, der am Ende doch die Geduld verlieren könnte, noch für ein Weilchen einzulullen. Und diesem Versuch lacht wirklich hier und da der Erfolg. Die Franzosen sind unzufrieden, heißts; und gleich danach: In Westminster haben die Radikalen sich gegen Eduards Reise nach Reval erklärt. „Ein schöner Dreibund, der sich sofort nach der Knüpfung schon lockert.“ Was erreicht werden sollte, ward durch die pariser und londoner Taktik erreicht: das ungeheure Ereigniß dieser Koalition den Deutschen als harmloses Lenzvergnügen hingestellt. Denn Tommy Atkins kann ja nicht den Elsaß und Lothringen zurückerobern und die verwilderten Erben Palmerstons, Urquharts, Gladstones sehen, wie unsere Röthesten, in Osteuropa nur russische Gräuel.

Ein ungeheures Ereigniß. Wers vor zwanzig Jahren, noch an Wilhelms Sarg, prophezeit hätte, wäre ausgelacht worden. Zwischen Frankreich und England stehen die Schatten der Pucelle und Napoleons; und ehe der Bretone den Angeln umarmt, siehst Du die Loire rückwärts fließen. Gar Britanien und Rußland! Der Kampf um Indien, bedenkt doch; Afghanistan; Persien; der ostasiatische Markt; die lange Liste der russian atrocities; Alles, was in der Fibel steht. Schon ein franko-russisches Bündniß schien undenkbar.

Soll der orthodoxe Selbstherrscher sich einem Volk verbrüdern, dessen Hymne gegen die horde d'esclaves, de traîtres, de rois conjurés zu den Waffen ruft? Holstein-Gottorp den Resten der Montagnards? Doch geschah es. Wurde möglich, seit im Deutschen Reich die lärmvollste und sinnloseste Politik aufkam; wurde nothwendig. Daß ers früh fühlte, ist Eduards Verdienst. Er endet den Burenkrieg und macht Botha zum Statthalter in dem Land, wo, nach Krügers eigensüchtigem Willen, der Brite nur als Helot hausen sollte. Er läßt Rußland von Japan schlagen und streckt dem geschwächten Riesen dann die Hand hin und verheißt Nikolai Alexandrowitsch die Erfüllung des Wunsches, den Nikolai Pawlowitsch ein Zarenleben lang im Herzensschrein verkümmern lassen mußte. Warum soll das Andreaskreuz nicht über Konstantins Stadt leuchten? Die Schwächung des Islam bringt Britanien Gewinn. In Asien braucht es Ruhe; brauchts, wenn der farbige Mann zu stolz, in den Waffen und im Gewerbe zu tüchtig wird, eines Tages auch die Truppen des Khans von Moskau als Helfer. Den muß es haben. Und wird der Wasserkäfig ins Mittelmeer geöffnet, darf Rußland mit Oesterreich-Ungarn nach dem bismärckischen Zonenprojekt sich ins Türkenerbe theilen, dann ist dem Leun nichts verloren und viel gewonnen. Rußland hat den Schlüssel zur Südwestpforte seines Hauses und ist der deutschen Flanke wieder näher als in der Zeit der transmandschurischen Pläne, da es sich, unter Wittes Tatarenfaust, von Europa abgewandt hatte. Oesterreich kann au delà de Mitrovitza vorschreiten und, im Besitz Salonikis, mit festem Damm den deutschen Einfluß abwehren. Kann dem italischen Nachbar endlich aber auch gestatten, über die Adria zu greifen, sich an der Seite des montenegrinischen Freundes zu sättigen und im Vordertreffen der Westmächte den Platz einzunehmen, den Natur und Kultur, Schutzbedürfniß und Volkssehnsucht ihm anweisen. (Darüber wird Eduard, wenn er mit dem Erzherzog Franz Ferdinand in Marienbad um die Heilquellen schlendert, Manches zu erzählen haben.) Frankreich kann, ohne Italiens Neid zu wecken, sein nordafrikanisches Reich arrondiren; wer Algerien, Marokko, Tunis und Tripolis hat, mag Egypten leichter verschmerzen. Von allen Seiten drängt sichs in den Britenconcern. Spanien und Portugal sind lange schon subventionirte Vasallen. Auch Griechenland bekommt nun einen saftigen Fetzen. Wird der Sultan des Ostens, da er eben gesehen hat, wie es dem Scherifengroßherrn mit deutschem Versprechen ergangen ist, nicht schnell retten, was noch zu retten scheint? (Zaudert er, so ersucht man den Perser höflich, ihm die Faust zu zeigen.) Werden die Vereinigten Staaten von Amerika wagen, gegen den Schirmherrn der Gelben Partei zu ergreifen, selbst nach der Eröffnung des Panamakanals auf zwei Meeren einer von vier Großmächten wohlwollend be-

trachteten anglo-japanischen Kooperation zu trotzen? Britanien hat Ruhe. Indien, dem Centrum und Pivot allen britischen Sinnens und Trachtens, droht von außen keine Lebensgefahr; und drinnen herrscht der eiserne Kitchener. Eduard ist in Paris und Rom, an der Donau und in Skandinavien der populärste Mann. Darf den Deutschen bieten, was ihm beliebt. Sie nehmens hin. Und jauchzen ihm, wenn er sich gnädig sehen läßt, zu: denn er will ja den Frieden.

Er will den Frieden. Will ihn freilich so, wie er ihm paßt. Nicht einen Frieden, der dem Deutschen Reich Muße und Kraft zu beschleunigter Seerüstung läßt. Darüber denkt der Mann auf der Citystraße genau wie der zum Glaubenshüter gekrönte Sohn des Koburgers und der Welfin. Die Kindermär, die greint, zum Schiffbau treibe die Deutschen nicht der Wunsch, sich einst mit England zu messen, wird jenseits vom Kanal verlacht. Zu viel ist, nicht immer vor Zuverlässigen, über Zukunftpläne und Arbiterhoffnung ausgeplaudert worden; je lauter wir unsere Arglosigkeit betheuern, um so schriller zeiht das Echo den Vetter schmählicher Heuchelei. („Ich glaube schon lange kein Wort mehr von ihren Versicherungen.") Die entente cordiale, meinte man, würde den Wettlauf enden. Da Deutschland gegen die vereinte franko-britische Flottenmacht doch niemals aufkommen kann, wird es neuen Kraftverlust meiden und dem Start fern bleiben. Nein. Das Marinebudget heischt noch größere Opfer. Was will dieses Imperium, das seine Beamten, bürgerliche und militärische, doch darben läßt, für produktive Arbeit nicht genug Kapital hat und seinen Reichsbedarf, mühsam keuchend, aus engen Röhren einsaugt? Warum, da es mit aller Anstrengung höchstens die absolute Ziffer, niemals die Relation der Seestreitkräfte ändern kann, setzt es so tollkühn Kopf und Kragen dran, Kreuzer und Linienschiffe zu bauen? Weil es unser Kolonialreich zerstücken will, spricht der Tory; oder weil sein Kaiser um jeden Preis auch Etwas schaffen, organisiren, einen Wasser-Roon, wie der Großvater einen zu Land hatte, haben will. Der Liberale giebts billiger; traut Einem, der gute Geschäfte macht, nicht kriegerische Absicht zu. Beide aber verbündet die Ueberzeugung, daß es so nicht weiter gehe; daß England nicht ohne Noth, nur um fremder Wünsche, fremder Laune willen, seinen Wohlstand schmälern dürfe. Im Frieden verarmen? Die Pfundnoten nutzlos ins Wasser werfen? Solchen Frieden will das Inselvolk nicht. Solchen Friedens Ende hofft es von der Weisheit seines Königs.

Der schwankt zwischen zwei Mitteln. Die Verträge über die Nordsee und das Baltikum waren nur Pflaster; sie hemmen den expansiven Drang und erschweren für kritische Stunden der deutschen Flotte die Machtentfaltung, können aber den Zuwachs nicht hindern. Ein neuer Kongreß? Eine Mehrheit, deren

Beschluß die Rüstung zu Land und zu Wasser begrenzte, wäre zu finden. Und eine Demüthigung des Neffen dem Onkel nicht unerwünscht. Wenn, wider Erwarten, wider die Erfahrung der letzten Jahre, die sechzig Millionen deutscher Menschen aber nach dem Schwert griffen und das papierne Joch, das ihnen aufgezwungen werden soll, mit scharfer Spitze zerfetzten? Ihre Schiffe könnte man, nicht ihre Volkskraft zerstören; und hätte für ein Jahrhundert den gefährlichsten Feind dicht vorm Inselhaus. Einen Feind von fruchtbarem Samen und technischem Genie, der auf dem Luftweg übermorgen zurückholen kann, was ihm gestern auf dem Wasser geraubt ward. Und gerade für dieses Säkulum, das der Auseinandersetzung mit den Gelben, Braunen, Schwarzen gehören wird, braucht Greater Britain Waffenstillstand im Bereich der weißen Menschheit. Das andere Mittel wirkt langsamer, ist aber auch mit geringerem Risiko und Geräusch anzuwenden. Muß England weiterrüsten, dann darf es sich den Luxus des Freihandels nicht länger erlauben. Hilf zu, Samiel Chamberlain! Ein Weltreich mit Prohibitivzöllen gegen deutsche Waaren: auch da ist ein Weg. Den man vielleicht noch um ein gutes Stück abkürzen kann. Hörtet Ihr in diesen schwülen Wochen nicht oft von einem franko-britischen Handelsvertrag? Der wäre so eifernden Strebens nicht werth, wenn er den Kontrahenten nicht die Möglichkeit böte, einander Vorzugstarife zu sichern. Und solche Präferenz wäre wiederum nur zu erreichen, wenn aus dem frankfurter Friedensvertrag die Klausel verschwände, die dem Deutschen Reich das Tarifrecht der meistbegünstigten Nation verbürgt. Bequem ist auch dieses Mittels Anwendung also nicht und ohne neue Demüthigung wäre die Applikation nicht zu erlangen. Doch die Aussicht, Deutschland vom anglo-französischen Markt und vom Export in alle Gebiete der panbritischen Zollunion auszuschließen, ist des Schweißes der Edlen wohl werth. Und in Deutschland leben ja gute Menschen, die noch immer von „Annäherung“ schwärmen, vor jedem französischen Hochschüler gern ihren Buckel und Kratzfuß machen und über jede Ohrfeige mit grinsender Einladung zu Tisch und Herberge quittiren. Die sind am Ende bald auch bereit, von dem frankfurter Pergament ein Eckchen abzureißen. Zunächst nur ein winziges; gar nicht der Rede werth. Damit der immer noch Grollende sich endlich wieder schwichtigt. Dann wird sicher ja, bei der Tisane, die sehnlich erflehte Freundschaft besiegelt.

Den Versuch, eins der beiden Mittel anzuwenden, werden wir (so muß ich fürchten) über ein Kleines erleben. Des weniger stillen? Fast möchte mans glauben. An Europas Himmel ist geschäftige Bewegung. Fallières in London. Echter Jubel. (Clemenceau, der die pariser Stimmung in emsigem Mühen vorbereitet hat, ist, als Weiser, zu Haus geblieben und läßt Pichon, den Ge-

sellen, nach der Pfeife Pauls Cambon vor dem King tanzen.) Entente permanente; relations resserrées. Eduard in Reval. (Die skandinavischen Höfe hat er vorher bereist.) In Marienbad und Ischl; vielleicht auch in Wien, Bukarest, Konstantinopel. Fallières in Petersburg. Affichirung des neuen Dreibundvertrages. Inzwischen kommt, aus soviel Glanz und Wonne, der andere Bruder Cambon, Frankreichs Botschafter am berliner Hof (auch am bayerischen, sächsischen, reußischen, wie man seit Tschirschkys rühmlichem Drang nach Dresden nicht vergessen darf), in die Wilhelmstraße und raunt in Schoens Hofmarschallsseele die frohe Kunde, die Republik wolle ihre Truppen aus Marokko zurückziehen; just jetzt, wo ihr ringsum nur Freunde wohnen und sie auf jeder Konferenz eine Siebenachtelmehrheit fände. In dieser Zeit höchster Gloria das Scherifenreich aufgeben, das so viel Blut und Geld getrunken hat und ohne dessen Besitz Algerien stets ein ungeschütztes, unverschließbares Haus bliebe? Das offiziöse Orchester spielt geschwind einen Triumphmarsch; für die Nörgler die marcia funebre. Gläubige Herzen frohlocken und künden, wieder einmal, den Sieg deutscher, geduldiger Staatskunst. Minder gläubige denken an den Kardinal Fleury, der im April 1738 die erregten Nerven des Preußenstaates zur Ruhe streichelte, weil er auf weiterer Walstatt um höheren Preis fechten wollte.

Denken auch an Fritzens Denkschrift, die allzu spät erst ans Licht kam; zu spät sogar, um vor Jena wirksam warnen zu können. Quousque tandem? Wie lange noch wollen wir warten? An Tand und buntes Truggebild unwiederbringliche Zeit vertrödeln? Fremden nachlaufen, deren Trachten nur darauf gerichtet ist, uns die Wege zu den Lebensquellen abzusperren? Feste feiern, die längst jedem Erwachsenen, nicht durch Hoffron oder Profitgier ins Spektakel Genöthigten zum Ekel geworden sind, und jedes Ereigniß umlügen, bis es frommen Kinderglauben erfreut? Wie lange? Wir schreien unsere Friedfertigkeit, an der leider Niemand mehr zweifelt, aus geblähten Backen in die Welt: und beschwören so erst recht den Krieg herauf, den führen zu wollen heute uns Keiner noch zutraut. Muß wirklich ein neuer Treubund gestiftet, ein Fähnlein Aufrechter geschaart werden, das entschlossen ist, neue Franzendienerei, neue Erniedrigung nicht zu dulden und Jeden zu ächten, der den täglich rauh Weggestoßenen noch ferner von „Annäherung" zu reden wagt? Das Aeußerste muß versucht werden. Auf jede Gefahr. Wir haben die Nebelbilder des Magierlaternenspiels satt. Zu lange wurden wir von pfiffigen Mächlern genarrt. Die Schicksalsstunde naht. Deutschland bangt nicht vor der bittersten Wahrheit.

Mein Vater.

In Bonn am Rhein kam mein Vater zur Welt als der Sohn eines braven Deutschen, der aber als Douanier in französischen Diensten stand. Da ich keine Daten behalten kann, wohl aber wußte, daß sein Geburtstag ganz im Anfang des Februar lag, fragte ich ihn bei Gelegenheit eines Glückwunschbriefes einmal, wann er denn eigentlich geboren worden sei. Darauf erwiderte er mir: „Worden? Passivum? Nein, mein Lieber, ich bin überhaupt nicht worden, also auch nicht geboren worden, sondern am dritten Februar 1809 bin ich ganz selbständig in diese Welt hineingetreten; denn als die Hebamme kam, war ich schon da.“ Vom ersten Athemzug an also gleichsam selbständig und aktiv. Sein Leben entsprach diesem Anfang.

Bonn: Das war eine kleine Fürstenresidenz bis zur französischen Zeit. Die Leute lebten da glücklich und zufrieden in echt kleinbürgerlicher Gemeinschaft. Die kurfürstliche Akademie, das Leben am Hofe sah man sich so mit an; aber selten war, daß daher der Funke in eins dieser braven Gemüther fiel, um den Willen zu einer „höheren“ Laufbahn zu entfachen. Wenn der Tag herum war und die Sonne zum Untergang neigte, versammelten sich die Bonner auf ihrem Marktplatz. Vor jedem Hause stand noch die Bank; die Alten saßen darauf und rauchten ihre langen Pfeifen. Man machte einander Besuche, klatschte hier ein Wenig und spaßte dort ein Wenig, Alles in Ehren natürlich und harmlos; man sah den Jungen zu, die sich auf dem großen Platz tummelten und spielten, lachte und freute sich an ihren Einfällen und Dummheiten; der Herr Gevatter kannte den Herrn Gevatter noch durch und durch; man wußte von Jedem, wie viele Kinder er hatte, wie alt sie waren, was sie werden wollten oder sollten und wie es in den Kassen, Kasten, Kisten, Kellern aussah. Man wußte auch, wo Hilfe noththat, und man leistete sie gern und freundlich, so gut oder schlecht mans eben konnte.

Als aber dann der Kurfürst sich vor den anrückenden Franzosen zurückzog und nicht wiederkam, da war das kleine Bonn auf einmal ein armes Nest. Die Hofhaltung hatte Verdienst gebracht. Als sie aufgelöst wurde und die weiten Räume in den Schlössern und Privathäusern zugesperrt wurden, hörte das Verdienen auf und die Sorge rückte heran. Mein Großvater litt darunter nicht so sehr, da er, wenn auch in ganz bescheidenem, so doch in sicherem Gehalt stand; als die preußische Zeit kam, trat er in städtischen Dienst über und wurde so eine Art Polizeikommissar.

Aber in der preußischen Zeit waren schwere Tage gekommen. Noch liegt vor mir auf dem Tisch ein eiserner Siegelring, den mir mein Vater einmal schenkte. Er sagte mir, Das sei eine Gegengabe für die wenigen Schmucksachen, die seine Mutter bei der Mobilmachung der Deutschen hingegeben habe.

Eiserne Schmucksachen: auch ein Zeichen der drangvoll ernsten Zeit. Und dann kamen die Hungerjahre nach den schweren Kriegsjahren. „Ich sehe die Mutter noch, wie sie von den wenigen Sparthalern einen nach dem anderen aus der obersten Schublade ihrer Kommode nahm, um nur das Brot zu bezahlen; denn nun mußte sie helfen, da das geringe Einkommen des Großvaters in dieser schweren Zeit nicht ausreichte, um die nothwendigsten Bedürfnisse zu bestreiten. Und dazu: Andere haben noch weniger; Die konnte man doch auch nicht verhungern lassen."

Es kam auch wieder besser, gerade in der Zeit, da es sich entscheiden sollte, ob mein Vater zu irgendeinem Meister in die Lehre sollte oder ob er studiren dürfe. Er besuchte das Gymnasium. Doch wie es da immer noch aussah, erkennt man aus folgender kleinen Episode. Am Rhein war und ist Gebrauch, daß die Mädchen und Burschen, die zur Kommunion gingen, im nächsten Jahr noch einmal mit den neuen Erstkommunikanten das Fest feiern. Mein Vater aber war in dem Jahr gerade tüchtig gewachsen und sein Einsegnunganzug paßte ihm nirgendwo mehr. Die Hosen zu kurz, die Aermel des Rockes bis an die Ellenbogen beinahe. Er wußte es; aber er wußte auch, wie es im Hause aussah und daß zu einem neuen schwarzen Anzug kein Groschen vorhanden war. So biß er sich auf die Zähne und schwieg. Die Mutter auch. Sie hatte recht wohl gesehen, was ihn drückte, aber sie sagte nichts. Nur heimlich sah sie ihn hier und da von der Seite an; und dann runzelte sich ihre Stirn oder sie fuhr sich schnell einmal mit der Hand über das Gesicht. So kam der Tag immer näher; die Zwei sprachen fast kein Wort mit einander; sie gingen an einander vorbei ihrer Arbeit nach, stumm, nur noch mit scheuem Blick einander grüßend. „Daß meine gute Mutter sich Das so zu Herzen nahm, daß die starke Frau so ganz und gar ihre sonstige Freudigkeit und Entschlossenheit verloren zu haben schien, that mir ja viel weher als die eigene Sache. Und so entschloß ich mich denn, dem Ding ein Ende zu machen. Am Freitag morgen ging ich zum Pastor. Wie ich es herausgebracht habe, weiß ich nicht mehr. Aber er wußte Bescheid und sein erstes Wort war: ‚Aber, Joseph, warum hast Du denn Das nicht eher gesagt?' Ja, warum? Warum sagt Einer so Etwas nicht eher? Einer, der bisher nie zu bitten brauchte, dessen Vater so stolz darauf war, daß er immer gerade so durchgekommen war? Na, kurz und gut, der Pastor hatte noch Stoff für einen neuen Rock. Und er meinte, vielleicht bekäme ich ihn doch noch gemacht. Ich nahm den Packen und lief damit heim. ‚Mutter, ich hab' den Stoff zu einem Rock!' Aber die Hose? Was machen wir da?"

Die arme Frau mußte sich die Sache erst überlegen. Aber sie wußte Rath. Eine leinene Hose vom vorigen Herbst hatte ich noch. Die paßte auch noch. Und wenn es auch gerade noch nicht Sommerszeit war, wenn es auch

nicht sehr gebräuchlich war, in einer leinenen Hose zum zweiten Mal zur Kommunion zu gehen: was lag daran? Die Mutter steckte sie ins Wasser und wusch sie, dann wurde sie gestärkt und gebügelt und für den Theil war gesorgt. Der Rock aber! Der Rock! Nähmaschinen gab es damals noch nicht. Und so ein bonner Schneider von 1825 hatte auch gerade keine zwanzig Gesellen, so daß der Eine diesen, der Zweite den, der Dritte den Theil hätte nähen können, sondern da mußte Stich vor Stich mit allerhöchsteigener Hand gestichelt werden; und dann hatte er auch gerade nicht darauf gewartet, daß mein Vater ihm die langersehnte Arbeit brachte, sondern vor der Abendmahlzeit hieß es Tage und halbe Nächte wacker schaffen, um nur fertig zu werden. So kann man sich denken, wie der Ritter von der Nadel den daherstürmenden Jungen empfing. ‚Nä, Jong, dat geht mi'm beste Wille net mie! Hättst De ihr komme müsse.'"

Aber nachdem mein Vater den ersten Berg genommen hatte, hielt er vor dem zweiten nicht mehr an. Das Schneiderlein wurde weich: und so planten die Zwei ein echt rheinisches Stückchen. Nähen konnte der gute Mann den Rock wirklich nicht mehr. Aber zuschneiden konnte er ihn noch, auch noch reihen mit langen Stichen. Dazu aber nahm er schwarzen Faden und keinen weißen, wie gewöhnlich. Damit aber zwischen den weiten Stichen die Nähte nicht klafften, leimte er den Rock, statt ihn zu nähen. Dem Jungen aber band er es auf die Seele, als das Meisterwerk fertig war, sich „jo net ze ärg zo bewäge, sonst springe de Röht'." Steif, als wären ihm selbst alle Glieder angeleimt, ging so mein Vater in straff gestärkter weißer Hose und im geleimten schwarzen Rock zur zweiten Kommunion. Natürlich fiel er auf in seiner sommerlichen Tracht und der Spott und die Hänseleien blieben nicht aus. Aber sie bezogen sich alle nur auf die weiße Hose, so daß mein Vater den Spöttern weit über war. „Der Spott war leicht zu ertragen", sagte er „denn erstens sah ich meine Mutter wieder zufrieden und zweitens wußten die Alle ja von meinem Rock nichts. Hätten sie Das erst gewußt, — o Je! Aber Das wußte ich nur allein; und so lachte ich sie heimlich aus. Denn der gute Schneidermeister hat reinen Mund gehalten."

Das war ein Bildchen aus der Knabenzeit meines Vaters. Früh lernte er den Ernst, früh die Noth des Lebens kennen, aber der Humor ging seiner starken Seele nicht aus. Von Tertia ab gab er Privatstunden, und erhielt er auch nur wenige Groschen, sie kamen seiner sorgenden Mutter zu Gute, so daß sie bald an direkte Geldausgaben für ihn nicht mehr zu denken brauchte. Ja, sogar schon einen Luxus wollte sich der kleine Mann einmal leisten. Er brauchte ein Exemplar des Caesar. Da thats auch eine alte Ausgabe, wenn sie nur schön war. Aber in Bonn war keine zu haben. So packte er sich eines frühen Morgens auf, steckte sich ein paar tüchtige Butterbrote in die Tasche und

lief nach Köln. Zwanzig Groschen eigenen Geldes hatte er in der Tasche. Er kam sich wie ein König vor. Als er aber in Köln zum alten Lempertz kam, stand Der hoch oben auf der Leiter in seinem Antiquariat, sah über die Brille nach ihm hinunter und fragte: „Wat willste, Männche?"

„Einen schönen Caesar", sagte mein Vater. „Haben Sie einen?"

„O ja, haben thue ich schon einen, einen sehr schönen sogar. Aber der kostet einen Thaler." Damit reichte der Antiquar das Buch herunter.

„Es war mir, als hätte mich der Schlag getroffen", sagte mein Vater. „Ich nehme das Buch, seh einmal hinein (ach, wie schön war Der!), aber dann schob ich es dem Mann wieder hastig zu. Haben Sie keinen anderen?"

„Na, was ist denn? Ist der denn vielleicht nicht schön?"

„Doch, schön ist er, aber . . ." Mein Vater zog das Buch wieder zurück, blickte hinein, blätterte drin herum; den Schluß des Satzes brachte er nicht heraus. Nur still, mit einem Seufzer, schob er das Buch zum zweiten Mal dem Antiquar wieder zu. Dann sagte er ruhig: „Es ist mir zu theuer; so viel Geld habe ich nicht."

„Hm", machte der Alte und putzte sich die Brille. „Wo bist Du denn her?"

„Aus Bonn."

„Wie bist Du denn hergekommen?"

„Zu Fuß!"

„Wie willst Du denn wieder heim?"

„Wieder zu Fuß!"

„Hast Du denn auch schon was gegessen?"

„O ja, ein Butterbrot. Das hab' ich mir mitgenommen."

„Und auf dem Heimweg?"

„Ich hab' doch noch eins. Hier!" Und dabei klopfte der Weltreisende auf seine Tasche.

„Na, Du sollst nicht umsonst von Bonn nach Köln gelaufen sein, um einen schönen Caesar zu kaufen. Da: das Buch ist Dein."

Der Junge legte die zwanzig Groschen auf den Tisch, sagte vielmals Dank und stürmte hinaus mit seinem Schatz. Hinter ihm her aber tönte ein fröhliches, treues Lachen.

„Ich habe den Caesar noch. Er steht ganz oben auf meinem Bücherregal", sagte mir mein Vater, als er schon über achtzig Jahre alt war.

Ueber achtzig Jahre! Aber damals übte mein Vater seine ärztliche Praxis fast noch ganz aus. Nur Nachtbesuche machte er nicht mehr. Geburthilfe und Operationen überließ er jüngeren Kräften. Bis fast zu seinem neunzigsten Jahr aber sorgte er für die armen Kranken seines Bezirkes und in all der langen Zeit (fünfundsechzig Jahr Arzt an einem Ort) hat er sich sicher keine

sechs Wochen Ferien erlaubt. Der Mann hatte in seiner Jugend die Zeit erlebt, als man eiserne Schmucksachen trug. Den ganzen wirthschaftlichen Aufschwung des neunzehnten Jahrhunderts erlebte er dann mit. Aber in ihn hinein kam kein Zug des spekulativ wirthschaftlichen Geistes seiner Zeit. Er kaufte Grundstücke, wenn er eine kleine Summe anlegen wollte. Aber seinen Freunden und Bekannten, ja, selbst ganz fremden Menschen trat er diese Stücke nach Jahren alle zu dem Preis ab, für den er sie einst gekauft hatte. Manchmal vergaß er selbst, die Zinsen zu rechnen, die ihm aus dem Leerstehen seiner Häuser erwachsen waren. Von einem Werthzuwachs, der aus bloßem Besitz entstand, wußte er lange, lange nichts, wollte nichts davon wissen. „Ich bin doch kein Güterspekulant." Das war ein harter Stolz, aber es war einer und ich begreife und achte ihn trotz all der Klugheit der Ueberklugen, die ihm so manchmal aus dieser Thorheit einen bitteren Vorwurf machen wollten. In dem Punkt, wie in manchem anderen, ist er nie „modern" geworden; nur in einem war er es fast zu sehr: er entlastete unsere Jugend so liebreich, daß unsere Schultern fast zusammenbrachen, als später die Last des Lebens auf sie niedersank. Das mögen Andere ihm verdenken; wir selbst danken seiner Güte ein Stück Leben, das in der Erinnerung vielleicht noch zehnmal schöner ist, als wir es in der Wirklichkeit empfanden.

Wie er war: an den Fingern einer Hand kann ich es zählen, daß er kein Wirthshaus besuchte, nur um so da zu sitzen, eine Flasche zu trinken und zu schwätzen oder in die Welt hinauszugucken. Einmal aber that er es mir zu Liebe, als ich zu Besuch im Elternhaus weilte. Er, meine jüngste Schwester und ich spaziren hinunter an den Rhein. Im Godesberger Hof kehrten wir ein und er bestellte eine Flasche. Der Wirth schaute hoch auf. „So ein seltener Gast!" Der Mann hatte seine Freude an diesem Gast. Und so kam er denn auch öfters an unseren Tisch, um ein paar freundliche Worte zu reden. Dabei fragte er einmal so recht witzig: „Sagen Sie mir nur, Herr Sanitätrath, möchten Sie mir nicht auch das Mittelchen verrathen, das Einen so frisch und gesund erhält?" „Warum denn nicht?" erwiderte mein Vater. „Das ist sehr einfach. Aber dazu muß ich erst erzählen, wie ich es selbst gefunden habe. Als ich noch ein junger Mann war, etwa erst siebenzig, da starb mir mein Hermann, mein Jüngster. Na, dachte ich mir, jetzt ist es aus mit Dir. Es ging nicht mehr. Ich schleppte mich herum, war müde, totmüde all die Zeit, müde schon, wenn ich am Morgen aufwachte, und so gestimmt, daß ich mir wünschte, ich brauchte die Augen nicht mehr aufzumachen Aber ich mußte. Und wenn ich sie dann aufmachte, so sah ich lauter Elend. Meine arme kranke Frau, Den da (er zeigte auf mich) noch unversorgt, erst am Anfang, Etwas zu werden; nach ihm den Zweiten, den August, noch lange nicht fertig, und Die da (meine jüngste Schwester) fast noch ein Kind. Was soll Das geben, wenn ich nun

fortmuß, dachte ich mir. Lauter Elend und Jammer; und Das kann unser Herrgott doch nicht wollen. Das wäre ja einfach grausam. Also packe ich mich eines Morgens auf und gehe zu ihm. Ich muß einmal recht gründlich mit ihm reden, habe ich mir gedacht. Und Das habe ich denn auch besorgt. Na, er hörte mich eine Weile ganz geduldig an, und als ich endlich fertig war, fragte er mich: Wat willste denn eigentlich noch? Du bist doch schon über siebzig! Ist Dat denn nit genug? Nein, sage ich. Für mich allein wär' es lang genug, aber für die Anderen da, die Du mir nun doch einmal geschenkt hast, ist es noch nicht genug. Na, sagt er, wie viel Zeit brauchst Du denn noch? Nur noch so an die zehn Jahr', hab' ich ihm gesagt. Zehn Jahr', zehn Jahr', brummte er und dabei kraute er sich hinter den Ohren. Ganz recht war es ihm ja nicht, Das sah ich ihm schon an. Aber schließlich konnte er doch nicht gut anders und so fuhr er denn auf einmal heraus: ‚Na, dann siech, daß De se dar kriegst!‘ Seit der Zeit hat er mich in Ruhe gelassen; und jetzt habe ich die zehn Jahre hinter mir! ... Das ist mein Mittel."

„Ja", lachte der Wirth heraus, „wenn man so auf Du und Du mit seinem Herrgott steht, dann mag Das gehen; aber dazu bringt es nicht Jeder."

„O, Das ist nicht so schlimm. Man muß sich nur nicht scheuen; so einem großen Herrn gelegentlich einmal gründlich seine Meinung zu sagen. Höflich, wie es sich gebührt, aber doch dabei gründlich!"

In Italien prügelt das Volk seine Heiligen, wenn sie ihm nicht zu Willen sind. Das ist nicht sehr höflich. Hier war Einer, der mit seiner Energie selbst das Leben zwang, ihm treu zu bleiben, so lange er seiner bedurfte.

Aber so höflich und voll heiterer Freundlichkeit er sein konnte, so grob konnte er auch sein. Das erfuhr zu seinem Schrecken einmal ein sehr feiner Mann, der ihm eine Schmeichelei zu sagen glaubte, als er fragte: „Herr Sanitätrath, Sie sind doch auch noch als Franzose geboren?" „Was bin ich? Als Franzose geboren? Da schlag' doch gleich ein Himmeldonnerwetter drein! Ich? Ich?" Ich denke mir, der Herr hat sofort begriffen, daß an dem bald neunzigjährigen blauäugigen Greis kein Aederchen französisch war. Daß seine Geburt in die Zeit der französischen Herrschaft fiel, daß er also eigentlich formaliter doch ein geborener Franzose war, hat mein Vater sicher nie bedacht. Nur so erkläre ich mir seine Erregung, als es ihm da so plötzlich am Ende seines langen Lebens Einer einmal sagte. Das einzige Französische, das ich an meinem Vater merkte, war, daß er mich Mathieu nannte; aber der Name kam von meinem Großvater mütterlicher Seite, der innerlich zu den Franzosen allerdings anders stand als mein Vater.

Im Jahr 1900 ist mein Vater gestorben. Es war durchaus kein außerordentliches, wohl aber war es ein reiches und starkes Leben, das da seinen Abschluß fand. Und ich möchte, daß in Deutschland niemals eine Zeit komme,

in der man ein solches Leben mit all seiner Kraft, Geradheit und Tüchtigkeit als ein außerordentliches betrachten müßte. Diese Zeilen der Erinnerung schrieb ich vor Allem mir zur Freude, dann aber auch für die Vielen, die meinen Vater noch gekannt haben und ihm freundlich gesinnt waren. Denen aber, die ihn nicht kannten, gab ich ein paar Bildchen aus einer Zeit, die innerlich doch schon recht weit hinter uns liegt, einer Zeit, in der so Vieles ganz anders war, als es heute um uns her und in uns geworden ist. Anders! Auch besser? Darauf sage ich freudig: Ja, wenn im Bewußtsein des Lesers die sichere Gewißheit aufblitzt, daß wir, trotz allen äußeren Errungenschaften, an Kraft, Tüchtigkeit, Geradheit und Selbständigkeit uns mit jenen Alten messen können, die vor hundert Jahren in die Welt kamen und daran gingen, die Aufgaben zu lösen, die eine neue Weltentwickelung ihnen stellte.

Köln. Dr. Mathieu Schwann.



Vliesskapitel.

Philipp der Gütige von Burgund (er ist in Brügge am fünfzehnten Juni 1467 gestorben) war unzweifelhaft ein Fürst von seltenen Gaben und Fähigkeiten. Eine seiner eigenartigsten Schöpfungen sind die Satzungen, die er in Lille am siebenundzwanzigsten November 1431 dem von ihm am zehnten Januar 1430 zu Brügge gestifteten Orden vom Goldenen Vließ gegeben hat. Indem er sich darin selbst zum Ordensoberherrn erklärte, setzte er die Zahl der Mitglieder des Ordens, die nach seiner ersten Absicht höchstens vierundzwanzig betragen sollte, auf höchstens dreißig (außer dem Oberherrn) fest. Die ersten vierundzwanzig Ritter hatte er nach eigener Wahl ernannt. Die Ernennung der anderen und die Besetzung der frei werdenden Stellen sollte durch Wahl aus der Ordensversammlung erfolgen. Durch Stimmenmehrheit. Die Wählenden „sollen dabei von frommer und gerechter Gesinnung erfüllt sein. Sie müssen schwören, sich nur von Billigkeit, Geradheit und Gerechtigkeit, nicht durch persönliche Zuneigung, Gunst, Haß, Rücksicht auf eigenen Nutzen oder verwandtschaftliche Rücksichten bei der Abstimmung leiten zu lassen, damit der Ausfall der Wahlen dem Oberherrn, dem Lande und der Ehre des Ordens von Nutzen sei". Aufnahmefähig waren nur Edelleute, die im Besitze der Ritterwürde waren und sich eines guten Leumundes erfreuten. Treue gegen das Ordensoberhaupt, Hilfsbereitschaft gegen jeden Ordensgenossen, auch mit eigener

Lebensgefahr, kriegerische Tüchtigkeit und Tapferkeit waren oberste Pflicht jedes Ordensritters. Flucht auf dem Schlachtfelde wurde unnachsichtlich mit der Ausstoßung gesühnt. Strengste Erfüllung aller Ritterpflichten und der Gebote der Ehre war für den Vließritter unbedingtes Erforderniß. Gute Führung im Orden, feine Lebensart und guter Ton wurden verlangt. Aber auch Sittenreinheit und einwandfreien Lebenswandel heischten die Satzungen. Ob sich die Ordensritter in allen diesen Beziehungen tadellos halten, soll in jeder feierlichen Ordensversammlung, dem Ordenskapitel, geprüft werden.

Für diese Untersuchung war ein besonderes Verfahren vorgeschrieben. Einzeln haben sich die Ordensritter, der jüngste zuerst, aus dem Raum, in dem das Kapitel stattfindet, zu entfernen. Darauf befragt der Ordenskanzler, stets ein hoher Geistlicher, jeden der im Kapitel verbliebenen Ritter einzeln nach Dem, was er an Gutem oder an Schlimmem über den Abwesenden wisse. Die Antwort erfolgt auf Ehre und Gewissen und unter Eid. Nicht nur die Wahrheit und Richtigkeit seiner Aussage muß der Befragte beschwören und versichern, sondern auch, daß er nichts von seinem Wissen verschweige. Stellt sich heraus, daß der Ordensritter, der das Kapitel verlassen hat, einen guten Ruf genießt und daß sein Lebenswandel tugendhaft ist, daß er sich durch rühmliche ritterliche und adelige Thaten ausgezeichnet hat, so werden ihm „die Glückwünsche des Kapitels ausgesprochen, damit er ermuntert werde, sich stets also und noch besser zu verhalten". Oberherr und Ordensritter werden ihm „ihre Genugthuung und Freude bezeigen". Stellen sich dagegen Verfehlungen heraus, so erfolgt Ermahnung, Tadel oder Strafe. Ueber die Strafart enthalten die Satzungen nichts. In den thatsächlichen Ausübungen haben sie sich durch alle Abstufungen hindurch bewegt. Von der harmlosen, täglich ein bestimmtes Gebet zu verrichten, und der freundlichen, den Oberherrn und die Ritter mit einem leckeren Mahl zu bewirthen, durch drückende, wie die Auferlegung einer beschwerlichen Pilgerreise, und Ehrenstrafen, wie die Entziehung des Rechtes auf ein Jahr, das Ordenszeichen zu tragen, bis zu den schimpflichsten Ehrenstrafen, Ausstoßung aus dem Orden, öffentlicher Verkündung dieser Ausstoßung und Aehnlichem. Diese ehrengerichtlichen Entscheidungen fällt der Oberherr in Gemeinschaft mit dem Kapitel. Der Schriftführer hat sowohl die festgestellten lobenswerthen Thaten und die ertheilten Lobsprüche wie die festgestellten Vergehungen und die verhängten Strafen jedesmal in die Niederschrift über die Verhandlungen des Kapitels aufzunehmen.

All Das schreiben die Satzungen vom Jahr 1431 vor. Nun aber kommt die merkwürdige Bestimmung in deren Artikel 34: „Damit Liebe und Brüderlichkeit unter allen Ordensmitgliedern herrsche und die brüderliche Gleichheit unter ihnen eine vollkommene sei, auch deshalb, weil der Oberherr vor Allen das beste Beispiel geben muß, bestimmen wir, daß die Untersuchung der

Führung und des Lebenswandels sich auch auf ihn, wie auf jeden anderen Ordensritter, erstrecke und daß auch ihm Ermahnung, Tadel und Strafe in gleicher Weise zu Theil werden". Dreiundzwanzig Generalkapitel des Ordens haben in der Zeit von 1429 bis zum letzten vom Jahr 1559 stattgefunden.

Es fragt sich nun, ob und wie diese Bestimmungen geübt worden sind. Die Niederschriften über die Verhandlungen sind ziemlich vollständig erhalten. Prüft man sie, zunächst die Fragen nach der Führung und dem Lebenswandel der Ordensritter, so ergiebt sich, daß stets mit großer Gewissenhaftigkeit, Sorgfalt, Umsicht und Strenge verfahren worden ist. Ich hebe nur Einzelnes heraus.

Im elften Kapitel wurden der Herzog Johann von Alençon, Johann von Auxy und Adolf von Cleve wegen einiger Unregelmäßigkeiten in sittlicher Beziehung ernsthaft getadelt. Im dreizehnten und fünfzehnten Kapitel muß sich Graf Engelbert von Nassau gefallen lassen, daß man ihm lockere Sitten und übertriebene Neigung zum weiblichen Geschlecht vorwirft. Das vierzehnte Kapitel verhängt die schimpflichste Ehrenstrafe, die ich in den Niederschriften über die Verhandlungen der Kapitel überhaupt gefunden habe. Gegen Philipp von Crèvecoeur wurde dort, weil er sich ganz offen am Kriege gegen seinen Oberherrn betheiligt hatte, auf die harte und entehrende Strafe erkannt, daß er nicht nur aus dem Orden ausgestoßen sein, sondern auch sein Wappen aus dem Chor der Johanneskirche zu Bois-le-Duc entfernt und umgekehrt, also mit der Spitze nach oben, außen, am Portal der Kirche, aufgehängt werden und für alle Zeiten bleiben solle.

Im sechzehnten Kapitel wird dem selben Grafen Engelbert von Nassau vorgeworfen, daß er zu selten bei seiner Gemahlin, dagegen ein Schürzenjäger sei, und dem Johann von Crunninghem, daß er Kneipen und Lasterhöhlen besuche. Im achtzehnten Kapitel empfängt Graf Jakob von Hornes einen Tadel wegen Trunksucht, im zwanzigsten Kapitel Maximilian von Hornes einen, weil er ein Leckermaul und ein Schürzenjäger sei. Das selbe Kapitel findet Franz von Melun, Grafen von Espinoy, dem Wein ergeben und tadelt an Don Fernando Romon, Herzog von Gordona, daß er in seine Gespräche niedrige und flache Witze einstreue, sich an fremdem Gut vergreife, seine Schulden nicht bezahle und sogar zweimal sein Ordenskleinod verpfändet oder verspielt habe. Auch sei er von schwierigem Charakter und habe oft sonderbare Launen. Im einundzwanzigsten Kapitel wird dem Grafen von Buren, Philipp von Egmont vorgehalten, er begehe Ausschweifungen im Essen und Trinken, fluche oft, spreche ohne Ehrfurcht von kirchlichen Dingen, versäume häufig die Messe, halte die Fasten nicht, breche die eheliche Treue und rühme sich Dessen sogar öffentlich. Das selbe Kapitel nimmt den Grafen von Espinoy wiederum vor und tadelt, daß er sich oft betrinke, Schulden habe, von Gläubigern verfolgt werde und sein Vermögen schlecht verwalte. Das selbe Kapitel wirft Ludwig

von Praet vor, daß er hochmüthig, ehrsüchtig und gewaltthätig, unfromm und geizig sei, auch seiner Gemahlin die Treue breche; dem Grafen Karl von Lalain, daß er sich unnützen Grübeleien hingebe, die ihn schwermüthig machten; dem Johann von Hennin, Herrn zu Bossu, daß er trunksüchtig und jähzornig sei; dem Reinhard von Brederode, daß er in Aergerniß erregender Weise mit Frauenzimmern verkehre und sogar eine Geliebte unterhalte, geizig, jähzornig sei und übler Nachrede huldige, auch mit wenig Ehrfurcht von kirchlichen Dingen spreche; dem Adrian von Croy, Grafen von Roeulx, daß er jähzornig, eigensinnig und ein Kleinigkeitkrämer sei. Im dreiundzwanzigsten Kapitel erhält Graf Peter Ernst von Mansfeld einen Tadel, weil er einem Beamten des obersten Gerichtshofes und einem brüsseler Bürger beleidigende Worte gesagt hat.

So ziehen sich diese in alle Einzelheiten gehenden Untersuchungen des Lebenswandels der Ordensritter durch ihre Ordensbrüder durch alle Kapitel; der schweren Fälle wirklicher Verbrechen, von denen vorhin nur ein Beispiel angeführt wurde, gar nicht zu gedenken. Ungleich lehrreicher ist aber, zu sehen, wie sich die Kapitel bei der Untersuchung der Führung und der Sitten den Oberherren gegenüber verhalten haben.

Philipp der Gute von Burgund, der Stifter des Ordens und sein erster Oberherr, empfängt in den zehn Kapiteln, die in seine Regirungzeit fallen, keinerlei Tadel. In dem ersten Kapitel, das unter seinem Nachfolger Karl dem Kühnen stattfindet, dem elften der ganzen Reihe, finden die Ordensritter an ihrem Ordens-, Landes- und Lehnsherrn das Folgende auszusetzen: er spreche mit seinen Dienern und Beamten oft in verletzendem Ton; wenn er über Fürsten rede, entgleise er manchmal; er vergeude seine Kräfte so, daß er Das bis an das Ende seiner Tage nicht werde aushalten können; er bedrücke seine Unterthanen mit Kriegslasten, so daß sie ihren Geschäften und Gewerben nicht ruhig, wie früher, nachgehen könnten; es fehle ihm an Wohlwollen und Mäßigung; auch müsse er für gute Justiz in seinem Lande sorgen; er halte oft nicht, was er verspreche und zusage; auch fehle es ihm an Wahrheitliebe. Endlich: er stürze sein Volk leichtsinnig in kriegerische Unternehmungen. Der Souverain nahm diese Vorstellungen wohlwollend auf und gab eine Antwort, die die Versammlung befriedigte. Im zwölften Kapitel werden diese Vorstellungen gegen Karl in größerer Ausdehnung wiederholt. „Der Herzog rechtfertigt sich sehr eingehend, geht die einzelnen Vorwürfe Punkt für Punkt durch und die Versammlung war sehr befriedigt.“ Was hier besonders auffällt, ist, wie zutreffend das Kapitel Karl den Kühnen beurtheilte. In der That läßt sich sagen, daß Grandson, wo er das Gut, Murten, wo er den Muth, Nancy, wo er das Blut verlor, wie der alte Spruch sagt, Karl dem Kühnen erspart geblieben wären, wenn er den Mahnworten seiner Ritter Gehör geschenkt hätte.

Auf Karl den Kühnen folgte als Ordensherr Maximilian der Habs-

burger, zuerst als Gemahl von Karls Erbtochter Maria, dann, nach deren Tode, als Vormund für ihren unmündigen Sohn Philipp den Schönen. Das erste Kapitel unter Maximilian, das dreizehnte der ganzen Reihe, fand an dem neuen Oberherrn keinen Tadel. Eben so wenig das vierzehnte. Das fünfzehnte Kapitel fand zunächst an dem inzwischen dreizehn Jahre alt gewordenen Philipp, dem Sohn Maximilians, Ordensritter seit dem vorigen Kapitel, zwar viele gute Eigenschaften, es lobte seine Sanftmuth und Bescheidenheit, seinen Gehorsam gegen den Vater, stellte aber fest, daß er dem Spiel fröne, und legte ihm deshalb eine leichte Strafe auf. König Max selbst endlich wurde zwar wegen vieler Herrschertugenden belobt, mußte sich aber auch ernsten Tadel gefallen lassen. Ihm wurde vorgeworfen, daß er gegen Vergehungen, die in seinen Diensten begangen würden, zu nachsichtig sei, daß er leichtsinnig Versprechungen mache, endlich, daß er Gnadenbeweise ohne Unterschied an Würdige und Unwürdige austheile. Einzeln wurde ausgeführt, daß er „ungeheure und unverzeihliche Verbrechen unbestraft gelassen habe", wie den Mord Lancelots von Berlaincourt durch Philipp von Cleve, Herrn zu Ravenstein.

Da Maximilian dem Kapitel nicht in Person vorsaß, wurde bestimmt, daß der Ordenskanzler ihm diese Vorwürfe des Kapitels in Person vorhalten sollte, sobald er wieder nach den Niederlanden käme.

Das sechzehnte Kapitel lobte an dem nun großjährig und Ordensoberhaupt gewordenen Philipp (dem Schönen) seine vielen Tugenden und sein Geschick in den Staatsgeschäften, tadelte aber, daß er gegen seine Ordensbrüder nicht die schuldige Achtung habe, es versäume, in wichtigen Angelegenheiten ihren Rath einzuholen, obgleich Das eine Vorschrift der Satzungen sei, sie nicht genügend in ihren Privilegien schütze, endlich, daß er für die Rechtspflege in den Niederlanden schlecht sorge, indem er diese in die Hände von unfähigen und nachlässigen Leuten lege. Der Fürst antwortete in bescheidener Weise unter dem Ausdruck seines Dankes für die Ermahnungen des Kapitels. Er habe bereits Befehl gegeben, den Ordensrittern stets ungehinderten Zutritt zu allen Berathungen zu gewähren, die er mit seinen Räthen pflege; er habe auch niemals Befehl gegeben, ihnen den Zutritt zu verweigern, wisse auch nicht, daß eine solche Verweigerung jemals vorgekommen sei. Er müsse sich aber vorbehalten, in geeigneten Fällen den Rat einzelner Personen aus der Gesammtzahl der Ordensritter einzuholen. Im Uebrigen wolle er gern alle ihnen zustehenden Privilegien nochmals durch eine besondere Urkunde bestätigen. Was endlich den Tadel wegen der Rechtspflege betreffe, so seien etwa einmal vorgekommene Unregelmäßigkeiten ganz gewiß ohne sein Wissen geschehen; er könne sie nur lebhaft bedauern und wolle hierüber gern den Rath und die Ansicht der Ordensmitglieder anhören und befolgen; ihre Beihilfe bei den Regirungsgeschäften werde ihm stets willkommen sein. Auch versprach er, stets ein gutes

Ordensoberhaupt und ein guter Ordensbruder zu sein. „Diese Antworten befriedigten die Versammlung." Bei dem abwesenden König Maximilian wurden hervorragende Herrschergaben festgestellt, aber beschlossen, ihm Vorstellungen zu machen, weil er ein Urtheil des obersten Gerichtshofes von Mecheln nicht habe zur Vollstreckung bringen lassen, das einem gewissen Wilhelm von Bergy befahl, dem Claude von Touloujon einige Güter herauszugeben.

Beim achtzehnten Kapitel, das unter der Ordensobrigkeit Karls des Fünften stattfand, wurde dessen Führung in jeder Beziehung als tadellos befunden. Dagegen mußte sich der allmächtige Kaiser vom zwanzigsten Kapitel trotz Anerkennung hoher Tugenden und ruhmwürdiger Erfolge sagen lassen, daß er lässig in der Erledigung der Staatsgeschäfte sei, sich zu sehr um Richtigkeiten kümmere und dagegen das Wichtige oft vernachlässige, in seiner Umgebung nicht die nöthige Zahl einsichtiger Männer habe, überhaupt solche Männer zu wenig zu Rath ziehe. Auch sorge er nicht genügend dafür, daß die Gerichtshöfe, die übrigens erschreckend langsam arbeiteten, aus tüchtigen Männern zusammengesetzt seien. Endlich bezahle er die Personen seines Hofes und seiner Leibwache höchst unregelmäßig.

Der Kaiser nahm diese Vorstellungen dankbar und wohlwollend auf. Die Mangelhaftigkeit der Rechtspflege legte er Denen zur Last, die er in seiner Abwesenheit mit deren Leitung beauftragt habe; die langsame Erledigung der Staatsgeschäfte liege an seiner häufigen Abwesenheit; auch sei er persönlich mit Geschäften überhäuft, da er Vieles selbst erledigen müsse, weil er keine geeigneten Rathgeber und Hilfskräfte habe finden können; er wolle sich aber die größte Mühe geben, alle die gerügten Mißstände zu beseitigen.

Noch ernsteren Tadel fand Karl der Fünfte im einundzwanzigsten Kapitel. Die Ritter fanden ihn zwar sehr tugendhaft, sehr gerecht und sehr eifrig im katholischen Glauben, bemängelten aber, daß er die Satzungen des Ordens nicht befolge und namentlich die Privilegien der Ritter nicht beachte. Auch sei er zu kriegslustig. Den Eroberungzug nach Tunis habe er ohne Anhörung des Ordens nicht unternehmen dürfen. Er habe durch Vertrag Burgund an Frankreich abtreten wollen. Wäre dieser Vertrag zum Abschluß gelangt, so hätte Das die Mitglieder von der Treupflicht gegen ihn entbunden und ihnen gestattet, ihm die Ordenskette zurückzuschicken. Zum Schluß wurde noch getadelt, daß der Kaiser säumig in der Erledigung der Regirungsgeschäfte sei, und endlich, daß er bis an den Hals in Schulden stecke.

Der Kaiser, der damals wegen eines heftigen Gichtanfalles das Bett hütete, zeigte sich sehr befriedigt über den Pflichteifer seiner Ordensbrüder. Er antwortete gnädig auf ihre Vorstellungen, ging auf jeden Punkt ein und erklärte im Einzelnen, das tunesische Unternehmen sei nur mit der größten Heimlichkeit ins Werk zu setzen gewesen. Deshalb habe er vermeiden müssen,

daß über seinen Plan auch nur das Geringste durchsickern könne. Die Regirungsgeschäfte seien freilich langsam erledigt worden; doch müsse er sagen, daß er mit seiner Bedächtigkeit oft am Besten ans Ziel gelangt sei. Die große Verschuldung müsse er zugeben und wolle für Abhilfe sorgen. Im Uebrigen versprach er feierlich, seine Pflichten besser erfüllen zu wollen.

Das selbe Kapitel nahm auch den Sohn des Kaisers, Don Philipp, Ordensritter seit dem zwanzigsten Kapitel, den nachmaligen König Philipp den Zweiten von Spanien, vor. Man fand ihn umständlich in der Erledigung von Geschäften, stellte fest, daß er zu sehr die Einsamkeit liebe, und tadelte namentlich, daß er zu viel Zeit auf seine Toilette verwende.

Das zweiundzwanzigste Kapitel wurde noch bei Lebzeiten Karls des Fünften abgehalten. Doch hatte Karl inzwischen seine Würde als Ordensoberhaupt an Philipp den Zweiten abgetreten. An ihm fand das Kapitel viele gute Eigenschaften; es nannte ihn mild, leutsälig, großherzig, demüthig, friedliebend, eine starke Richternatur und bat ihn, Ehre und Ansehen des Ordens zu erhalten und die Ritter in den ihnen verbürgten Vorrechten zu schützen. Das dreiundzwanzigste Kapitel machte ihm dann den Vorwurf, daß er diese Vorrechte nicht achte.

Man kann sich denken, daß alle die geschilderten, auf den Satzungen beruhenden Einrichtungen, die Untersuchung des Lebenswandels der Ritter und namentlich des Oberherrn, die Besetzung der offenen Stellen durch Kapitelwahl, die Vorrechte der Ritter, auf die sie immer wieder pochten, einer Natur wie der Philipps des Zweiten nicht bequem waren. Er machte deshalb eine Art Staatsstreich. Er erbat und erhielt von dem Papst Gregor dem Dreizehnten die Ermächtigung, an die Stelle der Kapitelwahl bei der Neuernennung von Rittern des Ordens in Zukunft das freie Belieben des Fürsten zu setzen. Seitdem hat er denn auch keine Generalkapitel mehr abgehalten. Der hohe und uralte Toison-Orden war fortan nur noch ein Orden der höchsten Hofehre, keine Genossenschaft mehr, in der der Oberherr, ein Erster unter Gleichen, den Ermahnungen und dem Tadel seiner Ordensbrüder unterlag. Die Gegenwart aber, in der an den Höfen die offene Aussprache der Wahrheit vor dem Vergeber der Gnaden immer noch eine Seltenheit ist, dürfte Grund haben, mit Hochachtung auf eine Einrichtung längst vergangener Zeiten zurückzublicken, die gerade die Großen des Reiches dazu sogar dem unbeschränkten Landesherrn gegenüber nicht nur berechtigte, sondern verpflichtete.

Großlichterfelde. Dr. Stephan Kekule von Stradonitz.

Selbstanzeigen.

La Vallière. Dramatische Dichtung in fünf Akten. Georg Müller in München.

Es sei mir gestattet, hier zuerst von den „Fehlern" dieses Werkes zu sprechen. Wenigstens von denen, die eine zünftige Kritik dem Autor vorwerfen wird. Vor Allem: die Technik hält sich nicht an die Postulate der Modernen. Aber ich glaube, mit Dem, was ein Künstler überhaupt will, soll man sich nicht auseinandersetzen: nur mit Dem, was er kann oder nicht kann. Meine feste Ueberzeugung ist, daß man viele der einschränkenden Gesetze der „Moderne" als Theaterschlagwörter einer bestimmten Literaturepoche erkennen und zum Theil (gewiß nicht völlig) wieder verwerfen wird. Mit welchem Feuereifer haben wir noch vor zehn Jahren Ideale verkündet, die wir heute schon als abgethan belächeln! Immer wird Shakespeare modern bleiben, immer wieder, in neuem Geist geschaut, aufleben. Das stets Bedeutsame, niemals Belanglose seiner Gestalten, ihr über Handlung und Vorgang hinaus vertiefter Gedankeninhalt, der reflektorische Reichthum, das Typisch-Umfassende ihrer Seelengestaltung wird stets etwas allen Zeitgeschmack Ueberragendes besitzen. Und eine Zeit, die alle die mannichfachen, im Ringen nach einer neuen Kunst gesammelten und gestählten Kräfte zu gemeinsamer, harmonischer Wirkung im großen Stil zu vereinen vermag, wird auch dem höheren Drama, der historischen Stiltragoedie wieder die Krone reichen, die ihr gebührt, als dem vertieftesten und umfassendsten Ausdruck eines Weltbildes. Dieses Drama wird aber nicht eine beengte, sondern eine noch erweiterte Technik fordern. Der Monolog wird wieder in seine Rechte treten, wenn die psychologische Kleinkunst der modernen Milieuschilderung durch die pastosere Technik, den großen Zug der Freskomalerei ersetzt werden wird. Der reichere Szenenwechsel wird, dem großen Stoff entsprechend, dem Dichter wieder freigegeben werden, sobald man einsehen wird, daß der Bühnentechniker der Phantasie zu folgen hat, nicht aber der Poet die blühenden Formen lebendigen Gestaltens in die Schraubstöcke einer verstümmelnden Technik zu pressen gezwungen sein darf. Ich glaubte, in künstlerischer Ueberzeugung Pfade einschlagen zu dürfen, die nach meinem Gefühl das Drama gehen muß, wenn es wieder zur höchsten und gewaltigsten Kunstgattung aus dem Scheindasein der dramatisirten Novelle und der psychologischen Seelen- und Gesellschaftstudie in Dialogform hinauswachsen soll. So habe ich, nicht in Unkenntniß moderner Forderungen, sondern in künstlerischem Bewußtsein, den Monolog angewendet, wo ihn die innere, die künstlerische Wahrheit verlangt. Ich habe sogar einen größeren Frevel gewagt: ich habe eine Szene geschrieben, in der (horribile dictu!) belauscht wird. Aber es handelt sich hier nicht um einen Verlegenheitbehelf, sondern um eine dichterische Voraussetzung, eine künstlerische Idee. Ludwig XIV. belauscht bei einem Fest in Fontainebleau unter der Königseiche drei flüsternde, medisirende, schwärmende Hoffräulein, die sich gleich ihm aus dem Festlärm in die schwüle Sommernacht gerettet haben. Und so erfährt er das Geständniß der schwärmerischen, aussichtlosen Liebe der kleinen, tugendhaften La Vallière, dieses stillen, verschüchterten, bescheidenen und so tief versonnenen Geschöpfchens. Nur die in schwere, süßeste Romantik getauchte Stimmung vermag einem Wesen von so verschlossener Keuschheit, wie es diese La Vallière ist, ein solches Geständniß zu entlocken, und nur in der Rolle des galanten Lauschers, der, ein Abenteuer erhoffend, im Gebüsch verborgen ist,

könnte der König zu diesem Geständniß gelangen. Die Leidenschaft, die, den Lauscher nicht ahnend, schrankenlos ihre Seele ausströmt, weckt im Herzen des umworbenen jungen Königs ein tiefes Gefühl für das früher unbeachtete, unscheinbare kleine Hoffräulein. Und nur das Bewußtsein, so geliebt zu werden, vermochte dem König den Muth zu geben, am nächsten Abend in das Schlafzimmer der kleinen La Vallière zu dringen. Die Verinnerlichung dieser tragischen Frauengestalt, für die Lieben Erleiden heißt, die in der schrankenlosesten Hingabe ihr Empfinden rein erhält, die selbst als Geliebte des Königs noch von allen Zaubern der Keuschheit umgürtet ist, in der echteste und edelste Weiblichkeit die Tragik schuldloser Schuld schafft, die niemals völlig glücklich, immer bereuend, selbst in der grenzenlosen Leidenschaft ihrer Hingabe niemals unmoralisch erscheint: Das war die Aufgabe des Dichters. Nach dem Gedanken, den dieses Frauenschicksal ausspricht, nach den seelischen Perspektiven, die es dem tiefer Blickenden eröffnet, möchte ich die Modernität dieses Werkes gemessen, seine künstlerischen Kräfte bewerthet wissen.

Wien. Paul Wilhelm.

Louise Michel (La vierge rouge). **In der Monographiensammlung „Die Frau" bei F. Rothbarth in Leipzig.**

Auf den hundert Seiten, die mir zur Verfügung gestellt waren, konnte ich weder ein vollständiges Charakterbild der Louise Michel noch eine genaue Darstellung der in ihren Einzelheiten so verworrenen pariser Commune geben; nur eine Lebensskizze vermochte ich hinzuwerfen. Eine Skizze, die einen wenig gekannten, viel verkannten und bedeutenden Menschen kennen lehren soll: Louise Michel.

Karl Freiherr von Levetzow.

Die Holbeiner. Ein Ueberblick über eine siebenhundertjährige Bürgerfamiliengeschichte mit Stammbäumen. Leipzig bei E. A. Seemann. 3 Mark.

„Die Genealogie eines einzigen Geschlechtes macht vertraut mit der Kultur ihrer ganzen Zeit": dieses Wort des Genealogen Dr. Kekule von Stradonitz habe ich mir bei der Abfassung meiner Familiengeschichte oft wiederholt. Die Familie Holbein läßt sich sehr weit rückwärts verfolgen: rund 700 Jahre; bei bürgerlichen Geschlechtern eine Seltenheit. Freiherr von Lütgendorff-Leinburg bedauert in seiner Anleitung für Familiengeschichte, daß man so wenige Geschichten bürgerlicher Familien finde. Der Versuch, diese Lücke zu ergänzen, bedarf also schwerlich einer Rechtfertigung. Eben so wenig wohl die Methode, durch Beschneiden seitlich wuchernder Zweige des Stammbaumes das Ganze übersichtlich und frisch zu erhalten.

Apolda. H. Holbein.

Aus der Heldenzeit der Nordfriesen und Dithmarschen. Militärische Charakterbilder, Heft 8, herausgegeben von Pfarrer H. Barth und Oberst Paul Kolbe. Fr. Engelmann in Leipzig.

Die beiden friesischen Bruderstämme geben uns im ganzen Verlauf des Mittelalters ein außerordentliches Beispiel von Freiheit- und Heimathliebe. In ihrer

stolzen Bauernsprache nannten sie sich friesisch: „Adeliike Boiine“ (Das heißt: „Erbangesessene Herren“) und ihre Söhne: „Jin goed Boiine Mons Senn“; sie waren stets eingedenk ihres Wahlspruches: „Lewer düd as Slav“; Kämpfe gegen Naturgewalten und gegen feindliche Nachbarn stählten die Seelen dieser wildtapferen Bauern, die niemals für Geld, stets nur für ihre Bauernehre gefochten haben.

Magdeburg. Oberst z. D. Adalbert Boysen.

Polnische Geschichte. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung.

Polnische Geschichte zu schreiben, ist heute ein kühnes Unterfangen. Auf keinem Gebiete der Geschichte nämlich ist die frühere Auffassungweise während der drei letzten Jahrzehnte so gänzlich umgestoßen worden wie auf dem der slavischen Welt. Eine Spezialuntersuchung folgt der anderen und an brauchbaren Zusammenfassungen dieser Ergebnisse fehlt es selbst in den Landessprachen. Keine der europäischen Kultursprachen hat eine dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechende, vollständige Darstellung der russischen oder der polnischen Geschichte. Schiemanns Werk in Onckens Sammlung folgt den Ereignissen beider Länder nur bis ins siebenzehnte Jahrhundert und trägt an der Last seiner zwanzig Jahre. Für Polen allein giebt es in deutscher Sprache nur einen Anlauf zu umfassender Darstellung, freilich einen, auf den wir stolz sein können: Roepells und Caros Geschichte Polens, das standard-work der polnischen Geschichtschreibung, das aber nur bis zum Jahr 1506 geführt ist. Meine bescheidene Arbeit will nun weder mit Schiemann noch mit Roepell und Caro in Wettbewerb treten. Sie will nur versuchen, Das zu geben, was beide Werke nicht geben konnten und wollten: eine möglichst kurze, aber bis in unsere Tage fortgeführte Erzählung der polnischen Geschichte. Ich hatte dabei ein nationales Ziel vor Augen: ich wollte dem politisch interessirten Deutschen ermöglichen, seinem Urtheil die unbedingt nothwendige historische Grundlage zu geben und so sein Verständniß für das Ostmarkenproblem zu vertiefen. Daraus ergiebt sich, daß ich bei der Niederschrift Partei war. Daß ich den Thatsachen nicht Gewalt anzuthun versuchte, wenigstens nicht wissentlich, bedarf kaum der Erwähnung. Im Uebrigen denke ich wie Treitschke, daß wir nur dann auf unsere Zeitgenossen wirken können, wenn wir Geschichte mit unserem Herzblut schreiben. Diese Wirkung aber ziehe ich gleich dem großen Wahlpreußen der Förderung abstrakter Erkenntniß vor. Die Anfänge der Polen sind, weil zum Verständniß der Gegenwart weniger wichtig, kurz behandelt. Besondere Aufmerksamkeit ist überall der deutschen Einwirkung, namentlich auf die Kultur, gewidmet. Von der Reformation ab wird die Erzählung ausführlicher. Auch die Geschichte des polnischen Volkes nach den Theilungen mußte, dem Zweck des Büchleins entsprechend, behandelt werden. Ich weiß, wie viele Lücken meine Arbeit hat, namentlich im letzten Theil. Oft mußte, sollte die Darstellung nicht übermäßig breit werden, mit halben Worten angedeutet, flüchtig gestreift, oft konnte nur behauptet, nicht bewiesen werden. Bei der Strittigkeit des ganzen Gebietes wird mir wohl manche ungenaue Angabe vorgehalten werden. Ich hoffe aber, in absehbarer Zeit mit einer ausführlicheren Darstellung vor die Oeffentlichkeit treten und dann meinen Standpunkt mit Belegen verfechten zu können.

Posen. Dr. Clemens Brandenburger.



Phoenix.

Die Börse hat ihr Pfingstwunder: eine Sensation kurz vor der Toten Saison. Den Phoenixrummel. Mancher wünschte den Heiligen Geist über sich ausgegossen zu sehen, damit er helläugig werde und das Geheimniß der Phoenix-Aktie ergründe. Die ist seit der Fusion mit dem Nordstern zu einem „führenden" Spekulationpapier geworden. Auf den Phoenix-Markt gehts oft so lebhaft zu, daß die Veteranen der Börse vor ihrem geistigen Auge die Tage des Glanzes von Kredit und Lombarden auftauchen sehen. Phoenix könnte die Erbschaft der alten Stars antreten, wenn diese Aktie nicht schließlich doch nur der Spielball einer Clique wäre. Ihr fehlt der große Zug. Immerhin haben die Schwankungen, denen ihr Kurs in letzter Zeit ausgesetzt war, zu mancherlei Gerede Anlaß gegeben. Nach den ersten Verkäufen sprach man von wiener Abgaben. „Nein", wurde erwidert, „nicht wiener, sondern Wiener Levy." Der Bankierwitz traf mal wieder ins Schwarze. Jedenfalls waren die Abgeber des Papiers „Eingeweihte"; die Tagesspekulation folgte ihnen schnell mit Blankoverkäufen. Da jedoch die Menge stets im Dunkel tappt, so dauerts nicht lange, bis Deckungen vorgenommen werden. Dieses unsichere Herumtappen steigert die Nervosität und die Erbitterung gegen die Wissenden, die ihre Kenntniß der Dinge ausnutzen können, bevor die misera plebs in die Klarheit gekommen ist. Nach Köln, wo die Hauptmacher des Phoenixrummels sitzen, flatterten deshalb aus der Burgstraße keine Segenswünsche. Man legte sich keinen Zwang auf, sondern suchte nach möglichst drastischem Ausdruck des Aergers. Die sittlich Entrüsteten waren ungemein putzig. Wenn im Börsentempel Einer den Anderen einen Schelmen nennt, thut ers, weil er selbst gern an der Stelle des Anderen wäre.

Das Betriebsjahr der Phoenix-Gesellschaft läuft am dreißigsten Juni ab. Will sie eine wesentlich geringere Dividende geben? Andere Gesellschaften mit Juniabschluß sind schon mit Dividendenschätzungen hervorgetreten. Dieser Mißbrauch ist ja fast Brauch geworden. Phoenix hat im vorigen Jahr die Dividende von 15 auf 17 Prozent erhöht, nachdem sie ein Jahr vorher sogar von 10 auf 15 Prozent gestiegen war. Für dieses Jahr rechnen die Kühnsten auf 12, Andere sogar nur auf 8 Prozent; und Cyniker, denen nicht einmal die Gefühle des Aktionärs heilig sind, prophezeien, daß überhaupt keine Dividende gezahlt werde. So gehts, wenn die Verwaltung schweigt, während die Kurse schwanken und das Unternehmen mitten im Gerede ist. Ringsum ist Aufruhr; aber die Verwaltung rührt sich nicht. Vielleicht denkt sie, noch sei Zeit, der Kurs mit 171 noch um 3 Prozent höher als am Anfang des Jahres, also kein Grund, von einer beträchtlichen Entwerthung des Papiers zu sprechen. Doch vor Jahr und Tag hatte Phoenix den Kurs von 218; die Jungen Aktien, die im März 1907 zum Bezug angeboten wurden, kosteten 175. Von Kursgewinnen kann man da nicht sprechen. Nach der Sorge um die Dividende kommen die Bedenken, die sich an die Möglichkeit einer neuen Kapitalserhöhung knüpfen. Das Grundkapital des Phoenixconcerns beträgt heute 100 Millionen. Durch die Vereinigung mit dem Hoerder Verein und dem Steinkohlenbergwerk Nordstern wurde der Phoenix zu einem Kapitalriesen. Das Grundkapital stieg von 35 Millionen zuerst auf 72, dann auf 100 Millionen; dazu kam bei der letzten Kapitalsvermehrung eine Anleiheschuld von 20 Millionen zur Beschaffung der für die Barabfindung der Nordstern-Aktionäre erforderlichen Mittel. Einst

sprach man von der Gesellschaft, weil sie, durch einen Gewaltstreich der Banken, gezwungen worden war, dem Stahlwerkverband beizutreten; heute sitzt sie als erste im Rath der Götter und ist doch schlechter daran als die kleinste der Genossinnen, weil die Produkte B (Stabeisen), die sie in besonders großem Umfang herstellt, nicht syndizirt sind. Ueber die hat der noch immer im Torsozustand befindliche Stahlwerkverband keine Macht; und es ist denkbar, daß der Mangel eines Stabeisenverbandes die Schwankungen der Konjunktur den Phoenixconcern ärger fühlen läßt als andere Unternehmen, deren Erzeugnisse kartellirt sind. Vielleicht zeigt sich eines Tages noch, wie berechtigt die Warnungen des Generaldirektors Kamp waren, auf die man damals nicht hören wollte. Eine neue Kapitalsvermehrung könnte den Zweck haben, Betriebsmittel zu schaffen, aber auch eine neue Erweiterung des Concerns vorbereiten. Boshafte Leute meinen, der Phoenix suche Geld, um eine Dividende ausschütten zu können. Manchmal borgen sich Gesellschaften ja die Barsumme zur Auszahlung der Dividende, weil die sonst verfügbaren Kapitalien im Betrieb festgelegt sind. Nun kombinirt man den schlechten Geschäftsertrag und den Wunsch, nicht völlig dividendenlos zu bleiben, zu der Absicht, dem Mangel an Dividendenkapital künstlich abzuhelfen. Alles schon dagewesen, spricht Akiba.

Für eine neue Transaktion wäre der Zeitpunkt nicht gerade günstig gewählt. Die Börse ist noch nicht in einer Verfassung, die ihr eine rege Mitwirkung an neuen großen Emissiongeschäften erlaubt. Auch die Geldverhältnisse sind noch immer unbefriedigend. Der deutsche Geldmarkt gleicht einer Enklave der Unsicherheit im Friedensreich des internationalen Marktes. Wer fürs zweite Quartal schon billiges Geld prophezeite, hat geirrt. Bald ist das erste Halbjahr beendet: und die Reichsbank hielt bis ans Ende des Mais noch immer an dem bösen Satz von 5 Prozent fest. Der Terminhandel allein aber reicht nicht aus, um zu neuen großen Geschäften das Kapital zu schaffen. Man könnte sich vorstellen, daß Spekulanten, die vor keiner Schwierigkeit zurückschrecken, den Phoenix neue „Großthaten" verrichten lassen wollen. Verdächtig waren die Manipulationen, die mit den Aktien vorgenommen wurden. Die Bankfirma A. Levy in Köln und deren Inhaber, Kommerzienrath Louis Hagen, hat sich an der Durchführung der Fusion mit dem Hoerder Verein und später mit dem Nordstern lebhaft betheiligt. Phoenix-Aktien sanken damals, auf Verkäufe von „Eingeweihten", während Nordstern stieg. Auch jetzt gabs wieder Abgaben „von informirter Seite"; die konnte aber die Angst vor der Dividendenkürzung erklären. Mit dem Erwerb des Nordstern hat Phoenix eigentlich ein schlechtes Geschäft gemacht. Die Nordstern-Aktien standen, als die Phoenix-Gesellschaft den Hoerder Verein übernahm, etwa 325. Als dann die Fusion Phoenix-Nordstern betrieben wurde, gingen die Aktien des Bergwerkes bis auf 400 in die Höhe; Phoenix, die auf 230 gestanden hatten, wurden bis auf 217 hinuntergedrückt. Auf dieser Basis vollzog sich der Umtausch; für die Nordsternaktionäre ergab sich der Kurs von 417. Wäre die Vereinigung nicht in der Zeit der Hochkonjunktur vorgenommen worden, so hätte Phoenix den Nordstern wesentlich billiger bekommen. Der Kaufpreis von rund 64 Millionen Mark war um ein Beträchtliches höher als der Buchwerth der Nordsternaktien in der eigenen Bilanz; und bei solchem Unterschied in den Einstandpreisen ergab sich von vorn herein für Phoenix die Nothwendigkeit stärkerer Abschreibungen auf die neuerworbenen Werthe. Die finanzielle Position der Phoenix-Gesellschaft ist eben nicht ganz bequem. Außer dem Aktienkapital von 100 Millionen und der Anleihe-

schuld von 20 Millionen sind noch 7 Millionen alter vierprozentiger Schuldverschreibungen des Nordstern, 8,6 Millionen vierprozentiger Anleihe des Hoerder Vereins und eine halbe Million Mark Hypothekenschulden des Nordstern zu verzinsen. Im Ganzen betragen demnach die fundirten Schulden des Concerns 36 Millionen.

Einem Gesammtkapital von 136 Millionen die erforderliche Rente zu schaffen, ist in schlechter Zeit nicht leicht. Die Gefahr einer Ueberkapitalisirung zeigt sich besonders nah, wenn es sich um Unternehmungen handelt, die dem Wechsel der Konjunktur unterworfen sind. Die Idee, die zur Verschmelzung des Nordstern mit dem Phoenix trieb, war nicht unvernünftig. Der Concern Phoenix-Hoerde hatte keine eigene Kohle; um diesem Mangel abzuhelfen, gliederte man ihm eine der größten und bestfundirten Kohlenzechen an, deren Leistungfähigkeit bis auf 4 Millionen Tonnen zu steigern ist. Für das Kohlensyndikat brachte die Durchführung der Fusion den Verlust eines der besten Abnehmers und eines guten Lieferanten. Nordstern wurde Hüttenzeche, nach der bis dahin anerkannten Regel, daß die Angliederung einer reinen Zeche an eine Hüttenzeche die Verwandlung ohne Weiteres vollzieht. Noch aber ist die Hüttenzecheneigenschaft des Nordstern nicht endgiltig anerkannt. Der Prozeß schwebt noch beim Reichsgericht und der Spruch ist kaum vor dem Herbst zu erwarten. Damit könnten die Abgaben in Phoenix-Aktien auch in Zusammenhang stehen. Aengstliche Leute könnten Zweifel bekommen haben, ob der höchste deutsche Gerichtshof auch im Fall Phoenix-Nordstern bei der alten Entscheidung bleiben werde, und für gerathen halten, die Phoenix-Aktien allmählich zu verkaufen. Ein für Phoenix ungünstiger Ausgang des Prozesses würde die theuer erworbene Zeche ja beträchtlich entwerthen. Deshalb ist dem Phoenix auch schon empfohlen worden, Nordstern wieder zu verkaufen. Der bayerischen Regirung ist mehr als einmal die Absicht zugeschrieben worden, diese Zeche zu erwerben. Nun meinen Einzelne, der bayerische Fiskus sei noch jetzt für eine Uebernahme des Bergwerkes zu gewinnen. Das ist unwahrscheinlich. Schon der Preis wäre ein Hinderniß. Der Phoenix würde niemals Das für den Nordstern zurückbekommen, was er selbst bezahlt hat. Bei dem alten Verhältniß käme man auf einen Kurs von 327 für die Nordsternaktie. Das bedeutet einen Rückgang um 90 Prozent seit der Durchführung der Fusion. Von den 64 Millionen, die für den Erwerb des Nordstern ausgegeben wurden, wären damit rund 6 Millionen verloren. Ein Verkauf mit einem solchen Damno wäre nicht verlockend. Daran denken die Herren wohl auch nicht.

Ein Dividendenfiasko des Phoenix wäre bedauerlich, aber irgendeinem phantastischen Plan vorzuziehen, von dem man sich einen Ausgleich für vorher begangene Fehler erwartet. Besonders unerquicklich aber wird die Sache dadurch, daß sie den ganzen Montanaktienmarkt infizirt und schließlich die ohnehin leicht beeinflußbare Börsentendenz verschlechtert. Ein Mittel, die Thätigkeit auf der Hintertreppe zu hindern, giebt es nicht; eben so wenig eins, das die Verwaltung des Phoenix zwingen könnte, authentische Mittheilungen über das zu erwartende Jahresergebniß zu machen. Sie kann sich stets mit ein paar unverbindlichen Redensarten salviren. Doch sollte man mindestens fordern, daß Phoenix regelmäßige Betriebsausweise veröffentlicht, wie es die anderen großen Montanunternehmen (Gelsenkirchen, Harpen, Hibernia, Laurahütte) thun. Dann tappt man wenigstens nicht völlig im Dunkel und verfällt nicht auf die sonderbarsten Kombinationen, wenn gerade vor Abschluß des Rechnungjahres in den Aktien irgendetwas Besonderes passirt.
Ladon.

Der Reiter auf dem Regenbogen.*)

Ein Landsknecht-Märchen.

Es pfiff der Wind, es stäubte der Regen,
Gar kothig und patschig wars auf den Wegen.
Kein Mensch zu sehen rings und rund,
Nur von ferne kläffte ein bissiger Hund.
Und an der Landstraße, tief und bescheiden,
Da dienerten die silbernen Weiden
Und schwenkten ihre zweifarbigen Mützen
Bis tief hinab in die grundlosen Pfützen.

Da kam es plötzlich den Weg daher
Mit schallenden Tritten, breit und schwer,
Und tollpatschig zog es, schwabb, schwabb, schwabb,
Gröhlend und fluchend die Straße hinab.
Das war ein Landsknecht in Pumphosen und Bändern,
Hatte gedient in aller Herrn Ländern;
Dem Hauptmann Schärtlin und dem Schwäbischen Bund,
Den Sickingen geschossen in Gras und Grund,
Wo das Geld rund war und wo sie ihn mochten,
Die Mägdlein geschreckt, gewürfelt, gefochten,
Bis er bei Pavia in blutigem Tanz
Leibhaftig gefangen den König Franz.

Jetzt aber, wo zersprengt sein Haufen,
War er durchs Deutsche Reich gelaufen
Mit zerbeultem Koller und zerrissenen Sohlen
Und hatte überall geprellt und gestohlen.
Nun aber zog er, schwabb, schwabb, schwabb,
Gröhlend und fluchend die Straße hinab.
Und zwischen den Schultern an festen Strängen
Sah einen beweglichen Sack man hängen.
Drin ließ es nicht ab mit Heulen und Schrein,
Als bellte der Hund, als grunzte das Schwein;
Auch fuhr zuweilen mit wüstem Gebraus
Eine Schwefelflamme zum Sacke heraus.
Doch wenn das Toben ein Wenig schwieg,
Dann schrie der Knecht: „Mach von Neuem Musik,
Du singst am Besten von uns Beiden;
Und solchen Choral, den mag ich leiden."

So zogen die Beiden in traulichem Bund
Bis in die Nähe der Stadt Stralsund.

---

*) Gusts Bräutigamssang aus dem Roman „Der Reiter auf dem Regenbogen", den Herr Georg Engel im Deutschen Verlagshaus Vita erscheinen läßt.

Dort aber, wo über dem nebligen Meere
Verankert liegt die alte Fähre,
Dort stand an der Brücke, beschmutzt und bestaubt,
Ein blutjunges Bürschlein mit blondem Haupt.
Die wunden Füße umschnürt mit Tüchern,
Den Rücken bepackt mit Scharteken und Büchern,
Das zerrissene Wämslein bespritzt mit Koth
Und in der Hand eine Rinde Brot.

Die aß der Bengel mit vielem Vergnügen,
Trank Luft dazu in vollen Zügen
Und sah so stolz über Land und Meer,
Als wenn er der Herr von Allem wär',
Als braucht' er den Sonnenstrahl nur zu packen,
Um Brot und Kuchen daraus zu backen.

Da fluchte der Knecht: „Potz Element,
Daß die Brut Einem stets den Weg verrennt!
Bist ein fahrender Schüler, ich sehs an den Rollen,
Die Alles jetzt besser wissen wollen.
Willst wohl nach Greifswald, ins alte Nest,
Wo jeden Esel man fressen läßt
Das frische Heu aus der Weisheit Krippen,
Bis sie Fett ansetzen an ihren Rippen?"

Drauf nickte das Bürschlein und sprach: „Hast Recht.
Mir geht es gut und Dir gehts schlecht.
Bist ein dummer Kerl, der schon seit Jahren
Dem Glück nach durch die Welt gefahren.
Und weil sichs auf Erden nicht blicken läßt,
Sitzt nun mit all Deiner Grobheit fest.
In latina lingua steht drüber geschrieben:
‚Dem Wunsch ist das Glück stets fern geblieben'.
Ich aber habs im Traum geschaut:
Kamerad, da kams, wie die himmlische Braut,
Auf Sonnenstrahlen, die thalwärts glitten,
Auf weißen Füßen herabgeschritten
Und zog mit dem Finger der rechten Hand
Einen Halbkreis auf die weiße Wand.
Da that sich auf die goldrothe Ferne,
Es neigten sich vor mir Sonne und Sterne,
Die Heiligen tanzten und schrien Hurrah
Und vor mir lag Italia.
Und, denk' nur, der Papst mit den Kardinälen,
Die erkundigten sich nach meinen Befehlen,
Und was ich nur wünschte, Das würden sie thun.
Und putzten den Staub mir von den Schuhn.

So hab' ichs gesehn und so will ichs fassen.
In Wittenberg in den krummen Gassen,
Und wenn nicht da, in Greifswald, in Basel . . ."

„Hör' auf," schrie der Knecht, „verfluchtes Gefasel!
Das Ding, das Ihr sucht, Ihr hungriges Pack,
Ich trags auf dem Rücken in meinem Sack.
Kein Jümferlein ists mit Brüsten und Prangen:
Mir ist der Teufel ins Garn gegangen.
Nahm ihn so gründlich in die Kur,
Daß er vor Angst in den Sack mir fuhr.
Der muß jetzt thun, was mir gefällt,
Und deshalb bin ich der Herr der Welt."
Und wie er so sprach, frech und verwogen,
Da spannte sich auf ein Regenbogen.
An dem sah man tausend Feuerchen sprühn,
Rubinenroth, smaragdengrün
Und Blau und Gelb, die schönsten Farben,
Als hätte man alles Licht in Garben
Auf dieser Brücke zusammengestellt.
Doch da, wo sie schwungvoll zur Erde fällt,
Da saß vor des Himmels geöffneter Pforte
Sankt Petrus, der Pförtner, an seinem Orte
Und flickte in aller Seelenruh
Mit Pech und Draht einen alten Schuh.
Schielt' auch zuweilen an seinem Zwirne
Vorüber auf die holdselige Dirne,
Die schaukelnd auf seinem Knie ihm saß
Und vergnügt einen rothen Apfel aß.

Da konnt' man sein rechtes Wunder schaun.
Blond war das Mägdlein, doch bald wieder braun.
Und gar am Rock und am sammtenen Mieder
Fuhren sämmtliche Farben auf und nieder
Und spielten ihr sanft um Knie und Nacken.
Und Petrus küßte ihr beide Backen.

Doch Die auf der Erde, die standen da
Und guckten starr in die Gloria.
Zuletzt hub der Schüler an zu rufen:
„Du bist es ja Mägdlein! Von himmlischen Stufen,
Auf Sonnenstrahlen, die thalwärts glitten,
Kamst Du schon einmal herabgeschritten
Und hast mir für mein ganzes Leben
Die Melodie und die Farbe gegeben.
O, komm noch einmal, Du Himmlische Du!"

Da klopfte Sankt Peter barsch auf den Schuh.
Und der Landsknecht, der gleichfalls das Wort vernommen,
Rumorte, als wär' er von Sinnen gekommen:
„Was willst Du, Du Milchbart? Drei Käse? Du Schuft?
Sollst sehn, ich fahre sofort in die Luft!
Die Dirne da will ich mir zähmen und beugen
Und mit ihr Buben und Mädel erzeugen;
Ganz so, wie ich, ein gewaltig' Geschlecht;
Dazu ist das Weibsbild mir grade recht."

Sankt Peter aber, der hörte zu
Und klopfte gar grimmig auf seinen Schuh.

Der Knecht warf über den Sack die Beine,
Ergriff die Stränge gleichsam als Leine,
Und als er nun saß, da fuhr er, hop, hop,
Auf den Bogen herauf in wüstem Galop.
Gelb spritzte der Schwefel, die Funken stoben;
Doch kaum hielt er auf der Wölbung droben,
Da wich auseinander das leuchtende Dach.
Ein Schrei, ein Fluchen, ein heilloser Krach:
Und auf der Erde, da lag zerbrochen
Der Landsknecht und suchte nach seinen Knochen.

Sankt Peter aber, der saß in Ruh
Und klopfte behaglich auf seinen Schuh.

Das Alles hatte der Knabe betrachtet,
Dabei ihm das Herz im Leibe verschmachtet
Und hätt' trotz Allem den Kopf gegeben,
Könnt' er sich auch in den Duft erheben.
Da kam mit dem Wind, der sie leise trug,
Eine blaue Libelle im sanften Flug
Und surrte schwach zwischen Meer und Land
Und setzte sich endlich auf seine Hand
Und streckte den Leib und wippte die Flügel,
Als wärs ein Rößlein mit Zaum und Zügel,
Und that grad so, als sollt' ers nur wagen,
Sie könnt' ihn auch wohl zur Höhe tragen.
Da rief der Bursch: „Topp, wills Dir glauben!
Die Zuversicht soll mir Keiner rauben:
Wer herrschen will über beide Welten,
Dem müssen die tollsten Dinge gelten,
Der wird über das Meer zu Fuß hinschreiten
Und auf einer Libelle zum Himmel reiten."

Was weiter geschieht, Das weiß er kaum.
Jetzt sitzt er im Sattel, jetzt hält er den Zaum,

Jetzt reckt er die Füße in silberne Bügel,
Gewaltig schwirren um ihn zwei Flügel,
Durch dampfende Farben schießts wie ein Blitz ...
Dann erhebt sich Sankt Peter von seinem Sitz,
Führt an der Rechten das Blond-Mägdelein,
Nimmt knurrend ab seinen Heiligenschein
Und spricht mit innerem Widerstreben:
„Herr Junker, es hilft nichts, ich muß sie Euch geben.
Wer so durch die Luft zu uns reiten kann,
Ist just für die Jumfer der rechte Mann.
Sie versteht noch ganz anders ihr Rößlein zu tummeln
Und wird Euch manchmal gehörig beschummeln.
Halb ist sie ein Glück und halb ein Jammer;
Doch geht nur hinein in die Hochzeitkammer."

Zur Erde aber gewendet er spricht:
„Landsknecht, was heulst Du, Du plumper Wicht?
Dir wird sich die Himmelstochter nicht fügen.
Mußt Dich mit einer Stallmagd begnügen.
Eure Art geht hinter dem Ackergaul
Und pflügt die Erde und hält das Maul."

Und damit warf er nach ihm den Schuh
Und schlug die Himmelsthür hinter sich zu.

Georg Engel.



Sardanapal.

Vor acht Tagen sprach ich hier von Assurbanipal, von Byrons Drama und Taglionis Ballet. Eine Ergänzung des da Erzählten. Als das Ballet zum ersten Mal in Berlin aufgeführt wurde, stand, am vierundzwanzigsten April 1865, auf dem Theaterzettel: „Zu den Dekorationen sowohl als auch zu den Kostümen und Requisiten sind die bei den Ausgrabungen von Ninive aufgefundenen Skulpturen, Reliefs und Ornamente, welche die Museen zu London, Paris und Berlin besitzen, kopirt und benutzt worden." Zettel fürs Königliche Opernhaus in Berlin. Und Herr Karl Frenzel, der Kritikus, sprach also am nächsten Tag: „Die glänzende Ausstattung, die prächtigen Dekorationen müssen der dürftigen und unklaren Handlung, die zu ihrem Verständniß nothwendig die Sprache fordert, aufhelfen. Sardanapal erspart uns einen Gang durch den egyptischen Hof, durch die Antikensäle unseres Museums." Ganz funkelnagelneu wird das jetzt geplante Schauspiel also nicht sein. Nur war weder der alte Wilhelm noch der alte Hülsen auf den Einfall gekommen, die Assyriologen der Erde als Gäste vors Schaugerüst zu laden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.



Berlin, den 13. Juni 1908.

Dialyse.

Muley Abd ul Hafid, den man nicht mehr den Prätendenten, höchstens, mit einem höflichen Blick auf seinen annoch thronenden Bruder, den Gegensultan nennen darf, hat vier Vertrauensmänner übers Meer geschickt, um Europa versichern zu lassen, daß er zwar stark, doch auch mild sei und nicht daran denke, mit Feuer und Schwert die nicht Mohammeds Glauben Verpflichteten aus dem Scherifenreich zu roden. In Berlin sind (trotzdem von hier das laute Gelöbniß kam, nur mit dem „souverainen Sultan" zu verhandeln) die Gesandten im Auswärtigen Amt empfangen und angehört worden. Nur von einem Rath; nur, hieß es, zum Zweck gründlicher Information. So spitzfindige Unterscheidung wirkt aber nicht ins Weite. Abd ul Hafid konnte verkünden: „Meine Gesandtschaft hat bei den Dienern des Deutschen Kaisers Gehör gefunden." In Rabat mußte Abd ul Aziz seufzen: „Dem Feind, der mir das Reich rauben will, ward die Thür in das Haus geöffnet, dessen Herr meine Souverainetät zu schützen versprach." Und am Quai D'Orsay runzelten sich die Stirnen. „Eine neue Unfreundlichkeit; nur weil Hafid Frankreichs Gegner ist, öffnet sich ihm in der Wilhelmstraße die Pforte." (Wir haben keinen Grund, die Republik besonders zärtlich zu behandeln, müßten aber Nadelstiche meiden, die nur ärgern, nicht schwächen.) Frankreichs Feind? Mit dem berliner Profitchen in der Satteltasche konnte der braune Krieger, ohne seiner Würde was zu vergeben, den Friedensfreund spielen. Die vier Männer fuhren nach Paris und gaben bei Pichon einen Brief ab, dessen erster Satz nicht allzu demüthig klingt. „Wir haben Eurer Excellenz mitzutheilen, daß

unser Herr, Seine Majestät Muley Abd ul Hafid, Sultan von Marokko, uns herzuschicken geruht hat, um der Regirung des großen Volkes von Frankreich kundzuthun, daß er, mit Gottes Hilfe und nach dem Willen aller Bewohner von Marokko, den Thron seiner Väter bestiegen hat" Schon ist er bis Mequinez (fünfzig Kilometer von Fez) vorgedrungen, hat die Truppen seines Bruders geschlagen und bereitet sich nun zum Einzug in die Hauptstadt, die ihn mit der einem Triumphator gebührenden Begeisterung aufnehmen wird. Nach der pompösen Einleitung sänftigt sich die Rede. „Seine Majestät wünscht, mit Ihrer großen Nation und mit den anderen europäischen Völkern in Frieden zu leben. Wir bitten Gott, daß er Frankreichs Regirung bestimme, unsere aufrichtigen Vorschläge anzuhören, damit eine ehrliche Verständigung den zwischen Europa und Marokko geschlossenen Verträgen Achtung schaffe und die allen Theilen schädliche Unruhe ende. Wir bitten um Antwort und geben uns der Hoffnung hin, daß unserer Mission die Knüpfung eines festen und haltbaren Freundschaftbandes gelingen wird. Der Zukunft beider Länder könnte solche Verständigung nur nützen." Der Mann, den Clemenceau bisher wie einen Rebellen behandeln, wie einen Hochstapler schelten ließ, bietet der Republik also, wie eine Großmacht der anderen, eine entente an. Noch hat er keine Antwort, seine Gesandtschaft keine Audienz erhalten. Ist er wirklich so stark, wie sein Manifest behauptet? Woher nahm er die Mittel zur Eroberung seiner Macht? (Die Vermuthung, daß die pariser Regirung, um zwei Sultane im Maghreb, also zwei Eisen im Feuer zu haben, auch in die Kriegskasse des Prätendenten Geld gleiten ließ, ist durch das offiziöse Wüthen nicht etwa widerlegt.) Ward er nicht deshalb nur dem schwachgemuthen Bruder vorgezogen, weil er der Feind des gallischen Erobers schien, der ersehnte Held, der das Land des Propheten vom Rumi befreien werde? Wird die Volksgunst ihn nicht ausstoßen, wenn er mit Frankreich paktirt, auch er auf dem Scherifenboden den Fremdling duldet? An der Küste hat er das erträumte Glück nicht gefunden. Die giebt er fürs Erste wohl auf. Was Frankreichs Taktik bei Casablanca, Frankreichs Militärtechnik bei Settat geleistet hat, mußte den Marokkanern die Hoffnung auf raschen Erfolg zerstören. Bis in den Atlas hinein haben Flüchtlinge die Kunde von der argen Wirkung französischer Feuerwaffen getragen. Zwar kann, nach der langen Anstrengung, die Republik (die ja, wider Erwarten, nicht ihr Kolonialheer mobilisirt, sondern, je nach dem Bedürfniß des Tages, kleine Kontingente übers Mittelmeer geschickt und mit bunt gemischten Haufen gefochten hat) sich noch nicht endgiltigen Sieges freuen; heilsamen Schrecken aber hat sie den Männern der Mahalla einge-

flößt. Das hätte die pénétration pacifique nicht vermocht. Europäerhilfe, Beistand vom Deutschen Reich ist nicht mehr zu erwarten und das Volk, das in den fruchtbaren Landestheilen die Ernte bergen möchte, sehnt sich nach Ruhe. Abd ul Hafid hats verstanden. Deshalb die Mission der vier Männer, der Verzicht auf den Heiligen Krieg, die neue Rolle des Friedensstifters. Wird er sie lange spielen? Bleiben ihm die Häuptlinge treu, die ihm bis jetzt halfen, und huldigt Fez ihm als dem legitimen Herrn, dann darf er wieder mit festerer Hand zugreifen. Nicht ganz mit ihm zu brechen, mahnt drum in Paris auch manche Stimme. Nach dem Kampf bei Beni-Uzian, der die Harka des Marabut Muley Lhassen zu ungeordnetem Rückzug zwang, schrieb Hanotaux: „Vielleicht sind Hafids Aussichten nicht so schlecht, daß wir sie ohne Unklugheit aus unserer Rechnung streichen dürfen. Freilich ist er unser erklärter Feind; mehr als einmal aber hat ein verständiger Friedensschluß solche Feindschaft geendet. Wer mit beiden Sultanen spielte, konnte einen gegen den anderen ausspielen. Am Ende wars nicht sehr weise, allen Feindschaften, die sich in Marokko und draußen gegen uns regen, diesen Stützpunkt zu lassen.“ Herr Pichon mag, als ers las, gelächelt haben. „Wieder Einer, der im Geheimniß zu sein wähnt und doch den Bindfaden nicht sieht, an dem wir die bärtige Feldherrnpuppe in Mequinez halten.“ Auch er strebt, wie Hafid und Aziz, nach dem Ruhm des Pazifikators. Der Entschluß zu der brutalen Züchtigung der Leute von Casablanca hat nützlich nachgewirkt. Von Tanger bis Safi ist Alles in leidlicher Ruhe und in Tanger wird endlich sogar mit der Organisation der internationalen Polizei Ernst gemacht. General Lyautey und der Gesandte Regnault haben aber noch zu rechter Zeit eingesehen, daß von Westen her, durch von der Küste ausgehende Kriegszüge, nicht viel zu erreichen, nur von Ost her das Land zu gewinnen und den feindlichen Stämmen die pax gallica aufzuzwingen ist. Herr Cambon meldet artig, Frankreich verzichte auf die Fortsetzung der Küstenoperationen. Damit sind die Wünsche der Abgeordneten Ribot und Jaurès erfüllt und unser Auswärtiges Amt darf sich einen Erfolg bescheinigen. An der südoranischen Grenze wird inzwischen behutsam weitergearbeitet. Das öde Grenzland kann Europäer nicht locken, öffnet aber den Weg in die längst von den Franzosen begehrte Oase Tafilet, aus der Goldstaub und Felle, Straußfedern und Datteln zu holen sind und in der, wie das Beispiel des Städtchens Abuam zeigt, eine lohnende Industrie geschaffen werden kann. Udjida war die erste Etape auf diesem Weg. Jetzt ist General Vigy bis nach Bu-Denib, dem nördlichsten Punkt des Tafilet, vorgedrungen und hat dort einen rebellischen Marabut geschlagen. Die Oase steht offen. Und mit den Bestimmungen der Algesiras-

Akte, die in der Küstenregion den Aufmarsch der Truppen jeden Tag hemmen konnten (wenn man in Berlin wieder nöthig fand, Energie zu zeigen), ist dieser Gewinn nicht anzufechten. Darf Algerien an seinen Thoren eine stete Drohung dulden? Lyautey führt ja keinen Angriffskrieg: vertheidigt nur das Recht der Republik, die, nach dem Wort des sanften Bankregenten Rouvier, eine mohammedanische Macht ist, und Keiner kann ihm wehren, nach guter Feldherrnsitte im Nothfall auch einmal zur Offensive überzugehen. Nur im Nothfall, versteht sich; nur um Algerien vor Räuberhorden zu schützen. Seit der Botschafter der Republik Herrn von Schoen erklärt hat, das Schauiagebiet werde allmählich geräumt, zuerst von französischen, dann von marokkanischen Posten bewacht werden, liest man in pariser Blättern: La Chaouïa se pacifie. General d'Amade hat den Befehl erhalten, seine Truppen so schnell zurückzuziehen, wie die Umstände ihm irgend gestatten. Admiral Philibert meldet, daß in Safi und Mogador Alles in bester Ordnung ist. Der schweizerische Oberst Müller, der endlich zu thun bekommen hat, ist mit den Anfängen der Polizeiorganisation höchst zufrieden. Und im Tafiletbezirk inspizirt Lyautey die Truppenkörper, denen die nächste Arbeit zufallen wird. Er ist nicht mehr Divisionär in Oran; seit dem Maibesuch am Quai D'Orsay trägt er den stolzeren Titel eines haut commissaire du gouvernement français dans la région frontière marocaine. Er ist Herrn Jonnart, dem Generalgouverneur von Algerien, unterstellt und soll, im Einverständniß mit einem scherifischen Kommissar (qui sera nommé incessamment, heißts im Officiel; wer ihn ernennen soll, wird nicht gesagt), für die Organisation der Polizei, die Oeffnung der Märkte, die Entwickelung des Handelsverkehrs sorgen. Hat also die friedlichste Aufgabe, die sich erdenken läßt. Und seufzt sicher aus tiefster Brust, wenn er gezwungen wird, gegen die bösen Berber zu kämpfen.

Den Entschluß, von der algerischen Seite her das schwierige Problem anzupacken, kann kein Vernünftiger tadeln. Keiner auch zweifeln, daß die Republik um ihr nordafrikanisches Kolonialreich käme, wenn sie auf diesem Weg stehen bliebe oder gar umkehrte. Das hat nachgerade auch der französische Kleinbürger eingesehen. Kollektivismus, Internationalismus, Antimilitarismus: mit solchem Wortköder (auch die Wahlen zum Conseil Général habens bewiesen) ist die Wählermasse nicht so leicht zu fangen wie einst im Mai der Dreyfusrenaissance, als jedem rechten Republikaner die Armee der schlimmste, der mit allen erreichbaren Waffen zu bekämpfende Todfeind schien. Diese Stimmung hat Clemenceaus kluge Taktik überwunden. Zweimal ist die Kriegsfurie nachts an der Ostgrenze vorübergeschlichen; verschleiert

noch und mit ungezücktem Schwert. Wer weiß, wie bald sie das grause Antlitz entschleiern, die Waffe entblößen wird? Die Republik braucht ihr Heer, darf nicht dulden, daß es, wie die Flotte unter Pelletan, verkümmert, nicht dem Locklied der Radikalsten lauschen, das ihr die expansiven Pläne verleiden möchte. Frankreichs Stellung ist stärker als je seit den bonapartischen Sonnentagen. Der natürliche Reichthum des Landes hat, da er nicht einer hastig vorwärtsstrebenden Industrie zu steuern brauchte, ungeheure Kapitalkräfte gehäuft und jedes Geldsuchers Auge blickt sehnend gen Paris, dem aus blühenden Provinzen der Paktolos die Schätze zuträgt. Bündnisse mit Rußland, Italien, England. An den Punkten, wo Brände entstanden sind oder morgen entstehen können, ist Frankreich nicht so nah wie andere Mächte interessirt. Die Türkenliquidation und die persischen Putsche, die indo-afghanische Gefahr und die Möglichkeit eines Konfliktes im Stillen Ozean: diese Schmerzen spüren die Verbündeten mehr als die Republik. Auf Egypten hat sie in dem franko-britischen Kolonialabkommen von 1904 verzichtet. Wenn Sir Eldon Gorst, der mit minder harter Hand, doch mit nicht geringerer Schlauheit als Lord Cromer im Pharaonenland herrscht (und an skrupelloser Geschicklichkeit den Vorgänger wohl übertrifft), die in den Kapitulationen und durch die Einsetzung der Gemischten Gerichtshöfe den Europäern gewährten Rechte zu schmälern versucht, wird die Last des Widerstandes zunächst nicht auf Frankreich fallen, sondern auf Deutschland, das, trotz dem Verständniß für die Unbequemlichkeit fremder Ingerenz in ein fast völlig zur britischen Provinz gewandeltes Land, sich der Pflicht nicht entziehen kann, für seine Zustimmung angemessene Entschädigung zu fordern. (Der Dezernent für anglo egyptische Angelegenheiten sollte nicht warten, bis Lascelles oder dessen Nachfolger den Antrag Greys vorlegt, sondern schon jetzt dem Kanzler diese Möglichkeit einer Kompensation zeigen.) Indo-China und Madagaskar sind durch die Assekuranzverträge mit England und Japan geschützt. Nur von zwei Seiten droht noch Gefahr: von der Ungeduld einer kleinmüthigen, an langsichtige politische Geschäfte nicht gewöhnten Demokratie, die nervös wird, wenn aus der Saat von vorgestern nicht bis übermorgen üppige Halme reifen; und von dem musulmanischen Fanatismus, der aus der glimmenden Wuth wehrhafter Marabuts über Nacht aufflackern und rasch den ganzen Norden Afrikas in Brand stecken kann. Die Aufgabe, die Gefühle der im Palais-Bourbon und zugleich der in Maurenmoscheen versammelten Männer zu schonen, ist nicht ganz leicht; kann, mit englischem Beistand, aber bewältigt werden. Zwei Sultane, die einander befehden, dabei im größten Theil des Landes ein nur Räuberhaufen

willkommener anarchischer Zustand: Das erleichtert das Gelingen nüchtern erwogener Pläne. Die verrufene tunisification ist einstweilen nicht nöthig. Die Republik kann warten. Abwarten, was Abd ul Hafid jetzt in Fez erlebt. Bleibt sie klug, dann ist das Protektorat im Scherifenreich ihr gewiß.

Der ganze Lärm, der seit vier Jahren den marokkanischen Hader umheult, hat also nichts uns Nützliches erwirkt. Damit muß man sich abfinden. Eine neue Konferenz? Neue Majorisirung wäre sicher; neue Demüthigung, die wir nicht hinnehmen dürften. Die Algesirasakte hat, wie hier vorausgesagt ward, das Schicksal des Vertrages von Villafranca gehabt. „Entrollst Du gar ein würdig Pergamen, so steigt der ganze Himmel zu Dir nieder." Jedem, der sich auf die Akte beruft, wird, unter höflichen Komplimenten, klipp und klar bewiesen, daß nicht die winzigste ihrer Bestimmungen verletzt worden ist. D'Amade läßt ja Chamade schlagen; und daß Lyauteys Stabstrompeter Fanfare bläst, kann die Signatarmächte nicht ärgern. Eine verspielte Partie, bei der man sich nicht länger aufhalten soll, als nöthig ist, um rückblickend die Fehlerquellen zu finden. Das Spiel war nicht mehr zu gewinnen, seit, vor drei Jahren, Wilhelm zum General De Lacroix sprach: „Er (Delcassé) ist weg; jetzt werde ich Ihnen keine Schwierigkeit machen." Kompensationen in Kleinasien konnte nur ein Feind Deutschlands oder, in seiner Einfalt, ein kindliches Gemüth empfehlen; und die Zulassung unserer Anleihen an die pariser Börse würde heute, da man die Finanznoth und den Geldmangel des Reiches in West und Ost zu schwärzen trachtet, wie vom Tisch des Reichen ein Almosen gewährt. Vorbei. Keine kleinliche Tracasserie. Die Zähne zusammenbeißen; und den Mund dann zu dem Gelöbniß öffnen, daß wenigstens dieser Fehler nicht wiederholt werden soll. Auch nicht in Makedonien; denn wir wollen nach dem Sultan des Westens doch nicht noch den des Ostens durch Enttäuschung verstimmen. Habens aber fast schon erreicht. Ehe die russischen Reformpläne noch bis ins Einzelne bekannt und dem lauernden Blick des Großherrn vorgelegt waren, wurde officiosissime schon in der Kölnischen Zeitung Deutschlands Zustimmung angekündet. Solche Eile war unklug. Das Ansehen Rußlands ist, seit es von Farbigen geschlagen ward, in der islamischen Welt ins Fahle verblichen und die Macht, die jedem Wink des Zaren folgt, darf nicht hoffen, dem Khalifen zu imponiren. Die russischen Vorschläge sind verständig (denn Makedonien kann nur zu Ruhe kommen, wenn es von der unmodernen türkischen Verwaltung befreit, der Draht, der die Meuterprovinz dem Yildiz Kiosk verbindet, durchschnitten wird) und mit Englands Hilfe wohl auch leicht durchzusetzen. Wir aber konnten mit der Antwort warten, bis die Frage deutlich gestellt war.

Vielleicht hat General Colmar von der Goltz, den gewiß nicht eine Zufallslaune zu seinen osmanischen Waffenzöglingen getrieben hat, dem alten Gönner Abd ul Hamid das Räthsel unserer Haltung gelöst. Den Türken war es bis jetzt unlösbar. Wir freuen uns des mürzsteger Programms, schicken aber, als ihm sichtbare Wirksamkeit verschafft werden soll, kein Schiff südwärts und kommandiren nur einen Offizier zur Gendamerie. Unser Finanzagent verläßt schon nach halbjährigem Aufenthalt Saloniki. Ein Jahr lang sind wir nicht vertreten; und als endlich ein neuer Konsul kommt, ists ein Herr, der die Türkei niemals sah und dessen Erfahrungmangel nicht durch überfließende Talentfülle ausgeglichen wird. Wir waren für die austro-russischen Civilagenten und sind nun für den anglo-russischen Reformplan, dessen fühlbarer Nebenzweck doch ist, Deutschlands makedonische Stellung zu schwächen. Wir haben den Wienern die Konzession zum Bau der Sandschakbahn erwirkt und wurden von Aehrenthals schnellem Vorstoß dann überrascht. Hinter so seltsamem Handeln und Unterlassen wittert nicht der Feind nur finsteres Trachten. Unser ewiges Mißgeschick: wir werden wegen zu lauten oder zu leisen, zu hastigen oder zu säumigen Wesens verdächtigt und hattens mit Allen doch, mit Allen so gut gemeint. Zu unserem Heil machen auch andere Leute manchmal Fehler; selbst Männer, die rompus au métier sind. Wenn Englands Botschafter sich nicht vor dem Ohr des Sultans seiner Mitwirkung an dem Sturz Fehims gerühmt hätte, wäre die Position des Freiherrn von Marschall heute noch unbequemer. Doch der Brite hat am Goldenen Horn mächtige Freunde und der Deutsche steht ziemlich allein und muß in seinem Kalender schon den Tag roth anstreichen, an dem er nach Berlin berichten kann, der Ministerrath habe empfohlen, den Bau eines neuen Bagdadbahnstreckchens zu gestatten. Daß mit dieser Empfehluug noch kein Irade und erst recht nicht die zum Bahnbau nöthige Garantie erreicht ist, darf Alldeutschlands Freude nicht stören. Ungefähr so hats, mit unmünzbaren Siegesbotschaften, in Marokko angefangen. Noch im vorigen Sommer war der unvergeßliche Tschirschky entzückt, als Herr Cambon ihm von dem in Casablanca gebildeten internationalen Nothstandskomitee erzählt hatte, in das sogar ein Deutscher zugelassen worden sei. Gehts in diesem Stil weiter, dann bringt uns auch im (wesentlich wichtigeren) Ostsultanat die Erbtheilung, die nun begonnen hat, keinen Ertrag.

„Die letzte Säule unserer einst so stolzen Bündnisse zermorscht; die Donaumonarchie, zerfleischt in hoffnunglosen Kämpfen der Parteien und Nationalitäten, über Nacht sinkt sie dahin und Deutschland steht isolirt, allein auf seine Kraft angewiesen. Das war seit Jahren das Leitmotiv deutscher Betracht-

ungen. Jetzt trauen wir unseren Augen und Ohren nicht. Oesterreich-Ungarn treibt selbständige und selbstbewußte Politik. Was redlichem Bemühen unerreichbar erschien, Das erzwang die Noth. Nach unzählbaren Fehlschlägen kam der Ausgleich zu Stande: und überraschend schnell werden die so lange gebundenen Kräfte frei. In stiller, unermüdlicher Arbeit hat Oesterreich den Beweis erbracht, daß es seine Mission im Orient zu erfüllen vermag. Eine dreißigjährige Kolonisation hat verletterte türkische Provinzen in blühende Kulturländer gewandelt. Nun thut es einen weiteren Schritt auf dem vorgezeichneten Weg: die Sandschakbahn soll die Pioniere der Kultur in die Gebiete des ewigen Kampfes politisch unmündiger Völker führen Das Zetergeschrei von der Störung der europäischen Reformarbeit in Makedonien beirrt die österreichischen Staatsmänner nicht. Verkehr und (auf von ihm gebahnten Pfaden folgend) Kultur: Das sind wirksamere Reformatoren als Gendarmeriekapitäne und Justizkommissare. Den Moment zum Handeln hat Freiherr von Aehrenthal klug erfaßt. Rußland vom Kampf matt, Frankreich verbissen in Marokko, England fasziniert durch die beginnende Rivalität Deutschlands zur See. Die ewig hemmenden Eifersüchteleien der Mächte sind zum guten Theil ausgeschaltet. Die Liquidation der europäischen Türkei nimmt ihren Fortgang. Deutschland regt keinen Finger für den ‚Freund' in Yildiz, aus dessen Fell die Riemen geschnitten werden. Es rührte sich auch nicht, als England an der egyptischen Grenze den Konflikt vom Zaun brach, der die Ohnmacht des deutschen Beschützers erweisen sollte und erwies. Möge diese ‚Freundschaft' begraben sein, die uns nur Ungelegenheiten mit den europäischen Beherrschern mohammedanischer Unterthanen brachte; sie hat uns zu Unternehmungen getrieben, deren Durchführung wir dann nicht erzwingen konnten. Denn bei der wirthschaftlichen Durchdringung Kleinasiens wird Deutschland eben so wenig gewinnen wie in Europa. Der Torso der anatolischen Bahnen hat kein politisches Interesse mehr; ist doch an ihnen nichts deutsch als das Geld der Aktionäre der Deutschen Bank. Ihre Verwaltung, in der ein Deutscher sich nicht halten kann, ist, wie das Personal und die Geschäftssprache, französisch-levantinisch. Dafür ist seit einem halben Menschenalter viel diplomatischer Einfluß nutzlos verpufft worden, der aussichtreicheren Unternehmungen entzogen wurde ... Und nirgends Hoffnung auf bessere Tage. Die politische Gleichgiltigkeit ist bei uns mit dem Wohlstand und dem Umfang der Wirthschaft gewachsen. Die Jagd nach Gewinn drängt alle nicht rein utilitarischen Erwägungen zurück. So bilden die Profitjäger heute die Mehrheit des deutschen Volkes und ihr politisches Glaubensbekenntniß kennt nur die eine Bitte: Frieden im Inneren, Frieden draußen, Frieden um jeden Preis! Dafür schwere Opfer zu bringen, ist man bereit; dürfen wir uns dann aber wundern, daß der inneren Politik die Initiative, der äußeren das Prestige verloren geht? Wie kann man von der Staatsleitung erwarten, sie werde ein Risiko auf sich nehmen, das die Mehrheit des Volkes gar nicht wünscht?"

Diese Sätze schrieb mir Einer, der sein Vaterland liebt und den Orient kennt. Einer, der nicht so thöricht ist, Fremde, weil sie eigennützig für sich sorgen, anzuklagen; der aber nicht den Regirenden die Schuld aufbürdet, sondern dem Volk. Mit Recht? Ich zweifle. Was wäre ohne diese „Jagd nach Gewinn“ aus Deutschland geworden? Die tüchtigen Menschen, die, ohne je zu erlahmen, in rastloser Arbeit das Volksvermögen mehrten, soll man nicht mit Ekelnamen stäupen. Ward nicht alles Erdenkliche aufgeboten, immer wieder, um sie zu täuschen? „Will man unsere Marokkopolitik richtig verstehen, so muß man zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren; will man das Ergebniß richtig würdigen, den Anfang mit dem Ende vergleichen.“ So sprach am fünften April 1906 im Deutschen Reichstag der Kanzler. Wer Anfang und Ende vergleicht, sieht, daß im Tafilet Herr Regnault erlangt, was Herrn Révoil, nach dem Tag von Timmimun, verwehrt ward; daß Saint-Aulaire das von Saint-René Taillandier entworfene (und von Tattenbach hitzig bekämpfte) Reformprogramm ausführt; daß Clemenceau, ohne drum zu erröthen, Delcassés Spuren folgt; und daß Deutschland statt neuen Gewinnes nur neue Feindschaft eingeheimst hat. Solls der Mann merken, der vom Morgen bis zum Abend fürs Engere sorgen und sich, im Drang alltäglicher Arbeit, die Nachprüfung der Welthändel versagen muß? Soll er wissen, daß Frankreich den Streich gegen Casablanca erst gewagt hat, als Sir Charles Hardinge dazu ermuntert und Herrn Paul Cambon gesagt hatte, England erwarte von der Republik energisches Handeln? Die zur Aufklärung des in Kontor, Fabrik, Studirstube gebannten Bürgers Berufenen verbünden sich, ihn zu trügen. Von Hardinge wird ihnen nichts erzählt; viel aber von Eduards zärtlichem Onkelherzen. In Kiel hat (1904) die deutsch-englische Freundschaft „nichts von ihrer Innigkeit verloren“. In Friedrichshof ist (1906) der Verkehr der beiden Monarchen, deren älterer zwei Jahre lang unnahbar war, „ungemein herzlich“ und in „zwanglosen, freundschaftlichen Gesprächen werden die großen Fragen der Politik in einem Geist erörtert, wie er der Festigung des europäischen Friedens nur förderlich sein kann“. Ein Jahr danach heißts, in Friedrichshof sei die Stimmung frostig, jetzt aber, auf Wilhelmshöhe, „von erfreulichster Wärme“ gewesen. Wilhelm geht mit seiner Frau nach Windsor, wird von Eduard feierlich eingeholt und in der Guildhall von Londons Bürgerschaft bewirthet. Ist nun endlich bewiesen, daß wir mit Britanien in zärtlichster Freundschaft leben? Der lange Aufenthalt in Highcliff ist dem König gewiß sehr willkommen. Der Brief an Tweedmouth kann nicht schaden (trotzdem er den Adressaten aus dem Amt drängt und den Lord Esher lächerlich macht, den das Vertrauen des

Königs mit der Herausgabe der Tagebücher und Briefe seiner Mutter beauftragt hat). Daß im Achilleion wieder von der gelben Gefahr geredet, in der wiener Hofburg der seltsam klingende Wunsch formulirt wird, Franz Joseph „und sein Haus“ möge noch lange regiren, dämpft den Jubel nicht. Zwar hat die deutsche Flottenvorlage den Britengroll erneut, Campbell-Bannerman, der den Kleinengländern nah stand und die anglo-russische Versöhnung erschwerte, ist tot und alle Zeichen künden, daß die konservativen Vertreter kräftiger Politik bald wieder ans Ruder kommen werden. Thut nichts. Die Zeitungschreiber, die Bürgermeister, Stadtverordneten, Pfarrer haben mit ihres schmatzenden oder schwatzenden Mundes Hauch den letzten Nebelfetzen weggeblasen. Zwischen den beiden Völkern ist der Horizont hell; und Blut noch immer dicker als Wasser. Nur geht Eduard, nachdem er Herrn Fallières einen Empfang bereitet hat wie nie einem Gekrönten, nach Reval und schickt sein Geschwader den Oesterreichern zu Besuch. Ihn danach noch zu preisen, wird dem Patrioten schwer. Also schimpft er. Statt offen zu bekennen, daß er durch sein Tünchen und Fälschen an den Fehlern unserer internationalen Politik mitschuldig geworden ist, schilt er den in Kiel, Friedrichshof, Wilhelmshöhe, Windsor Gefeierten nun einen Schürzenhelden und Hans Lüderlich, dessen politische Mächlerei nicht ernst zu nehmen sei. Sancta simplicitas! Solches Gezeter hat den kläglichen Ton verschmähter Liebe, weckt draußen nur Heiterkeit und nützt den Feinden des Deutschen Reiches. Jetzt erst, schallt aus Paris, London, Petersburg der Ruf, zeigen die Deutschen ihr wahres Gesicht; bis jetzt wars nur die Larve. Und wo das Band noch locker war, wird es nun fester zugezogen. Das Alles geschieht, weil die schlechten, unwahrhaftigen, leichtfertigen Magister sich nicht zum Geständniß ihrer Sünden entschließen können. Die heimischen Wächter tadeln oder sich selbst gar bezichtigen? Um keinen Preis. Lieber mag der Bürger den klugen Trader-King für einen Stümper halten.

König Gustav von Schweden, dem der Nordseevertrag Nutzen gebracht hat, sprach an der Prunktafel des berliner Schlosses am letzten Maiabend den Satz: „In wenigen Tagen sind zwanzig Jahre vergangen, seit die göttliche Vorsehung das ruhmreiche Szepter der Deutschen Kaiser in Eurer Majestät thatkräftige Hand gelegt hat. Die deutschen Fürsten und das deutsche Volk können dann auf eine fast beispiellose Entwickelung der in den Dienst des Friedens gestellten geistigen und materiellen Kräfte des Reiches zurückblicken.“ In einem Trinkspruch mags gelten; und wenn dem Lobredner nur Deutschlands Wirthschaft und Technik vorschwebten, brauchte man ihm auch in ernsterer Stunde nicht zu widersprechen. Doch wird Einer wagen, die politische Bilanz die-

ser vier geräuschvollen Lustren zu loben? Jahr vor Jahr ward dem Volk von Erfolgen erzählt; von Reichsmehrung und Freundschaftzuwachs. Schaut nur zurück: und wägt dann, ob das Recht bei den Lobhudlern oder bei den Warnern ist. Als Friedrichs letztes Röcheln den dünnen Luftstrom durch die Silberröhre stieß, war zwischen Deutschland und England eine Konfliktsgefahr nicht zu ahnen, Frankreich vereinsamt, das Deutsche Reich durch doppelte Assekuranz, von der russischen und von der österreichischen Seite her, gegen jähe Angriffslust geschützt und die Rückkehr unter den Schirm des Dreikaiserbündnisses jeden Tag möglich. Heute? Von den Festtafeln seines Dreibundes winkt der Oheim dem Neffen zu dessen Jubiläum spöttischen Gruß. So einsam ists um Deutschland, daß Mancher schnell die Zeit nahen sieht, da das Schwert das Gitter spalten muß, in das Blindheit sich zäunen ließ, und rauhe Stimmen schon mahnen, nicht auch zu dieses letzten Mittels Anwendung noch die Zeit zu versäumen. Denn Deutschland dürfe nicht erleben, was Preußen erlebt hat. Auch damals trachtete das (von Pitts Genie geleitete) Inselreich nach einer Koalition, deren Spitze sich gegen den Imperator des Festlandes richten sollte. Rußland, Oesterreich, Schweden (auf dessen Thron, wie jetzt wieder, ein Gustav saß) wurden gewonnen. Preußen, dem die Koalirten auf dem linken Rheinufer greifbare Vortheile boten, wollte neutral bleiben und dennoch, ohne Schwertstreich, Hannover haben, das Bonaparte ihm als fetten Köder hinhielt. Alexander der Erste will sein Heer durch Südpreußen und Schlesien nach Frankreich führen. Friedrich Wilhelm der Dritte beschließt die Mobilmachung, die bewaffnete Neutralität und heischt von dem Freiherrn vom Stein die dazu nöthigen Mittel. Anleihe, Papiergeldausgabe, Trank-, Back- und Schlachtsteuer: die Mittel waren zu schaffen. Napoleon verletzt in Franken die preußische Neutralität. Der Zar kommt nach Berlin und sammelt die Häupter der Kriegspartei um sich. Johannes Müller entwirft ein Manifest, dem der Titel „Von dem Krieg an die Preußen" zugedacht ist. Stein schreibt an Hardenberg: „Gott gebe, daß man in diesem Moment der Krisis kraftvoll handle!" Doch der König will den Krieg nicht; sehnt sich nach einer Verständigung mit Frankreich. Zwar läßt er sich von Alexander zu dem Potsdamer Vertrag überreden, der eine bewaffnete Vermittlung zwischen der Koalition und dem Korsen ermöglichen soll; ist im Innersten aber froh, als, nach dem Tag von Austerlitz, sein Gesandter, Graf Haugwitz, meldet, daß er dem Franzosenkaiser das preußische Ultimatum verschwiegen, aber zugestanden habe, den koalirten Truppen den Weg von Hannover nach Holland zu sperren. Stein nennt dieses Verhalten feig, doppelzüngig, strafbar, den Grafen Haugwitz einen verächtlichen Sykophanten und räth, „diese eben so verächtliche wie perfide Kreatur zurückzurufen, auf ihre Güter zu schicken

und den Krieg zu beginnen, indem man in Böhmen einrückt und auf die Donau marschirt." Er ahnte nicht, daß Haugwitz nur den Geheimbefehl Friedrich Wilhelms ausgeführt hatte. Oesterreich entschließt sich zum Waffenstillstand und verbietet fremden Heeren den Uebertritt auf habsburgisches Gebiet. Noch aber bleibt für den Nothfall die Hilfe des Zaren und Stein findet, damit sei Ehre und Unabhängigkeit zu wahren. Wieder ahnt er nicht, daß Haugwitz inzwischen in Schönbrunn den von Bonaparte diktirten schimpflichen Vertrag unterschrieben hat. Als ers erfährt, brüllt sein Schmerz auf. Bald aber faßt er sich und schreibt an Vincke: „Hätte eine große moralische und intellektuelle Kraft unseren Staat geleitet, so würde sie die Koalition, ehe sie den Stoß, der sie bei Austerlitz traf, erlitten, zu dem großen Zweck der Befreiung Europas von der französischen Uebermacht geleitet und nach ihm wieder aufgerichtet haben. Diese Kraft fehlte. Ich kann Dem, dem sie die Natur versagte, so wenig Vorwürfe machen, wie Sie mich anklagen können, nicht Newton zu sein: ich erkenne hierin den Willen der Vorsehung und es bleibt nichts übrig als Glaube und Ergebung." Der König, dem dieses allzu fromme Wort verzieh, zauderte vor dem schönbrunner Vertragsentwurf, bis Napoleon neuen ungebührlichen Anspruch hinzugefügt hatte: das Geheiß, alle preußischen Flußmündungen an der Nordsee und den lübecker Hafen der britischen Schiffahrt zu schließen. Dann, vor der Wahl zwischen Selbsterniedrigung und Krieg, unterschrieb Friedrich Wilhelm. Ohne vorauszusehen, daß so unwürdige Demuth ihm nur für kurze Wochen den Appell an die ultima regis ratio ersparen könne. England blokirt Preußens Häfen, giebt gegen die preußischen Schiffe Kaperbriefe aus, erklärt dem Staat Fritzens den Krieg. Stein weist auf die Wurzel des Uebels: „Im preußischen Staat ist die oberste Gewalt nicht zwischen dem Oberhaupt und den Stellvertretern der Nation getheilt." Er verwirft die Kabinetsregirung und empfiehlt einen aus fünf Ministern zu bildenden Statsrath, der unter dem Vorsitz des Königs Beschlüsse zu fassen hat. „Sollten Seine Majestät sich nicht entschließen, diese Veränderungen vorzunehmen, sollten Sie fortfahren, unter dem Einfluß des Kabinets zu handeln, so ist zu erwarten, daß der preußische Staat entweder sich auflöst oder seine Unabhängigkeit verliert und daß die Achtung und Liebe seiner Unterthanen ganz verschwindet. Die Ursachen und Menschen, die uns an den Rand des Abgrundes gebracht haben, werden uns ganz hineinstoßen; sie werden Lagen und Verhältnisse veranlassen, wo dem redlichen Staatsmann nichts übrig bleibt, als seine Stelle, mit unverdienter Schande bedeckt, zu verlassen, ohne helfen zu können, oder an den sich alsdann ereignenden Verworfenheiten Theil zu nehmen. Wer mit Aufmerksamkeit die Geschichte der Auflösung Venedigs, des Falls der fran-

zösischen und sardinischen Monarchie liest, Der wird in diesen Ereignissen Gründe zur Rechtfertigung der traurigsten Erwartungen finden." Die Denkschrift kommt gar nicht bis an den König. Luise, der die Gräfin Voß sie überreicht hat, findet den Ton zu heftig und Hardenberg weigert sich sogar, sie in gemilderter Textfassung vorzulegen. Zur inneren Reorganisation bleibt auch keine Zeit. Der Rheinbund entsteht, dem Reich schrumpft die Lebensmöglichkeit und Friedrich Wilhelm muß sich zum Kampf ums Dasein Preußens entschließen. Zu spät. Die im Hohenzollernhaus nicht seltene Mischung von Eigensinn und Schwäche hatte ihn allzu lange dem Rath tapferer Klugheit unzugänglich gemacht. Nun war er gezwungen, mit schwindendem Prestige und entmuthigter Mannschaft den Krieg zu führen, der ihm vorher, unter hellerem Himmel, ein grasser Schrecken gewesen war. Er hatte inbrünstig um Frieden gefleht. In tiefster Noth erst zog er das Schwert. Bei Jena ist es zerbrochen.

Soll es wieder so kommen? Nicht in der Armee nur spricht man heute vom Krieg, denkt man mindestens an die nahe Möglichkeit eines blutigen Morgens; und des Gedankens braucht selbst der Frömmste sich nicht zu schämen. Die Schuldfrage ist oft beantwortet worden; kann und wird noch oft beantwortet werden. Jetzt gilts, aus dem Gedräng den Ausweg zu finden. Die Einkreisung, den Tröpfen und Phrasiern Jahre lang, trotzdem der Plan deutlich schon sichtbar ward, ein Wahngebild kranker Hirne, ist Ereigniß geworden. Uns vor der Schicksalsstunde den Zweck zu enthüllen: so dumm ist draußen Keiner. Herr Fallières feiert den Segen spendenden Frieden. Warum aber jauchzen dem fremden, vierschrötigen, mittelmäßigen Mann, der kein persönliches Verdienst mit auf die Reise nimmt und nicht einmal gut repräsentirt, die Briten zu wie vorher nie einem Festlandsherrscher? Wenn Eduard mit Nikolai Alexandrowitsch, sein Sir Charles Hardinge mit Stolypin und Iswolskij spricht, melden uns bald flinke Boten, auch die neue entente solle nur dem Frieden dienen und in der weiten Welt Keinen kränken. Um welchen Preis aber vergißt Rußland, was ihm auf Englands Wink am Yalu und Liau angethan ward? Um welchen Preis entschließt Großbritanien, gar unter liberaler Flagge, sich zum Bund mit der verhaßten, gestern noch bespienen Autokratie? Die Absicht, das Deutsche Reich zu isoliren, weist Jeder wie sinnlose Verdächtigung von sich; der anglophile Iswolskij nicht heftiger als im Westen die Grey und Clemenceau. Und doch läßt die Wirkung all ihren Mühens sich nicht länger hehlen. Die Franzosen hatten die Wahl. Hanotaux, Courcel, Rouvier riethen zur Verständigung mit Deutschland, dessen Hilfe ihnen in Asien und Afrika ohne Entgelt gewährt worden war. Wer aber sicherte in Ost dann das französische Kolonialreich gegen den Ansturm der gelben Männer? Das vermag nur der Britenkönig;

und am Ende sorgt er eines Tages auch für die Eintreibung alter Schulden. Die Häupter der Republik haben optirt; trotzdem sie wissen, daß im Konfliktsfall ihr Land den ersten Stoß der Germanenwucht auszuhalten und vielleicht die ganze Zeche zu zahlen haben wird. So gewaltig war die Lockung. Nur Thoren rösten sich an der Hoffnung, Frankreich aus solcher Gemeinschaft schmeicheln zu können. Doch des Zarenreiches waren wir sicher. Unser bester, zuverlässigster Freund, für den wir noch während des mandschurischen Krieges so viel gethan haben, daß uns zu thun fast nichts mehr übrig blieb. (Immer die selbe Vorstellung, der von unserer zagen Säumniß Profitirende müsse uns dankbar dafür bleiben, daß wir in seiner Verlegenheit nicht unsere Gelegenheit fanden.) Algesiras war die erste Enttäuschung. In Swinemünde aber schien wieder die Sommersonne. Und das Abkommen, von dem wir dann hörten, galt ja nur für Asien. Nur? Indien, sagt Lord Curzon, „ist das Centrum des Britenreiches, dessen Werth und Weltstellung man erst erkennen kann, wenn man den Standpunkt östlich vom Suezkanal gewählt hat. Warum mußten wir Egypten haben? Weils auf dem Weg nach Indien liegt. Warum durften wir die Türkei nicht einer feindlichen Großmacht gönnen? Weil sie Indien bedrohen konnte. Warum lassen wir uns den Einfluß in Persien so viel kosten? Weil das Wasser des Persischen Golfes sich mit dem des Indischen Ozeans mischt. Kapland, Afghanistan, Pamirs, Yangtse: überall muß Britanien herrschen oder wachen, weil sonst sein indischer Besitz gefährdet werden kann." Jetzt wird das Osmanenreich geopfert und Persien getheilt. Mag Rußland dort gebieten: wenn nur Deutschland in diesen Reichen nicht erntet. Währt der anglo-russische Streit in Teheran fort, dann wird Wilhelm da der tertius gaudens; er hat die Bagdadbahn und zeigt, auf Ballins Schiffen, im Persischen Golf schon seine Flagge. Ist Südpersien aber unbestrittener Britenbesitz, dann führt der Bagdadbahnstrang am Ende in eine Sackgasse. Wer hindert, wenn Briten und Russen einig sind, den Bau einer afghanischen Eisenbahn, die das russische Südnetz dem indischen Nordnetz verbindet und dem Cityman ermöglicht, am neunten Tag nach der Abfahrt vom londoner Bahnhof in Bombay zu sein? Dann mögen die Bagdadaktionäre mit dem Türkenerben um ein paar lumpige Kilometer schachern und die Bürgschaft zusammenscharren ... Solche Pläne werden erörtert. Natürlich nur im Interesse des Weltfriedens. Und Keiner denkt an die Isolirung des Deutschen Reiches.

Dem aber entsteht, wenn es ernste Dinge noch ernst nehmen, nicht selbst seiner spotten will, nachgerade die Frage, ob es warten darf, bis der Drang schlimmer wird und zu dem Entschluß nöthigt, der heute aus freiem Willen gefaßt werden könnte. Noch haben wir ein wirksames, unwiderlegliches Ar-

gument; einen Trumpf, den kein Anderer stechen kann. Wie lange? Unsere Politik wird fürs Erste nicht besser, unser Heer in der endlosen Muße schlaffer Friedenszeit bald vielleicht schlechter. Demokratisirung, Industrialisirung, Aussterben der aus den Kriegsjahren überlebenden Bewahrer der Tradition, Begünstigung der Marine, Mangel an brauchbarem Offiziererſatz; dazu die Reichsgeldnoth, die den Lieutenant vor die Wahl stellt, sich bis an die Stabsgrenze durchzudarben oder in nicht immer reinem Wasser ein Goldfischlein zu angeln. Auch den Blick auf die nächste Generation der Bundesfürsten umwölkt manche Sorge. Rascher Entschluß zur Mobilmachung? Nur ein Geck könnte die Gefahr solches Krieges unterschätzen. Niemand weiß genau, wie Frankreichs Armee aussehen würde (sie war immer das Geschöpf ihres Feldherrn und vor der ersten Schlacht sicherem Urtheil unauffindbar); doch Keiner darf bezweifeln, daß sie sich mit leidenschaftlicher Bravour schlagen wird. Rußland, das ein deutscher Angriffskrieg gegen Frankreich in dessen Bundesgenossenschaft riefe, wirkt durch die Masse, hätte die Polen (wahrscheinlich noch andere Slavenstämme) für sich; und der Glaube, auf europäischen Kriegsschauplätzen müsse die mandschurische Schlappe sich wiederholen, wird von unseren Strategen und Taktikern nicht getheilt. England ist auf dem alten Kontinent zwar ohnmächtig; kann aber den deutschen Kolonien gefährlich werden. Auch der deutschen Flotte? Nur wenn sie nicht schnell genug handelt oder Unterschlupf sucht. Seekriege haben noch öfter als andere Ueberraschungen gebracht. Kein kleines Wagniß also. Dennoch kanns gelingen. Kein fremdes Heer hat solche Ordnung und Disziplin, in allen Betrieben einen so zuverlässigen Apparat. Daß deutsche Menschen noch tapfer zu sterben verstehen, ist in der südwestafrikanischen Wüste bewiesen worden. Auch Eduards Koalition müßte vor diesem Gegner bangen. Und wer weiß, ob sie aus der papiernen Vertragswelt in die gemeine Wirklichkeit überträte, wenn endlich wieder die Gewißheit aufkäme, daß Deutschland den Kampf nicht scheut, nicht jeden Tort geduldig hinnimmt, noch heute die Nation nichtswürdig nennt, die nicht Alles an ihre Ehre setzt, und lieber die Frucht der Reichsjugend opfern als verzwergen will? Deutschland ist stark. Und nicht jedes Bündniß hat die Feuerprobe bestanden.

Dünkt die Verantwortlichen das Wagniß zu groß, meinen sie, die Zeit werde es beträchtlich verringern oder uns ganz ersparen („Wir können der Vorsehung nicht in die Karten gucken", sprach Bismarck), so mögen sie warten. Nur nicht thatlos. Nur die Dinge nicht laufen lassen, wie sie bis heute liefen. Sonst kommen nach den diplomatischen Rekognoszirungen rasch unerträgliche Zumuthungen; kommt, in uns minder günstiger Stunde, der Krieg, der ohne Schmach dann nicht vermieden werden kann. Schimpfrede verräth nur den Aerger: sie

muß schnell verstummen. Weder Anbietung, unerbetene Anfreundung noch dépit amoureux. Würdige Ruhe; auch wenn die Geschäftsführung der Nachbarn unsere Interessen verletzt. Um Liebe werben, Mitleid wünschen wir nicht. Unser lautes Wesen hat (gestehen wirs nur!) das Unheil heraufbeschworen; die Ankündung all der ungeheuren Thaten, die wir bis zum nächsten Donnerstag thun würden. Daß wir sie dann nicht thaten, hat man uns nicht als Verdienst angerechnet; nicht das Ergebniß freiwilliger Selbstbescheidung sah man darin, sondern ein Symptom innerer Schwäche, die prahlend Kraft heucheln möchte. Wozu alte Wunden aufreißen? Die Realität heischt mit rauher Mahnung ihr Recht. Britanien waffnet die Großmächte wider uns und wird nicht aufhören, mit der Hoffnung auf Beute und mit der Furcht vor Ueberfällen sie gegen uns zu hetzen, ehe es überzeugt ist, daß Deutschland ihm den Szepter des Meerbeherrschers nicht entwinden will. England hat keine Lust, hat heute auch nicht Geld genug zu einem kostspieligen Wettbewerb, in dem es um jeden Preis Sieger bleiben muß und der an dem Machtverhältniß beider Völker doch nichts Wesentliches ändern könnte. Wie ist diese Klippe zu umschiffen? Verzicht auf den Flottenbau? Das würde als neue Schwachheit gedeutet, deren bloßer Schein nach den Rückzügen der letzten drei Jahre schon gefährlich wäre. Das Geständniß, daß wir zu arm sind, um die Last der Doppelrüstung noch höher zu thürmen? Das wäre nur zur Hälfte wahr, also unredlich; und ein germanisches Volk darf nicht an vollen Tafeln winseln, ihm fehle das zum Erwerb der Waffe nöthige Geld. Eins nur ist denkbar: die freiwillige Begrenzung der schwimmenden Machtmittel (rasch; bevor eine Majorität sie uns aufzuzwingen versucht.) Auch dieser Entschluß wäre vor Mißdeutung ins Schwächliche nur geschützt, wenn in der selben Stunde beschlossen würde, die Landmacht zu mehren. Im Ernst. Bleibt für Artillerie und Pioniere nicht noch viel zu thun? Dann wäre ein Mißverständniß nicht mehr möglich und wir könnten mit ruhigem Gewissen die neue Morgenröthe erwarten. Nur dann. Nicht, wenn wir des Trachtens nach dem Weltarbitrium verdächtig bleiben und durch das alltägliche Friedensgegrein uns noch in den üblen Ruf listiger Heuchelei bringen. Auf dem festen Land muß der Deutsche, dem der Nachbar den Ertrag mühsamer Arbeit nicht gönnt, um das Lebensrecht seiner Volkheit kämpfen. Seekriege, in denen zum Waffendienst Unlustige einander Millionen wegschießen, sind seine Sache nicht. Auf dem Land (und, als kühner Mann von beschränktem Vermögen, morgen auch in der Luft) muß er stark sein; so stark, daß er Jedem Nikolais Losungwort zurufen kann: Noli me tangere! Und vor verbündetem Haß nicht zu beben braucht... Nahen die verheißenen herrlichen Tage?

*

Renoir.

Die Namen der Manet, Cézanne und Degas mögen dem Kenner ihrer Werke wie passende Laute für die Energie, die Mystik und die Capricen ihrer Träger klingen. Mit Renoirs Namen verbindet sich auch für das Ohr des Nichtkenners eine melodiöse Vorstellung, die auf weiche Rhythmen deutet. Von Fragonard gilt das Selbe. Renoir klingt nicht so zart, aber gedrungener und trotzdem sonorer und reicher. Franzosen mag es manchmal schwer fallen, an den Zufall solcher Schicksalstaufen zu glauben.

Fragonard war zu Boucher in einem ähnlichen Verhältniß wie Manet zu Courbet. Man kann auch noch manche andere Parallelen zwischen den Entwickelungmomenten der entscheidenden Künstler beider Jahrhunderte ziehen. Doch fehlte den Impressionisten bis zu Renoir die lebendige Verbindung mit dem achtzehnten Jahrhundert. Manet und Fragonard stehen einander fast als Fremde gegenüber. Hinter dem genialen Dekorateur der Du Barry stand eine formenreiche Zeit, die dem Modernismus Manets nichts zu geben hatte. Der Pakt, den die Repräsentantenrolle des Führers der neuen Kunst nicht geduldet hätte, wurde von Auguste Renoir geschlossen. Freilich nicht als Kompromiß zwischen Dix-huitième und Dix-neuvième. Der Geist der Schäferspiele und die Sachlichkeit der Neuen konnten sich nicht verständigen. Renoir verleugnete keins der Ideale seines Kreises. Aber er entnahm dem bis zum Ueberlaufen gefüllten Gefäß der vergangenen Kunst seines Landes einen unvergänglichen Werth, rettete die Tradition einer weit über die Zeit reichenden Form, zeigte, was in Fragonards Geschöpfen von Fleisch und Blut steckte, und bereicherte damit nicht nur die Kunst, sondern den Instinkt seiner Zeitgenossen.

Anfangs zielte Renoir nur auf eine möglichst lebendige Darstellung der Erscheinung. Seine ersten Bilder stellen den Menschen in der Natur dar und spiegeln das Erstaunen wieder, das er selbst beim Anblick der menschlichen Gestalt im Kosmos empfand. Die hohen malerischen Qualitäten verhehlen nicht das Primitive des Eindruckes. Die Kraft wirkt so überzeugend, weil sie sich keiner versteckten Wege bedient. Es ist die Zeit, in der Courbet herrschte. Keiner der Impressionisten steht als Temperament und Anlage dem Meister von Ornans näher. Renoir hat den selben animalischen Instinkt, die selbe herkulische Produktivität, für die keine Fläche zu groß ist, die selbe Rapidität des Schaffens. Manet, Cézanne und Degas zusammen dürften kaum so viel gemalt haben wie Renoir allein. Er hat die Fruchtbarkeit, mit der wir uns gern den Enthusiasmus des Genies gepaart denken, die Bärenkraft, mit der Courbet seine Bilder bewältigte, die außerordentliche Malerkultur Courbets. Sicher fehlt ihm gerade in seinen reichsten Gemälden die Geschicklichkeit des Vorgängers. Trotzdem hat er vor Courbet eine Gabe oder vielmehr einen Komplex

von Gaben voraus, die eben so sehr den Menschen über den Menschen wie den Künstler über den Künstler stellen und die nicht weniger entschieden sein Verhältniß zu den großen Künstlern seiner eigenen Zeit bestimmen. Er ist der natürlichste unter ihnen. Natürlicher als Courbet, vielleicht gerade in Folge des Courbet-Dogmas vom Naturalismus, natürlicher als Manet, Cézanne und Degas, so seltene Aufschlüsse wir ihnen über die Natur, die ein Künstler zu suchen hat, verdanken. Weil in ihm die Spannung der Menschen zu einer besonderen That weniger scharf hervortritt, weil er der Naivste unter ihnen ist, weil aus den Werken neben aller Pracht, neben einer ans Mystische grenzenden Sublimirung der Gabe, neben der größten Kühnheit und kühlsten Weisheit des Meisters ein Kinderlächeln bricht, ein primitiver, unwiderstehlicher Naturlaut. Er hat 1867 das Bild gemalt, das heute im Osthausmuseum in Hagen hängt, die „Lise", ganz unter dem Einfluß Anderer, Manets und Courbets, und schon so voll von strömender Menschlichkeit, daß man es wie die Natur selber genießt. Und dabei ist schon dieses Werk des Sechsundzwanzigjährigen eins der pompösesten Bilder der Schule. Vor einem prachtvollen Hintergrund, dessen grüne, braune und rothe Töne den feuchten Schatten des Waldinneren bilden, fast angelehnt an einen mächtigen Baumstamm, auf dem ein paar Sonnenflecke perlmutterhaft glühen, erscheint das lebensgroße Bildniß der weißen Dame. Das Weiß ist der wunderbare Mull unserer Großmütter, duftig und durchsichtig; er läßt deutlich das härtere Weiß des Unterkleides durchscheinen. Wie eine Wolke umgiebt er die volle Figur, die prachtvollen Arme und läuft bis tief auf die Hand, die den Battist hält. Hier sitzt das süße Bändchen, das den Aermel einzieht. Die andere Hand hält den kleinen Sonnenschirm mit dem geschnitzten Elfenbeingriff und den schwarzen, auf Weiß gezogenen Spitzen; wieder ein neues Weiß tritt in dem Hut mit der schmalen Krempe hinzu und endlich die Perle: das Fleisch. Man könnte fast den Vergleich mit dem Papstportrait des Velazquez wagen. Auch der Innocenz wirkt durch die Hülle. Man mag noch so hingerissen von dem dämonischen Gesicht sein: nie käme es zu dem unvergleichlichen Eindruck ohne die Pracht des Weiß und Roth der Kleidung. Hier umspielt das vielgeartete Weiß die derbere Röthe eines männlichen, alles Sinnliche des Mannes widerstrahlenden Gesichtes. Die Umhüllung des linken Armes scheint aus Schaum gemacht und doch verräth sie deutlich die Haut darunter. In der „Lise" Renoirs dagegen dient die Malerei der Frau. Hier ist das Weiß nicht Schaum, sondern Duft. Es umspielt in vielen Nuancen das Rundliche, Weiche, Kühle des Frauenkörpers. Die vielen weißen Töne scheinen sich mit dem Reiz von Kontrasten auszustatten, trotz dem mächtigen Gegensatz, mit dem das prunkende Schwarz der Schärpe und das Roth gewisser Details um die Herrschaft kämpfen. Fast scheint es sogar, als ob nur diese starken Gegensätze das feine Spiel im Weiß ermöglichen. Der Fleischton wird von dem

Roth gewärmt, das von den Korallen des Ohrgehänges über das Band am Hals bis schließlich zu dem gelbrosa Teint des Gesichtes eine Tonleiter von haarscharf abgewogenen Intervallen durchläuft, den Schnee des Kleides noch weißer und zarter erscheinen läßt und selbst von dem kühleren Weiß die Wärme erhält. Das Alles kann man sich erklären. Das Unerklärliche steckt in dem Frauenhaften dieser Gestalt, hervorgebracht durch kaum merkliche Betonung gewisser Zufälligkeiten der Haltung, der Kleidung und vieler anderen Dinge, die nicht nur das Bildhafte vergrößern, sondern außer einem entzückenden Frauenbildniß die hinter den Gesichtszügen schlummernde Art der Dargestellten, ihre Gewohnheiten, Neigungen, ihre Seele ahnen lassen. Diese Dinge fehlen Courbets virtuosen Frauenbildern; und Manets herrischerer Subjektivismus läßt davon immer nur Spuren sehen. Im Wettkampf Manets mit Courbet siegten die verfeinerten Waffen des Aristokraten, von einem höheren und moderneren Intellekt geführt, gegen eine unverhältnißmäßig größere Stärke. Dem Massenhaften des Vorgängers stellte Manet eine straffere Konzentration entgegen. Der Kampf läßt Courbets entscheidende Gaben intakt, denn er spielte sich auf einem neuen Feld ab, auf dem Courbet nicht zu Haus war. Renoir dagegen nahm den Kampf auf, wie er angeboten wurde.

Seine ersten Anfänge zeigen ihn im bequemen Gleis der Romantik. Er erschien 1864 mit dem Gemälde „Esmeralda" im Salon. Da dies Bild und die wenigen anderen der selben Richtung von ihrem Urheber zerstört wurden, können wir uns keinen Begriff von diesen ersten Anfängen machen. 1865 stellte er, wie Duret berichtet, ein Frauenbildnis und eine „Soirée d'Eté" aus, die bereits den Naturalismus verrathen, aber kaum wesentlich sind. Das erste bemerkenswerthe Zeugniß ist die 1866/67 gemalte „Diane Chasseresse", die 1867 vom Salon abgelehnt wurde. Dieses eigentliche Debut verräth die vollkommene Abhängigkeit von Courbet. Man begreift kaum, daß dieses Bild unmittelbar der „Lise" voranging. Renoir identifizirte sich darin mit dem Vorbild und ließ fast nichts von eigener Anschauung sehen. Die Diana ähnelt einer der drei „Baigneuses" des Aelteren und das Reh dem Wild auf der „Curée" und ähnlichen Bildern. Der Schwerpunkt liegt in der Komposition der das ganze Bild ausfüllenden nackten Gestalt, die ohne Rücksicht auf die Landschaft gemalt ist. Auch die Touche ist übernommen. Aehnlich verhält sich das große Fruchtstück (im Besitz Liebermanns) zu den Natures mortes des Vorbildes. So weit sich Renoir später über das Niveau solcher Bilder erhob: er verleugnete nie die Tendenz seines Debuts. Er verzichtete nicht auf die Plastizität, die von Manet abgelehnt wurde, war dafür zu sehr Kind der französischen Tradition und zu sehr durchdrungen von dem Werth seines doppelten Reichthumes: dem der Materie und der Arabeske. Aber er verfuhr anders damit als Courbet. Courbet übte die Doppelgabe wie zwei ver-

schiedene Talente, deren gleiche Stärke sich eigentlich ausschließt und deren Gleichzeitigkeit ihn wie ein phänomenales Doppelwesen erscheinen läßt. Renoir vermied den Kompromiß Courbets.

Auch ihn hat im Anfang die Klippe bedroht, an der die „Lutteurs“ des Aelteren scheiterten. Das große Bild „Der Clown im Cirkus“ (datirt 1868) stellt die selbe Etape dar. Er rang schon in diesem verfehlten Werk ganz wie Courbet nach einem Ausgleich zwischen Plastizität und den Reizen der Materie, der auch in dem „Enfant au chat“ noch nicht ganz erreicht wurde. Aber während Courbet nachher die Klippe vermied, indem er seine Bilder, den Gegenständen entsprechend, zur selben Zeit entweder in der alten Tradition (so seine nächsten Frauenbilder) oder als Impressionist (so seine Marinen) malte, bestand Renoir auf einer endgiltigen Lösung des Problems und es gelang ihm, die beiden einander widerstrebenden Elemente zu einer Einheit zu verschmelzen. Freilich: bis er Das vollkommen erreichte, überwiegt in Renoirs Schöpfungen, ganz wie im Werke Courbets, oft das Plastische, dann wieder die Materie.

Der Ausgleich liegt in der von Courbet vernachlässigten Koloristik. Neben seinem Sinn für die Arabeske und die Schönheit der Materie lebte in Renoir eine ganz bestimmte Farbenvision. Sie ist viel elementarer als die beiden anderen mehr artistischen Besitzthümer. Die schwarze Epoche unter dem Einfluß Courbets war nur der Anfang des Künstlers, keineswegs der Beginn des Malers. Schon in dem armen Schneidersohn aus Limoges, der mit siebenzehn Jahren sein Leben mit Porzellanmalerei verdiente, steckte die Koloristik des späteren Meisters. Man erkennt sie ohne Mühe im Dekor mancher Porzellanvasen des Handwerkers. Diese Vision bestimmter Farben, die andere Maler erst mit ihrer Meisterschaft erreichen und die hier angeboren scheint, ist ein Unikum und gab zweifellos dem Ungestüm des Künstlers von vorn herein eine zum Stil treibende Ordnung. Uebrigens paßte sie sich dem ursprünglichen Gewerbe des jungen Mannes vortrefflich an. Auf das Weiß des Porzellans setzten sich die lichten Rosa und Blau von selbst. Renoir wäre wohl ewig Porzellanmaler geblieben, wenn nicht damals die Erfindung des Porzellandruckes die Handtechnik kompromittirt hätte. Wieder einmal wurde der Niedergang eines Gemeinwesens zum Helfer eines Einzelnen. Der Junge war in verzweifelter Lage; der kühne Wunsch, in Sèvres angestellt zu werden, schien aussichtlos. Eines Tages bummelt er durch die Rue du Bac und sieht einen Laden, wo bemalte durchsichtige Stores fabrizirt werden. Das Geschäft blüht, der Besitzer sucht nach Arbeitern. Renoir bietet sich an. Der Meister macht keine Umstände. Da ist das Atelier; am nächsten Tag kann er anfangen; den Store zu dreißig Francs. Ein menschenfreundlicher Arbeiter zeigt dem Neuling den Truc. Am Ende der ersten Woche ist Renoir an der Spitze.

Am Ende der zweiten verdient er hundert Francs den Tag, weil er die Stores zehnmal schneller als die Anderen herstellt. Nach zwei Jahren hat er sich genug gespart, um die Ecole des Beaux-Arts und das Atelier Gleyres zu besuchen. Bei Gleyre findet er im Winter 1861/62 in Monet, Sisley und Bazille gleichgesinnte Kameraden. Im Sommer gehen sie zusammen nach Fontainebleau. Hier nimmt sich der alte Diaz des angehenden Malers an, unterweist ihn in den Regeln der Landschafter von 1830 und gibt ihm, was vielleicht noch wichtiger war, Kredit bei dem Farbenlieferanten. Monet steckt Renoir mit seiner Bewunderung Courbets an und vermittelt ihm später die Bekanntschaft mit Manet. Diese Geschichte ist ungefähr bei allen Impressionisten die selbe. Sie differenzirt sich bei den meisten erst nach 1870. Bei Renoir hat sie von Anfang an zwei Sonderheiten. Die eine erwähnte ich schon: die gewerbliche Mitgift des Porzellanmalers. Die zweite ist ihm mit Degas gemeinsam: die Beziehung zu Ingres. Die Schwärmerei für die Natur, die er mit seinen Freunden theilte, hatte Renoir nicht abgehalten, auf der Ecole des Beaux-Arts Ingres zu bewundern. Der Meister des „Bain Turc" wurde für ihn die wesentlichste Stütze, im Kampf um die Farbe nicht die feste Masse des Körperlichen zu verlieren. Schon die frühesten Zeichnungen des Nackten verrathen deutlich die Tendenz nach einem losen, aber präzisen Umriß. Renoir schwebt eine Veredelung der Kurve Courbets durch Ingres vor und er erreichte dieses Ziel thatsächlich in den achtziger Jahren, als er sich auf dem Höhepunkt seiner Malerei befand. In den Gemälden der vorhergehenden Zeit wird dieses Streben mehr oder weniger von den Aspirationen des Malers verhüllt und es mag ihm selbst erst verhältnißmäßig spät bewußt geworden sein. In den Zeichnungen ist es während fast aller Perioden bemerkbar. Man braucht nur die spezifisch runde Form seiner Radirungen neben die spezifisch gradlinigen Striche der Zeichnungen der Manet und Degas zu halten. Die selbe Rundheit ist, noch bevor die Bilder ein deutliches Graviтiren nach der Richtung Ingres zeigen, in der geschmeidigen Pinselschrift zu spüren. Die spitze „Hachure" der Monet, Pissaro und Sisley giebt bei Renoir nie die entscheidende Struktur. Wo er sich, wie in der Landschaft mit den blühenden Kastanien der Nationalgalerie (1881), der Mittel seiner Freunde bedient, scheint er ihnen unterlegen. Seine besten Gedichte hat er, wie Fragonard, mit runder Handschrift geschrieben.

In der Ausbildung der Palette wurde Renoir, wie allen seinen Freunden, von Monet geholfen, aber dieser Einfluß beschränkte sich auf die Mittheilung des bekannten Prinzips, ohne die Eigenart Monets zu übertragen. Viel wichtiger wurde für Renoir ein größerer Meister. Was Ingres dem Zeichner gab, wurde Delacroix dem Maler. In dem Kissen auf dem Louvre-Bild „Femmes d'Alger" steckt die ganze Palette des Renoir der siebenziger Jahre. Man

könnte von Delacroix sagen, daß er die Edelsteine der Venezianer und des Rubens zu Juwelen schliff, von Renoir, daß er das schönste, solchen Schmuckes würdigste Fleisch erfand. Er ist einfacher als Delacroix, auf einen sichtbaren Mittelpunkt gestimmt, hat nichts von der großen Geste des Meisters der Dantebarke und dessen weit reichenden geistigen Spekulationen; ein simpler Mensch von fast bäurischer Eindeutigkeit, immer fleischlich wie Courbet, aber durch seine Naivetät unvergleichlich reinlicher; ein Mensch, der zum Sublimen aufsteigt, weniger durch Das, was er aufnimmt, sondern durch die Keuschheit, mit der er alles Schädliche von seinem reinen Instinkt fernhält. Delacroix war für ihn mehr Schutz gegen Courbets Kraftmeierei als Nahrung. Renoir war eben so reich geboren und vielleicht von Natur aus reicher als alle seine Freunde. Nur die Gefahr konnte ihn bedrohen, mit dem Ueberfluß zu wenig ökonomisch zu wirthschaften. Ohne die gesunde, auf ein Absehbares gerichtete fleischliche Lust hätte er sich zersplittert. Die überquellende Zärtlichkeit seiner Empfindungen wäre unerträglich, seine Geschicklichkeit wäre Manier geworden. Der Ausgleich seiner reichen Gaben und seiner Ziele konnte ihm nur mit einer Beschränkung des Stofflichen gelingen, dessen Vielfältigkeit Courbet über seine Grenzen getäuscht hatte. Renoir hielt sich an das Weib. Er hat nicht nur nackte Frauen gemacht, aber die Variationen des ewig Weiblichen überwiegen so sehr, daß der Rest nur wie eine Coulisse des Hauptthemas erscheint.

Renoir ging in der Fleischmalerei auf dem Wege weiter, den Delacroix 1827 in dem „Sardanapale“ beschritten hatte. Der Rücken der Frau in der Detailstudie zu dem Gemälde bei Cheramy, das denkbar sicherste Zeugniß für Delacroix' Verhältniß zu Rubens, zeigt auch die Verbindung mit dem Nachfolger. Delacroix hatte das Bewegte seines großen Ahnen noch beschleunigt. Die Fülle der Vision in Bildern wie dem „Sardanapale“ konnte nur mit einer dünnflüssigen Materie, die dem Flug der Hand zu folgen vermochte, bewältigt werden. Das Fleisch war darin nur ein Effekt unter vielen anderen. Renoir reduzirte die Vielheit, aber bereicherte die dünnflüssige Materie, die seinen behäbigen Motiven nicht entsprochen hätte, erinnerte sich bei Delacroix an die Opulenz rubensscher Massen und schmolz in das Email seiner Frauen alle Zierathen hinein, die Delacroix als Szene seiner Helden gedient hatten. Man hat auch vor ganz unbekleideten Figuren Renoirs, die nichts neben sich haben als die weiche Atmosphäre ihres Körpers, den Eindruck der orientalischen Stoffe und Prunkgegenstände einer Laune Delacroix'. So verbindet ein merkwürdiger Kreislauf diese drei fürstlichen Abkömmlinge einer Familie. Delacroix war der ordnende Geist des Vlamen; jetzt erscheint Renoir als Ordner Delacroix' und kommt dabei dem Stammherrn der Familie näher. Was in dieser Entwickelung wirklich fortschreitet, ist ein rein geistiger Werth. Nicht die Technik, nicht die Farbe. Das sind nur Formen für die Sache, Folgen,

keine Gründe; und man würde sich lächerlich machen, wollte man einen Renoir besser gemalt als einen Delacroix oder Rubens finden. Was sich verschoben hat, ist die subjektive Sinnlichkeit. Ein höherer Begriff des Sinnlichen geht aus der Medea im Vergleich zur lachenden Schönheit des antwerpener Meisters hervor, ein noch höherer, von allen Aeußerlichkeiten befreiter und dabei nicht weniger unverwüstlicher Begriff aus den reifsten Werken des Modernen. Bis er dahin gelangte, brauchte er viele Jahre. Thöricht ists, zu vermuthen, daß die Entwickelung der Palette ihn diese Mühe kostete. Es handelte sich um eine Steigerung der Abstraktion; wie in der Entwickelung aller großen Künstler.

Man braucht nur die Bilder der verschiedenen Zeiten mit einander zu vergleichen, etwa irgendeins der berühmten Werke der ersten Hälfte der siebenziger Jahre mit den um zehn Jahre späteren. Nicht der Umstand, daß in den zwei lebensgroßen Reitern der „Amazone" von 1873 noch das Grau Courbets mitwirkt, sondern die relative Kraftverschwendung entscheidet; die Aufbietung eines Riesenformates für einen (am Werth der späteren Werke gemessenen) unwesentlichen Zweck. Die relative Vollendung des Frühwerkes wird von naiven Leuten leichten Herzens den Proben der Reifezeit vorgezogen, weil es sofort die gefällige Erscheinung einer imposanten Reiterin und des netten Jungen auf dem Pony übermittelt. Die Natur ist Jedem geläufig. Während sich der Betrachter vor den bescheideneren Motiven der späteren Zeit einem System von Zeichen gegenübersieht, für deren Verständniß es gebildeter Augen bedarf. Delacroix und Rubens sind viel weniger geläufig. Beim Vergleich der Bilder mit gleichen Motiven wird die Erkenntniß erleichtert. Man kann nicht zögern, dem Frühwerk der berliner Nationalgalerie, dem jungen Mädchen vor grünem Blattwerk, jede der vielen Studien ähnlicher Pose der letzten dreißig Jahre vorzuziehen, weil Das, was von Renoirs Kunst in dem ersten steckt, in den späteren vervielfacht erscheint. Das Fleisch wirkt in dem berliner Bild noch wie eine neutrale Masse, in einem kalten, kittgrauen Ton, der nur mit dem rosagrau gestreiften Rock und dem Haar, nicht im Mindesten mit dem tonreichen, durchleuchteten Grün des Hintergrundes korrespondirt. Die strukturlose Malerei der Figur stimmt noch weniger mit den energischen Pinselstrichen des Laubwerkes überein. Nur die übertriebene Modellirung verhilft der Erscheinung zur Wirkung. Auch hier, wie in dem vorigen Beispiel, gelingt dem Künstler noch nicht die Uebertragung der Natur in die Harmonie seiner Anschauung, ja, man wird in dem berliner Bild, wo er bei kleinerem Umfang die künstlerischen Wirkungfaktoren vermehrte, von der Unordnung mit Recht mehr abgestoßen als von der bescheideneren, aber dem Zweck entsprechenden Mache des großen Gemäldes bei Rouart. Auffallend ist der Unterschied des Werthes zwischen diesen Bildern und den viel früheren, wie der „Lise". Die Bewußtheit, mit der Renoir an seiner Vervollkommnung arbeitete, hat ihn während

einiger Jahre die Frische gekostet. In dem berliner Bild steckt die ganze Qual der Uebergangsperiode zu den entscheidenden Werken der siebenziger Jahre. Sie sollten überreich das Ringen lohnen. In zwei anderen Frühwerken, dem „Enfant au chat“ und dem Doppelbildniß Sisleys und seiner Geliebten im Freien, ahnt man bereits die Erfüllung. Der Rückenakt des Knaben ist in einem fahlen Grau meisterhaft modellirt, die Decke des Tisches ein Gewebe aus Pinselstrichen von fabelhaftem Pomp. In dem Doppelbildniß weicht die kühle Delikatesse der „Lise“ einer unwiderstehlichen Vehemenz der Erscheinung. Doch stehen in beiden Bildern die Gestalten nicht so ungekünstelt und sicher wie die „Lise“. Ihre Anatomie scheint noch um ein Geringes zu schwach, um allen Reichthum der Farbe zu tragen. Die Hauptwerke des Jahres 1874 bringen diesen Ausgleich. Das Doppelbildniß Sisleys ist der unmittelbare Vorgänger der „Loge“ (bei Durand-Ruel). Wieder hat Renoir in der Stellung der beiden Figuren zu einander einen zufälligen Moment gewählt, aber ihn so glücklich getroffen, daß der Zufall nur die Sicherheit des Betrachters steigert, ohne als Einzelfall zu wirken. Die Halbfiguren sind auf einen verhältnißmäßig winzigen Raum zusammengerückt, die Robe der Dame ist mit prunkenden Farben, der Herr mit dem starken Kontrast des Schwarz zu dem Weiß geschmückt. Aber eine Meisterhand hat, nachdem sie allen nur erdenkbaren Reichthum sammelte, gesorgt, daß die Massen zusammenwuchsen, wie auf den Bildern alter Meister. In der „Danseuse“ des selben Jahres wurde das Vaporöse, das schon in der „Lise“ beginnt, zum Stil erhoben. Das junge Fleisch erscheint noch fester in dem losen Hauch des Kleides und im Duft des braunen Haares. Die bläuliche Gaze läuft fast mit dem Hintergrund zusammen und raubt dem Umriß die Schärfe. Die rosa Schuhe sind fast das einzig Greifbare an Farben. Und trotzdem wirkt das Bild farbiger als alle Vorgänger. Wenn man vor ihm die alten Engländer nennt, um die Wirkung zu deuten, so muß man doch darüber klar sein, daß hier etwas entfernt Gainsboroughartiges auf ganz anderen Wegen entstand. Während Monet und Pissaro sich im Kriegsjahr nach London zurückzogen, wurde Renoir Soldat. Er sah die Themse erst mehrere Jahre später und hat als echter Franzose nie Gefallen an dem Lande der bedeckten Sonne gefunden. Die Beziehung des Meisters zur Schule Gainsboroughs ist ganz zufälliger Art und geht mehr auf die Vorgänger der Engländer zurück als auf einen ihrer Meister. Auch die Farbe der „Loge“ mag an den Meister der „Miß Siddons“ erinnern, weil die Farbenkultur, von der es Zeugniß ablegt, auch die Mittel der Engländer umfaßt. Man findet darin gerade so gut Watteau, Velazquez und die Venezianer. Aber daneben sind schon in diesem Bild und in allen anderen der selben Zeit Elemente wirksam, die man weder in Velazquez noch bei den Venezianern, am Wenigsten bei den alten Engländern findet.

Will man so recht den Unterschied zwischen Renoir und der englischen

Kunst erkennen, so vergleiche man das Bildniß der kleinen Tochter Durand-Ruels, von 1876, mit der berühmten Miß Alexander Whistlers.

Die Engländerin wurde von Whistler mit fabelhafter Eleganz gekleidet; außer den Händen und dem Gesicht ist nichts von Fleisch zu sehen und man macht sich keine Vorstellung, wie dieses Damenkind eigentlich unter den Kleidern aussieht. Die kleine Durand-Ruel ist „gosse“ ganz und gar, eben so sehr zum Abküssen wie die andere zum Ansehen; appetitlich mit dem freien Hals und den nackten Aermchen, ganz Kind, junger Speck. Und genau so ist die Malerei des Franzosen von der Whistlers verschieden: unendlich jünger, urwüchsiger, gesünder. Man könnte schwerer vergleichen, wenn Renoir hier schon die reine Palette und dadurch ein äußerlich stärkeres Uebergewicht hätte. Aber davon ist nur die Ahnung vorhanden. Der Reichthum liegt in der unglaublichen Malerei. Dieses flimmernde Blaugrün in dem Kleidchen, das in der Schärpe um eine Nuance schärfer ausgedrückt wird, läßt sich als Farbenwerth gar nicht schildern; es ist ein gemaltes Gewebe, an dem die Sonne ihren Antheil hat. Unendlich pikant steht das kleine Ding vor der verschossenen grünen Tapete mit den grünen und rothen Tupfen; und doch wirkt es nicht wie gesuchter Reiz. Das macht sich so simpel, wie in Wirklichkeit so ein Kind steht. Und doch ist es nicht weniger distinguirt in der ganzen Erscheinung als das Werk des Engländers; das Kind ist weniger vornehm, nicht die Mache; diese ist königlich, während die andere die Lordship nicht übersteigt. Will man dem Whistler ein in dem Gegenstand gleich vornehmes Sujet gegenüberstellen, so muß man auf die kleine Tänzerin Renoirs zurückgehen. Neben dieser Allure tritt der Engländer weit zurück. Mir scheint das Portrait der kleinen Durand-Ruel werthvoller; es ist mehr Natur, Malerei-Natur, Reichthum am Malerischen. Man spürt keinerlei Hemmnisse zu Gunsten einer vom Geschmack oder von irgendwelchen anderen Rücksichten diktirten Absicht; und dieser Eindruck entscheidet gegen jede innere Beziehung zu den Engländern, ob sie Gainsborough oder Whistler oder Turner heißen. Das Kolorit des späteren Renoir kommt manchmal Turners Palette nah und daher sehen manche seiner atmosphärischen Landschaften, zumal die Ansichten von Venedig aus dem Jahre 1881, von Weitem den bekannten Phantasien aus Turners letzter Zeit ähnlich. Aber diese Aehnlichkeit ist im Grunde nicht größer oder kleiner als die zwischem gefärbtem Glas und einem Bergkristall. Renoir ist geborener Reichthum. Er greift zur Kunst, um sich eine unentbehrliche Ausdehnung zu verschaffen, und setzt in der Kunst nur die eigene Natur fort. Dabei findet er immer höhere Bahnen, immer reichere Variationen; aber mag auch die Wirkung der reifsten Bilder noch so differenzirt sein: stets bleibt mit ihr der Eindruck einer ganz ungekünstelten, untheilbaren, unentbehrlichen Aussprache verbunden.

Julius Meier-Graefe.

(Ein zweiter Artikel folgt.)



Menuet.*)

Die großen Unglücksfälle erschüttern mich gar nicht, sagte Jean Bridelle, ein alter Junggeselle, der für skeptisch galt. Ich habe den Krieg aus nächster Nähe gesehen: ich bin über Leichen geschritten. Die großen Brutalitäten der Natur oder der Menschen können uns wohl Schreie des Entsetzens oder der Entrüstung entlocken, aber sie krampfen uns das Herz nicht zusammen und wir schaudern vor ihnen nicht wie vor gewissen herzzerreißenden Kleinigkeiten. Der heftigste Schmerz, den man empfinden kann, ist für eine Frau gewiß der Verlust eines Kindes und für einen Mann der Verlust der Mutter. Das ist etwas Gewaltsames, Furchtbares. Das wirft uns um und zerreißt uns das Herz. Doch man wird von diesen Katastrophen geheilt wie von großen blutenden Wunden. Dagegen gewisse Begegnungen, gewisse flüchtig erschaute, nur errathene Dinge, gewisse geheime Kümmernisse und Tücken des Schicksals, die vor uns plötzlich das geheimnißvolle Thor der menschlichen Leiden aufthun, der komplizirten, unheilbaren Leiden, die um so tiefer sind, als sie gutartig scheinen, um so nagender, als sie nahezu unfaßbar sind, um so hartnäckiger, als sie anscheinend künstlich sind, — sie hinterlassen in unserer Seele ein Gefolge von Trübsal, einen bitteren Nachgeschmack, ein Gefühl der Entzauberung, das wir lange nicht verwinden können.

Ich habe stets zwei oder drei Dinge vor Augen, die Andere gewiß nicht wahrgenommen hätten und die mich durchdrungen haben wie lange, dünne, unheilbare Stiche ... Sie begreifen vielleicht nicht, warum diese flüchtigen Eindrücke mich so dauernd erregt haben. Ich will Ihnen nur einen schildern. Er ist sehr alt und doch lebendig in mir, als wäre es gestern gewesen. Vielleicht hat meine Phantasie die Kosten meiner Rührung allein bestritten.

Ich bin fünfzig Jahre alt. Damals war ich jung und studirte die Rechte. Ich war etwas melancholisch und träumerisch, einer schwermüthigen Philosophie hingegeben; ich mochte weder die geräuschvollen Cafés und die großsprecherischen Kameraden noch die stumpfsinnigen Dirnen. Ich stand früh auf und eine meiner köstlichsten Freuden war, morgens um acht Uhr in der Baumschule im Luxembourg-Garten allein spaziren zu gehen. Sie Alle haben diese Baumschule nicht mehr gekannt. Sie war wie ein vergessener Garten des achtzehnten Jahrhunderts, ein Garten mit sanftem Greisenlächeln. Dichte Hecken trennten die schmalen, regelmäßigen Alleen, die ruhig zwischen zwei regelrecht beschnittenen Laubwänden hinliefen. Die großen Gartenscheeren stutzten diese Blättermauern unaufhörlich zurecht und in gewissen Abständen fand man Blumenbeete und Anpflanzungen von jungen Bäumen in regelmäßigen Reihen, wie Schüler auf dem Spazirgang, prächtige Rosenbosquets und ganze Schaaren von Fruchtbäumen.

In einer Ecke dieses reizenden Gartens hausten Bienen. Ihre Strohglocken, die weislich in Abständen auf Bretter gestellt waren, öffneten der Sonne ihre fingerhutgroßen Eingänge; und überall an den Wegrainen begegnete man den goldigen,

---

*) In Frankreich existirt eine Sammlung „Contes Choisis de Guy de Maupassant, Edition pour la Jeunesse“, mit einer Vorrede von Marcel Prévost, von der Friedrich von Oppeln-Bronikowski eine deutsche Ausgabe (in der Sammlung „Die Bücher des deutschen Hauses“) veranstalten will. Eine dieser Novellen wird hier veröffentlicht.

summenden Insekten, welche die eigentlichen Herrinnen dieser friedlichen Stätte, die eigentlichen Spaziergängerinnen in diesen stillen Alleen waren.

Ich ging fast jeden Morgen hin. Ich setzte mich auf eine Bank und las. Manchmal ließ ich das Buch auf meine Knie sinken, um zu träumen, dem fernen Brausen von Paris zu lauschen und die unendliche Ruhe dieser altmodischen Buchenhecken zu genießen.

Bald jedoch merkte ich, daß ich nicht der Einzige war, der diesen Garten besuchte, sobald das Gitter sich aufthat; von Zeit zu Zeit stieß ich an der Ecke eines Gebüsches auf einen kleinen, merkwürdigen Greis. Er trug Schuhe mit silbernen Schnallen, eine Latzhose, einen tabakbraunen Ueberrock, ein Spitzenjabot und einen grauen, breitkrämpigen und langhaarigen Hut von vorsintfluthlichem Aussehen. Er war hager, sehr hager und eckig, schnitt Grimassen und lächelte. Seine lebhaften Aeuglein zuckten und rollten unter den unsteten Lidern und er trug stets einen prächtigen Stock mit goldenem Knopf in der Hand, der ihm eine theure Erinnerung sein mußte. Dieser Biedermann erregte zuerst mein Erstaunen, dann mein Interesse. Ich spähte ihm durch die Laubwände nach, verfolgte ihn von fern, blieb an einer Ecke der Gebüsche stehen, um nicht gesehen zu werden. Und siehe da: eines Morgens, als er sich ganz unbeachtet glaubte, begann er, eigenthümliche Bewegungen zu machen, zuerst ein paar kleine Sprünge, dann eine Verbeugung, dann machte er mit seinen dürren Beinen einen noch ganz behenden Kreuzsprung, begann, sich galant auf den Hacken zu drehen, hüpfte, tummelte sich auf höchst possirliche Weise, lächelte wie vor Zuschauern, machte Dankesgeberden, rundete die Arme, verrenkte seinen armsäligen Puppenkörper und sandte rührend komische Grüße ins Leere. Er tanzte!

Ich staunte und fragte mich, wer von uns Beiden verrückt sei: er oder ich.

Plötzlich hielt er inne, trat vor wie ein Bühnenkünstler, verneigte sich, indem er zurücktrat, mit dankbarem Lächeln und warf den beiden beschnittenen Baumreihen mit seiner zitternden Hand Küsse zu wie eine Komoediantin. Dann setzte er seinen Spaziergang gravitätisch fort.

Von diesem Tag an verlor ich ihn nicht mehr aus den Augen; und jeden Morgen begann er seine unwahrscheinliche Darstellung von Neuem. Mich ergriff eine tolle Lust, ihn anzureden. Ich faßte mir ein Herz, grüßte ihn und sprach: „Schönes Wetter heute, mein Herr."

Er verbeugte sich. „Jawohl, mein Herr, wirklich ein Wetter wie einst."

Acht Tage später waren wir Freunde und ich kannte seine Geschichte. Er war Balletmeister an der Oper gewesen, in den Tagen Ludwigs des Fünfzehnten. Sein schöner Spazirstock war ein Geschenk des Grafen von Clermont. Und wenn man ihn auf das Tanzen brachte, verstummte sein Geschwätz nicht mehr.

Eines Morgens vertraute er mir das Folgende an:

„Ich habe die Castris geheirathet. Ich will Sie ihr vorstellen, wenns Ihnen recht ist, aber sie kommt erst in einer Weile. Dieser Garten, sehen Sie, ist unser Vergnügen und unser Leben; er ist Alles, was uns von der Vergangenheit bleibt. Ich glaube, wir könnten nicht mehr leben, wenn wir ihn nicht hätten. Er ist alt und vornehm, nicht wahr? Ich glaube, hier eine Luft zu athmen, die mir seit meiner Jugend vertraut ist. Meine Frau und ich, wir verbringen hier alle unsere Nachmittage. Aber ich bin schon vom frühen Morgen an hier, denn ich stehe zeitig auf."

Sobald ich gefrühstückt hatte, kehrte ich in den Luxembourg-Garten zurück: und bald erblickte ich meinen Freund, der einer uralten, winzigen Frau in Schwarz feierlich den Arm gab. Ich wurde ihr vorgestellt. Es war die Castris, die große Tänzerin; sie war von Fürsten, vom König, von dem ganzen galanten Jahrhundert geliebt worden, das einen Duft von Liebe in der Welt zurückgelassen zu haben scheint. Wir setzten uns auf eine Bank. Es war im Mai. Blumenduft schwebte in den sauberen Alleen, die warme Sonne fiel durch das Blattwerk und übersäte uns mit breiten Lichtflecken. Das schwarze Kleid der Castris schien ganz in Licht gebadet.

Der Garten war leer. Man hörte in der Ferne das Rollen der Wagen.

„Erklären Sie mir doch", bat ich den alten Balletmeister, „wie das Menuet war."

Er erbebte. „Das Menuet ist die Königin der Tänze und der Tanz der Königinnen; verstehen Sie? Seit es keine Königin mehr giebt, giebt es auch kein Menuet mehr." Und er begann in pomphaftem Stil ein langes dithyrambisches Loblied, von dem ich nichts verstand. Ich wollte mir die Pas, die Bewegungen und Posen beschreiben lassen. Er verwickelte sich in seiner Rede und ereiferte sich über seine Ohnmacht, sich auszudrücken, wurde nervös und war schließlich ganz verzweifelt.

Plötzlich wandte er sich an seine alte Gefährtin, die stets ernst und schweigsam neben ihm saß: „Elise, willst Du? Es wäre sehr nett von Dir! Wollen wir dem Herrn zeigen, wie es war?"

Sie blickte sich unruhig nach allen Seiten um; dann stand sie auf, ohne ein Wort zu sagen, und trat ihm gegenüber: und nun sah ich etwas Unvergeßliches.

Sie kamen und gingen mit kindlichen Ziereien, lächelten einander zu, wiegten sich, verbeugten sich, hüpften wie zwei alte Puppen, die ein altes, etwas schadhaftes, von einem geschickten Mechaniker im Geschmack seiner Zeit hergestelltes Uhrwerk tanzen läßt.

Und ich blickte sie an. Mein Herz war bestürmt von ungewöhnlichen Empfindungen, meine Seele von unsäglicher Schwermuth erfüllt. Mir war, als sähe ich eine klägliche, komische Erscheinung, den altmodischen Schatten des vergangenen Jahrhunderts. Ich hatte Lust, zu lachen, und das Bedürfniß, zu weinen.

Sie hatten alle Figuren durchgetanzt. So blieben sie ein paar Sekunden einander gegenüber stehen und schnitten dabei merkwürdige Grimassen; dann warfen sie sich schluchzend einander in die Arme.

Drei Tage später reiste ich in die Provinz. Ich habe sie nicht wiedergesehen. Als ich zwei Jahre später nach Paris zurückkam, war die Baumschule zerstört. Was ist aus ihnen geworden ohne den geliebten Garten aus der alten Zeit, mit seinem Labyrinth, seinem altmodischen Duft und den anmuthigen Biegungen der Alleen? Sind sie gestorben? Irren sie durch die modernen Straßen wie hoffnungslose Verbannte? Tanzen sie als närrische Gespenster, wenn der Mond scheint, ein phantastisches Menuet unter den Cypressen eines Kirchhofes auf den von Gräbern umsäumten Wegen?

Die Erinnerung an sie geht in mir um, ich bin von ihr besessen, sie quält mich und bleibt in mir frisch wie eine Wunde. Warum? Ich weiß es nicht.

Sie werden Das vermuthlich lächerlich finden.

Guy de Maupassant.



Die feindlichen Brüder.

Zwischen der oberschlesischen und der rheinisch-westfälischen Montanindustrie hats von je her scharfe Gegensätze gegeben. Im Westen herrschen die mächtigen Verbände, die alle Unternehmungen unter ihre Botmäßigkeit bringen möchten. An Emscher, Ruhr und Lippe kennen die Habebald und Eilebeute keine Hemmungen. Das haben die Unternehmer im Osten der Monarchie oft genug empfunden; oft die Schwierigkeit des Wettbewerbes mit den westfälischen Werken beseufzt. Beim Abschluß des neuen Vertrages für den Stahlwerkverband wurde die Gegnerschaft besonders sichtbar. Oberschlesien war zur Opposition gezungen gewesen und hätte sich am Liebsten auf den eigenen Verband beschränkt. Ost und West der deutschen Berg- und Hütteninduftrie sind schon durch soziale Unterschiede getrennt. Im Westen herrscht das moderne Patriziat, im Osten der hohe Adel. Die Eisen- und Kohlenmagnaten vom Rhein sind Persönlichkeiten anderen Schlages als die oberschlesischen Industrieherren, die Grafen- und Fürstenkronen tragen. Die Stinnes, Thyssen, Funke, Kirdorf haben mit den Henckel-Donnersmarck, Tiele-Winckler, Pleß, Schaffgotsch, Ballestrem, Hohenlohe nur das Eine gemein, daß auch sie Könige im Reich der Industrie sind; ihnen fehlt der ausgedehnte Territorialbesitz, über den die oberschlesischen Magnaten auf Grund fideikommissarischer Vorrechte herrschen. Sie sind durch Intelligenz, Thatkraft und glückliche Spekulation groß geworden; bei den Anderen waren die Vorbedingungen durch den ererbten Besitz gegeben. Nun haben sich, im Lauf der Zeit, die oberschlesischen Granden zu smarten Industriekapitänen entwickelt. Ein Mann wie Guido Henckel-Donnersmarck nimmt es wohl mit einem doppelt destillirten Juden auf. Er hat dem Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat den Fehdehandschuh hingeworfen; und sein Eisenwerk Kratzwiek bei Stettin sollte sich zu einer Trutzveste gegen die Montanverbände des Westens auswachsen. Die Mischung von Feudaladel und geschäftlicher smartness, die eine Spezialität Oberschlesiens ist, war den Herren von der Rothen und der Schwarzen Erde des Westens mit der Zeit recht unbequem geworden. Wie wirds künftig werden?

Klug haben die modernen Pairs sich ins moderne Leben zu schicken gewußt; große Theile ihres Besitzes haben sie auf Andere übertragen. Eine Assimilirung des aristokratischen latifundus an die demokratische Aktiengesellschaft. Die Schlesische Aktiengesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb, die Donnersmarckhütte, das mit der Bismarckhütte verschmolzene Eisen- und Stahlwerk Bethlen-Falva, die Laurahütte: Das Alles war einst donnersmarckischer Besitz. Die Oberschlesische Eisenbahnbedarfaktiengesellschaft (Oberbedarf) stammt vom Grafen Renard; die Kattowitzer Aktiengesellschaft und die Preußengrube führen ihren Ursprung auf den Grafen Tiele-Winckler zurück; und die Hohenlohewerke erwarben Bergwerk und Grubenfelder vom Fürsten zu Hohenlohe-Oehringen. Aber die adeligen Grundbesitzer gaben nicht ihre ganze Liegenschaften her, sondern behielten große Komplexe in eigener Verwaltung. So herrschen im oberschlesischen Montanrevier, neben den Aktiengesellschaften, noch die Unternehmen der Grafen Ballestrem, Henckel (Guido und Hugo) und des Fürsten von Pleß mit einer Gesammtproduktion von mehr als 7 Millionen Tonnen Kohle. Zwischen den beiden (nach Herkunft und Entwickelung verschieden gearteten) Sozien im oberschlesischen Montanrevier ist kaum verhüllte Feindschaft; ohne die gemeinsame Antipathie gegen die westfälischen Nebenbuhler käme es vielleicht zu offenem Krieg. Ueber Beiden aber thront die Berliner Handels-

gesellschaft, die wohl in Oberschlesien jetzt die stärkste Position unter den großen Finanzinstituten hat. Will man heute etwas Authentisches über die Vorgänge im östlichen Bergrevier erfahren, so muß man Herrn Fürstenberg fragen. Der ist allerdings, wenn es sein muß, ein großer Schweiger; aber wer Glück hat, trägt die Informationen heim. Als jüngst nun die Aktien oberschlesischer Montangesellschaften beträchtlich gestiegen waren, tauchten allerlei Gerüchte auf, die von der Absicht schroffer Scheidung zwischen Oberschlesien und Westfalen flüsterten. Oberschlesische Papiere stiegen, westfälische fielen. Laura, Donnersmarckhütte, Kattowitzer, Oberschlesische Kokswerke gingen in die Höhe, Phoenix und Bochumer sanken. Die Laurahütte, hieß es nun, will sich mit der Donnersmarckhütte vereinigen. Dieser Plan wird nicht zum ersten Mal erörtert; besonders eifrig, seit der Bankier Jarislowsky, der spiritus rector der Donnersmarckhütte, erkrankt ist. Man ging noch weiter. Ein schlesischer Stahltrust, hieß es, ist in Sicht und wird den Stahlwerkverband Mores lehren. Dem Verband gehören von oberschlesischen Hüttengesellschaften nur Laurahütte, Oberschlesische Eisenbahnbedarfgesellschaft, Oberschlesische Eiseninduſtrie und Kattowitzer Gesellschaft an. Da bleibt noch genug für einen neuen Verband, den schon Oberschlesiens stärkere Zink- und Bleiproduktion wünschenswerth macht. Doch wurde dem Gerücht wiedersprochen „Im Augenblick besitze die Möglichkeit neuer Gruppenbildungen oder gar eines einzigen Trusts der schlesischen Hüttenwerke keinerlei Aktualität.“ Die „Aktualität des Augenblicks“ bindet die Zukunft nicht. Die bringt vielleicht den schlesischen Montantrust. Einstweilen diskontirt die Spekulation die guten Aussichten der oberschlesischen Gesellschaften und fixt Phoenix und Bochumer, denen unbefriedigende Dividenden prophezeit werden. Daß der Direktor der Oberschlesischen Kokswerke aus den Carnegiewerken einen großen Auftrag heimgebracht hat, ist ein gutes Omen. Rußland und Oesterreich-Ungarn ließ man allenfalls als Oberschlesiens Absatzgebiete gelten; aber Amerika galt bis jetzt als bevorzugte „Geschäftsverbindung“ der westlichen Reviere. Daß Oberschlesien da an die Reihe kommt, ist für die Herren von Rhein und Ruhr bitter.

Ein kundiger Thebaner behauptete einmal, die großen Leute in Rheinland-Westfalen seien zu tief in spekulative Unternehmungen verstrickt, um der Industrie die Möglichkeit ruhiger Entwickelung zu lassen. Deshalb seien dort sprunghafte Dividendenschwankungen viel häufiger als in Oberschlesien. Der Westen hat seine Chancen eben rascher aufgebraucht als der Osten. Hier ist noch manche Transaktion möglich, die der Konkurrent im Westen schon ausgenützt hat. An der berliner Börse hört man oft von den Thaten der Rheinländer und Westfalen, selten von denen der Oberschlesier. Die lassen, wie erst in diesen Tagen wieder, die betheiligten Banken als Käufer oder Verkäufer bestimmter Aktien auftreten. Oberschlesien ist von dem industriellen Rückschlag im Jahr 1900 kaum getroffen worden; auch diesmal scheint, nach den bisher bekannt gewordenen Dividendenschätzungen, dort Alles recht gut zu stehen. Je stärker aber der Osten ist, desto näher ist er dem Trust.

Der Stahlwerkverband leidet unter dem Mangel an einer Syndizirung der Stabeisenprodukte; noch ists nicht gelungen, einen Stabeisenverband zu schaffen. Ein oberschlesischer Gegentrust könnte gefährlich werden. Die Händlerfirmen haben ohnehin schon die ansteigende Linie der Großsyndikatentwickelung unterbrochen. Das letzte Wort wird erst gesprochen werden; vielleicht kommts in Oberschlesien zu Zusammenschlüssen nach dem Muster der zur Vereinigten Königs- und Laurahütte gehörenden ravenéschen Händlervereinigung. Der Stahlwerkverband, dessen Versand-

ziffern in der letzten Zeit kleiner geworden sind und der deshalb einen Theil seiner einstigen Zuversicht eingebüßt hat, läßt es dabei nicht an Versuchen territorialer Erweiterung fehlen. Vor einigen Monaten schlossen sich ihm die Rodinger Hochofenwerke an, die mit der belgischen Société anonyme d'Ougrée Marihaye in Verbindung stehen. Dadurch hat die belgische Eisenindustrie, neben der schon im Verband vertretenen französischen Industrie, einen Platz im deutschen Stahlkartell erhalten. Die internationalen Beziehungen des Stahlwerkverbandes (sie kamen darin zum Ausdruck, daß von der Erneuerung des deutschen Syndikates die Existenz des belgischen Stahlwerkverbandes und des internationalen Schienenkartells abhing) ersetzen zum Theil die noch fehlenden Einflußsphären im Inland. Wie ich schon sagte, scheint die Entwickelung in der westdeutschen Montanindustrie fürs Erste keine neuen Möglichkeiten zu bieten; wenigstens nicht durch die Intensität der Syndikatbewegung zu erwirkende. Die großen Rohstoff- und Halbzeugverbände sind mit ihrer Preispolitik auf einen toten Strang gerathen und liegen fest. Dabei regt sich an anderer Stelle der Wunsch, den Terrorismus der führenden Syndikate unwirksam zu machen; und es ist gewiß kein schlechter Witz, daß gerade der Mann, der die Macht der Rohstoffverbände mit aufbauen half, der leitende Kopf der neuen Konzentrationbewegung in der verfeinernden Industrie ist: August Thyssen.

Lange hatte man nichts von ihm gehört und durfte beinahe glauben, er sei schon vom Schauplatz abgetreten. Da taucht sein Name wieder auf. Die Firma Thyssen & Co. in Mühlheim wird die Maschinenfabrik Ehrhardt & Sehmer in Schleifmühle ihrem Betrieb angliedern. Die Fusionirung zweier Maschinenfabriken, die beide in der Herstellung schwerer Arbeitmaschinen für den Hütten- und Bergwerkbetrieb Treffliches leisten. Sie sollen sich künftig in die Fabrikation solcher Maschinen und einiger neuen Spezialitäten, zu denen auch die Dampfturbine gehört, theilen. Die Produktionkosten werden dadurch verringert und der Absatz wird von dem Risiko gesteigerter Konkurrenz und forcirter Preisunterbietungen befreit. Also ein vernünftiger Plan, der in der Maschinenindustrie und im Verfeinerungsgewerbe leicht Nachahmung finden könnte, aber auch an sich wichtig ist; nicht nur, weil er von dem erfolgreichsten Montanmann Deutschlands ausgeht.

Mit welchen Gefühlen mag August Thyssen wohl dem Reichsgerichtsurtheil in dem Hüttenzechenprozeß Phoenix Nordstern entgegensehen? Er hat in der „Zukunft“ gesagt, daß er die Fusion des Nordstern mit dem Phoenix nicht bewirkt, sondern während der Vorbereitungzeit krank in Köln gelegen habe. So mag ihn das Schicksal der beiden Gesellschaften wenig kümmern. Eben so wenig wie das Ergehen des Kohlensyndikates, dem Thyssen grollend den Rücken gekehrt hat. Für das Syndikat wird die im Herbst zu erwartende Entscheidung des höchsten deutschen Gerichtshofes immerhin von einiger Bedeutung sein. Entweder wird sie ihm den Rücken gehörig steifen oder aber dem „Standesbewußtsein“ des einflußreichsten deutschen Industriekartells einen gewaltigen Stoß versetzen. Das endgiltige Votum in der Hüttenzechenfrage und der Ausgang des Kampfes der reinen Walzwerke gegen Roheisensyndikat und Stahlwerkverband, des Kampfes, der zu dem Entschluß geführt hat, eine Beseitigung der Einfuhrzölle auf Roheisen und Halbfabrikate zu fordern: da sind für den Westen die wichtigsten Angelegenheiten der nahen Zukunft. In Oberschlesien aber trachtet man still nach der Trennung vom westlichen Bruder.

Ladon.

Montaigne.*)

Großen Geistern, die mit ihrem Wesen tief in ihrer Zeit wurzeln, begegnet nicht allzu selten das Schicksal, daß sie im Laufe der Geschichte zu bloßen Namen werden, und selbst die kleine Gemeinde der Wahlverwandten und Ebenbürtigen, auf die jeder seltene Mensch und Schöpfer hoffen darf, vergißt vor dem Werk nur zu oft die Persönlichkeit, die dahinter steht. Zwar behält der Satz, daß Mensch und Werk nicht zu trennen seien, im Allgemeinen seine Giltigkeit; aber das Persönliche ist oft nicht allein an den Gehalt, sondern auch an die Form eines Buches, eines Bekenntnisses, einer Dichtung gebunden und jede Hülle ist ein Gewand der Zeit, das die Enkel seltsam anmuthet. Und dazu gleichen gerade die reichsten Geister häufig dem fragwürdigen Dichtergott, der sich in seinem Werk verhüllt, damit es ein Schönheiträthsel bleibe. Auch der Zauber, der von einem lebensvollen Werk ausgeht, unterliegt dem selben Schicksal des Reifens und Verwelkens, das ein Gesetz des allgemeinen Lebens ist. Die Werke, denen wir ewige Jugend nachrühmen, reden im Frühling einer Welt eine andere Sprache als im Herbst, der sich seiner Fülle freut.

Auch Montaigne, der Verfasser der unsterblichen „Essays“, ist für die Mehrzahl der Gebildeten nur noch ein bloßer Name: er gilt als Skeptiker und sein vielberufenes „Que sçay-je? erscheint Vielen nur als die feingeprägte Formel des Zweifels an der Erkennbarkeit der Welt: es ist ein Schlagwort geworden, das gar nichts Persönliches mehr an sich hat, sondern zum Rüstzeug jeder Seele gehört, die das Bedürfniß fühlt, das Erbe der Vergangenheit mit Bewußtsein anzutreten. Es ist hier nicht der Ort, den Irrthum dieser Auffassung im Einzelnen darzulegen: auch vor den Schriften Montaignes wird man gut thun, sich nicht an eine Formel zu halten, sondern den Menschen zu suchen, der in dieser Formulirung einer Geistesrichtung nicht eine Vorsicht des Zweifels bekundete, sondern ein Mittel fand, um das Leben zu bewältigen und sein Glück zu finden. Wir haben Alle Geistesverwandte und nur von ihnen dürfen wir hoffen, daß sie uns zu würdigen wissen. Vielleicht erkennen wir den Werth jenes vielberufenen Wortes am Besten, wenn wir uns den Leserkeis der Schriften Montaignes vorstellen: es sind Hofleute, Staatsmänner, Fürsten, Dichter, Weltleute, also Menschen, die sich mit dem Leben anders abfinden müssen als die Menge, die niemals zum Bewußtsein dieser fragwürdigen Welt gelangt; es sind Geister, die wissen oder ahnen, daß alle Dinge zwei Seiten haben und schon deshalb geeignet sind, die Unsicherheit zu nähren, an der jede redliche Seele manchmal leidet. Die Skepsis dieser Menschen, die nicht an die letzten Gründe des Daseins rührt, ist, um es kurz zu sagen, eine Vorsichtmaßregel; sie ist praktischer Art oder, wenn man will, nur eine Methode, die dem Menschen die Kunst, zu leben und zu sterben, beibringen soll. Sie genießt sich selbst in Selbst-

*) Bei Georg Müller in München erscheinen „Michel de Montaignes Gesammelte Schriften. Historisch-kritische Ausgabe mit Einleitungen und Anmerkungen unter Zugrundelegung der Uebertragung von Johann Joachim Bode herausgegeben von Otto Flake und Wilhelm Weigand.“ Ein paar Proben aus dem ersten Band (Einleitung und Aphorismen aus den dort gesammelten Essays) werden willkommen sein.

gesprächen und empfindet in der Enthüllung eigener Mängel den selben Genuß wie im Erzählen einer bezeichnenden Anekdote oder in der Anführung eines geistreichen Citates. Der Mensch ist da, um zu handeln, und diese Art, die Dinge zu messen, ist nur ein Ersatz für die Thätigkeit, in der sich der Einzelne sicher fühlt.

Im Grunde giebt es keine einfacheren Bücher als die Schriften Montaignes und der Autor hat dafür gesorgt, daß wir dieser Erkenntniß froh werden. Seine Skepsis, die nur reine Anschauung ist, läßt Welt und Dasein mit Behagen auf Geist und Seele wirken und genießt sich selbst als ein Schauspiel, dessen Bedenklichkeiten als Naturnothwendigkeit hingenommen werden. Hierin offenbart sich ein antiker Zug, der auf große Vorbilder hinleitet. Es ist auch kein Zufall, daß in den Werken des objektivsten aller Dichter, in den Dramen Shakespeares, ein Hauch des montaignischen Geistes lebt: auch hier erleben wir den Kampf zwischen dem Instinkt und der Vernunft, der sowohl in eine skeptische als auch in eine tragische Weltanschauung münden kann: denn der Mensch ist und bleibt für den Menschen nun einmal das Maß aller Dinge.

Bei Montaigne sind Mensch und Schöpfer nicht zu trennen: seine philosophischen Schriften sind wirklich nichts als Denkwürdigkeiten einer Seele (um an ein Wort Nietzsches zu erinnern, das übrigens geographische Grenzen hat). Man müßte freilich versuchen, Natur und Neigungen des freimüthigen Plauderers näher zu erforschen und Welt und Leben zu schildern, die auf diesen unbefangenen Geist gewirkt haben. Aber zum unmittelbaren Genuß seiner Schriften ist eine solche Untersuchung nicht nothwendig: die Hinweise auf die freie Natürlichkeit der Renaissance, auf die Bildungelemente des Humanismus, auf den Einfluß der Antike, auf die Frühlingsstimmung einer jüngeren Kultur, die noch nicht im Klassizismus des sogenannten großen Jahrhunderts erstarrt ist, führen uns immer wieder auf den Menschen Montaigne zurück, der seine ungeheure Unbefangenheit als persönliches Schauspiel genießt. Jeder Mensch hat ein historisches Angesicht; aber dahinter taucht ein zweites Antlitz auf, das gleichsam einen ewigen Gedanken der Natur offenbart. Doch Zeitliches und Ewiges in nothwendiger Mischung ergeben eben jene Schönheit, die jede Vergangenheit rechtfertigt.

Wir genießen in Montaignes Schriften nicht die Resultate eines Denkens, sondern wir erleben den Denkprozeß selbst: darauf beruht der unvergängliche Reiz dieser weltmännischen Plaudereien, die Mancher als nicht allzu tief empfinden mag, wenn er sich an den Gehalt allein hält. Jede Darstellung eines Prozesses ist eine Künstlerthat; und sie erhält diesen Bekenntnissen eines Menschen, der ganz modern anmuthet, die Frische der Jugend. Die Geistesrichtung, die in dem Skeptizismus nur ein Mittel sieht, um dem Schmerz zu entfliehen, ist mit unserer Natur gegeben und es wird nie an Männern fehlen, die in Montaigne einen der beglückenden Geister verehren, die der Jugend der Welt näher stehen und ihre freie Sprache reden. Für den Einzelnen aber ist es entscheidend, wann ein solcher Denker seine Pfade kreuzt. Es ist kein Zufall, daß Montaigne ein paar Jahrhunderte lang seine Leser hauptsächlich unter vornehmen Franzosen und Engländern hatte. Was hätte das barbarische Deutschland des sechzehnten oder siebenzehnten Jahrhunderts mit diesem Mann anfangen sollen, dessen Freimüthigkeit, Milde, Unbefangenheit des Blickes nur im freieren Süden erstehen konnte? Und unsere klassische Literaturepoche, die den dionysischen Einfluß Rousseaus bestand, war im Allgemeinen zu wenig moralistisch,

um Montaigne unbefangen würdigen zu können. Auch die unvergleichlichen Maximen und Reflexionen Goethes, die noch eine viel größere Unbefangenheit und Genialität des Blickes verrathen, haben nur auf Einzelne gewirkt. Selbst die klassische Uebertragung Bodes, des Freundes Lessings, die wir den Deutschen in einem revidirten Neudruck bieten, vermochte dem Skeptiker nicht die deutschen Leser zuzuführen. Diese Uebersetzung, die nur wenigen Literaturfreunden bekannt und vertraut wurde, ist kein Versuch, den Geist des Originales in einer alterthümelnden Sprache zu bieten, wie Regis es versucht hat, die Werke Rabelais' in einer Nachdichtung wiederzugeben, die auf alle Fälle das Denkmal eines feinen Künstlergeistes bleibt. Sie ist im klassischen Deutsch unserer großen Epoche geschrieben; auf ihr ruht der Schimmer einer großen Vergangenheit. Man kommt nicht als Klassiker auf die Welt: man wird es; und dieser Duft abgeklärter Vergangenheit, die der Natur näher stand als wir, erhöht den Genuß, den das Lesen der unvergleichlichen Uebersetzung gewährt.

Wir leben in einer Zeit der Historie und es hat nicht an Männern gefehlt, die glücklich waren, wenn sie auf die Gefahren einer historischen Betrachtung des Lebens und der Geschichte aufmerksam machen konnten. Doch diese Angst vor dem Reichthum der Welt ist eine Schwäche: schöpferische Naturen werden mit Allem fertig und die Vergangenheit selbst ist ihnen nichts Anderes als ein Reich der Schönheit, in dem die Urbilder unseres Verlangens stehen und zur Nacheiferung anspornen, oder eine Rechtfertigung unserer eigenen Natur, die ihren Instinkten vertrauen möchte. Auch diese Lehre vom Werthe alles Gewordenen und Ueberlieferten mag der Betrachter aus den Schriften Montaignes lesen; sie predigen die freie, schöne Weltlichkeit, in der tüchtige Naturen stets auf irgendeine Weise ihr Behagen finden werden.

Uebrigens hat sich Montaigne selbst über sich und sein Werk in einer kurzen Vorrede ausgesprochen, die ich als beste Einleitung in die „Versuche“ in eigener Uebertragung hier folgen lasse. Sie ist vom zwölften Juni 1580 datirt und lautet: „Leser, Dies ist ein aufrichtig Buch. Es sagt Dir gleich beim Eingang, daß ich mir darin keinen anderen denn einen häuslichen und persönlichen Zweck gesetzt habe; ich habe weder Deinen Nutzen noch meinen Ruhm im Auge gehabt; zu einem solchen Unternehmen reichen meine Kräfte nicht aus. Ich habe es zur besonderen Bequemlichkeit meiner Nächsten und Freunde verfaßt, damit sie, wenn sie mich nicht mehr haben (was bald sein wird), darin einige Züge meiner Eigenschaften und Launen wiederfinden und durch dies Mittel eine vollkommnere und lebendigere Kenntniß meines Wesens hegen und pflegen mögen. Wäre mir daran gelegen, der Welt Gunst zu erlangen, so hätte ich mich mit Fremdem besser aufgeputzt und einen steiferen Trott erwählt; ich möchte, daß man mich in meinem einfachen, natürlichen, alltäglichen Gehaben, ohne Zwang und Künstelei, sehe: denn mich selbst schildere ich. Ihr sollt meine Schwächen, meine Mängel und mein natürlich Gehaben leibhaftig daraus lesen, so weit die öffentliche Schicklichkeit mir Solches verstattet hat. Hätte ich unter den Völkern gewohnt, die, wie sie sagen, noch unter der süßen Freiheit der ursprünglichen Naturgesetze leben, so hätte ich mich gewißlich sehr gern in ganzer Blöße dargestellt. Ich selbst bin also, Freund Leser, der Gegenstand meines Buches: Dies ist kein Grund für Dich, Deine Muße an solchen eiteln und nichtigen Gegenstand zu wenden. Gehab Dich also wohl!“

München-Bogenhausen. Wilhelm Weigand.

Von der Feigheit.

Ich hörte einst*) von einem Fürsten und großen Feldherrn, ein Soldat könne wegen Feigheit des Herzens nicht am Leben gestraft werden; er sagte Dies bei Tisch, als ihm eben der Prozeß erzählt war, vermöge dessen dem Herrn de Vervins das Leben abgesprochen worden, weil er Boulogne übergeben hatte. Es ist in der That billig, daß man einen weiten Unterschied mache zwischen Fehlern, die aus unserer Schwäche, und zwischen Fehlern, die aus unserer Bosheit entspringen. Denn bei diesen lehnen wir uns wissentlich auf gegen die Regeln der Vernunft, die uns von der Natur eingeprägt sind; und bei jenen scheint es, daß wir gewiß die Natur zu unserer Entschuldigung anführen dürfen, weil uns solche so unvollkommen und schwach gelassen hat. Sonach sind viele Leute der Meinung, daß man uns nichts zur Schuld legen könne, als was wir wider besser Wissen und Gewissen thun; und auf diese Regel gründet sich zum Theil das Urtheil Derjenigen, welche die Todesstrafen ungerecht finden, womit man Irr- und Ungläubige belegt; wie auch das Urtheil Derer, welche behaupten, daß Sachwalter oder Richter für die Fehler, die sie aus Unwissenheit in ihren Amtsverrichtungen begehen, nicht zur Verantwortung gezogen werden können.

Was aber die Feigheit anbetrifft, so ist das Gewöhnlichste, daß man sie mit Schimpf und Schande bestraft. Man hält dafür, daß diese Regel zuerst von dem Gesetzgeber Charondas**) eingeführt worden ist und daß vor ihm nach den Gesetzen der Griechen Diejenigen mit dem Tode bestraft wurden, die aus einem Treffen entflohen. Dagegen Charondas blos verordnete, daß sie in Weiberkleidern drei Tage auf öffentlichem Marktplatz sitzen mußten: er hoffte dabei, daß er sie noch wieder gebrauchen könne, indem er sie durch diesen Schimpf wieder herzhaft gemacht haben würde. Suffundere malis hominis sanguinem quam effundere.***) Es scheint auch, daß die Römer vor Alters Diejenigen mit dem Tode bestraften, welche geflohen waren. Denn Ammianus Marcellinus sagt, daß der Kaiser Julian zehn seiner Soldaten erst degradirt und hernach hingerichtet zu werden verdammte, weil solche in einem Treffen mit den Parthern dem Feinde den Rücken zugekehrt hatten, und zwar, wie er sagte, nach den alten Kriegsgesetzen. Gleichwohl verurtheilte er bei einer anderen Gelegenheit andere wegen eines ähnlichen Vergehens blos dahin, daß sie unter den Gefangenen beim Troß bleiben mußten. Die strenge Strafe, welche das römische Volk den Soldaten zuerkannte, welche aus der Schlacht bei Cannae†) entkommen waren, und in diesem nämlichen Krieg Denen, welche den Cneius Fulvius auf seiner Flucht begleiteten, ging nicht bis zum Tode. Auch ist zu besorgen, daß die Schande sie zur Verzweiflung treibe und sie nicht nur zu kalten Freunden, sondern selbst zu Feinden mache.

Als ehedem Herr de Franget, gewesener Lieutenant von der Compagnie des

---

*) Ich hörte einst. Nach Martin du Bellays Memoiren. Der Fürst (B.: Prinz) ist Heinrich VIII. von England, der im vierten Kriege Karls des Fünften gegen Franz den Ersten (1542 bis 44) Boulogne selbst belagert hatte.

**) Charondas. Nach Diodor von Sizilien, XII, c. 4.

***) Suffundere malis. Tertullian, Apolog. Besser ist, das Blut eines Menschen ihm ins Gesicht zu treiben als es ihm mit dem Leben zu rauben.

†) Cannae: nach Livius. Cneius Fulvius: ebenda.

Marschalls de Chastillon, von dem Marschall de Chabannes an die Stelle des Herrn du Lude zum Kommandanten in Fontarabien ernannt worden war und den Ort den Spaniern übergeben hatte, ward er verurtheilt, seines Adels für sich und seine Nachkommen verlustig, für gemein bürgerlich und unfähig erklärt zu werden, jemals wieder Waffen zu tragen. Und dieser harte Spruch ward zu Lyon vollstreckt. Nachmals erlitten ähnliche Strafe alle die Edelleute, welche sich in Guyse befanden, als der Graf von Nassau einzog. Indessen wäre es nicht Unrecht, falls die Unwissenheit oder Feigheit so grob oder augenscheinlich wäre, daß man sie dann als einen hinreichenden Beweis von Tücke und Bosheit bestrafte.

Von Gesandten.

Auf meinen Reisen, um immer Etwas aus dem Umgang mit Anderen zu lernen, welches eine der besten Schulen ist, die nur möglich sind, beobachtete ich allemal die Gewohnheit, Diejenigen, mit denen ich spreche, auf solche Dinge zu lenken, die sie am Besten wissen.

Basti al nocchiero ragionar de' venti,
Al bifolco dei tori, e le sue piaghe
Conti 'l guerrir, conti 'l pastor gli armenti.*)

Denn sehr oft geschieht das Gegentheil, daß Jeder lieber von der Hantirung eines Anderen spricht als von seiner eigenen, in der Meinung, sich dadurch einen Ruhm zu erwerben. Zum Beispiel der Vorwurf, den Archidamus dem Periander machte: er vernachlässige seinen Ruhm als braver Arzt, um nach dem eines schlechten Poeten zu haschen. Man sehe nur, wie so geschäftig Caesar darauf ausgeht, uns seine Erfindung im Brücken- und Maschinenbau anschaulich zu machen; und wie sehr er sich dagegen zusammenzieht, wo er von seinen Standesverrichtungen, von seiner Tapferkeit und von dem Betragen seiner Kriegsmacht spricht. Seine Thaten zeigen ihn genug als einen vortrefflichen Feldherrn; er will sich als einen vortrefflichen Ingenieur hinstellen, ob Dies gleich keine so seltene Eigenschaft ist. Der alte Dionysius**) war ein großer Feldherr, wie es seinem hohen Stande gemäß war; aber er rang auch danach, sich hauptsächlich einen großen Namen durch die Dichtung zu machen, worin er doch nicht sehr beschlagen war.

Ein gewisser Mann, nach seinem Beruf ein Rechtsgelehrter, ward vor einiger Zeit in ein Studirzimmer geführt, das mit allerlei Arten von Büchern seiner Wissenschaft angefüllt war und von allen anderen Wissenschaften obendrein; aber dennoch fand er dabei keinen Anlaß zur Unterhaltung, sondern hielt sich dabei auf, ganz magistermäßig stockgelehrt über eine Zeichnung einer Wagenburg zu dissertiren, die auf einem Lesepulte aufgeschlagen lag, welche hundert Offizieren und Soldaten täglich vorgekommen war, ohne sie dabei im Guten oder Bösen aufzuhalten.

---

*) Basti al nocchiero. Italienische Uebersetzung nach Properz': „Na vita de ventis“ und so weiter. B., Citate:

Dem Schiffer thut es wohl, von Wind und Sturm
Zu reden; von Stieren spricht der Dorfhirt;
Von seinen Wunden erzählt der Krieger,
Von seiner Heerde der Schäfer.

**) Der alte Dionysius: Diodor von Sizilien, XV., c. 6.

Optat ephippia bos piger, optat arare caballus.*)

Auf diese Art giebts nichts als Stümperei. Man muß also trachten, allemal den Baumeister, den Maler, den Schuster und so fortan auf sein rechtes Pferd zu setzen. Bei dieser Gelegenheit muß ich noch anführen, daß ich, wenn ich Geschichte lese, welches Fach für alle Welt ist, die Gewohnheit habe, darauf zu merken, von wem sie geschrieben ist. Sind es Personen, die nichts Anderes treiben als Literatur, so lerne ich von ihnen hauptsächlich Stil und Sprache; sind es Aerzte, so glaube ich ihnen am Liebsten in Dem, was sie uns von der Beschaffenheit der Luft, von der Gesundheit und den Leibeskräften der Prinzen, von Wunden und Krankheiten sagen; sind es Juristen, so nimmt man von ihnen die Reichsstreitigkeiten, die Gesetze, die Einrichtung der Polizei und Dergleichen; sinds Theologen, bei denen achtet man auf die Kirchensachen, Bannflüche, auferlegte Bußen, ertheilte Dispensationen, Vermählungen; sinds Hofleute, die verstehen sich auf Gebräuche und Ceremonien; Kriegsmänner lassen sich am Besten heraus über den Dienst und vorzüglich über die Feldzüge und Unternehmungen, denen sie selbst in Person beigewohnt haben; Gesandte an Höfen verstehen sich am Besten aufs Kundschaften, Ausforschen, Anzetteln, Bestechen und auf die Art, Etwas einzufädeln und mit Feinheit durchzuführen.

Aus dieser Ursache habe ich, was ich bei einem Anderen übersehen hätte, ohne mich dabei aufzuhalten, in der Geschichte des Herrn von Langey,**) der in dergleichen Sachen sehr erfahren ist, angemerkt und erwogen. Nämlich: Nachdem er die schönen Vorstellungen erzählt hat, die Karl der Fünfte dem römischen Konsistorio machte, dem unsere Abgesandten, der Bischof von Macon und der Herr du Belly beiwohnten (dabei ließ er einige kräftige Worte gegen uns und unter anderen diese einfließen, daß, wenn seine Hauptleute und Soldaten nicht mehr Treue und Erfahrenheit in der Kriegskunst besäßen als die Leute unseres Königs, so würde er sich auf der Stelle einen Strick um den Hals thun und ihn um Gnade bitten, und es scheint, daß er hieran ein Wenig geglaubt haben müsse, denn er ließ sich in seinem Leben nachher noch zwei- oder dreimal die selben Worte entfallen und forderte auch den König heraus, sich mit ihm in einem Nachen, in bloßem Hemde, auf Degen und Dolch zu schlagen), besagter Herr de Langey fügt im Verfolg seiner Geschichte hinzu, daß eben jene Abgesandten in der Depesche, worin sie dem König den Vorgang berichteten, ihm den größten Theil verschleierten und selbst die beiden vorangezogenen Artikel verhehlten. Nun aber habe ichs sehr sonderbar gefunden, daß es in der Macht einer Gesandtschaft stehen konnte, sich dergleichen Freiheit in ihren Berichten an ihren Herrn zu erlauben; sogar bei Dingen von solcher Wichtigkeit, von Seiten einer solchen Person und über Worte, die in einer so großen Versammlung gesagt wurden. Und hätte mich gedünkt, die Pflicht eines Dieners bestände darin, die Sachen nach allen Umständen, wie sie vorgekommen sind, treulich vorzulegen, damit dem Herrn die Freiheit bleibe, zu verordnen, zu beurtheilen und zu wählen. Denn ihm die Wahrheit zu verfälschen oder zu verhehlen, aus Furcht,

*) Optat ephippia: Horaz, epist. I, 14, 43.
Der träge Ochs wünscht sich des Pferdes Sattel,
Das Roß des Ochsen Pflug.

**) In den Memoiren Martins du Bellay.

daß er sie anders aufnehmen möchte, als er sollte, und daß es ihn reizen möge, einen schlimmen Weg einzuschlagen, und ihn gleichwohl über seine Angelegenheiten in Unwissenheit zu erhalten: Das, hat mir geschienen, sei allenfalls Sache Dessen, der Gesetze giebt, nicht Dessen, der sie empfängt; des Aufsehers und Meisters der Schule, nicht Dessen, der sich für untergeordnet halten muß, sowohl im Ansehen als in Klugheit und weisem Rath. Wie Dem aber auch sei, ich möchte nicht gern auf diese Art in meinen kleinen Angelegenheiten bedient sein. Wir entziehen uns so gern, unter allerlei Vorwand, den uns gegebenen Befehlen und streben nach der Herrschaft; Jedermann trachtet so natürlicher Weise nach Freiheit und Macht, daß dem Oberen an seinen Dienern nichts nützlicher und lieber sein muß als ihr einfacher, unbefangener Gehorsam.

Man erniedrigt das Amt eines Befehlshabers, wenn man seinen Vorschriften nach Gutdünken und nicht aus Unterwürfigkeit gehorsamt. P. Crassus, Derjenige, den die Römer fünfmal glücklich schätzten, hatte, als er Konsul in Asien war, einem griechischen Ingenieur anbefohlen, ihm den größten Mastbaum von zweien zuzufahren, die er in Athen gesehen hatte; um solchen zu einem Mauerbrecher zu gebrauchen, den er wollte machen lassen. Der Ingenieur hielt sich in Bezug auf seine Wissenschaft für befugt, eine andere Wahl zu treffen, und überbrachte den kleinsten und, nach den Gründen der Kunst, den bequemsten. Crassus, nachdem er seine Gründe gelassen angehört hatte, ließ ihm ohne Weiteres die Stäupe geben und hielt den Vortheil der Disziplin höher als den Vortheil des Maschinenbaues. Auf der anderen Seite könnte man gleichwohl auch in Betrachtung ziehen, daß ein so beschränkter Gehorsam nur sehr deutlich bestimmten Befehlen gebührt.

Gesandte haben schon freiere Aufträge, die in manchen Fällen ganz und gar von ihrer eigenen Einsicht abhängen. Sie vollführen nicht blos unbedingter Weise, sondern lenken auch und bestimmen durch ihren Rath den Willen des Herrn. Ich habe zu meiner Zeit Personen vom Diplomatischen Corps gekannt, denen man einen Vorwurf daraus machte, daß sie sich mehr an die Worte in den Briefen des Königs gebunden als die Gelegenheit der Umstände benutzt hatten, die ihnen in der Nähe gelegen. Männer von Einsichten tadeln noch jetzt die Gewohnheit der persischen Könige, welche ihren Agenten und Statthaltern die Vorschriften so knapp zuschnitten, daß Solche bei der geringsten Kleinigkeit neue Verhaltungbefehle einholen mußten; dieser Aufschub mußte in einem so weitläufigen Reich nothwendig ihren Angelegenheiten oft einen merkwürdigen Nachtheil zuziehen. Und scheint nicht Crassus, da er einem Manne von Profession schreibt und ihm Nachricht von dem Gebrauch giebt, wozu er den Mastbaum bestimmt, ihn eben dadurch zu Rath zu ziehen und ihn zu veranlassen, seinen Befehl zu erklären?

Von den Zungen.

Nicht alle Gaben sind Allen gegeben. So sehen wir bei der Gabe der Beredsamkeit, daß Einige solche mit Leichtigkeit und Fertigkeit üben oder, wie man sagt, einen solchen Fluß der Rede besitzen, daß sie aus dem Stegreif von der Zeder oder vom Ysop an der Wand Reden halten können; hingegen Andere von schwererer Zunge nie anders als nach langem Besinnen und Ueberlegen zu sprechen im Stande sind. Wie man für die Damen die Regel aufstellt, ihre Spiele und Leibesbewegungen nach den Vortheilen zu wählen, die ihnen ihre vorzüglichsten Schönheiten

gewähren, so würde ich, wenn ich in Hinsicht auf diese zwei verschiedenen Vortheile bei der Beredsamkeit, von welcher heutigen Tages, wie es scheint, die Prediger und in Ländern, wo vor Gericht mündlich verhandelt wird, die Advokaten hauptsächlich Profession machen, zu rathen hätte, der Meinung sein, der Bedächtliche tauge besser zum Kanzelredner und der Andere zum gerichtlichen Anwalt; weil das Amt des Ersten ihm alle beliebige Muße läßt, seine Reden auszuarbeiten, und weil er solche hernach der Schnur nach vorträgt, ohne unterbrochen zu werden. Dahingegen das Gewerbe des Anwalts ihn jeden Augenblick nöthigen kann, als Kämpfer vorzutreten, die unerwarteten Einreden seiner Gegenpartei zu beantworten und ihn aus seinem Takt zu werfen, so daß er augenblicks einen neuen Schritt zu beginnen wissen muß. Gleichwohl ereignete sich zu Versailles bei der Zusammenkunft des Papstes Clemens*) und des Königs von Frankreich gerade das Gegentheil. Poyet, ein Mann, der von Jugend auf vor den Gerichtsschranken zu reden gewohnt war und sich einen großen Ruf erworben hatte, bekam den Auftrag, die Anrede an den Papst zu halten; und er bekam solchen zeitig genug, um darauf zu studiren, und man sagte sogar, er habe das Konzept schon ganz fertig mit aus Paris gebracht. Aber an dem selben Tag, da die Anrede gehalten werden sollte, wandelte den Papst die Furcht an, man möchte ihm Dinge sagen, die den fürstlichen Gesandten, die ihn begleiteten, anstößig sein könnten, und er sandte also dem König das Thema, welches ihm für Zeit und Ort am Schicklichsten schien. Zufälliger Weise aber war es ein ganz anderes, als worüber Poyet gearbeitet hatte; wodurch also seine Rede unbrauchbar ward und er in der Geschwindigkeit eine andere machen sollte. Da er sich aber dazu unvermögend fühlte, so mußte der Kardinal Du Bellay den Auftrag übernehmen. Die Rolle des Anwalts ist schwerer als die Rolle des Predigers und gleichwohl findet man, so viel ich weiß, mehr leidliche Advokaten als Kanzelredner, in Frankreich wenigstens. Es scheint, es sei mehr die Eigenthümlichkeit des Witzes, seine Wirkung schnell und plötzlich zu thun, und mehr die Eigenthümlichkeit des Verstandes, langsam und gesetzt zu Werke zu gehen. Derjenige aber, welcher ganz stumm bleibt, wenn er keine Zeit hat, sich vorzubereiten, oder auch Derjenige, dem die Muße nicht den Vorzug schafft, seine Sachen besser vorzutragen, sind Beide im gleichen Grade sonderbar.

Man erzählt von Severus Cassius, er habe am Besten gesprochen, wenn er nicht auf eine Rede gedacht. Er habe dem Zufall mehr zu verdanken gehabt als seinem eigenen Fleiß; es sei ihm vortheilhaft gewesen, wenn man ihn im Reden gestört habe; und seine Gegner haben gefürchtet, ihn zu reizen, weil er im Zorn noch einmal so viel Beredsamkeit zeigte. Ich kenne aus Erfahrung diese Beschaffenheit eines Naturells, welches keine starke arbeitsame Anstrengung ertragen kann. Wenn es nicht frei und frisch fortgeht, so gehts schlecht oder gar nicht.

Wir pflegen von gewissen Werken zu sagen, sie riechen nach der Studirlampe, um zu sagen, man merke an einer gewissen Härte und Rauheit die saure Arbeit, die sie ihren Verfassern bereitet haben. Außerdem aber auch ist das harte Streben nach Vollkommenheit und das Ringen einer auf ihr Vorhaben zu gespannten und erpichten Seele ihr selbst hinderlich und im Wege; so, wie es mit dem Wasser geht, das, vom heftigen, starken Zufluß gedrängt, keinen Ausgang

---

*) Clemens VII. 1523 bis 34; der König ist Franz I.

aus dem offenen Hals einer Flasche finden kann. Bei dieser Beschaffenheit des Naturells, wovon ich spreche, ergiebt sich auch von Zeit zu Zeit noch Dieses, daß es nicht vertragen kann, von starken Leidenschaften gereizt oder erschüttert zu werden; wie vom Zorn des Cassius; denn diese Bewegung wäre zu heftig: es will nicht geschüttelt sein, sondern sich streicheln lassen; es will von gegenwärtigen, zufälligen und befremdenden Anlässen erwärmt und erweckt sein. Ist es sich selbst und allein überlassen, so ist alles sein Thun schlaff und matt; erst durch Drängen und Treiben von außen erhält es Leben und Anmuth. Ich habe wenig Gewalt über meine Fassung und Geistesfähigkeiten. Der Zufall hat darüber mehr Herrschaft als ich selbst: Gelegenheit, Gesellschaft, selbst Ton und Takt meiner Stimme ziehen mehr aus meinem Verstande hervor, als ich darin finde, wenn ich solchen für mich allein versuchen und anwenden will. Also sind meine gesprochenen Worte besser als meine geschriebenen; wenn anders unter lahmem Roß und hinkendem Gaul zu wählen ist. Auch begegnet es mir wohl, daß ich mich da finde, wo ich mich suche, und mich viel mehr von ungefähr antreffe als da, wo ich nach meinem Urtheil zu Hause sein sollte. Ich kann schriftlich einen feinen Gedanken aufs Papier geworfen haben, ich verstehe ihn; einem Anderen ist er tief und dunkel, mir leicht und fließend. Aber Komplimente bei Seite! Jeder spricht, so gut er kann. Ich habe dies Vermögen dergestalt verloren, daß ich nicht mehr weiß, was ich habe sagen wollen; und Das haben fremde Leute zuweilen noch eher an mir entdeckt als ich selbst. Doch wenn ich das Schermesser allenthalben ansetzte, wo mirs noththut, da würde ich sehr glatt werden. Ein ander Mal wird mir der Zufall einen Tag bescheren, der heller ist als der helle Mittag; und wird machen, daß ich mich über meine Blödigkeit wundere. Montaigne.

Montaigne nous dit „que tout homme porte en soi la forme de l'humaine condition". Ce grand liseur est un grand pillard et il n'a pas toujours indiqué tous ses larcins, en vérité comme s'il eût craint que son livre n'y fondît tout entier. Précaution bien inutile, mais crainte encore presque plus vaine! Quand les Essais ne seraient qu'un recueil et, si je l'ose dire, une enfilade, un chapelet de citations, ils n'en seraient pas moins tout ce qu'ils sont dans l'histoire de notre littérature: le premier livre où un homme ait formé le projet de se peindre, et, se considérant lui-même comme un exemplaire de l'humanité moyenne, le projet d'enrichir des découvertes qu'il faisait en lui l'histoire naturelle de l'humanité. Tandis que „les auteurs se communiquent au peuple par quelque marque spéciale et étrangère", lui, le premier, se communique par son être universel, „comme Michel de Montaigne, non comme grammairien, poète ou jurisconsulte." Au lieu de se traîner, comme ils avaient fait jusqu'alors, sur les traces des anciens et de „pindariser" ou de „pétrarquiser", nos écrivains savent désormais qu'ils peuvent trouver en eux de quoi remplir et comme nourrir ces formes dont ils n'avaient guère imité jusque-là que les contours. Ils descendront en eux. Et comme l'homme enfin, en tout temps, à tout âge, en tous lieux, est ce qu'il y a de plus instructif et de plus utile à connaître pour l'homme, l'œuvre littéraire nous apparaît désormais fondée sur l'observation psychologique et morale. (Brunetière.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.



Berlin, den 20. Juni 1908.

1888.

Fünfzehnter Juni 1888. Heiß brennt die Sonne. Ueber der Kuppel des Schlosses Friedrichskron funkelt die von den Grazien (den trois cotillons Fritzens) gehaltene Preußenkrone. Bei Charlottenhof welkt leise schon die Pracht der Rosen und Kletterröschen und aus den Parkwiesen zwischen Römerbad und Hippodrom steigt der Hochsommerduft. Kein Wölkchen am Himmel; einer glänzenden Glocke gleicht er, unter deren weißlichem Blau Alles blüht und glüht. Der Morgen war herrlich; Thau in den Gräsern, die Wipfel in sanfter Bewegung und aus dem Grün ringsum ein zärtliches, hungriges Vogelgeschwätz. Nun dröhnt die Sonne, der Parksängerchor hockt schweigend im Nest und starr hängen, wie leblos, die Blätter. Des Schlosses Fenster leuchten und spiegeln den Goldstrahl des himmelan steigenden Lichtes, den bläulichen Glanz der Luftglocke. Tiefe Stille. Ein Kaiser stirbt. Neun Tage ists her, seit das Havelvolk ihn zum letzten Mal sah. Seit in der blanken Kirche des Dorfes Alt-Geltow die Frau ihn von der Orgel den Choral hören ließ: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!“ Stumm war er, mit dem Silberröhrchen im wunden Hals, am Saum des Wildparkes hingefahren; ein fahler, hagerer, wie unter Wintersnoth plötzlich ergreister Held, dessen Auge die Kraft zum Blicken fast schon verloren hat. Stumm saß er zwischen den stummen, bekümmerten Kindern, neigte das vergilbte, durchfurchte Antlitz erdwärts und faltete über dem Waffenrock fromm die Hände. Dann ins Schloß zurück. Hinter ihm, wie schwarze Schatten, die korrekt gekleideten englischen Aerzte mit den Reverendgesichtern in der offenen Hof-

kutsche. Letzte Fahrt. Noch einmal schien Hoffnung zu winken. Der Frau, den Kindern, dem mitleidenden Volk. Doch der dunkel verschleierte Blick des Sir Morell Mackenzie kündete keinen Trost; die dünnen Lippen des Arztes, dem die Aufgabe gestellt war, den Mann zu erhalten, bis die Frau Kaiserin hieß, öffneten sich nicht mehr zu beglückendem Spruch. Am vierzehnten Junitag war König Oskar von Schweden zu Besuch gekommen. Noch einmal hatte Friedrich sich königlich, kriegerisch geschmückt. Er liebte den Prunk, die sichtbaren Zeichen der Gewalt, die sein schwankendes Gemüth nie aus eigener Kraft üben lernte. In dem Vogesendorf Petersbach hat er, nach dem Tag von Wörth, sich festlich zurechtgemacht, um mit Gustav Freytag die Kaiserfrage zu erörtern: „Den Generalsmantel so umgelegt, daß er wie ein Königsmantel seine hohe Gestalt umfloß, und um den Hals die goldene Kette des Hohenzollernordens geschlungen, die er doch sonst in der Ruhe des Lagers nicht zu tragen pflegte; offenbar hatte er, erfüllt von der Bedeutung, die der Kaisergedanke für ihn hatte, auch sein Aeußeres der Unterredung angepaßt." Soll Herr Oskar hier einen Lazarus im Spitalkittel sehen? Den Paraderock der Pasewalker Kürassiere her; Helm, Orden, Orangeband, Pallasch. Ein König steht vor dem König. Zu kurzem Gruß. Mit feuchtem Blick verläßt der Schwede den Marmorsaal. Unterm Abendhimmel schleichen schlimme Gerüchte durch die Communs in den Park und hinaus in die Menschheit, die Berufspflicht, Theilnahme, Neugier hergeführt hat. Das Ende ist nah. Tage lang schon kampirt ein Schreiberhäuflein in den Herbergen am Wildparkgatter. Deutsche, Briten, Franzosen, Yankees, Russen. Jetzt taucht ihres Mühens Ziel auf und von den Brotherren kommt die Weisung: Nachtdienst! Im engen Wartesaal der Wildparkstation werden Zufallsfreundschaften geschlossen, Bowlengläser geleert, Großthaten der Reportage gerühmt. Einer hat sich, um über einen Fürstenempfang, trotz der Absperrung, berichten zu können, als Bahnhofskellner vermummt und einem Ceremonienmeister artig Kaffee servirt. Ein Anderer, trotz der Abstammung von Sem, als Domchorsänger sich in den Palast geschmuggelt. Die Stunden verstreichen. Nach Zwei wirds schon wieder hell. Draußen rührt sich nichts. In den Communs ist die Ordre gegeben, jeden lauten Ton zu meiden; und die Wache, die zur Ablösung über den Klinkernhof marschirt, scheint, wie im Schnee oder auf moosigem Boden, zu schlurfen. Ohr und Auge vernehmen nichts. Der Tag ist ohne Nutzen herangewacht. Nun regt sichs. Wagen, Radfahrer; Kömmlinge aus Berlin. Am Floraportal staut sich die Schaar. Noch immer nicht viel zu schauen. Ein Lakai, eine Ordonnanz, Hin und Her vor der Gärtnerlehranstalt. Niemand weiß

Bestimmtes. Jeder nur, daß es schlecht steht. Ein Engländer, der bei Mackenzie war, wird umringt; zerkaut unter dem Schnurrbart ein paar Worte und geht in ruhigem Trab aufs Telegraphenamt. Koma? Noch ist die Fahne nicht gesunken. Aber Zeit zur Bereitung für den letzten Dienst. Der Kanzler, heißts, ist gekommen. Von Sanssouci her? Sonst müßten wir ihn gesehen haben. Prinz Wilhelm soll abends gar nicht ins Marmorpalais heimgekehrt sein. Wie telegraphirt man am Besten? Das kleine Wildparkamt wird überlastet sein; auch, sagen die Routiers, gehen die Staatsdepeschen vor. Ins potsdamer Postamt am Wilhelmsplatz? Da bleibt auch Alles liegen. Mit dem nächsten Zug nach Berlin und selbst die Nachricht bringen: noch das Sicherste. Jeder will seiner Zeitung den Ruhm des frühsten Extrablattes sichern. Das plaudert, notirt, frühstückt, fragt den Posten, trocknet den Schweiß, denkt der Fron und des Tadels, wenn ein Anderer mit der gefürchteten, ersehnten Post zuvorkäme. Heiß brennt die Sonne. Jetzt eines Mädchens schluchzender Schrei: „Die Fahne!" Von der Spitze ist sie gesunken. Der Kaiser ist tot.

Rasch entsträhnt sich das Menschengeknäuel. Die Eifernden haben vergessen, daß nach Minuten auch auf dem berliner Schloß die Fahne von der Spitze des Schaftes herabsinken, die Todesbotschaft längst also bekannt sein wird, wenn ihr Mund sie meldet, und jagen hastig dem Bahnhof zu. Nur eine spärliche Schaar harrt noch am Floraportal. Blickt aus thränendem oder trockenem Auge auf die Purpurstandarte, deren Sinken das Ende eines Traumes angezeigt hat, und achtet kaum des seltsamen Schauspieles, das nun beginnt. Reiter sprengen heran, Schutzmannschaft, zu Fuß und zu Pferd, ist jäh aus dem Boden gewachsen. Wird nur dieses Portal bewacht? Um die ungehinderte Einfahrt der ersten Trauergäste zu sichern? Nein: an der Maulbeerallee, bei der Orangerie, am Mühlenberg, beim Obelisken, in Charlottenhof wimmelts am Gitter, an jedem Eingang von bewaffneten Reitern. Das Totenhaus ist dicht umzingelt. Warum? Was geschieht da drinnen? Die Unruhe brütet aus den erhitzten Hirnen Gerüchte, die aberwitzig klingen. Die Kaiserin-Witwe verhaftet! Ueberall wird nach Papieren gesucht, die für die londoner Archive bestimmt sind. Noch in dieser Stunde wird Mackenzie vor ein aus deutschen Aerzten gebildetes Ehrengericht gestellt. Robert von Puttkamer, den, unter Judeneinfluß, Friedrich am achten Juni aus dem Ministeramt weggeschickt hat, ist im Schloß und von Wilhelm, vor des Vaters kaum erkaltetem Leib, wieder zum Vicepräsidenten des Staatsministeriums ernannt worden. Das schlüpft durch die Spaliere; viresque acquirit eundo. Schrumpft in der Gluth aber auch schnell. Verhaftet ist Victoria nicht. Sie kann sich frei bewegen. Darf

nur nicht an die Papiere des Mannes rühren. Und denkt wohl des Februartages, da sie, just vor dreißig Jahren, neben der blühenden Heldenhülle des sanften Gemahles in die Preußenresidenz einzog und der stärkste Sänger der Mark ihr entgegenjubelte: „Oft wohl durch unsre Thore, nach nie gesuchtem Krieg, zog ein im Waffenchore der allerschönste Sieg; doch was uns je beschieden, heut ist es schöner da: In Segen und in Frieden kamst Du, Victoria!" Vorbei. Einer Hoffnung Witwe. Und von Mißtrauen umdräut. Will sie der Mutter, dem Bruder wichtige Dokumente in Verwahrung geben? Kein Blatt darf heraus, kein Zettel: hat der neue Kaiser befohlen. Der Kanzler muß dem Sohn zureden, nicht durch den Schein eines Druckes, einer Stubengefangenschaft das Weh dieser furchtbaren Stunde noch zu mehren; kann die Umzingelung des Totenhauses aber nicht hindern. Auch nicht, daß der britische Arzt rauh angefaßt wird. Noch unter der Mittagssonne muß er vor Kaiser und Kanzler Rede stehen. Wie ein finsteres Lächeln nistets um die nackten Mundwinkel. That ich nicht, was geheischt ward? Ihn, bis er Kaiser war und nicht eine mager bepfründete Prinzessin als Witwe hinterließ, zu erhalten, versprach ich: und habs vollbracht. Wer will mich tadeln? Politik, nicht Arztes Kunst zu treiben, ward ich berufen; und Euer weltberühmter Virchow hat mir, ein Deutscher, bei der politischen Arbeit mit seinem Anatomengutachten geholfen. Der Kaiser befiehlt die Sektion, die beweisen soll, daß die Diagnose der deutschen Aerzte richtig war; besteht darauf, trotz den Bitten der Mutter, die den verwesenden Leib des Lebensgefährten nicht vom Leichenmesser zerfetzt denken will; und der Brite muß die Abreise beschleunigen. Puttkamer ist nicht im Schloß; doch der Kaiser riefe ihn gern noch in dieser Stunde zurück. Da tritt er in die Thür. Jung, frisch, mit geröthetem Antlitz und leuchtendem Auge, ohne die Spur durchängsteter Nächte, und reicht, zum Abschied, dem Kanzler die Hand, an ders von Gold und Edelstein glitzert. Auf schweren Füßen schreitet der greise Kürassier durchs Portal; von der Stirn rinnt ihm der Schweiß und in den Bart rieseln Thränen.

Ward die Nasenschleimhaut oder der Lakrimalnerv gereizt? Trieb Reflexwirkung oder psychische Erregung das Salzwasser über den Rand des Thränensees? An Wilhelms Bahre hat der Kanzler mit dem Blick auf des Dienstes immer gleichgestellte Uhr sich selbst und den alten Marschall getröstet. Hundert Tage ists her; hundert Tage rastloser Sorge. Rückt der Zeiger nun nicht rascher als gestern noch vor? Pocht der Puls des Reiches nicht hastiger? Der Fürst hat den Eisenbahnwagen erklettert, den Stahlhelm neben sich auf die Polsterbank gestellt; trocknet die Stirn, dankt den Grüßenden und spricht mit dem Oberhofmarschall Fürsten Radolin, der mit ihm nach Berlin fährt.

Dankt und plaudert, während die Gedanken wohl weitab schweifen. Harte Zeit liegt hinter ihm. Vor einem Jahr hat er die Aerzte gehindert, dem Kronprinzen, ohne Warnung, den Kehlkopf zu exstirpiren. „Ich erhob Einspruch, verlangte, daß nicht ohne die Einwilligung des Patienten vorgegangen und, da es sich um den Thronfolger handle, auch die Zustimmung des Familienoberhauptes eingeholt werde. Der Kaiser, durch mich unterrichtet, verbot, die Operation ohne Einwilligung seines Sohnes vorzunehmen." Wechselnde Nachrichten. Friedrich reist, trotz der Krankheit, zum Jubiläum der Schwiegermutter, beugt (Treitschke hats laut beseufzt) vor der Thronenden das Knie und liest noch einmal, daß er dem Gralsritter gleiche. In San Remo fällt, mitten in südlicher Pracht, Reif auf den blonden Scheitel, in den zärtlich gepflegten Mannsbilderbart. Der Julmond verscheucht die letzte Hoffnung. Der verantwortliche Staatsmann muß für die Kontinuität der Geschäftsführung vorsorgen. Leicht ists nicht. Daß Prinz Wilhelm beauftragt war, im Fall körperlicher Behinderung des Großvaters die Alltagserlasse des Militär- und des Civilkabinets „auf Allerhöchsten Befehl" zu unterschreiben, hatte den Kronprinzen geärgert; in dem Kranken die Vorstellung gewirkt, er werde schon zu den Toten geworfen. Die Meldung, sein Sohn solle zu noch regerer Mitarbeit herangezogen werden, könnte ihm schaden; schon gegen den Versuch, im Auswärtigen Amt und in den preußischen Ministerien den Prinzen zu informiren, hat er sich schroff ausgesprochen. Dennoch muß es sein; ohne Aufsehen, wünscht der Kaiser. Der stirbt nun, wie Nestor völlig vollendet. Daß auch seinem Erben der Kanzler dienen wird, ist seit drei Jahren gewiß: seit ihm Friedrich 1885 in Potsdam zugesagt hat, er werde britische Ingerenz nicht dulden und weder im Reich noch in Preußen sich zu parlamentary government entschließen. Den Plan, ihn für unfähig zur Thronfolge erklären zu lassen, hat Bismarck nie gehegt. Herbert mag gesagt haben (Albert Eduard von Wales hats erzählt), ein Mann, der nicht reden könne, dürfe nicht Kaiser sein. Doch schließt das Hausgesetz selbst den körperlich unheilbar Kranken nicht von der Regirung aus. Und noch ist offiziell ja Hoffnung. Freilich sagt Bergmann, über den August hinaus könne es nicht dauern, und Schweninger fürchtet, der Krebs werde bis in die Speiseröhre weiterfressen und das Ende noch qualvoller machen. Doch der Kaiser, der nach mancher Prognose den Winter nicht überleben sollte, ist aufrecht, zeigt sich dem Volk, sieht seine Schwiegermutter und darf in der charlottenburger Schloßkapelle der Trauung seines zweiten Sohnes beiwohnen. Er hat erklärt, daß er die Regirung nicht antreten werde, wenn die Wucherung in seinem Kehlkopf als Carcinom er-

wiesen sei. Aber die Krebsdiagnose der Aerzte Bergmann, Gerhardt, Tobold, Schrötter, Schmidt, Leuthold, Landgraf ruht im Archiv des Königlichen Hauses und die liberale Hauptstadtpresse bestreitet Tag vor Tag, daß man von einer bösartigen Geschwulst reden dürfe. Mit dem Kanzler steht Friedrich, steht sogar Victoria nicht schlecht. Daß der heimkehrende Kaiser die Antrittserlasse fertig (aus Geffckens Küche) mitbrachte, war kein Vertrauensbeweis. Doch auf dem leipziger Bahnhof hatte er den Fürsten umarmt und geküßt und in dem Handschreiben vom zwölften März ihn den treuen und muthvollen Rathgeber genannt, der die erfolgreiche Durchführung der königlichen und kaiserlichen Politik gesichert habe. Elf Tage danach kams zum Konflikt. Die Kaiserin hat heimlich beschlossen, ihre zweite Tochter dem Prinzen Alexander von Battenberg zu vermählen, und, ohne den Kanzler zu benachrichtigen, den zweiten Ostertag für die Verlobungfeier gewählt. Schon ist die Depesche geschrieben, die den Battenberger aus Darmstadt nach Potsdam ruft. Generaladjutant von Winterfeldt, der sie absenden soll, hat Bedenken und legt sie, als einen politisch wichtigen Entschluß, dem Fürsten Bismarck vor. (Sonnabend vor Ostern.) Der hat diesen Heirathplan schon einmal vereitelt und versuchts nun zum zweiten Mal. Die Depesche wird nicht abgeschickt. Friedrich bittet auf einem Zettel den Kanzler, seine Bedenken schriftlich zu formuliren. Das geschieht noch am selben Tag. Der Zar haßt den Prinzen Alexander. Wird der aus Bulgarien Verjagte der Schwiegersohn des Deutschen Kaisers, so ruft ihn morgen vielleicht die bulgarische Russophobie zurück und das Deutsche Reich ist dann im klimatisch unsicheren Balkanland an ein Personalinteresse gebunden, das mit der bewußten Enthaltung von Orienthändeln nicht vereinbar wäre. Der über die Mauer einer feindlichen Festung geworfene Marschallsstab muß um jeden Preis zurückgeholt, die dem Feinde des Zaren vermählte Tochter des Deutschen Kaisers muß unter allen Umständen geschützt werden. Dieser Einsatz ist zu hoch; kein gewissenhafter Staatsmann kann ihn riskiren. Das sieht der Kaiser ein. Sir Edward Malet, Britaniens Botschafter, schreibt an die Queen, der Plan mache in Deutschland böses Blut und der Eindruck, daß die Königin ihn protegire, müsse den anglo-deutschen Beziehungen schaden. Die älteste (und klügste) der drei Victorien kanzelt die Tochter zuerst in einem Brief tüchtig ab, kommt aus Florenz dann nach Charlottenburg und schließt sich dem Einspruch Bismarcks huldvoll an. Thränen der Kaiserin, der Prinzessin. Love's labour's lost. Großherzog Friedrich von Baden vermittelt; weil er der Meinung der Schwägerin, Bismarcks Abgang wäre am Ende kein Unglück, unter einem sterbenden Kaiser noch nicht zuzustimmen ver-

mag. Und als der Kanzler die alte Charmeurkunst aufbietet und den finanziellen Wünschen der Kaiserin ungeschmälerte Erfüllung verheißt, sind Beide, nach einem langen Gespräch, „von einander enchantirt". Im April. Noch im März hatte Bismarck gesagt, der arme Kaiser werde von den Aerzten und von seiner Frau so rücksichtlos behandelt, daß man ihm eigentlich einen Staatsanwalt als Schützer ins Schloß schicken müsse. Nun ist Friede. Herbert wird Staatsminister. Nach kurzem Sträuben vollzieht der Kaiser die Gesetze, die im Reich und in Preußen die Legislaturperiode von drei Jahren auf fünf verlängern. Puttkamer fällt, weil er der Wahlfreiheitbeschränkung verdächtigt ist und das berliner Lutherspiel, dem Centrum zu Liebe, verboten hat; und Bismarck müht sich nicht, ihn zu halten ... Harte Zeit liegt hinter ihm.

Liegt nicht härtere vor ihm? Ein noch nicht dreißigjähriger Kaiser, der seit ein paar Monaten erst ins Staatsgeschäft hineinhorchen darf und nun regiren soll. Regiren will. Im Befehlen Seligkeit empfindet und gar nicht ahnt, wie schwer die Arbeit war, in Mitteleuropa den Thron der jüngsten Großmacht zu zimmern. Früh umschmeichelt. Der Franzos, der sich Paul Vassili nannte (und jetzt Kollege des zur Mitwirkung an der persischen Finanzkontrole nach Teheran berufenen Herrn Lecomte ist), hat in dem Pamphlet „La société de Berlin" von dem vierundzwanzigjährigen Prinzen gesagt, er werde ein größerer Fritz, ein preußischer Henri IV werden und rage durch Geist und Herz, Feuer und Schlagfertigkeit so hoch über seine Volksgenossen hinaus, daß man annehmen möchte, er sei kein Deutscher. (Höheres Lob konnte der Franzmann nicht spenden.) „Von ihm ist ein persönliches Regiment zu erwarten; er wird sich nicht leiten lassen, seinen Willen durchsetzen und die Abkehr von der väterlichen Politik sicher nicht verbergen." Der Prinz hats gelesen. Dann nähert sich ihm Graf Philipp zu Eulenburg. Der „hofft für Preußens Zukunft unendlich viel von ihm; seine Klarheit, seine Energie und der Reiz seines unbeschreiblich eigenartigen Wesens machen ihn zu einer ganz außergewöhnlichen Erscheinung." Der Prinz hats gelesen; Briefhymnen von noch heißerer Inbrunst. Alfred Waldersee, den das Kronprinzenpaar für einen gewissenlosen, von Ehrgeiz zerwühlten Menschen hält, drängt sich in die Intimität des Erwachsenden und preist den kommenden Kriegshelden schon in dem prinzlichen Jüngling. Der hat, als Zögling des unsauberen Iren O'Danne und einer fanatischen Preußenfeindin aus den Elbherzogthümern, die Politik des Kanzlers verdammen gelernt und (Maurenbrecher hats bezeugt) noch als bonner Preuße Bismarck gehaßt. Liebt er ihn jetzt? An seinem Geburtstagtisch rühmt er ihn als den Träger des Reichspaniers. Schon aber hat er ihm auf ein Bild die

Warnung geschrieben: „Cave: adsum!" Das Drohwort des Riesen aus Scotts „Ivanhoe". Schon hat, im Dezember 1887, die Presse des Kanzlers den Prinzen als Genossen Stoeckers und Waldersees scharf getadelt; und Wilhelm hat von Geschichtenträgern sicher schnell erfahren, daß einer dieser Scheltartikel aus Rottenburgs (nicht sehr fein gespitzter) Feder kam. Schon sagt General Heuduck zu Chlodwig Hohenlohe, als Kaiser werde der junge Herr sich nicht lange mit Bismarck vertragen. Daß sein Vater nur Monde noch leben könne, weiß er längst; und müht sich um Popularität. Zeigt sich überall und führt, während Friedrich hinsiecht, die Truppen durch die belebtesten Straßen. In den letzten Märztagen spricht er mit ruhiger Stimme die Meinung aus, länger als zwei Monate werde das Hinsterben kaum noch dauern. Nun ist er Kaiser. Seit, zwölf Minuten nach Elf, auf Schloß Friedrichskron die Purpurstandarte sank. In der ersten Stunde war er kein sänfter Herr. Mußte der Alte ihn fühlen. Wie lange wird der Junge es dulden? Wie er da stand, in der Ungeduld hitzigen Willens zur Macht, sah er nicht wie ein bequemer Herr aus. Der Kanzler trocknet die Stirn. „Denkt Kinder und Enkel und schüttelt das Haupt."

Denkt auch vergangener Zeit. Wie wars in Brandenburg unter Friedrich dem Dritten gewesen, dem schwächlichen, verkrüppelten Sohn des Großen Kurfürsten? Der hatte den besten Theil inneren Besitzes vom Oberpräsidenten Eberhard von Danckelmann empfangen: Erziehung zu kräftigem Regentenwillen. Von einem Mann, der zu höfischer Lebensart keinen Blutstropfen in sich hatte. Ernst, streng, im Dienst ein gar harter Herr. Die Untergebenen sollten eben so emsig arbeiten, so gewissenhaft wie der Vorgesetzte, der an kritischem Verstand und schöpferischer Phantasie ihnen doch überlegen war und diese Ueberlegenheit nicht schonend hehlte. Von dem älteren Adel, von der ganzen Höflingschaar gehaßt; von Allen, die auf Staatskosten prassen und Geld einsäckeln wollen. Kann ein Dohna, Schwerin, Wartenberg weniger als dieser Eindringling aus Oranierland? Weit genug hat ers gebracht. Minister, Reichsfreiherr, Erbpostmeister, Hauptmann zu Neustadt; allzu weit. Und gleich auch für die liebe Familie gesorgt. Sechs Brüder stehen in kurfürstlichem Dienst. Sie sind tüchtig und leisten dem Land, Jeder auf seinem Posten, gute Arbeit. Doch das „Siebengestirn" wird grimmig gehöhnt. Nie sah die Mark so frechen Nepotismus. Giebts denn nicht auch im heimischen Adel zuverlässige Männer? Nicht für mich, spricht Eberhard; nicht Männer mit reinen Händen und dem redlichen Entschluß, meines Willens Werkzeug zu sein. Knirschend hörens die Junker. Schon hat ein fremder Diplomat gespöttelt, am berliner Hof ziere der Geheimrathstitel nur Leute, denen alles im Staatsgeschäftsbetrieb Wichtige verheimlicht werde. Was ist gegen den Uebermächtigen zu thun? Die Kur-

fürstin aufzuhetzen. Sophie Charlotte von Hannover hatte in ihm nicht den erhofften Förderer ihrer Familienpolitik gefunden und war bereit, sich an die Spitze seiner Gegner zu stellen. Noch widersteht Friedrich, der die zweite Frau nicht lieben lernte, dem Ansturm. Doch Danckelmann spricht in Entscheidungstunden noch immer wie ein Magister und Zuchtmeister zu dem fast Vierzigjährigen. Mahnt ihn zu schlichtem, sparsamem Wandel und schont auch den Luxushang der Welfin nicht. Der Kurfürst will König werden? Für solchen Aufwand sind unsere Kassen zu leer; und Kaiser Leopold wird uns die Einwilligung versagen. Friedrich antwortet: „Wenn ich Alles habe, was zu der königlichen Würde gehört, auch noch mehr als andere Könige, warum soll ich dann nicht auch den Namen eines Königs zu erlangen trachten?" Der Kaiser brauche Brandenburgs Kontingent für seinen ungarischen Türkenkrieg. Nikolaus Danckelmann, Friedrichs Gesandter in Wien, soll die kaiserliche Zustimmung erlisten. Leopold bleibt zäh und erwidert, diese Sache müsse, wegen übler Konsequenzen und weiten Aussehens, in alle Wege divertirt werden. Wenn Herr Eberhard ernstlich gewollt hätte, wären wir längst am Ziel. Dieser Minister vermag also mehr als sein Herr? Unerträglich. Solcher Diener hätte selbst Friedrich Wilhelm, dem Vater, den Weg zur Größe gesperrt. Und leistet der Lästige denn noch gar so viel? Das Kurfürstenthum wird von den Großmächten schnöd behandelt und die Finanzen sind schlecht (kein Wunder: nach neunjährigem Krieg, dessen Subsidienschuld die Verbündeten noch nicht getilgt haben). So raunts früh und spät. Nichts will mehr gelingen. Und am Ende hat der Tugendheld, der nicht das kleinste Benefizium durchschlüpfen läßt, sich selbst die Tasche gefüllt. Ists nicht Metallglanz, der das Siebengestirn hell strahlen läßt? Die Höflinge wispern. Die Kurfürstin träufelt lächelnd das Gift ins Ohr des Mannes. Das reicht nicht an mich heran, spricht Danckelmann stolz; und würdigt die Sippe keines Blickes. Muß ihr aber Stand halten, als Feldmarschall Barfus, sein Todfeind, den Befehl bringt, aus allen Aemtern (nur aus dem des clevischen Präsidenten nicht) zu scheiden. Gnädige Entlassung? Damit begnügen die Gegner sich nicht. Der Kurfürst, dessen Eifersucht erregt ist und der in dem Minister nur noch den neben ihm um die Macht Buhlenden sieht, muß die Abschiedsaudienz weigern und den Diener aus der Hauptstadt jagen. Noch immer ists nicht genug: Danckelmann wird verhaftet, nach Spandau, dann nach Peitz in die Festung abgeführt und, trotzdem die zum Spruch berufenen Richter ihn nicht belastet finden, des Vermögens beraubt und in Haft gehalten. Der Unbequeme ist endlich fort, ist gehindert, die Staatsgeheimnisse ins Ausland zu tragen: und Friedrich kann, mit der frommen Hilfe der Patres Vota und Wolff, König werden. Kann, mit Günstlingen vom Schlag

der Wartenberg, Wittgenstein, Wartensleben, die der Bürger das dreifache Weh des Landes nennt, weiterwirthschaften. An Prunk mit den reichsten Höfen wetteifern. Paläste bauen, auf pomphaftem Lustschiff die Spree befahren, zu „der königlich-preußischen Krönung hochfeierlichen Solemnitäten" allen erreichbaren Schneidertand aufbieten und die Hoftafel fortan so üppig bestellen, daß die Jahresrechnung des Konditors von fünftausend auf siebenzehntausend Reichsthaler steigt. Korruption der Beamtenschaft, die auf geradem Weg bei solcher Hoftemperatur nicht mehr mitkann. Schamloser Servilismus. Steuern, die nicht zu erschwingen sind, und Monopole, die jede verständige Volkswirthschaft hindern. Eine Clique sucht die andere durch noch devotere Schmeichelei von der Krippe, aus der Gunst des schwelgenden, dilettirenden Königs wegzudrängen. Die Schuldenlast thürmt sich zum Gebirg. Das wäre unter Danckelmann nicht möglich gewesen. Drum mußte er gehen. Er hat seinem Herrn nie, auch nach der Begnadigung nicht, verziehen. Als Achtzigjähriger noch in verbittertem Herzen des Dankes vom Haus Hohenzollern gedacht.

Hundertzehn Jahre nach Eberhard Freiherrn von Danckelmann wird in Berlin wieder ein großer Minister ungnädig entlassen. Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom Stein liest in der Kabinetsordre des Königs, dessen treuster und klügster Berather er war, die Worte: „Mit großem Leidwesen habe ich ersehen müssen, daß ich mich leider nicht anfänglich in Ihnen geirrt habe, sondern daß Sie vielmehr als ein widerspänstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur, durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt. Wenn Sie nicht Ihr respektwidriges und unanständiges Benehmen zu ändern Willens sind, kann der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen." („Müßte ich für Sie ein passendes Quartier bereiten lassen": hatte zuerst in der Ordre gestanden. Ein sanfteres Jahrhundert hat Friedrichs Zeit abgelöst; die Verhaftung wird nur noch angedroht, nicht mehr vollzogen.) Der Staat macht dann doch wieder Rechnung auf Steins Dienste. Nach zwanzig Monaten, nach den Reformen der Agrarwirthschaft, der Verwaltung, des Heeres, der Bureaukratie, ists abermals so weit wie im Januar 1807. Der König ist froh, wenn er den lästigen Mann nicht zu sehen braucht; duldet ihn nur noch, weil das Volk ihm nun einmal vertraut. Auch Luise zeigt sich ihm frostig, seit er ihr zu sagen gewagt hat, für Reisen und Lustbarkeit habe der verwüstete Preußenstaat jetzt kein Geld. Kaum ward bekannt, daß dem unerbittlichen Puritaner der Gunstverlust drohe: da kriechen die Nager aus ihren Erdlöchern. Alle Schranzen sind von je her gegen ihn. „Sie vergelten

mir die Verachtung, die ich gegen sie hege, mit unablässigem Haß." Ein Mann, der nie ans doch so nöthige Amusement denkt; immer nur, Tag und Nacht, an den Krieg, den Preußen zu Alldeutschlands Ehre führen muß; Krieg auf Leben und Tod. Der hart und zäh stets seinen Willen wollte und (nach Beguelins Wort) „nicht die Gabe hat, Anhänger zu gewinnen". Der nun gar die Nation zur Entscheidung aufrufen will. York nennt ihn einen unsinnigen Kopf. Hardenberg, Voß, Goltz, Altenstein, Nagler sehen in ihm einen Revolutionär, der obendrein noch den ungeheuren Fehler mache, die Franzosen zu reizen; die Franzosen, denen Preußen die Annexion von 1802 zu danken hat und neben deren glorreicher Armee Kalckreuth so gern föchte. Stein kann gehen. Muß gehen. Zum zweiten Mal. Die Heimath hat für ihn keinen Platz. Seine Entlassung, schreibt Friedrich Wilhelm, sei nothwendig geworden; läßt ihm den Ministersold noch auf ein Jahr hinaus und verheißt sogar eine Pension. Nach der ersten Entlassung, als er den „ungeheuren, unbegreiflichen" Scheidebrief des Königs gelesen hatte, heulte Niebuhr zornig auf: „Nur durch ein solches Maß der Verblendung und des Wahnsinnes läßt sich der Gang der Auflösung begreifen, der dieses Land zum Untergang geführt hat." Nun ists wieder so weit.

... „Aus der Verbindung von welfischem, leicht in Energie umgesetztem Starrsinn und hohenzollernschem, mit Idealismus gepaartem Eigenwillen wurde am siebenundzwanzigsten Januar 1859 ein menschliches Wesen geboren mit eigenthümlich stark ausgeprägter Individualität, die, durch nichts wirklich verändert, selbst den mächtigsten äußeren Einflüssen widerstehend, in ihrer Eigenart sich konsequent entwickelt hat. Diese kräftige, eigenartige Pflanze sog aus allem ihr Gebotenen das für ihre besondere Entwickelung Brauchbare und nahm es in sich auf zu fröhlichem Wachsthum. Die Kirchenlehre wurde ihm geraume Zeit von einem liberalen und dann, nach plötzlichem Wechsel, von einem streng orthodoxen Geistlichen vorgetragen. Die gefürchtete Verwirrung der Begriffe trat keineswegs ein; die eigenthümliche Fähigkeit dieses in seinem Weg unbeirrbaren Geistes, überall Das zu nehmen, was ihm zusagt, ließ ihn auch seine religiösen Vorstellungen aus dem gebotenen Stoff mit eigener Arbeit zu persönlichem Gebrauch zusammenstellen. Nie ist eine menschliche Seele von den erhebenden Gefühlen der Ehrfurcht, Verehrung und Dankbarkeit stärker ergriffen gewesen als die des jungen Prinzen, da er, reifer geworden, nach greifbarer politischer Nahrung verlangend, seinem Großvater, seinem Vater und dem gewaltigen Kanzler sich näherte und Diese sich herbeiließen, ihn in ihre Ideen und Pläne einzuweihen oder gar bei deren Ausführung zu verwenden. Selbst in dieser Feuerprobe hat sein selbständiges Wesen sich bewährt; es ist selbst durch dieses gewaltige Gewicht nicht in eine

ihm fremde Form gepreßt worden, sondern hat sich erhalten in eigenem, nun kräftiger geklärtem Denken und geläutertem Wollen. Das fast tropisch schnelle Reifen des von Worten und Demonstrationen übersprudelnden jungen Prinzen zu einem gesetzten, reservirten, würdevollen Fürsten ist die Wirkung der tiefen Erschütterungen, die sein Gefühlsleben in dem letzten, furchtbaren Jahr durch das unvergleichlich tragische Geschick seiner Familie erlitt. Seine Natur ist im eigentlichsten Sinn des Wortes eine souveraine. In unbeirrbarer Selbstbestimmung und Selbstbeherrschung suchte er aus Allem, was ihm an Glück oder Unglück, Gutem oder Bösem, Schönem oder Häßlichem widerfuhr, zu nehmen, was Klarheit und Bestimmtheit, Maß und Gleichgewicht, Kraft und Klugheit ihm fördern und entwickeln konnte. Nur ein Gefühl beherrscht ihn: das Pflichtgefühl, stets die stärkste und wirksamste Triebfeder in allen Gliedern seines Geschlechtes." Das sind Sätze, die Herr Hintzpeter, der ewig blinde Westfale, über den Zögling, den jungen Kaiser geschrieben und leider auch veröffentlicht hat. Für „eine nach der Natur gezeichnete Skizze" gab der Lehrer diese frevle Vergottung eines Menschen aus. Schlimmster Prinzenerzieherstil; gefährlichster: weil er unterm Neusilberschimmer nüchterner Kritik nur um so schlauer schmeichelt. Einem Neunziger, der Glück und Glanz der Erde geschlürft, die stärksten Helfer gefunden, die stolzesten Siege erfochten, die schönsten Frauen umschlungen hatte, folgt ein fast schon an die Greisenschwelle Gelangter ins Grab: dem Philologen aus Byzanz ists „das unvergleichlich tragische Geschick einer Familie". Ist das Weh um den Großvater, der bis zum letzten Wank rüstig blieb und schmerzlos einschlief, „unermeßlich" und Victoria, die Hohenlohe schon nach Friedrichs Beerdigung gefaßt und beinahe heiter fand und die der Wildpark dann bald lächeln, der Taunus in neuem Lenzglück lachen sah, „unbeschreiblich unglücklich". In allen Hohenzollern war das Pflichtgefühl die stärkste Triebfeder; in der Königsreihe gebührt dieses Pauschallob also auch Friedrich dem Ersten, Friedrich Wilhelm dem Zweiten, dem Dritten, dem Vierten. (Daß im Lauf dreier Jahrhunderte nur vier Hohenzollern der Regentenpflicht genügt, nur einmal die Preußen den Genius auf dem Thron gesehen haben, darf in dieser feigen Zeit kaum noch erwähnt werden.) Der Prinz, dessen Vater und Großvater „Hohepriester praktischer Weltweisheit" waren, ist unveränderlich, konsequent, eigenwillig, kräftig, eigenartig, edel, dankbar, eigenthümlich, ehrfürchtig, selbständig, klar, maßvoll, klug, gerecht, treu, souverain im Wollen und Handeln, in strengstes Pflichtgefühl und straffste Selbstbeherrschung gewöhnt und im ersten Jahr seiner Regirung schon ein gesetzter, reservirter, würdevoller Fürst. So urtheilt der Lehrer; der doch kein Hofmann ist. Bleibt da noch zu wünschen? Fehlt nicht jede Nöthigung, jede Möglichkeit sogar zu

stiller, nie selbstzufrieden rastender Monarchenerziehung? Ist das Reich nicht in sicherer Hut? Erziehen mochte sich, nach reifem Rath lechzen und sich bescheiden lernen ein Kaiser vom Schlag des faustischen, dem jung der Thron zu Theil ward und dem nun beliebt, falsch zu schließen: „es könne wohl zusammengehn und sei recht wünschenswerth und schön, Regiren und zugleich Genießen." Dieser hier stieg als Vollendeter auf den höchsten Sitz. Plaudite, pagani; und laßt ihm, Christen, zu Jubals Harfe den Psalter ertönen.

So hat es angefangen. Vassili und Phili, Waldersee und Hintzpeter. Alles, was wedeln, mit Schwanz und Pfoten hündisch Etwas erbetteln will. Drinnen und draußen. Slaven und Skandinaven, Römer und Briten jubeln dem neuen Herrn zu. Hoffen, er werde den alten Herrn stürzen oder sacht doch vom Steuer wegdrängen und fremdem Wunsch sich dann willfähriger zeigen als der rauhe Riese im Lederkoller. Hoffen nicht ohne Fug. Am vierzehnten August, neun Wochen nach dem Thronwechsel, kann Stoecker berichten, der Kaiser habe gesagt: „Sechs Monate will ich den Alten noch verschnaufen lassen; dann regire ich selbst." Warum nicht, da Alles ihn wie einen neuen Karolus, Otto, Fritz anstaunt, ein miraculum mundi? Der will einen Handelsvertrag, Dieser ein festeres Bündniß, Jener ein einträgliches Kolonialabkommen; und der Bundesgenosse heischt Barbareskentribut. Im Ehrenkleid des britischen Admirals hört Wilhelm an der Themse beim Prunkmahl aus Eduards Munde die Hoffnung, Deutschlands Heer werde im Bund mit Englands Flotte den Weltfrieden schirmen. Aus dem Munde des Mannes, der ein Jahr vorher zu Ernst von Koburg gesprochen hat, so lange der Elsaß und Lothringen deutsch bleiben, könne nur ein Phantast von europäischem Frieden reden. Hats der Neffe gehört? „Ihr werdet mir den Eid der Treue und des Gehorsams schwören und ich gelobe, stets Dessen eingedenk zu sein, daß die Augen meiner Vorfahren aus jener Welt auf mich herniedersehen und daß ich ihnen dermaleinst Rechenschaft über den Ruhm und die Ehre der Armee abzulegen haben werde." So hatte der Armeebefehl vom fünfzehnten Juni geschlossen, dem der Aufruf „An mein Volk" erst drei Tage später gefolgt war. Nur zum Friedenspreis tönt jetzt noch die Rede; der Erhaltung des Friedens gilt alles Mühen. Wer bedroht ihn? Frankreich. Also muß Frankreich versöhnt werden. Kein Paßzwang mehr im Reichsland. Konzessionen. Dazu taugt der Kanzler freilich nicht. Was gelingt ihm überhaupt noch? Seine Methode ist verbraucht; neue Zauberkunst nur kann noch wirken. Modernere; und die doch aus ehrwürdigerem Menschheitbesitz stammt. Oder aus himmlischem? Den Gottes Gnade allein Auserwählten verleiht? Auch uralte Mystik kann sich, will sich erneuern. „Ich bitte Gott, er möge mir in meinem schweren und verantwortung-

vollen Herrscherberuf Ihren treuen und erprobten Rath noch viele Jahre erhalten." In der letzten Stunde des Jahres 1889 ists gewiß aufrichtig empfunden. Aber die Stimmung wechselt. Der Alte hat lange genug verschnauft; zu lange, flötets ringsum, für Kaiser und Reich, die neben genialisch allumfassender Jugend spröde Greisenübermacht nicht mehr ertragen. Neun Wochen nach dem Neujahrswunsch kommt, wie zu Danckelmann, ein General und fordert des Ministers Rücktritt aus den Aemtern. So weit hats der chorus mysticus der Hymniker und Magier gebracht. Als das stürmisch verlangte Schriftstück, das den Heroenband deutscher Geschichte schließt, endlich im Palast angelangt ist und die Nerven sich nach Entspannung sehnen, sitzt der klügste und glattste Höfling neben dem Kaiser. Bismarcks Abschiedsgesuch liegt auf dem Tisch und Graf Philipp zu Eulenburg liest dem Herrn seine Skaldensänge vor.

Einer, der uns aus reinerem Herzen getröstet, aus tieferem Dichterborn uns Balladen gespendet hat, läßt von seinen Menschen einen ins Adlerland Heimgekehrten also sprechen: „Jeder, der zurückkommt, wird durch nichts so sehr überrascht wie durch den naiven Glauben, den er hier überall vorfindet, daß im Lande Preußen Alles am Besten sei; das Große und das Kleine, das Ganze und das Einzelne. Am Besten, sage ich; und vor Allem auch am Ehrlichsten. Und doch liegt unser schwacher und schwächster Punkt gerade nach dieser Seite hin. Welche Politik, die wir seit zwanzig Jahren gemacht! Lug und Trug; und wir mußten daran zu Grunde gehen. Denn gleichviel, Staat oder Person: wer wankt und schwankt, wer unzuverlässig und unstet ist, wer Gelöbnisse bricht und nicht Treue hält, Der ist des Todes." Anno 1813 sprichts Einer (in Fontanes Roman „Vor dem Sturm"). Anno 1908 müßte Mancher so sprechen. Eigenlob, das bis zum Himmel stinkt. Ewiges Wanken und Schwanken. Unstetes Zaudern; nach dem Kraftprotzengestus ein schwächliches Verzagen. Welche Politik, die wir seit zwanzig Jahren treiben! Und ward dem König nicht, dem Kaiser statt männlicher Wahrhaftigkeit Lug und Trug geboten?

An mein Volk!

Gottes Rathschluß hat über uns aufs Neue die schmerzlichste Trauer verhängt. Nachdem die Gruft über der sterblichen Hülle Meines unvergeßlichen Herrn Großvaters sich kaum geschlossen hat, ist auch Meines heißgeliebten Herrn Vaters Majestät aus dieser Zeitlichkeit zum ewigen Frieden abgerufen worden. Die heldenmüthige, aus christlicher Ergebung erwachsende Thatkraft, mit der Er Seinen Königlichen Pflichten ungeachtet Seines Leidens gerecht zu werden wußte, schien der Hoffnung Raum zu geben, daß Er dem Vaterlande noch länger erhalten bleiben werde. Gott hat es anders beschlossen. Dem königlichen Dulder, dessen Herz für alles Große und Schöne schlug, sind nur wenige Monate beschieden gewesen, um auch auf dem Thron die edlen Eigenschaften des Geistes und Herzens zu bethätigen, welche Ihm die Liebe Seines Volkes gewonnen haben. Der Tugenden, die Ihn schmückten, der Siege, die Er auf den Schlachtfeldern einst errungen

hat, wird dankbar gedacht werden, so lange deutsche Herzen schlagen, und unvergänglicher Ruhm wird Seine ritterliche Gestalt in der Geschichte des Vaterlandes verklären.

Auf den Thron meiner Väter berufen, habe Ich die Regirung im Ausblick zu dem König aller Könige übernommen und Gott gelobt, nach dem Beispiel Meiner Väter Meinem Volke ein gerechter und milder Fürst zu sein, Frömmigkeit und Gottesfurcht zu pflegen, den Frieden zu schirmen, die Wohlfahrt des Landes zu fördern, den Armen und Bedrängten ein Helfer, dem Rechte ein treuer Wächter zu sein.

Wenn Ich Gott um Kraft bitte, diese königlichen Pflichten zu erfüllen, die Sein Wille Mir auferlegt, so bin Ich dabei von dem Vertrauen zum preußischen Volke getragen, welches der Rückblick auf unsere Geschichte Mir gewährt. In guten und in bösen Tagen hat Preußens Volk stets treu zu seinem Könige gestanden; auf diese Treue, deren Band sich Meinen Vätern gegenüber in jeder schweren Zeit und Gefahr als unzerreißbar bewährt hat, zähle auch Ich in dem Bewußtsein, daß Ich sie aus vollem Herzen erwidere, als treuer Fürst eines treuen Volkes, Beide gleich stark in der Hingebung für das gemeinsame Vaterland. Diesem Bewußtsein der Gegenseitigkeit der Liebe, welche Mich mit Meinem Volke verbindet, entnehme Ich die Zuversicht, daß Gott Mir Kraft und Weisheit verleihen werde, Meines königlichen Amtes zum Heile des Vaterlandes zu walten.

Potsdam, den achtzehnten Juni 1888. Wilhelm.

Warum ists anders gekommen? Das Volk so tüchtig, redlich, arbeitsam, flink zur That und bescheiden wie je eins auf der Menschenerde. Der Kaiser von beweglicherem Geist und rascherer Rezeption als mancher vom Glück zwiefach Gekrönte; mit dem festesten aller findbaren Bänder an das Schicksal dieses Volkes geknüpft, das den imperatorischen Glanz leicht, dessen Hinkümmern und elendes Zerbröckeln er auf einem Thron nicht um einer Stunde Dauer überleben könnte; und sicherlich ohne das Bewußtsein, je Unrechtes zu thun, Rechtes zu unterlassen. Dennoch; warum? Weil Herrschaft, Autokratie oder Demokratie, nur auf starker, mit des Herrschers und der Beherrschten Lebenssaft vermörtelter Grundmauer haltbar ist: nennt sie, mit wechselndem Wortschall, Gerechtigkeit oder Wahrhaftigkeit. Weil Euer Mund Wonne geheuchelt hat, während durch Euer Hirn mißtrauische Sorge schlich. Zwanzig Jahre lang. Wer so that, ist mitschuldig, Mann vor Mann, an Deutschlands Leid. Ein Zauberring ward gesprengt. Die süßen Zirper und Geisterseher kehren so bald nicht zurück. Der Kaiser ist frei; und hat, nach nützlicher Enttäuschung vom Glauben an romantische Politik und an das Zweite Gesicht, noch ein Leben vor sich. Sagt ihm, daß in diesen zwei Jahrzehnten die Mehrung deutscher Macht nur des Volkes Werk war, nicht des geschäftigen Heilsuchers im Purpur. Sagt ihm eben so offen, daß Ihr mündig seid; leicht zu regiren, nie mehr nach unerforschlichem Rathschluß zu beherrschen. Daß, wer selbst sich den Werth schuf, auch selbst sein Schicksal gestalten will. Und daß die Monarchie sterben muß, wenn der Monarch nicht die schwerste Probe, gebietet des Landes Noth sie, getrosten Sinns wagen darf: mit einem besiegten Heer heimzukehren.

In der Duma.

So leicht wie im Deutschen Reichstag öffnen sich im Haus der Duma dem Fremden die Pforten nicht. Selbst die Hilfe der Kaiserlich Deutschen Botschaft vermag nicht sicher den Ring von Soldaten und mißtrauischen Thürhütern zu durchbrechen, die an den Eingängen des alten Taurischen Palastes die Vertreter des Volkes und der Regirung vor möglichen Attentaten schützen sollen. Doch im Ausland merkt man manchmal, daß ein Mann, der zum Präsidium der deutschen Volksvertretung gehört, auch Etwas bedeutet. Als sich mein Mann persönlich an seine russischen Kollegen wandte, wurden wir sehr freundlich aufgenommen.

Das schöne alte Palais, einst von dem Fürsten Potemkin, dem Günstling der Kaiserin Katharina, erbaut, liegt weitab von dem Mittelpunkt des geschäftlichen und gesellschaftlichen Lebens der russischen Hauptstadt. Fast eine halbe Stunde fährt die leichte offene Droschke mit ihrem ausgestopften, dicken Kutscher und flotten russischen Traber bis zu dem äußerlich unscheinbaren Gebäude. Trotzdem wir Einlaßkarten für die Loge des Herrn Ministerpräsidenten vorzeigten, ließen uns die Schildwachen nicht in den schönen Vorgarten einfahren, sondern verwiesen uns auf einen Nebeneingang in der Seitenstraße, wo in lange Regenmäntel gekleidete Polizisten uns respektvoll durch einen Gartenweg bis an ein anderes Portal geleiteten. Zahlreiche Diener des Hauses bemühten sich dort um uns und führten uns in die Loge, die, dem Präsidentenplatz gegenüber, einen sehr guten Rundblick auf den Saal giebt. Ich war durch ein Gespräch mit den Mitgliedern der Deutschen Botschaft von dem Glauben geheilt worden, hier, im russischen Parlament, seien die Vertreter der sibirischen und kaukasischen Gouvernements in ihren bäuerlichen Volkstrachten zu sehen. Dennoch staunte ich, da sich mir fast genau das aus anderen Parlamenten bekannte Bild eines halbgefüllten Sitzungsaales bot. Die kleinen Pulte der Abgeordneten mit Papieren bedeckt, die Abgeordneten mit mehr oder weniger schönen Glatzen: wie bei uns; nur, schien mir, mit mehr Sorgfalt gekleidet als im deutschen Reichshaus. (Die Ecksofas mit den schlafenden Volksvertretern vermisse ich gern in der Duma.) Nur die mächtigen krausen Mähnen und wohlgepflegten Vollbärte der zehn oder zwölf Popen, die ein goldenes oder silbernes Kreuz auf dem faltigen Rock tragen, und ein paar Bauern mit glatt geschnittenem langem Haar und hohen Stiefeln erinnern daran, daß wir in Rußland sind. Die drei Präsidenten thronen friedlich neben einander auf ihren Sitzen, vor einem hohen, einem Altar ähnlichen Holzbau mit dem Oelbilde des Zaren. Sie lösen einander nicht, wie in Deutschland, in der Führung der Geschäfte ab, sondern sitzen zusammen auf den Ehrenplätzen, wenn sie nicht gerade Anderes zu thun haben. Vor dem Platz des Präsidenten ist die Rednertribüne; neben ihr der Platz für den Berichterstatter und den Ersten Schriftführer. Der Stenographentisch liegt noch tiefer; männliche und weibliche (so weit sind wir noch nicht) Stenographen theilen sich da in die Arbeit.

Für die Minister ist nicht viel Raum gelassen. Vorn sechs Plätze für Excellenzen, dahinter sechs für die Adjunkte und Unterstaatssekretäre. Die Regirung scheint hier nicht, wie unser Bundesrath, das Bedürfniß zu haben, durch eine (oft die Zahl der Abgeordneten übersteigende) Menge von Excellenzen, Wirklichen und anderen Geheimen Räthen, Assessoren und Offizieren der Armee, Flotte und Schutztruppe den Vertretern des Volkes zu imponiren. Für die Minister ist übrigens

aus Eisen und Beton ein kleiner Pavillon gebaut worden, den ein langer und natürlich stets besonders streng bewachter Gang mit dem Sitzungsaal verbindet.

Die Presse ist nicht sehr bequem untergebracht. Nur für ungefähr fünfzehn Herren war unten im Saal Platz; die Loge der übrigen Vertreter der Oeffentlichen Meinung konnte ich nicht sehen. Die dem Publikum angewiesenen Tribünen fand ich schwach besetzt; der Zutritt ist eben für einfache Sterbliche nicht leicht zu erlangen. Anfangs gab nur die Polizei, nach genauer Personalprüfung, Eintrittskarten aus; jetzt verfügen auch die Präsidenten über einige Plätze.

Der weite, weiße, von mächtigen Säulen getragene Saal ist in recht praktischer Weise seinem Zweck angepaßt worden (den sich der selbstherrliche Erbauer des Schlosses nicht träumen ließ). Eine weite, halbkreisförmige Rotunde mit hohen Fenstern (einst der Wintergarten) schließt sich, durch Säulen getrennt, an das Viereck des Sitzungsaales und ist bei hellem Wetter die einzige Lichtquelle des Saales. Heute, bei strömendem Regen, werfen Hunderte von elektrischen Kerzen auf schönen alten Bronzekronenleuchtern ihr gelbes Licht über die farblosen Wände und Säulen und zeigen die provisorische weißgetünchte Bretterdecke, die seit dem Einsturz den kunstvollen alten Plafond ersetzt, in ihrer ganzen Nüchternheit.

Wir hatten nicht lange Zeit, uns diesen Betrachtungen hinzugeben. Bald nach unserem Eintritt begrüßte uns, im Namen des Präsidenten, dessen Sekretär, ein hoher Beamter der Reichskanzlei, der einstweilen, da die Duma noch keine eigenen Beamten hat, wohl das Amt des Bureaudirektors bekleidet. Er gab uns jede erwünschte Auskunft und zeigte uns die interessantesten Persönlichkeiten. Da ist ein Führer der Oktobristen, Graf Uwarow, der gerade aus einer Schachtel eine große weiße Nelke nahm, um sie, wie jeden Tag, in sein Knopfloch zu stecken. Da sind Sozialdemokraten, die heute, zur Feier des ersten Maitages (nach russischem Kalender), mit rothen Nelken den Weltfeiertag markiren. Der Abgeordnete Purischkewitsch, das enfant terrible des Hohen Hauses, hatte sich, um den Farbenkultus zu höhnen, den Spaß gemacht, rothe Taschentücher auf die Plätze der Genossen zu legen.

Oberst von Osten-Sacken, der Kommandeur der Palastwache, kam in voller Uniform zu uns in die Loge; ihm sind die Soldaten und Gendarmen unterstellt, die in und bei dem Palais den Wachtdienst haben. Im Sitzungsaal darf er nur auf Anordnung des Präsidenten eingreifen. In den Logen versehen Herren mit großen silbernen Amtsketten den Dienst. Logenschließer? Nach ihrer Funktion ungefähr; doch man sagte mir, es seien Adelige und sogar Fürsten darunter.

Von den Verhandlungen verstanden wir kein Wort; doch orientirte Herr Raffalowitsch uns über den Inhalt der Reden. Lebhaft genug ging es zu. Eine wichtige Geschäftsordnungdebatte brachte Redner der Linken und der Rechten auf die Tribüne und Händeklatschen, im Deutschen Reichstag verpönt, lohnte jede treffende Bemerkung. Auf die eigentliche Rhetorik, auch auf die Geberde scheinen die Dumamänner mehr Werth zu legen als unsere Volksvertreter. Als ich nachher die Reden in der Petersburger Zeitung nachlas, schienen sie mir auch an Inhalt reicher. Man streitet hier nicht darüber, wer mehr für die Bergarbeiter gethan habe, Sozialdemokratie oder Centrum, kämpft auch nicht um die großen und kleinen Sorgen des Mittelstandes, sondern um Volksrechte und Freiheiten, wie auch wir einst in der großen Zeit des Reichsparlaments, und der Kampf um diese bedeutenden Gegenstände scheint mit Ernst und Arbeitfreudigkeit geführt zu werden.

Doch über solche Dinge soll eine Frau wohl, trotzdem das neue Vereinsgesetz ihr den Zutritt zu öffentlichen Versammlungen und politischen Vereinen gewährt, ihr Urtheil zurückhalten. Also zurück ins Aeußerliche. Wir sind in dem von Wallot erbauten Haus besonders stolz auf die lange Wandelhalle mit ihrer Rotunde, ihren Bildwerken und ihrem mächtigen Kronenleuchter; aber (der geniale Erbauer des Reichshauses möge mir nicht zürnen) die mit Säulen geschmückte, wesentlich längere, aber schlicht gehaltene Wandelhalle des Taurischen Palastes wirkt vornehmer und großartiger. Kein Fremder darf während der Sitzungen diesen Raum betreten; die Abgeordneten und die Minister ergehen sich hier und kein Provinziale stört sie, wie bei uns gar so oft, mit der Bitte um eine Eintrittskarte.

Welche Feste mag dieses Haus gesehen haben, ehe es umgebaut wurde? Noch heute sieht man hier Räume, wie sie kaum in einem deutschen Fürstenschloß zu finden sind. Die prächtig ausgestatteten Zimmer mit alten Deckenverzierungen und Malereien sind fast zu vornehm und wohl nicht immer ganz tauglich für ihren neuen Zweck. Dem Präsidenten gehört ein hoher Saal mit prachtvollen Lustres, goldenen Sofas und Tischen mit Platten aus Lapis Lazuli. Dem Bureau und der Registratur sind Riesenräume angewiesen. Auch die Journalisten haben sehr große Arbeitzimmer. Alles wird uns gezeigt. Alte Studienfreunde und Schüler begrüßen meinen Mann und die Präsidenten erweisen dem deutschen Kollegen jede Freundlichkeit. Wir haben im Haus der Duma gute Stunden verlebt.

Waldfrieden. Luise Paasche.



Wie es wurde.*)

Umgeben von blühenden Wiesen und wohlbebauten Aeckern liegt das Gebirgsdorf Altbeuern. Es zählt nur wenige Häuser und nur wenige Einwohner. Aber die Häuser sind wohnliche, malerische Gebäude und die Leute, die darin hausen, sind schöne, von Kraft strotzende Menschen. Kaum Einer oder der Andere von ihnen ist je über den Umkreis der hohen schneebedeckten Berge, die das Dorf von allen Seiten gleich einem mächtigen Gürtel umziehen, in die Welt hinaus gedrungen. Die Bauern von Altbeuern sind ehrliche Menschen.

Das schönste Mädchen im Dorfe war zur Zeit, wo diese Erzählung beginnt, die Kohler-Mali. Sie war ein junges Ding, kaum sechzehn Jahre alt und schlank wie eine Tanne.

Der schönste Bursche von Altbeuern war der Gruber-Hies. Er zählte zwanzig Sommer, war gewachsen wie eine Eiche und stark wie ein Stier.

Die Kohler-Mali war die Tochter einer armen Häuslerin. Sie mußte zusehen, wie sie sich durch das Leben schlug.

Der Gruber-Hies war ein „lediges Kind“. Deshalb aber ging es ihm

*) Diese Novelle ist in den Band aufgenommen worden, der, unter dem Titel „Evoë?“, nächstens bei Ernst Hofmann & Co. erscheint.

keineswegs schlecht. Jeder hatte den starken, fröhlichen Burschen gern als Knecht in seinem Haus und an seinem Tisch.

Es war eine ganz natürliche und ordnungsgemäße Sache, daß die beiden schönsten Menschen von Altbeuern mit einander „gingen". Jedermann war es zufrieden. Selbst der Herr Pfarrer, ein alter, würdiger Herr, wußte eigentlich nichts Stichhaltiges dagegen einzuwenden. Am Meisten aber waren mit dieser Weltordnung die Mali und der Hies selbst einverstanden.

So schien Alles im besten Gleis. Da mußte der Gruber-Hies zum Militär. Abends nahm er von der Mali Abschied. Es war eine schwere Stunde. Auf der Waldwiese, nah bei der Königlichen Säge, lagen einige gefällte Bäume. Dorthin hatte der Rekrut sein Mädchen geführt. Hier wollten sie den letzten Händedruck tauschen. Er wußte ihr allerdings nichts Anderes zu sagen, als was er sich selbst und Jedem, der es hören wollte, seit vierzehn Tagen unermüdlich wiederholte: daß der Abschied sein müsse und daß man nichts dagegen machen könne.

Beide sprachen während dieses Stelldicheins nur wenig. Sie begnügten sich damit, still neben einander zu sitzen und gemeinsam in das von geheimnißvollem Mondlicht übergossene Thal zu blicken. Leise murmelnd drang das Rauschen des Waldbaches herüber.

Am nächsten Morgen zog der Gruber aus seinem stillen Dorfe nach München, wo er in des Königs Leibregiment dienen sollte.

Der Winter kam ins Land.

Langsam rückte die Schneedecke von den Gipfeln der Berge, von den verlassenen Almen immer tiefer gegen das Thal. Jeder Morgen brachte die weiße Grenze näher und näher. Es währte nicht lange, so waren die breiten, dunklen Schindeldächer der Häuser von Altbeuern über Nacht mit einer fußhohen, glitzernden Schneemasse bedeckt. Aber in den niederen, kleinfenstrigen Stuben war es um so heimlicher und gemüthlicher geworden.

Die Mali dachte oft an den Hies. Wenn sie abends allein bei der Mutter saß, meinte sie manchmal, daß die Thür jeden Augenblick aufgehen und die hohe, breitschultrige Gestalt des Geliebten eintreten müsse. Briefe wurden nur höchst selten gewechselt. Denn beiden jungen Leuten bereitete die edle Schreibekunst weit mehr Mühe als Vergnügen.

Daß sie einander gern hatten, wußten sie, ohne es „schriftlich" zu haben. Und Das ist schließlich die Hauptsache.

Der Winter dauert im Hochgebirge doppelt so lange wie in der Ebene. Auch das Frühjahr ist dort kein gezierter, liebegirrender Bengel, der die Flöte und Schalmei bläst. Mit polternden, tosenden Wildbächen und verheerenden Lawinen kündet er sich an. Nur nach langen, hartnäckigen Kämpfen gelingt es dem jungen Herrscher, sich den Thron zu sichern. Zu Pfingsten ist der Sieg oft noch nicht entgiltig entschieden.

Für diese Feiertage durfte der Hies ins Dorf auf Urlaub kommen. Die Mali schwamm in heller Festesfreude. Stolz schritt sie an der Seite des jungen Vaterlandsvertheidigers durch das Dorf und fühlte sich nicht wenig, als Alle den strammen „Leiber" bewunderten. Er sah auch wirklich prächtig aus in seiner hellblauen Uniform mit dem rothen Kragen und den silbernen Knöpfen. Selbst weiße Handschuhe durfte er tragen, gerade wie die Herren Salinenbeamten bei der Fron-

leichnamsprozession oder an Königs Geburtstag. Nachmittags mußte er im Wirthshaus den reichsten Bauernsöhnen erzählen, wie es drunten in der Stadt aussah und wie es eigentlich beim Militär zuging. Die Mali durfte neben ihm sitzen und seinen Worten lauschen.

Da kam ihr plötzlich der Gedanke, auch in die Stadt zu ziehen und einen Dienst zu suchen. Aber der Hies lachte sie aus. Dort seien so viele Mädchen, daß sie alt würde, ehe sie einen Platz fände.

Pfingsten war lange vorüber und der „Leiber" längst wieder bei seinen Kameraden in der Kaserne.

Die Mali dachte nach wie vor viel an ihn. Nur verband sie jetzt sein Bild mehr, als unbedingt nöthig war, mit dem städtischen Treiben und den städtischen Freuden, die er ihr in seiner einfachen, drastischen Sprache geschildert hatte.

Mitte Juli geschah ein in Altbeuern noch nie dagewesenes Ereigniß. Eine Postkutsche rollte in das Dorf und hielt vor dem Gemeindewirthshaus. Dem Wagen entstiegen ein städtisch gekleideter Herr, eine Dame und drei Kinder. Es waren schwarzäugige und schwarzhaarige Menschen, die mit seltsamer Betonung sprachen und den bayerischen Dialekt nur schwer zu verstehen schienen. Die Dame trug ein lichtes Reisekleid und viel goldenen Schmuck. Als Kopfbedeckung aber hatte sie einen grünen Hut, wie er im Gebirge getragen zu werden pflegt, gewählt. Die drei Knaben waren als kleine Matrosen herausstaffirt.

Das Erstaunen der Bauern wuchs, als der fremde Herr nach einer „Sommerwohnung" Umschau halten wollte. Das kannte man damals in Altbeuern nicht. Man verspürte auch gar keine Lust, seine Stuben den Städtern einzuräumen. Aber der Fremde ließ sich nicht abschrecken. Er schien an Altbeuern Gefallen gefunden zu haben und hatte richtig bald einen Bauern überredet, ihm gegen billiges Entgelt zwei Kammern zu überlassen.

Nun wollte der Fremde (auf dem Bürgermeisteramt hatte er sich als „Herr Goldstein, Kaufmann aus Hamburg" gemeldet) eine Magd und bot einen verhältnißmäßig hohen Lohn. Die Mali erklärte sich bereit, den Posten anzutreten. Sie konnte ganz gut gleichzeitig der alten Mutter und der fremden Dame in der Wirthschaft behilflich sein.

Die Familie Goldstein blieb den ganzen Sommer. Die blassen Knaben erhielten in der würzigen Waldluft ordentlich rothe Backen, was die Mutter nicht genug bewundern konnte. Auch die Mali hatte ihre Freude daran, denn sie hatte die aufgeweckten Kinder von Herzen liebgewonnen.

Als der Herbst anzog, rüsteten die Fremden zur Abreise. Herr Goldstein hatte mit seiner Hausfrau lange, geheimnißvolle Besprechungen, während deren die Mali stets aus der Kammer geschickt wurde. Das Ergebniß dieser Konferenzen bildete der Antrag, die Kohler-Mali solle die Familie Goldstein nach Hamburg begleiten. Sie boten ihr einen anständigen Lohn. Nur mußte sie sich verpflichten, so lange bei ihnen zu dienen, bis sie die Auslagen der Reise und die Anschaffung der nöthigen städtischen Kleidung abgedient hätte. Natürlich könne sie im Haus des Kaufmanns nicht ihren Bauernkittel tragen.

Das Mädchen hatte ihre Bedenken. Ob es weit von Hamburg nach München sei? Sehr weit! Ob Hamburg so schön wie München sei? Viel schöner. Das Ende war, daß das Bauernmädchen mit den Städtern davonzog.

Als die heimathlichen Berge immer weiter in der Ferne verschwanden, wurde es dem jungen Ding doch schwer ums Herz. Aber nach einem Jahr würde sie ein schönes Stück Geld verdient haben und heimkehren. Damit tröstete sie sich.

Neue Eindrücke stürmten auf sie ein. Schon die Eisenbahn allein, die sie früher nie gesehen, war ihr etwas Ungeahntes und Berückendes.

In München blieb die Familie einige Stunden. Die Mali wollte ihren Hies verständigen, damit er auf den Bahnhof komme. Das erschien ihr so selbstverständlich. Aber Frau Goldstein legte ein energisches Verbot ein. Zum ersten Mal ahnte die junge Magd, daß das Dienen auf dem Lande doch grundverschieden sei von dem in der Stadt, bei „Gebildeten“.

Gleich nach ihrer Ankunft in Hamburg schrieb sie dem Geliebten. Einen langen Brief mit endlosen Sätzen, von denen jeder mit „So“ anfing. Ein Gelehrter wäre kaum aus diesem Schriftstück klug geworden. Es bedurfte eines bayerischen Bauernkopfes, um den Sinn dieser anscheinend ganz unzusammenhängenden Perioden zu verstehen. Von der Familie Goldstein, von einem „Wiedersehen“ und von ewiger „Lieb und Treu“ war darin viel die Rede.

Der Gruber-Hies saß auf seinem Bette und entzifferte das Schreiben. Es war ihm gar nicht recht, daß das Mädel ohne sein Wissen und Wollen nach Hamburg gegangen war. Ein Soldat seiner Compagnie war einmal dort gewesen und erzählte viel und gern davon. Aber eben Das, was er vernommen, wollte dem ehrlichen Gebirgler gar nicht gefallen. Der Kamerad lebte in Saus und Braus, obgleich er von zu Haus keinerlei Zuschuß erhielt. Daß man ein solches Leben nicht von der Löhnung bestreiten konnte, wußte der Leiber Gruber nur zu gut. Man sah diesen Soldaten oft mit schöngekleideten Mädchen auf den Tanzböden und an sonstigen Vergnügungorten. Er trug einen Ring am Finger und sogar eine goldene Uhr.

Hies war nicht auf den Kopf gefallen. Bald kannte er die Quelle dieses unsauberen Reichthumes. Einmal meinte der Kamerad, er könne es eben so gut haben. Aber da war er an den Falschen gerathen! Das mochten die Städter halten, wie sie wollten. Es ging zwar dem Gruber-Hies knapp, sehr knapp. Denn Geld besaß er ja keins. Dagegen verfügte er über einen ausgezeichneten Magen, der die königliche Kost rascher verdaute, als es gerade angezeigt war. Aber er hatte ein warmes Zimmer, einen Strohsack und immerhin genug, um sich einmal des Tages satt zu essen. Mehr brauchte der Gruber-Hies nicht, um ehrlich und rechtschaffen zu bleiben.

Sechs Monate später kam wieder ein Brief der Mali. Er war diesmal viel besser geschrieben. Kürzere Sätze verliehen darin in gedrechselten Worten gedrechselten Gefühlen Ausdruck. Von der Familie Goldstein war wenig die Rede. Dagegen wurde ein Herr, ein gewisser Herr Jacques, erwähnt, der ihr öfters Theaterkarten schenke. Ob der Hies auch manchmal ins Theater gehe. Das war der letzte Brief, den der Leiber von der Mali erhielt.

Als er seine drei Jahre abgedient hatte, kehrte er nach Altbeuern zurück. Er forschte nach dem Mädchen. Niemand wußte Etwas von der Mali. Die alte Mutter war gestorben. Nicht lange litt es den beurlaubten Krieger in der Heimath. Er war draußen, beim Militär, ein Anderer geworden. Er hatte Manches gesehen und Manches gehört. Seine ehemaligen Freunde hatte man in der Stadt Bauerntölpel genannt.

Daß er gut zu arbeiten verstehe, wußte er. Wurde gute Arbeit nicht in den Städten gut bezahlt? Was sollte er noch im Dorf, wo er Allen fremd geworden war?

Da war es besser, er griff nach dem Wanderstab.

Und er wanderte.

Abermals waren drei Jahre vergangen. Ein kalter Regen fiel vom bewölkten, herbstlichen Himmel. Der Wind pfiff mit so mächtiger Gewalt durch die Straßen von New York, daß die Menschen nur mit Mühe die schützenden Schirme über den Kopf zu halten vermochten.

Vom Hafen her schritt ein großer, breitschultriger Mann der inneren Stadt zu. Den abgegriffenen grünen Filzhut hatte er mit herabgezogener Krämpe so dicht wie möglich in die Stirn gedrückt, die Hände in die Taschen der Beinkleider vergraben und den Kragen des dünnen, fadenscheinigen Sommerrockes aufgeschlagen. Vor einer Taverne, wie sie in der Nähe des Hafens zu Dutzenden zu finden sind, blieb er stehen. Einen Augenblick zögerte er. Dann holte er aus der Tiefe seiner Tasche einige Kupfermünzen hervor und überzählte den kleinen Betrag. Es war das letzte Geld. Er trat ein und kaufte mit diesem letzten ein Glas Schnaps. Dazu reichte es gerade noch.

Die Taverne war ein großer, kahler Raum. Hölzerne Bänke, Tische und Stühle. Im Hintergrund ein Schanktisch und hinter diesem eine offene Thür, durch die man einen dunklen Gang betrat. Eine Gasflamme brannte dort. Nur wenige Gäste waren anwesend. Fast alle hatten an den dem Ausgang zunächstliegenden Tischen Platz genommen, wo es freundlicher und heller war.

Der arme Mann setzte sich still in eine Ecke und legte seinen regenschweren Hut neben sich. Gierig trank er in großen Zügen das starke Getränk. Wie er den Kopf zurücklehnte, um die letzten Tropfen im Glase zu schlürfen, konnte man an seinem abgemagerten Hals fast sehen, wie die Flüssigkeit durch die Gurgel rann. Wer hätte in dieser ausgemergelten Proletariergestalt den schönen Gruber-Hies wieder erkannt? Und er war es doch.

Er hungerte. Aber er hatte kein Geld, um sich Nahrung zu kaufen. Seit vierundzwanzig Stunden hat er nichts mehr genossen als einige Gläser Branntwein. Der war billig und wärmte den nassen, erstarrten Körper. Dabei war er den ganzen Tag umhergelaufen; in der Millionenstadt. Wohl an fünfzig Orten hatte er nach Arbeit gefragt. Verzweifelt um Arbeit gebettelt. Seit drei Wochen schon führte er dieses Leben. In Europa hatte man ihm Goldene Berge versprochen, wenn er in Amerika arbeiten wollte. Und der Gruber-Hies wollte arbeiten. Als er aber in der Neuen Welt gelandet war, machte er die traurige Erfahrung, daß es hier noch schwerer als in der alten Heimath sei, Arbeit zu erhalten.

Er hatte den Einfall gehabt, auf das Konsulat zu gehen. Dort war er aber schnell vor die Thür gesetzt worden.

So ein großer, starker Mensch solle sich doch um eine Arbeit umsehen! Er ging: Gott im Herzen und einen Fluch auf den Lippen. Der kleine Sparpfennig war verbraucht. Die bittere Noth begann.

Kleider und Wäsche waren zum Theil verkauft, zum Theil dem Leihhaus verfallen. Hies Gruber nannte auf Gottes weiter Welt nichts mehr sein Eigen

als seinen abgegriffenen grünen Hut, sein grobes Hemd, das fadenscheinige Beinkleid und den dünnen Sommerrock. Noch Etwas: den schmalen ledernen Riemen, der das Beinkleid um seine Hüften schnallte. Der gerade leistete ihm gute Dienste. Heute hielt er noch den knurrenden Magen in Ordnung; und morgen ... morgen konnte er sich an ihm aufhängen.

Der kalte Regen hatte den armen Burschen bis auf die Haut durchnäßt. Er hungerte. Die Nacht brach an. Langsam füllte sich die Schänke. Man zündete die Gasflammen an. Hies lehnte in seiner Ecke. Eine grenzenlose Gleichgiltigkeit kam über ihn. Er starrte auf das leere Glas. Kein Tropfen war mehr darin. Wie er so saß, halb schlafend, halb wachend, vergaß er fast, daß er in der nächsten Stunde wieder hinaus mußte in die dunkle Nacht, wo der kalte Regen so mitleidlos vom sternenlosen Novemberhimmel herniederrieselte. Und dann würde er in keine Schänke mehr treten können, um sich zu wärmen, um einen belebenden Trunk zu thun. Die nächste Erleichterung war für ihn der Tod, das nächste Obdach die Mutter Erde, in die sie ihn verscharren würden. So lange das starke, gesunde Herz unter dem dünnen, nassen Kittel schlug, blieb er obdachlos und hungernd.

Geschminkte Mädchen traten ein und gingen zwischen den Tischen auf und nieder, hier einen Schluck aus einem ihnen gereichten Glase trinkend, dort ein derbes Wort nicht weniger derb erwidernd. Eine von ihnen kam bis zum Hies. Sie blieb stehen und blickte aufmerksam auf den elenden Mann. Er bemerkte es nicht. Was gingen ihn diese Weiber an! Sie aber trat auf ihn zu und rief erfreut, erstaunt: „Das ist ja der Hies? Wie kimst denn Du her?"

Er hob betroffen den Kopf. Wer kannte ihn hier? Es that ihm wohl, seinen Namen in der heimathlichen Mundart ausgesprochen zu hören.

Er starrte das Weib an. Es war eine Frau in auffallender Kleidung, mit Federn auf dem Hut und falschem Schmuck am Hals. Er schüttelte den Kopf. Nein: Die hatte er nie gekannt.

Das Mädchen ließ sich aber nicht irr machen und setzte sich gleich zu ihm: „Kennst mich denn wirklich nimmer?" fragte sie belustigt. „Die Mali!"

Da fiel es ihm ein! Die Kohler-Mali! Sein Mädel aus den Bergen! Hergott, was war aus Der geworden!

„Kann ich mir Etwas bestellen?" fuhr sie im geschäftmäßigen Ton fort, da gerade der Aufwärter an den Tisch getreten war.

„Ich hab' ka Span," stieß der einst so stolze Bauernbursche rauh hervor; ein unschönes Lachen sollte seine Beschämung verbergen.

Sie blickte ihn genauer, prüfend an und schien erst jetzt sein Elend zu bemerken. Aber sie blieb bei ihm. Sie bestellte sogar ein Glas Glühwein und schob es ihm zu. Er trank. Ihn fror und hungerte so sehr. Das Mädchen schien es zu errathen. Sie bestellte Speise und Trank. Augenscheinlich machte es ihr Freude, ihn zu bewirthen. Lange saßen sie beisammen und plauderten von der Heimath, vom Dorf, von der Verwandtschaft. Sein Elend und ihre Schande wurden mit keinem Wort erwähnt.

Es war fast Mitternacht, als sich die Mali erhob. Sie forderte den ehemaligen Freund auf, ihr ein Stück Weges das Geleit zu geben. Das konnte er ihr nicht abschlagen.

Draußen stürmte und regnete es ärger als vorher. Die Mali schritt rasch durch eine Anzahl enger Gassen; sie hielt den Schirm dicht über ihrem Kopf. Der

Hies folgte ihr; er fror in seinen dünnen Kleidern. Nach der schwülen Hitze der Schänke litt er noch empfindlicher unter der Kälte. Wo würde er den Rest der Nacht zubringen? Unter irgendeiner Brücke. Bei dem Hundewetter!

Vor einem schmalen, hohen Haus blieb das Mädchen stehen und öffnete die unversperrte Thür. Drinnen im Flur wollten sie von einander Abschied nehmen. Er reichte ihr die Hand und dankte für die Bewirthung. Sie meinte lachend, es sei nicht der Rede werth. Dabei ließ sie seine Hand nicht los und spielte liebkosend mit seinen kalten Fingern. Gerade so, wie sie es früher oft gethan, vor langen Zeiten, auf der Waldwiese von Altbeuern.

Da warf der Wind krachend die Hausthür ins Schloß. Nun war es ganz finster um sie her. Schweigend standen sie eine Weile.

Dann fragte er plötzlich und unvermittelt: „Na, soll ich zu Dir hinauf kommen?" Sein heißer Athem weht ihr in das Gesicht. Sie antwortet nicht. Aber ohne seine Hand loszulassen, führte sie ihn die Treppe hinauf in ihr Zimmer.

Es war ein kleiner Raum, mit verschossener Pracht eingerichtet. Ein breites Bett stand an der Wand. Ihm gegenüber der Waschtisch mit allerlei Flaschen und Büchsen überladen. Näher dem Fenster ein Sofa und ein Kleiderschrank. Ein bunter Teppich bedeckte den Boden. Der kleine eiserne Ofen strahlte wohlthuende Wärme aus.

Hies Gruber hatte Zeit, dies Alles zu beobachten, während die Mali Hut und Mantel ablegte. Den regenschweren Filz auf dem Kopf, die Hände in die Hosentaschen vergraben: so stand er mit finsterem Gesicht dicht bei der Thür. Ihm war gar eigenthümlich zu Muth. Die Mali trat auf ihn zu und fragte, ob es ihn etwa gereue, mit ihr gegangen zu sein.

„Nein. Das nicht!" erwiderte er rauh.

Da faßte sie seine erstarrten Gelenke und zog ihm die Hände aus den Taschen. Dann gab sie ihm einen ermunternden Schlag auf den Rücken, versperrte die Thür und legte sich in das Bett.

Langsam, schweigend fing auch er an, sich zu entkleiden.

Als er am nächsten Morgen erwachte, fand er die Mali schon auf und munter. Sie brachte ihm das Frühstück und schien eine besondere Genugthuung darin zu finden, ihn zu bedienen.

Ueber Nacht war der erste Schnee gefallen. Er dachte, wie das vergebliche Suchen und Betteln um Arbeit nun wieder beginnen würde. Da hub das Mädchen an: „Du ... Hies ... Mir ist Etwas eingefallen ... Du sollst ganz bei mir bleiben!"

Erst wollte er nichts davon hören. Sie aber verlegte sich auf das Bitten. Er war kampfesmüde; und willigte ein.

Im Ofen knisterte behaglich das Feuer. Die Mali brachte Cigaretten. Er lag auf dem Rücken im Bett und blies blaue Ringe in die Luft.

Plötzlich jedoch richtete er sich auf und meinte zögernd, fast drohend: „Du ... Nach Haus schreiben darfst aber nicht ... Das sag' ich Dir!"

Sie lachte. „Red' nicht so dumm! Das geht Keinen was an als uns Zwei!"

Er sank auf den weichen Pfühl zurück. Sie beugte sich über ihn, um ihn zu küssen. Er ließ es gleichgiltig geschehen.

So wurde er, was er ist.

Salzburg. Friedrich Fürst Wrede.

❧

Renoir.*)

Die siebenziger Jahre sind für Renoir, was für Manet die sechziger waren. Die Werke dieser Zeit werden stets die größte Stimmenzahl für sich haben, wie die Olympia oder Déjeuner sur l'herbe. Sie zeigen den Künstler so vortheilhaft wie möglich. Er besitzt die traditionelle Vollendung, ist als Persönlichkeit vollkommen kenntlich und dabei doch noch den überlieferten Werthen so nah, daß die Prüfung leicht fällt. Für Leute, die der Bequemlichkeit solcher Prüfungen nicht bedürfen, denen die traditionelle Vollendung nicht über die individuelle geht und die vom Künstler Das am Höchsten stellen, was seinen künstlerischen Zielen am Nächsten kommt, beginnt erst jetzt der rechte Renoir. Er hat bis dahin sich und Anderen sein Recht auf Existenz nachgewiesen. Nun hebt die höhere Existenz an, die Verfeinerung des Persönlichen, die Kondensirung seiner Resultate, die Formulirung seines Begriffes von Modernismus. Er gleicht dem Dichter, der nach der Exposition der materiellen Thatsachen zur psychologischen Handlung schreitet. Uebrigens war es mit der leiblichen Existenz noch nicht weit her. Choquet, der treue Prophet Cézannes, Renoirs erster Helfer, verfügte bei seinen Aufträgen nur über bescheidene Mittel. Die „Lise" hatte, als sie glücklich verkauft wurde, kaum die Ausgabe an Leinwand, Rahmen und Farben gedeckt. Man hatte sie mit hundert Francs bezahlt; und ungefähr die selbe Summe blieb auch jetzt noch bis Ende der sechziger Jahre für Monet, Sisley und Renoir die gewohnte Taxe im Hotel Drouot. Der menschliche Werth der folgenden Leistung wird durch solche Zahlen nicht verkleinert. Die Entwickelung geht zunächst nach der Richtung der Farbe. Renoir sucht die von allen möglichen Reminiszenzen durchsetzte Palette zu reinigen und Monets Forderung einer chromatischen Harmonie besser als vorher zu erfüllen. Man muß sich diese Entwickelung nicht als mechanische Prozedur vorstellen. Der Unterschied zwischen der „Loge" und dem großem Bild im Musée du Luxembourg, „Moulin de la Galette" (von 1876), erschöpft sich nicht mit der objektiven Reinigung der Farben. Denn diese wird erst bei der Analyse des Bildes offenbar, bestimmt nicht die Totalität des Eindruckes, ganz abgesehen davon, daß die absolute Reinheit in dem Gemälde noch lange nicht erreicht ist. Noch schwankt die Basis zwischen ungelöstem Schwarz und Blau. Was in die Augen springt, ist die größere Lebendigkeit des Ganzen. Das Fleisch ist nicht mehr das „beau morceau" des Virtuosen, sondern wird Theil einer mehr pantheistischen Anschauung. Wie in der „Lise", in dem Mädchen der Nationalgalerie und im Doppelportrait Sisleys sehen wir Menschen im Freien, aber es scheint fast, als ob das Freie vorher ein übernommener Begriff war, für einen dekorativen Hintergrund passend, während es jetzt ein Kosmos ist mit

*) S. „Zukunft" vom dreizehnten Juni 1908.

Luft und Licht, in dem sich Menschen bewegen. Der Pinsel scheint die Leinwand wie die Sonne die unter den Bäumen tanzende Menge zu treffen. Dieser Vertiefung des Natürlichen dient die Reinigung der Palette. Wie in jedem gelungenen Gemälde, bildet die Farbenvertheilung die Vielheit der Erscheinungen. Dieses ordnende, also rhythmische Element gelangt, wie schon Delacroix zeigte, da, wo reine Farben als Basis dienen, zu einer viel ausgiebigeren Wirkung als die alte Methode, weil innerhalb reiner Farben die Variationen der Harmonie ohne Gefährdung der Einheitlichkeit viel weiter getrieben werden können. Freilich stützt sich die Einheitlichkeit auf andere Elemente als in den früheren Bildern. Der Farbenfleck wird der Träger der Wirkung; was vorher fest zusammengefügt war, wird getheilt. Diese Auflösung der vorher erlangten Form zu Gunsten einer neuen geht nicht ohne Opfer vor sich. Es wogt von Farben in diesem fröhlichen Tanz, wo die Sonne mitzutanzen scheint; aber man wird eine gewisse Unruhe nicht los, wenn man der Geschlossenheit der früheren Werke gedenkt, und nicht jeder Betrachter wird in der Einsicht, daß neue Zwecke neue Formen bedingen, vollen Ersatz finden. Am Schwersten fällt die Entscheidung zu Gunsten der späteren Werke bei den rein landschaftlichen Motiven. Ich kenne kaum eine späte Landschaft, die sich neben das kostbare kleine Bild mit dem Badewagen („La Grenouillière") stellen läßt. Selbst die strahlenden Ansichten Venedigs haben nicht den unerklärlichen Charme dieser zierlichen Erfindung. Der Umstand, daß die späteren Landschaften reinere und lichtere Farben zeigen, geht an dieser Empfindung spurlos vorüber.

In der Darstellung des Menschen im Freien und im Interieur übertraf Renoir bald das Niveau des Moulin de la Galette. Noch experimentirte er. Die vielen Studien nach Gruppen im Freien von der Art der „Tonelle" dienten ihm nur zu Studien der Bewegung des Lichtes. Die chromatische Reinheit wurde schon in der „Balançoire", heute im Luxembourg, erreicht, die nach 1876 entstand; einer schönen Symphonie in Blau. Die Quadrirung des rosa Weges durch die Sonnenflecke und die Schatten der Figuren waren in reinen violetten Tönen gegeben. In dem kleinen Bilde des selben Jahres, das unter dem Titel „Atelier de l'Artiste", Monet, Pissaro und drei andere Freunde des Künstlers vereinte, versuchte Renoir zum ersten Mal, seine Erfahrungen mit dem Pleinairismus auf ein Gruppenbild im Zimmer zu übertragen. Es blieb Skizze. Aber kaum zwei Jahre später gelang der Versuch über alle Maßen in dem großen Bildniß der Familie Charpentier, das seinem Autor im „Salon" von 1879 den ersten großen Erfolg eintrug und ihn jetzt in Amerika, im Metropolitan Museum von New York, würdig vertritt. In der Palette ließ Renoir bei diesem Hauptwerk die Konsequenz der modernen Koloristik außer Acht. Zu seinem Glück, möchte man hinzufügen; denn man kann sich kaum denken, wie die kostbaren schwarzen Töne im Kleid der Dame

und in dem Bernhardiner zu ersetzen wären. Sie bewahren die orientalische Buntheit des Ganzen vor den Klippen eines Alfred Stevens und geben, zumal mit dem Gelb und Lila des Teppichs und den zarten Tönen der kleinen Mädchen, wundervolle Kontraste. Die Anordnung fordert die alten Meister in die Schranken. Die große, scheinbar zufällig entstandene Kurve vom Ende der pompösen Schleppe des Damenkleides bis zu dem Kopf des Hundes läßt den ganzen Komfort des Milieus zur Geltung kommen. Diesen Umriß bereichert die Struktur der verschiedenen Materien. Sie wirken wie gestickt mit Farben, dabei doch leicht und ganz natürlich. Huysmans meinte von dem Bilde, die Farben sähen wie „effacées avec un tampon de linge“ aus. Man glaubt hier in der That schon die Interieur-Behandlung eines Bonnard angedeutet zu finden. Unter der Hülle eines gewissen Konventionalismus, der die Pikanterie vergrößert, verbirgt sich mancher Hinweis auf die Zukunft. Die Früchte und Blumen auf dem Tischchen des Hintergrundes deuten auf die prickelnde Süßigkeit der späteren Stilleben Renoirs. In den Gestalten endlich, in der Dame wie in den Kindern, ahnt man die Höhe, zu der sich Renoir als Maler des Weibes erheben sollte.

1880 erschien im Salon das schlafende Mädchen auf dem Sessel. Auf seinem Schoß liegt eine schlafende Katze und das Ganze wirkt wie ein Symbol des Schlafes. Was würde Delacroix, der an Courbets schlummernder Spinnerin Gefallen fand, zu dieser Darstellung schlafenden Lebens gesagt haben! Die Erinnerung an Courbet klingt in diesem Bild noch wie ein leises Echo mit; aber was Courbet vermochte, die in die Poren der Leinwand gepreßte Sichtbarkeit des Animalischen, scheint hier mit gleicher Wucht in eine höhere Sphäre getragen. Immer noch bleibt das Wesen animalisch; wäre es anders, so wäre das Resultat Lüge. Aber diese Erkenntniß liegt nicht, wie bei Courbet, im Vordergrund der Betrachtung, sondern befestigt die seelische Manifestation des Meisters. Ich weiß nicht, warum man bei diesem Bild Etwas von dem verschwiegensten Wesen der Frau zu erschauen meint, trotzdem sie uns nicht einmal anblickt. Die lässige Hingabe im Traum hat Fragonard oft mit Meisterschaft gemalt. Doch können wir uns vor diesem Renoir nicht einer leisen Verachtung seiner Art erwehren. Man möchte Feragonard in solchem Moment nicht sehen, nicht aus Abscheu vor der Unkeuschheit seiner Muse (wer wäre so unfrei!) sondern, weil seine Erotik sich gar zu schnell erschöpft. Man möchte, in Renoirs Zauber befangen, fast glauben, daß der berühmteste Frauenmaler des achtzehnten Jahrhunderts ein künstliches Wesen vor sich sah.

Hunderte solcher Bilder hat Renoir gemalt. Immer Mädchen, schlafend, sitzend, liegend, nur mit ihren Träumen beschäftigt. Man hat die Masse getadelt. Das Selbe könnte man mit nicht geringerem Recht Rubens vorwerfen. Die Menge gehört zu dem Symbol der Fruchtbarkeit, zu dem Renoirs göttlicher Optimis-

mus noch einmal die Frau werden ließ. Es strömt von Leben aus diesen aberhundert Mädchenaugen, Mädchenlippen, Mädchenbrüsten. Eine paradiesische Fleischeslust, noch unverlangend, noch ungekrümmt von Leidenschaft, noch Idylle und doch von starken Sinnen strotzend. Die Liebe dieser prachtvollen Geschöpfe entwurzelt nicht. Man sieht ihre Zeugen in den Kindern Renoirs. Wer hat je solche Babies gemalt! Die Putten der Alten sehen wie Versatzstücke daneben aus. Wie hätte auch je eine Zeit, die nicht Alles aufs Spiel der Farbe setzte, das formlos Farbige des jungen Fleisches treffen können! Der Fair Children-Ausstellung 1895 in London fehlte das Beste, weil Renoirs Kinder fehlten. Er demonstrirt mit immer prächtigeren Farben. Ein Rosa so zart wie die Haut des Pfirsichs oder leuchtend wie das Silber im Fleisch der Erdbeeren; wo es roth wird, meint man, geöffnete Tomaten zu sehen. Ein Blau wie der Himmel im Süden, den Keiner wie Renoir sah, zuweilen undurchsichtig und matt wie ungetrübte Türkise. Ein Gelb, das von Safran bis zu dem dunkelsten Ton der Orangen zielt und oft wie Goldquarz schimmert. Die Skala gilt Vielen für süßlich. Aber diesen Empfindlichen fehlt die Empfindlichkeit für das Beste. Zufrieden mit einer mechanischen Aufnahme der Kunst, reproduziren sie Renoir mit einem Dreifarbendruckverfahren, das alle feineren Differenzen unterdrückt und nur das Zuckerstangenrosa, die Veilchenbläue und das blinde Weiß, die feststehenden Symbole für den Kommißgeschmack, übrig läßt. Sie sehen nicht die Töne zwischen diesen abgebrauchten Enden einer reichen und ganz originellen Skala. Vielleicht war wirklich die Vision des kleinen Porzellanmalers der Reflex einer banalen Farbensymbolik seiner Zeit. Daß in den reichsten Variationen seiner Blüthezeit immer noch dieser volksthümliche Anfang bemerkt wird, scheint mir ein seltener Vorzug.

Renoir schafft keine Farbenharmonien: er macht Materien, wie die Watteaus und Lancrets, nur noch viel schöner, schöner als Rubens sogar, prächtiger als die Großen von Venedig. Diese fürstlichen Herren sind ihm in tausend Dingen weit überlegen; sie wissen aus einem weniger reichen Material unendlich viel mehr zu machen; man gab ihnen den Raum dafür. Aber die Materie selbst, dieser Zauber, der auf einer winzigen Leinwand die Summe aller nur denkbaren Kostbarkeiten vereint und das Ganze doch noch so lebend erhält, daß es nicht wie ein Juwel, sondern wie das natürliche Gewand der dargestellten Dinge wirkt: Das hat Keiner vor Renoir zu machen verstanden. Unsere Zeit hat Intellekte. Wir machen erstaunliche Analysen und reduziren die Welt auf ein paar Zahlen. Und hier schafft Einer aus dem Dunst der Großstadt einen Garten strahlender Blumen, in dem Milch und Honig fließen und Menschen wandeln, die nie den Niedergang der Rassen gespürt haben. Schafft sie aus Fleisch und Blut, ohne Phantasmagorien, mit dem Licht, das die Haut lebender Modelle streift. Keiner der großen Männer Frankreichs des letzten Jahr-

hunderts hat so überzeugend die unbändige Gesundheit dieses Volkes erwiesen, von dessen Decadence so manche Fabeln handeln. Es ist ein Wunder, daß aus den Reihen der großen Skeptiker und kleinen Blagueurs ein Positiver hervorgehen konnte; ein noch größeres, daß es ein so reiner Künstler war. Vor Allem: daß er es blieb, als ihm die Macht seiner Suggestion bewußt geworden war, daß ihn die Fülle seines Glückes nicht betäubte, ihm der Gedanke fern blieb, den Berg vom Populären zum Gipfel zurückzuwandeln, daß er nie müde wurde, zum Höheren zu steigen. Wie alle Großen, nahm er das steilste Stück im reifen Alter. Es entzog ihn den Blicken der Menge.

Dies Stück umfaßt die Etapen von dem „Moulin de la Galette“ zum „Déjeuner des Canotiers“ von 1881, von dem Gruppenbild der Familie Charpentier zu dem der Kinder Berard von 1884 (in der berliner Nationalgalerie), von den weichen Fleischstudien um das Jahr 1880 zu den „Baigneuses“ von 1885. Das Stück enthält die Erfüllung des Versprechens des Debutanten: den Ausgleich zwischen den beiden Faktoren, die Courbet ungeeint ließ, der Materie und der Arabeske. Der Geist Delacroix' beherrschte die bisher durchlaufene Bahn; die folgende steht unter Ingres.

Renoir hatte die Auflösung der verhärteten Formen seiner ersten Zeit erreicht und Das, was früher Füllsel zwischen scharfen Linien war, zu einer sprühenden Materie umgewandelt. So hatten Manet und Cézanne verfahren. Renoir erkannte die Gefahren hinter dieser nothwendigen Entwickelung und ging daran, das Auseinanderfließende wieder zusammenzuziehen und aus seinen massenhaften Fragmenten eine endgiltige Form zu bilden, noch fester als die Werke des Debuts, aber in Folge der Art der Theile vollkommen harmonisch und frei von allen abkürzenden Härten.

Um das Jahr 1881 entsteht das große „Déjeuner des Canotiers“, eine Hymne auf das Sommerleben an der Seine. Junge Leute in lichten Kleidern, die Männer zum Teil in dem armlosen Tricot der Canotiers, sind unter einem Zelt nach soeben beendetem Mahle beisammen. Es ist ein weiterer Akt der Schilderung froher Jugend, die Renoir vorher im Moulin de la Galette beim Tanz gezeigt hatte. Wieder ein großes Format, aber mit viel weniger Figuren. Die Massenschilderung, die nur der flüchtigen Impression des Lichtes und der Atmosphäre diente, ist einer viel strengeren Anordnung gewichen, ohne an Licht und Bewegung zu verlieren. Man glaubt, die Scherze der Pärchen zu hören, fühlt den Niederschlag des Momentes träger Zerfahrenheit nach den Freuden der Tafel, wenn sich die gemeinsame Stimmung in einzelne Zwiegespräche löst. Diese absichtlos psychologische Momente streifende Schilderung wird mit wenigen, aber außerordentlich scharf beobachteten Gesten gegeben. Die Kleine, die sich vorn am Tisch mit ihrem Toutou amusirt und darüber alles Andere vergißt, die gedankenlose Betrachtung ihres Gegenübers,

die kecke Blague der Anderen: alle diese Details beruhen auf minutiöser Beobachtung und erhalten nur von der gleichmäßigen Behandlung des Pinsels den Anschein des Zufälligen. Im Vordergrund namentlich merkt man die vorsichtig tastende Tendenz, das Bild mit abwechselnden Höhen und Tiefen, Kontrasten und Diagonalen zu organisiren. Der schräge Tisch und die kraftvollen Umrisse der beiden Canotiers im Vordergrund wirken wie die Hauptäste des Bildes, um die sich lockere Zweige gruppiren. Noch ist von keinem geschlossenem Linienrhythmus die Rede. Der Rhythmus wird hier, wie im Moulin de la Galette (und zwar jetzt viel sicherer als früher), von der Farbenvertheilung getragen.

Der Unterschied zwischen der ganz auf die Natur gerichteten Anschauung Renoirs und der abstrakten, von der Kunst ausgehenden Anschauung Ingres' erschwert uns die Vorstellung vitaler Beziehungen zwischen Beiden. Sicher sah Renoir in dem Meister des Bain Turc mehr ein werthvolles Prinzip als eine für ihn wesentliche Lösung. Aber dieser Platonismus verschloß ihm nicht die Vortheile der Befruchtung. Die Nähe wird viel deutlicher, sobald wir von dem sitzenden Typus der Baigneuses absehen und an die weniger straffen, nicht weniger reizvollen Motive mit liegenden Frauen denken. Ihrer Zartheit waren die Arabesken Ingres' leichter zugänglich. Man muß an Corots Betheiligung an der selben Aufgabe denken, um unter der Ueppigkeit der Schönen Renoirs die Linien des Vorbildes zu entdecken. Renoir vollendete die von Corot begonnene Belebung der Odaliske. Er rückte den gebenedeiten Leib, den Corot im Dämmerlicht gesehen hatte, in die helle Sonne und malte ihn mit ungebrochenen Farben. Doch behielt er von beiden Vorgängern die Grazie, die besser als Schatten und Gewänder verhüllt. Eine Grazie eigener Gesittung. Das Linkische des Autodidakten, das Corots meisterlichen Gestalten eigen ist, das Ingres fehlt und fehlen mußte, der unumgängliche Entgelt für die Bereicherung des Malerischen, ist in den Mädchen Renoirs noch deutlicher zu spüren; und der Mangel entzückt uns hier eben so wie bei den traulichen Geschöpfen Corots. Er mischt in die Süßigkeit des Trankes den Tropfen Herbheit, der die Fadheit hindert. Erst ein Meister der folgenden Generation, der die Farbenfreuden Renoirs gesehen, aber Abstand davon genommen hatte, sollte die Schlankheit vollenden. Und doch: was wäre Maurice Denis, wenn man in der Linienreinheit seiner spiritualisirten Wesen nicht einen letzten Rest der drallen Ungelenkigkeit Renoirs entdeckte? Daß uns Bonnard höher zu stehen scheint, verdankt er vielleicht nur seiner tieferen Verwandtschaft mit der Natürlichkeit Renoirs.

In der Badeszene im Freien (1885) stellte Renoir die gewonnenen Typen seiner Baigneuses zum ersten Mal zu einem figurenreichen Gemälde zusammen. Der Winkel eines Waldsees mit fünf Mädchen am Ufer und im

Wasser. Zwei liegen und sitzen auf ihren Badetüchern am Ufer, eine dritte steht im Wasser und droht, die Gefährtin, die schon trocken ist und abwehrend Hand und Beine hochstreckt, zu bespritzen; im Hintergrund, halb im Wasser, sind noch zwei andere; die eine von ihnen hat die Hände im Haar. Ganz ingresk ist die Absicht des prachtvollen Ornamentes aus den drei Frauen im Vordergrund; nur ist viel mehr erreicht, als dem Odaliskenmaler vorschwebte, wenn auch das Plus in einer anderen Richtung liegt. Ingres wäre über die Zumuthung, vier strampelnde Beine an einem Fleck zu zeigen, außer sich gerathen. Von den zwanzig oder dreißig Weibern im Bain Turc sieht man kaum vier Füße; und gerade in dem Bruch mit dieser traditionellen Behutsamkeit, die Alles versteckt, was der getragenen Pose gefährlich werden könnte, liegt die Neuheit. Das Monumentale Renoirs ist sicher nicht unbedingt größer als die ingreske Form, aber aus einem unvergleichlich größeren Rohmaterial gewonnen und schon aus diesem Grunde reicher an Variationen. Es wies nicht nur Maurice Denis, sondern auch Seurat den Weg zu neuen Dekorationen, die sich der Zeit besser anzuschmiegen vermochten als das ingreske Schema. Freilich lag Renoir nichts an diesen weiteren Folgerungen. Man bemerkt an dem Bild, daß er nicht über das natürlich Gegebene dieses Motivs hinauswollte. Es wäre sicher viel wirksamer gewesen, die Aufgabe auf die drei Hauptfiguren zu beschränken und diese vor einen möglichst ruhigen Hintergrund zu stellen. So hätte es der Stilist gemacht. Man bedauerte auch fast, daß Renoir es unterließ. Das Entsetzen in der Rue Laffitte wäre groß gewesen, das Bild vielleicht noch größer, der Mensch aber (und Das hat mittelbar keine geringe Bedeutung) kleiner. Sicher überzeugt deshalb das Bild nicht so schlagend wie die Bilder der Meister, die bewußter den Kompositiongesetzen folgen. Denkt man es sich zwischen die kleine Perle Fragonards „Les Baigneuses“ und die Odaliske von Ingres, so verliert es auf den ersten Blick nach beiden Seiten. Die Figuren zeigen nicht das sichere Schema Fragonards, dessen wellige Rhythmen Wasser und Menschen umschlingen und den Betrachter mit in den Strudel hineinziehen, und sind nicht so sorgsam inszenirt wie die von Ingres. Aber man hat das Gefühl, als würde jedes von außen übernommene Schema der Komposition diese lebensfrohen Gestalten in einen engen Käfig sperren, auf Kosten ihrer Gesundheit. Diese Frische wird man bei Fragonard und Ingres vergeblich suchen. Was von Stilisirung in Renoirs Bild steckt, scheint nur gemacht, um die Frische noch deutlicher zu zeigen. Später dämpfte Renoir das Eklatante der Arabeske. Die Baigneuses bei Bernheim, kleineren Umfanges als das Bild bei Blanche, sind, dem intimeren Charakter der Szene entsprechend, verhüllter und toniger gehalten. Man glaubt, eine zu Fleisch und Blut gewordene Vision des Corot der Baigneuses vor sich zu haben.

Die erreichte Monumentalität übertrug Renoir natürlich auch auf seine

Portraits; und sie nützte besonders den Gruppenbildnissen. Es giebt wenige Einzelportraits späterer Zeit, zumal, wie im Werke Corots, sehr wenige Männer. Das Bildniß Wagners ist eins der seltenen. Renoir malte es im Winter 1881/2 auf einer italienischen Reise. In Venedig, wo die schönen Marinen entstanden, besorgte er sich Empfehlungen an den Komponisten, seinen und Fantins Gott. Als er nach Palermo kam, waren die Briefe verloren. Trotzdem gelang es ihm, als einem der ersten Vorkämpfer für den Meister, Wagner zu einer kurzen Sitzung zu bewegen. Er gab den Kopf in einer ganz hellen Harmonie, mit Betonung der weichlichen Züge. Eine höchst merkwürdige, aber flüchtige Auffassung, von der Wagner scherzend sagte, der Kopf gleiche dem eines protestantischen Pfarrers.*)

Den sicheren Fortschritt zeigen die Interieurs der achtziger Jahre mit den Gruppen von jungen Mädchen und Kindern. Das bedeutendste hängt jetzt in der berliner Nationalgalerie und stellt die Kinder des verstorbenen Renoir-Sammlers Berard dar, ursprünglich unter dem Titel „L'après-midi des enfants à Vagremont“ (datirt 1884). Es ist das nobelste Werk des Meisters und eins der vornehmsten Gemälde der modernen Kunst, weil es die Gaben seines Autors und die Errungenschaften des Impressionismus in der vergeistigtsten Form zeigt. Die Farbe enthält Renoirs ganze Palette, sein Rosa, sein lichtes Grün, die Blau, Orange und Roth; und trotzdem wird man in dem Bild kein Bravourstück des Koloristen bewundern. Es wimmelt von fabelhaften Einzelheiten. Die blauen und grünen Töne vereinigen sich in dem weißgeränderten Sofa. Hier und da liegt das Grün als Hauch auf dem Blau; an den hellsten Stellen scheint das Gemenge ganz vom Licht absorbirt. Noch heller steht dahinter die getäfelte Wand, in der das Blau fast zu Weiß verdunstet. Auf dem Sofa sitzt das reizendste Mädel, das Renoir je gemalt hat, von dem Duft der Tänzerin des Jahres 74, aber unendlich leibhafter, greifbar lebendig. Es liest mit possirlichem Ernst in dem rothgetupften Bilderbuch. Ueber den schlanken Beinchen in den glatten Strümpfen von dumpfem Dunkelblau sitzt das kokette Röckchen, blau und weiß karrirt, darüber prall das Tricot im Blau der Strümpfe und darauf das Köpfchen im goldigsten Duft des Orange. Die selben Farben kommen immer wieder, in starken und in feinsten Kontrasten. Sähe man sie außerhalb des Bildes neben einander, so würde man es für unmöglich halten, aus dieser grellen Buntheit, fast ohne Mischung, ein Zimmer mit Menschen zu schaffen, von so subtilen Eigenschaften, wie sie das lesende Mädchen zeigt. Der Vertheilung gelingt Alles. Sie läßt die aus-

*) Es war am Tag nach der Vollendung der Parsifal-Partitur. Außer Renoir war ein deutscher Konkurrent mit der selben Absicht zur Stelle. Wagner bewilligte eine Sitzung von zwanzig Minuten und Renoir soll wirklich nicht länger gebraucht haben. Eine bessere Wiederholung machte Renoir, ebenfalls sehr skizzenhaft, im Jahre 1893 für Herrn Cheramy, der sie noch besitzt.

Orange und Roth gewonnene Farbe des Haares in dem spiegelnden Parquet wiederkommen, wiederholt das Orange, zu Roth und Grün gestellt, in den Gardinen und, nur dunkler durchwirkt, in der Decke. Und all Das mit einer äußerst beschränkten Anzahl von Degradationen. Mit Abtönungen ist Alles erreichbar. Nie aber wäre mit ihnen der starke Klang des Bildes gelungen. Renoir beschränkt die Töne innerhalb der selben Farbe auf ein Minimum. Nur das Blau ist, wie wir sahen, reich gradirt. Es geht vom tiefsten Ton in dem Blumentopf mit den grünrothen Blumen zu der lichten Wand, aber ist fast identisch als farbiges Stilmittel wiederholt in allen Augen der Gesichter, hier von einem reinen Ultramarin, das wie frisch gebrochener Stein wirkt. Die Orange, Rosa und Roth werden im Wesentlichen nur durch die Mengen und die Kontraste modifizirt und haben wenige Töne. Das Orange verschärft sich nur in dem gelben Stuhl und behält sonst ungefähr den selben Tonwerth. Auch das Grün bewegt sich im Zimmer auf gleicher Höhe. Jenseits vom Fenster aber zaubert der Impressionist daraus einen Reichthum lichter Töne und erweckt, ohne präzise Dinge zu beschreiben, die Vorstellung lachender Natur.

In den Figuren, abgesehen etwa von dem Mädchen auf dem Sofa, das sich um eine merkbare Nuance von den anderen unterscheidet, ist von einem auflösenden Impressionismus nichts zu spüren. Die festen, runden Gestalten der Gruppen wurden ganz synthetisch geschaffen. Die Gesichter sind bei aller Wahrscheinlichkeit des Bildnißhaften zu Typen geworden. Die Vereinfachung bringt sie der in ganz gleichen Farben gemalten Puppe nah, die dem ältesten Mädchen auf dem Schoße sitzt. Diese Puppe repräsentirt den Anfang einer von Stufe zu Stufe führenden Steigerung des physiognomischen Ausdruckes. Das Wagniß, Menschen nach dem Schema eines Spielzeuges zu bilden, war außerordentlich im Jahr 1884 und mag noch heute, trotz den hundert Stilisirungen unserer Zeit, auf überzeugungtreue Naturalisten wie ein Hohn auf die ahnenreiche Menschheit wirken. Dem Kunstfreund ist die damit erlangte Körnigkeit des Figürlichen im Rahmen solcher Farben unentbehrlich. Die Kühnheit der von allen Traditionen absehenden, aber streng logischen Koloristik bedingte das zweite Wagniß. Wer das eine entbehren möchte, versteht das andere nicht. Der Vergleich mit der „Familie Charpentier" erschließt eine schwindelnde Bahn. Dort ein Virtuosenthum von meisterlichen Gnaden, Alles, was Pinsel und Farbe an schmeichlerischen Reizen bieten, und eine glänzend erfundene Anordnung zum Lob der objektiven Eleganz des Gegenstandes. Man dachte an die alten Meister. Hier absoluter Subjektivismus. Wohl stand dem Maler ein vornehmes Milieu zur Verfügung; aber wir schließen es mehr aus der Art der Darstellung Renoirs als aus der ihm gegebenen Thatsächlichkeit. Er steht darüber. Nur von ihm scheint die Vision solcher Farben und Formen zu stammen. Er hielt der Wirklichkeit den Kristall seiner Anschauung hin.

Alles Entbehrliche (und dazu gehören hundert Schönheiten des früheren Bildes) wurde ausgeschlossen. Eine fast mathematische Formel entsteht. Zu ihrer Präzision trägt nicht der Farben Reinheit bei. Die Reinheit eines ganz unabhängigen Instinktes vollbrachte die Lösung.

Das Gemälde hängt in der Nationalgalerie als Pendant zu dem wenige Jahre vorher entstandenen Meisterwerke Manets „Dans la Serre", mit den beiden starken Gestalten; und man kann bei der Betrachtung dieser beiden vollgiltigen Dokumente der beiden größten Meister der modernen Kunst den Umfang einer Anschauung ermessen, der man, etwas voreilig, einen Sammelnamen gab. Kaum ein Atom ist diesen Werken, deren Autoren bei ihrem Start einander ziemlich nah waren, gemeinsam. Zwischen Beiden ist nicht zu entscheiden. Manet übt in seinem Werke königlich eine königliche Gabe. Seine Kraft steht auf dem Gipfel und seine Klugheit läßt nichts von ihr verloren gehen. Nichts von seiner unnachahmlichen Fähigkeit, mit einem Pinselstrich Leben zu geben, bewirkt die Schönheit des anderen Werkes. Velazquez und Rubens waren einander nicht näher. Hier ein ursprüglich ganz lyrisches Gestalten, dessen Art nur selten intellektuellen Entscheidungen zu gehorchen pflegt und dem gerade die klare Einsicht in seine Zwecke das Endgiltige einer klassischen Form verheißt. Dort gewaltige Natur. Manets Werk ist elementarer. Stolz weist es jede Nachfolgerschaft zurück. Renoirs sublimer Menschlichkeit vermag die Nachwelt die Wege zu entnehmen, auf denen Andere mit gleichem Glück die Gaben läutern können.

Mit dem Einzug der Impressionisten in den Luxembourg, den Renoir als Testamentsvollstrecker des Stifters Caillebotte nicht ohne harte Kämpfe mit den dunklen Geistern dieser Galerie durchgesetzt hatte, kam die Popularität, wenigstens in den pariser Kunstkreisen. Spät genug für ein Kind des Volkes. Der Rest von Europa brauchte ein Jahrzehnt, um dem Beispiel zu folgen, und heute noch theilt Renoir im Ausland das Geschick seines großen Vorgängers Delacroix: nur bedingte Anerkennung wird ihm. Man nennt ihn ungleich. Das Urtheil mag Recht haben; nur müßte man die Meister wissen, auf die es sich stützt. Gewiß lassen manche Bilder der achtziger Jahre die Struktur des Pinsels vermissen und der Mangel wird durch die Entölung vieler Farben noch vergrößert. Dadurch entsteht der Eindruck der Trockenheit, der, zum Beispiel, die „Mädchen am Klavier" im Luxembourg empfindlich schädigt, weil er gewissen unvermeidlichen zeichnerischen Deformationen die weiche Hülle nimmt. In der Variante des selben Bildes bei Durand-Ruel ist dieser Mangel viel weniger bemerkbar. Bei manchen Bildern der letzten Zeit mag man nach dem Zweck der Wiederholung fragen. Aber hat Jeder, der diese und ähnliche Schwächen überlaut hervorhebt, eine Vorstellung von dem Umfang des Problemes?

Julius Meier-Graefe.



Anzeigen.

Osteria. Kulturgeschichtlicher Führer durch Italiens Schänken von Verona bis Capri. Julius Hoffmann in Stuttgart.

„Nunc est bibendum!" So sang Horaz um das Jahr Eins nach Christus, als die Deutschen, die über die Alpen kamen, noch einen deutschen Durst nach Italien brachten. „Nunc est bibendum", nämlich: „vinum", sang er; denn die Welt war jünger, ästhetisch durstiger. Noch kein Wasserapostel predigte damals, wie 1908: „Nunc est bibenda" nämlich: „aqua". Auch wars damals noch nicht Sitte unserer Italien durchziehenden Landsleute, in Rom, Neapel, Capri oder gar in Albalonga (Albano) und Tuskulum (Frascati) nach der nächsten Kaffee- oder Limonadenbude zu fragen. Eheu! Das Alles ist anders geworden. Gott Bacchus, dem bis Goethe, Carducci, Scheffel die Menschheit gehuldigt, ist außer Mode, genau so wie bei unseren deutschen „Aestheten" Frau Venus. Der Kampf der Unnatur und Widernatur gegen das Natürliche, Schöne, Gesunde. Und auf den Trümmern der Bacchus- und Venusaltäre will dies Geschlecht von Homunculi, von Frosch- und Phiolenmännlein sein Spital für den „Normalmenschen" bauen. Uns Anderen aber von der alten Schule, uns begeisterten und in der Begeisterung weisen und gemäßigten Jüngern des Bacchus, bleibt als Waffe die Beschwörung, die die Kirche gegen die Dämonen gebraucht: „Da Domine terrorem super bestiam quae exterminat vineam tuam ..." Eine ganze Reihe Doktorsfragen legt die neue Zeit dem Bacchusfreunde vor, der gen Italien pilgert. Probleme und Räthsel, wie die Sphinx sie den armen Wanderern nicht tragischer gestellt hat. Wo kehrst Du in Italien ein, um zu schwelgen wie ein Gott? Wo zechte der unsterbliche Horaz mit dem Rosenkranz im Haar, wo der unsterbliche Carducci, als er die Ode vom Monte Mario sang? Wo gehen die Geister der Fornarina, der schönen Faustina, wo die blutigen Gespenster der Borgia durch die Reihen, während die Becher kreisen? Wo würfeln Julius Caesar, Cicero und Catilina, lange vor dem großen Krach, um den Mischkrug Falerner, während die rothharige Saufeja mit dem Faunsgesicht ihnen (und uns) zulächelt (denn Fuskus, ihr Gatte, ist über Land)? Ach, die Fragen hören nicht auf. Wie lauten die erhabenen Trinkerargumente des Philosophen Pantagruel? Wie die Gründe, weshalb der Zecher, nach Dante, im Jenseits ein Leben der Herrlichkeit führen wird? Was sagt der Kneip-Barometer Martials für Damen und Juvenals für Herrn? Was rieth die römische Trinkerweisheit des seligen Schloezer? Wo kneipte um 1300 das deutsche Corps in Bologna? Wo die deutschen Kaufherren in Venedig, wenn sie den durstigen Künstlern Tizian und Tintoretto und dem schlimmen Aretin unzählige Pullen bezahlten? Wo saß Shylock beim Slivovitz? Wo nahm Carolus Magnus in Turin seinen Abendtrunk? Wann steigt Tiberius mit seinem Neffen Caligula vom Kaiserschloß zu Capri zum Geisterschoppen nach der „Käsekneipe" hinab? Auf diese und tausend andere Fragen wird die „Osteria" erschöpfende Antwort geben. Wenn die Wassermänner sich darob ärgern und die Phiolenmännchen ihre Fischaugen rollen: desto besser. Die „Osteria" hat dann ihren Zweck vollkommen erreicht: „Siccis omnia nam dura Deus proponit." (Horaz.)

Rom. Dr. Hans Barth.

Lichtenbergs Schriften. Zwei Bände. Eugen Diederichs in Jena. 6 Mark.

Wären die deutschen Menschen Das, was sie immer sein wollen, so würden sie Lichtenberg als einen ihrer größten Schriftsteller verehren. Aber fragen Sie mal in einer Gesellschaft, wer ihn kennt! Kanzleiraths- und Offizierstöchter, die einen Literaturunterricht genossen haben, werden sich seiner dunkel entsinnen. Andere, die begeisterten Anhänger Absinth trinkender Aestheten (mit deutlichem ä zu sprechen) und in verbrauchten Erotismen schwelgender Baroninnen, haben nie von ihm gehört. Richtig. Er ist nicht klug genug gewesen. Im Ernst. Schlagen Sie ein Lesebuch nach, ob Sie Etwas von ihm finden. Also Sie merken? Ja, er war eben kein Patriot, daß er zum Hausdichter Wilhems des Zweiten erhoben werden könnte. Der Verlag Eugen Diederichs, der uns Taines wundervolle Schriften verdeutschen ließ, der Vauvenargues für das breitere Publikum verständlich machte, der die tiefsinnigen Weisheiten des schlesischen Medikus Johann Scheffler wieder in Umlauf setzte, hat für eine Ausgabe gesorgt, die endlich mal mit der ekelhaften Notiz- und Anmerkungmethode verstaubter Germanisten semitischen Ursprungs gebrochen hat. Man kann den Geist dieses seltenen Mannes wie eine köstliche Frucht genießen. Das irrlichtert über den Tiefen des Lebens mit dem höhnenden Lachen der elbischen Wesen. Der göttinger Professor der Mathematik und Physik muß ein seltsam reicher Mann gewesen sein. Sein Witz war das Gewitter, das die schwefelnden Dünste der damaligen Literaturperiode reinigte. Ein Meisterwerk ist seine Schrift (die einzig größere) „Erklärungen der hogarthischen Kupferstiche". Leider hat Lichtenberg kein Werk größten Stils hinterlassen. Seine skeptische Natur zerfaserte die Dinge bis in die äußersten Feinheiten und schuf dann geistfunkelnde Aphorismen. Goethes Worte über ihn tönen fortwährend in unseren Ohren. Ein Gedanke ist mir aufgefallen. „Es giebt wirklich sehr viele Menschen, die blos lesen, damit sie nicht denken dürfen." Könnte man Das nicht so recht auf unsere Zeit anwenden? Auf die Zeit der Zeitungen und ihrer Fälscherkünste?

Robert K. Heumann.

❦

Harden, Eulenburg und — Moltke. Hermann Walther, Berlin. Eine Mark.

Das Schriftlein hat sich zwei Aufgaben gestellt. Die eine: die Dinge in dem ganzen Prozeßwirrwarr einmal beim rechten Namen zu nennen. Das war früher nicht möglich: als Frank Wedderkopp mußte ich noch ängstlich jeden Ausdruck einmal, zweimal, dreimal wägen, weil immer zu besorgen stand, jedes urtheilende Wort möchte mehr schaden als nützen, da es auf einen Wust von Vorurtheilen traf. Heute sind diese Vorurtheile zum großen Theil verschwunden oder im Verschwinden begriffen. Und da konnte ich mir die Wollust erlauben, lange Unterdrücktes endlich einmal herauszusagen. Das war auch nöthig. Denn meiner Ansicht nach darf man nicht dem deutschen Volk und der Welt als typische Vertreter edlen Germanenthumes Leute anpreisen, die vom Helden nur den Gestus borgten und den kümmerlichen Leib stets in trügerische Kleider verstecken müssen, um nicht von allem Volk auf dem Markt gehöhnt zu werden. Die zweite Aufgabe, die sich die Schrift stellt, ist eine Auseinandersetzung mit all den Thorheiten, die aus Anlaß der „Affaire" in der Presse und auch vor Gericht gegen Maximilian Harden gesagt wurden. Auch hier traf praktisches Bedürfniß mit innerem Bedürfniß zusammen. Praktisches Be-

dürfniß: denn ich muß zugestehen, daß ich mich in einem Punkt, seit die Brochure erschien, schon heute als widerlegt betrachte. Ich sprach in ihr die Hoffnung aus (zu der ich mich vielleicht mehr zwang, als daß ich sie wirklich hegte), daß der bessere Theil der Presse seine Stellung revidiren werde. Heute, nach Leipzig und den Preßkommentaren dazu, hoffe ichs nicht mehr. Wenn Maximilian Harden auch in Allem und Jedem Recht und dreimal Recht behält: die berliner Presse wird fortfahren, wie sie begann. Das ist bei dem geringen Ansehen, das sie nun einmal (ich sage trotz Allem: leider) genießt, vielleicht nicht allzu tragisch zu nehmen. Immerhin ists doppelt nöthig, daß auch die glorreich totgeschwiegene entgegengesetzte Meinung Denen zu hören möglich gemacht wird, die nicht von vorn herein ihr Ohr verschließen wollen. Was vielleicht (ich wage nicht, zu urtheilen) sehr gesinnungtüchtig sein mag, auf jeden Fall aber außerordentlich thöricht ist.

Johannes W. Harnisch.



Weiße Kohle.

Die Abhängigkeit der Industrie von der Steinkohle wird um so drückender, je weiter das Monopol der Kohlenproduzenten sich ausdehnt. Auch der Gedanke an die Erschöpfbarkeit der Kohlenlager taucht wieder auf. Die Kohlengruben in Wales, zum Beispiel, sind heute schon so weit abgebaut, daß man ihnen kaum noch fünfzig Jahre Lebenszeit giebt. Deutschland braucht mit so kurzen Fristen nicht zu rechnen; muß aber zu rechter Zeit an die Erschließung neuer Kraftquellen denken. Der deutsche Süden hat, weils ihm an Kohle fehlt, dem allgemeinen industriellen Fortschritt bisher extensiv nicht zu folgen vermocht. Auch dort sind manche Industrien auf der Höhe; im Ganzen aber hat das Land nicht den Wohlstand der eigentlichen Industriegegenden erreicht. Württemberg hat ein Berggesetz, das den privaten Bergbau lähmt. In Bayern sollte ein neues Berggesetz dem Staat die noch vorhandenen Kohlenfelder mit der Hilfe privaten Kapitals sichern. Die Sache war sehr schlau eingefädelt. Man gab das Gesetz für einen Versuch zur Abwehr spekulativer Umtriebe aus und gewann dadurch den Beifall aller der Börse und der Spekulation feindlichen Elemente. Die Internationale Bohrgesellschaft in Erkelenz mußte sich böse Dinge sagen lassen. Und die Zweite Kammer des bayerischen Landtages nahm die Novelle an, obwohl gewichtige Persönlichkeiten der Industrie nachgewiesen hatten, daß dem Bergbau damit das Todesurtheil gesprochen sei. Erst das Haus der Herren brachte die irregeleitete „Intelligenz“ der Prannerstraße auf den rechten Weg. Die Herren Reichsräthe der Krone Bayern, die von manchen Gewaltigen um Herrn von Orterer als impotente Greise angesehen werden, waren klug genug, das Berggesetz zu Fall zu bringen. Damit ist dem privaten Bergbau freie Bahn geschaffen; fraglich bleibt nur, ob er in Bayern überhaupt noch abbauwürdige Kohlenlager findet. Bei dem größten bayerischen Bergwerkunternehmen, der Oberbayerischen Aktiengesellschaft für Kohlenbergbau in Miesbach, soll die nahende Erschöpfung einzelner Flötze immerhin schon fühlbar geworden sein.

Auf die Braunkohle werden große Hoffnungen gesetzt. Der Verbrauch von Braunkohle hat im letzten Jahr mehr zugenommen als der von Steinkohle. Qualitativ

steht die Braunkohle hinter der Steinkohle, die einzelne Industrien, besonders das gesammte Eisengewerbe, nicht entbehren können. Eher könnte die elektrotechnische Industrie mit der Braunkohle auskommen. Nimmt der Braunkohlenkonsum beträchtlich zu, so kommt eine Preissteigerung; der Bestand an brauner Kohle ist kleiner als der gesammte (erschlossene und latente) Vorrath an schwarzer Kohle. Die Industrie muß heute aber die Verbilligung der Fabrikationmethoden anstreben. Deshalb gehört der weißen Kohle, dem Wasser, die Zukunft. Die Wasserkraft ist unter den Leben spendenden Faktoren der Industrie der wohlfeilste. Und ihre Ausnutzung ist zum wichtigsten Problem der Industrie geworden. Daß hier das an Kohlen arme Bayern vorangehen mußte, ist klar. Kein anderes Gebiet des Deutschen Reiches ist an Wasserkraft so reich wie der blauweiße Bundesstaat im Südosten, und wenn er mit dem Ruhm der rationellsten Ausnutzung dieser Kraft die Welt noch nicht erfüllt hat, so liegt Das wahrhaftig nicht am Wasser; vielleicht eher am Bier. Daß die augsburger Textilindustrie, die am Besten rentirende deutsche Gruppe ihrer Art, nur mit Wasserkraft arbeitet, ist noch nicht bekannt genug. In Oberbayern ist die Isar die ergiebigste Kraftquelle. Noch vor fünfzehn Jahren war ihre Kraft fast völlig unausgenützt. Erst der Siegeszug der Elektrizität hat das muntere Kind des Karwendelgebirges zu ernster Arbeit genöthigt. Im Anfang der neunziger Jahre wurde mit dem Bau der Isarwerke begonnen, die eine etwa sechs Kilometer lange Flußstrecke oberhalb Münchens zur Gewinnung elektrischer Kraft ausnutzen und heute über 12 000 PS verfügen, mit deren Hilfe sie vielen Ortschaften elektrischen Strom zuführen. Die Begründer der Isarwerke sind Jakob Heilmann und Wilhelm von Finck; sie haben das größte Privatunternehmen zur Ausnutzung der Isarkraft geschaffen. Auch die bayerische Regirung will jetzt für die Ausbeutung der Wasserkräfte sorgen. Sie hat Denkschriften und Projekte ausarbeiten lassen, über die im Landtag verhandelt wurde. Zunächst soll das Walchenseeprojekt in Angriff genommen werden. Major von Donat hat als Erster auf die Kräfte, die im Walchensee schlummern, hingewiesen und berechnet, daß man mit ihrer Hilfe alle bayerischen Eisenbahnen elektrisch betreiben könne. Donats Plan fand aber nicht den Beifall der Regirung; sie ließ ein eigenes Projekt ausarbeiten. Die Errichtung des Walchenseewerkes darf heute schon als beschlossene Sache gelten, wenn auch noch manches Jahr vergehen wird, bis der elektrische Strom aus der grünen Bergeinsamkeit weit in die Lande hinein den Segen der weißen Kohle trägt. Die an ihre stillen Thäler gewöhnte Bevölkerung sträubt sich gegen die „Verschandelung" des Walchensees und protestirt laut gegen die Schädigung ihrer rentabelsten Sommerfrischen. Aber der nüchterne und praktische Geist des Industrialismus, der sich nun auch die Lenker des bayerischen Staates erobert hat, wird, zäh wie er ist, schließlich über den begreiflichen Wunsch, sich die Natur schön zu erhalten, den Sieg erstreiten. Behende Rechner und findige Köpfe haben den Nutzen der neuen Aera der weißen Kohle schon erkannt. Die Spekulation, die vor keinem Element Halt macht, hat sich des Wassers bemächtigt. In Inseraten werden verfügbare Wasserkräfte angepriesen; und die bayerische Regirung glaubt sich schon genöthigt, der Spekulation mit Wasserkraftkonzessionen schleunigst eine Grenze zu ziehen. Sie ließ amtlich bekannt machen, daß solcher Spekulation die „königliche Staatsregirung mit Nachdruck entgegentreten werde". Die Konzession zur Ausnutzung staatlicher Wasserkräfte werde in der Regel nur ein bestimmter Unternehmer erhalten, der das ihm gewährte Recht nur mit staatlicher Erlaubniß auf

einen anderen Unternehmer übertragen darf; diese Erlaubniß sei stets zu versagen, wenn es sich um spekulative Absichten handle. Der bayerische Staat will die einzige Kraftquelle, die noch nicht monopolisirt ist, dem spekulativen Privatunternehmer nicht ausliefern. Die üblen Folgen, die aus dem Privatmonopol des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikates durch dessen Preispolitik entstanden sind, erklären, warum Mancher lieber ein staatliches Monopol sähe. Ob Bayern ernstlich daran denkt, die Vertheilung der Wasserkraft und des elektrischen Stromes pro fisco zu monopolisiren, ist noch zweifelhaft. Alle Gerüchte, die von der Absicht eines bayerischen oder gar Reichsmonopols für Elektrizität sprachen, sind dementirt worden.

Die weiße Kohle wird siegen; nicht nur die Industrie bedarf ihrer, sondern auch die Landwirthschaft, das Schoßkind aller Regirungen. Der vom Landwirth bebaute Boden konsumirt stickstoffhaltige Düngemittel. Die zur Verfügung stehenden Stickstoffquellen sind Ammoniak, Salpeter und Kalkstickstoff. Der Salpeter steht vornan. Im Jahr 1906 wurden in Deutschland für Düngezwecke allein rund 450 000 Tonnen Chile-Salpeter im Werth von 100 Millionen Mark verbraucht. Chile ist das einzige Land, wo abbauwürdige Salpeterlager zu finden sind. Da läßt sich absehen, daß die natürlichen Salpetervorräthe eines Tages zu Ende gehen. Ob die chilenischen Vorkommen in dreißig oder in fünfzig Jahren aufgezehrt sein werden: diese Frage mag die Geologen kümmern. Jedenfalls wird es in relativ kurzer Zeit keinen Salpeter mehr geben. Der Preis wird um so höher werden, je näher das Ende heranrückt; und daß die Qualität des Produktes bei fortschreitendem Abbau nicht besser wird, ist anzunehmen. Schon heute ist Deutschland an dem Weltkonsum, der in dem (im April beginnenden) Salpeterjahr 1¾ Millionen Tonnen betrug, mit einem Drittel betheiligt. Und von diesem Drittel entfallen wieder 75 Prozent auf die Landwirthschaft, während der Rest hauptsächlich von den Pulver- und Sprengstofffabriken verbraucht wird. Die Militärverwaltung ist also, wie die Landwirthschaft, für die Beschaffung eines zum Zweck der Landesvertheidigung wichtigen Rohmaterials auf das Ausland angewiesen. Das ist kein erfreulicher Zustand. Die Technik hat sich mit dem Problem der Gewinnung künstlichen Salpeters beschäftigt und die Experimente hatten Erfolg. Salpetersäure wird mit der Hilfe der atmosphärischen Luft erzeugt; es handelt sich darum, zwischen dem Stickstoff und dem Sauerstoff der Luft eine chemische Verbindung herzustellen, deren Niederschlag Salpetersäure ist. Das Verfahren erfordert hochgespannte elektrische Ströme; um die neue Industrie nun rentabel zu machen und ihr ein weites Gebiet zu öffnen, sind billige Kraftquellen erforderlich. Da kann wieder nur die weiße Kohle helfen. Die Badische Anilinfabrik hat zuerst ihr Augenmerk auf Deutschland gerichtet, um dem eigenen Lande die großen Chancen der Salpeterindustrie zu sichern; und wieder wurde an Oberbayern gedacht. Die Badische Regirung will an der Alz, dem Abfluß des Chiemsees, ein großes Werk errichten, an das eine Salpeterfabrik angeschlossen werden soll. Die zu gewinnende elektrische Energie würde im Anfang etwa 40 000 elektrische PS betragen und später auf 55 000 PS gesteigert werden. Die Anlage an der Alz würde endlich auch die Regulirung des Flusses bewirken, die schon seit hundert Jahren nöthig war, trotz wiederholten verheerenden Hochwasserschäden aber nie erfolgte, weil weder die Alzthaler noch die in München Regirenden zu einem Entschluß kamen. Nun will die Badische Anilinfabrik, ein, wie bekannt ist, sehr stark fundirtes und sehr klug geleitetes Unternehmen, die Sache machen

und dem Staat, der Landwirthschaft und der Gemeinde große Vortheile bescheren. Man sollte meinen, da könne nicht schnell genug zugegriffen werden. Quod non. Die Sache kommt nicht vom Fleck. Der Fiskus zögert wohl noch, weil er Konzessionen bei den von der Gesellschaft zu leistenden Abgaben für die Benutzung der Wasserkraft machen soll; und die Gemeinde fürchtet offenbar die neue Fabrikstadt, die an den Ufern der Alz entstehen würde. Staatsminister Graf Crailsheim, vor Podewils Bayerns Ministerpräsident, hat die Schwierigkeiten, die gerade das politisch-konfessionelle Moment schaffen würde, vorausgesehen. Er sitzt jetzt dem Aufsichtrath der Badischen Anilinfabrik vor. Mit diesem liebenswürdigen Staatsmann habe ich mich einmal über das geplante Unternehmen an der Alz unterhalten und den Eindruck mitgenommen, Graf Crailsheim sei nicht ganz sicher, daß die Schwierigkeiten schnell zu überwinden sein werden. Doch Bayern darf sich den Ruhm nicht entgehen lassen, als erster Bundesstaat der Salpeterindustrie eine Stätte bereitet zu haben. Auch die von der Firma Siemens & Halske gemeinsam mit der Deutschen Bank in Berlin errichtete Cyanid-Gesellschaft (die in der Nähe von Bromberg die Wasserkraft der Brahe ausnützt) will an der Alz eine Fabrik bauen. Ein Beweis für den Werth der Alzkraft. Wenn die bayerische Regirung sich zu modernem Geist bekennt, kann ein von der Welt noch völlig abgeschiedenes Flußthal schnell zum Mittelpunkt einer verheißenden Industrie werden. Das Ziel mag den zu einem Anachoretendasein verurtheilten Gaugenossen fürs Erste vielleicht nicht sehr lockend erscheinen; wenn sie aber an die wirthschaftlichen Vortheile denken, die jeder Ort durch den Zuzug von Arbeitern erhält, so werden sie den Wunsch, ihre sterile Ruhe zu behalten, bald aufgeben. Die billigen Wasserkräfte des Auslandes könnten der deutschen Industrie nicht zu unterschätzende Konkurrenz machen. Die Unternehmer, die eine ergiebige Wasserkraft brauchen und sie im Inland nicht finden können, werden ihr Glück draußen versuchen. Die Badische Anilinfabrik hats schon gethan. Gemeinsam mit einem norwegisch-französischen Konsortium hat sie vor Jahr und Tag ein großes Aktienunternehmen in Norwegen gegründet (Norsk Hydroelektrisk Kvälstofaktieselskab), das Salpeter mit Hilfe des Stickstoffs der atmosphärischen Luft herstellt. Die Gesellschaft arbeitet mit einem Grundkapital von etwa 40 Millionen Mark und verfügt über 300 000 Pferdekräfte, die nach und nach für die Salpetergewinnung ausgenützt werden sollen. Im Juli wird die erste Anlage von 40 000 PS in vollen Betrieb genommen. Das Unternehmen ist an einem Syndikat betheiligt, das die Konzession zum Ausbau einer kanadischen Wasserkraft von 350 000 PS erhalten hat. Im Ausland bemüht man sich offenbar, der neuen Salpeterindustrie vorwärts zu helfen. So hat die Bankfirma Sager & Woerner in München sich um die Konzession zur Erbauung eines Elektrizitätwerkes am Eisack (bei Bozen) beworben, um dort eine Salpeterfabrik mit 30 Millionen Kronen Kapital zu errichten. Warum ist die bayerische Firma nicht im Lande geblieben, wo es doch genug unausgenützte Wasserkräfte giebt, sondern hat sich nach Oesterreich gewendet? Die bayerischen Staats- und Gemeindelenker sollen die Gelegenheit, sich eine Industrie zu schaffen, nicht, haltloser Bedenken wegen, ungenützt lassen. Rasch müssen sie handeln. Der Eroberungzug der weißen Kohle hat begonnen und eine Kraft, die noch billiger ist als das Wasser, wird man unter der Sonne fürs Erste wohl nicht finden.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.



Berlin, den 27. Juni 1908.

Makedonien.

Vor dreißig Jahren, am sechsundzwanzigsten Juni 1878, hatte der Berliner Kongreß, der vierzehn Tage vorher eröffnet worden war, die Erörterung der Ostbalkanfragen so weit gefördert, daß die Kommission (der Desprez, Haymerle, Hohenlohe, Karatheodory, Launay, Oubril, Odo Russell angehörten) die Ausarbeitung dieses Vertragstheiles beginnen konnte. Bulgarien ein selbständiges Fürstenthum, in Ostrumelien ein vom Sultan nach erlangter Zustimmung der Großmächte zu ernennender Generalgouverneur: darüber hatten Großbritanien und Rußland sich schon in dem (von Salisbury und Peter Schuwalow unterzeichneten) Memorandum vom dreißigsten Mai geeinigt; und diese Absicht war in einer Versammlung bequem durchzusetzen, wo Oesterreich durch die Gemeinschaft der Antipathie mehr noch als des Interesses an Englands Seite gedrängt und durch die Hoffnung auf den in der Konvention von Reichstadt verheißenen Balkanbesitz doch genöthigt war, dem Reussenherrscher allzu fühlbares Aergerniß zu ersparen. Die schroffe, fast kriegerisch klingende Rede, mit der Beaconsfield am ersten Tag den Kongreß verblüfft hatte, erleichterte die austro-russische Verständigung über Einzelheiten. Und die türkischen Bevollmächtigten, die diese Einigung hindern wollten, waren so steif und ungeschickt, daß Bismarck ihnen seinen Groll nicht hehlte und, als Tyras einen fremden Minister angeknurrt hatte, zu Hohenlohe (der nicht als Talent, nur als Kronoberstkämmerer des für solche Artigkeit empfänglichen Königs von Bayern in den Kongreß berufen war) sagte: „Der Hund ist noch nicht gut genug gezogen, um zu wissen, wen er beißen soll; wüßte ers, dann hätte er den Türken gebissen." Makedonien hielt die Vertreter groß-

mächtiger Weisheit nicht lange auf. Philipps Balkanherrschaft und Alexanders Weltreich, die Römerzeit der Macedonia prima und secunda, die Kämpfe der Bulgaren, Byzantiner, Serben, Veneter und Türken waren längst vergessen; und die Griechen und Türken, Bulgaren und Rumänen, Albanesen und Serben, die jetzt in den Wilajets Saloniki, Monastir und Kosowo am Wardar und an der Struma wohnen, fand der Kongreß weder gefährlich noch interessant. Makedonien sollte fortan ungefähr so verwaltet werden wie Kreta: also mit gleichem Recht für Christen und Türken. Im Innersten dachten die meisten Delegirten wohl wie Bismarck, der am fünfundzwanzigsten Juni offen aussprach, ihm sei das Schicksal der Balkanstämme höchst gleichgiltig und dem Kongreß nur die Aufgabe gestellt, den Großmächten den Umfang der Konfliktsmöglichkeiten zu schmälern. So wars immer, seit die Türken nach Europa vorgedrungen sind; wirds immer sein, so lange Europa die Brut des Propheten duldet. Rußland, Oesterreich und die Türkei streiten um die Grenzen ihrer Machtbezirke; England und Frankreich haben zu viele musulmanische Unterthanen, um als unintereſſirte Zuschauer die Vertheilung der Einflußsphären abwarten zu können; die Balkanslaven trachten nach der Befreiung vom Osmanenjoch; Italien möchte die Adria umfassen, Hellas der alten Größe stolz wieder gedenken dürfen. Und Jeder betheuert, daß er uneigennützig nur für den Christenglauben, für der Menschheit heiligste Güter nur fechte.

Brussa war 1326, Gallipoli 1356 türkisch geworden. Nach Murads Siegen bei Adrianopel und auf dem Amselfeld ward es seinem Sohn Bajesid leicht, Bulgarien und die Walachei, Thessalien und Makedonien zu erobern und mit seinem nach Urchans klugem Plan organisirten Heer, mit Janitscharen und Spahis vor die Hauptstadt des Oströmerreiches zu rücken. Die Mongolengefahr zwang ihn, seinen Erben noch der Aufstand der Ungarn und Serben, Byzanz zu schonen; und erst der zweite Mohammed zog (1453) als Sieger in Konstantins Stadt ein. Er hat den Peloponnes und die Krim, Albanien, Trapezunt und die Moldau dem Osmanenreich unterworfen. In Moskau hatte Iwan der Dritte sich mit der Nichte des letzten Palaeologenkaisers vermählt, den Titel des Gossudars aller Reussen angenommen und den Griechen Trachaniotes als Bevollmächtigten nach Deutschland geschickt. Der sollte mit dem Kaiser ein Bündniß schließen, dem Römischen König Iwans Tochter antragen (für die der vom Ritter Poppel empfohlene Markgraf von Baden ein zu armsäliger Werber sei) und brauchbare Künstler, Baumeister, Bergleute, Handwerker mitbringen. Außer dem Reisegeld erhielt er von Iwan achtzig Zobel und dreitausend Eichhörnchen; als Geschenk für den König Maximilian (dem er in Frankfurt vorgestellt werden sollte) einen kostbaren Hermelinpelz.

Nach vier Monaten kam er mit dem Gesandten Georg Delator zurück, und da Oesterreich und Rußland in dem Sultan Bajesid und dem Polenkönig Kasimir gemeinsame Feinde erkannten, schlossen sie am sechzehnten August 1490 einen Vertrag, dessen kurzer Text lautete: „Nach Gottes Willen und unserem Belieben sind Wir, Iwan, von Gottes Gnaden Herrscher im Russenreich, Herr von Wladimir, Moskau, Nowgorod, Pskow, Jugorien, Wjatka, Perm, Kasan, mit Unserem Bruder Maximilian, Römischem König, Fürsten von Oesterreich, Burgund, Lothringen, Steiermark, Kärnthen, übereingekommen, für immer in einträchtiger Liebe zu leben und einander in jeder Fährlichkeit beizustehen. Wenn Polens König und dessen Kinder Dich jemals Ungarns, Deines Erbes, wegen, bekriegen wollen, so melde es Uns: und Wir werden Dir herzlich gern, ohne Trug, helfen. Wenn Wir nach dem Großfürstenthum Kiew und nach anderem jetzt von Litauen beherrschten Gebiete trachten, so werden Wir es Dir melden: und Du wirst Uns aufrichtig, ohne Trug, Hilfe gewähren. Auch ohne Meldung, für die nicht stets Zeit bleibt, ist Jeder dem Anderen zu unverzüglicher Hilfe verpflichtet. Gesandten und Kaufleuten stehen die Länder beider Kronen weit offen.“ Mit diesem auf Pergament geschriebenen, mit dem goldenen Großfürstensiegel versehenen, durch Iwans Kreuzkuß geweihten Vertrag reisten Trachaniotes, Delator und der Staatssekretär Kuleschin wieder nach Deutschland ab. Da Maximilian, der seine ganze Macht gegen Frankreich brauchte, sich mit den Polen inzwischen geeinigt hatte, blieb der Vertrag ein werthloses Pergament (das aber, als die erste austro-russische Verständigung, heute nicht ganz vergessen sein sollte). Und da Iwan einsah, daß er allein gegen den Osmanenstaat, der im Grunde ein politisch organisirtes Heerlager war, noch nichts vermochte, entschloß er sich, dem Sultan die großfürstliche Freundschaft anzubieten, deren Annahme Bajesid in Moskau durch den Mund eines Gesandten feierlich verkünden ließ. Noch war an Balkanstreit nicht zu denken.

Noch beinahe dreihundert Jahre lang nicht. Als Johann Sobieski Wien von der Türkennoth befreit hatte, kamen aus Leopolds Oesterreich Gesandte nach Rußland und baten die Regentin Sophia, das Kreuz nach Konstantinopel zu tragen und die Türken nach Asien zurückzutreiben. Baron Blomberg sprach zu den Brüdern Peter und Iwan Alexejewitsch: „Mag es einst wohl schwer für Rußland gewesen sein, in der Krim Fuß zu fassen: heute ists leicht. Kämpft für das Christenkreuz, schreitet rüstig voran, auf daß die Ungläubigen von unserer Erde vertilgt werden. Die Zeit ist erfüllt. Konstantinopel muß der Sitz Eurer Patriarchen sein.“ Ein Locklied; noch sah Europa in den Russen die zur Musulmanenerbschaft Berufenen. Doch Sophiens Günstling Galizyn hat ruhmlos gegen die Türken gekämpft, Peter selbst, der Große, ihnen

nichts Beträchtliches abzuringen vermocht und Münnichs Erfolge sind (unter Anna Iwanowna) fast unwirksam geblieben, weil Oesterreich, nach lässiger Kriegführung, einen schlechten Frieden schloß. Erst der deutschen Katharina lächelt das Glück. Die Russen vernichten im Aegaeischen Meer die Osmanenflotte, erobern die Krim zurück, dringen bis nach Bulgarien vor, sichern sich die Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer, dem Marmarameer und das Recht zur Fahrt durch die Dardanellen und nehmen, unter Suworow und Kutusow, der Türkei im Frieden von Jassy einen neuen Landfetzen. Das nächste Jahrhundert bringt vier Kriege Rußlands gegen das Osmanenreich; das auch nach dem Tag von San Stefano aber aufrecht bleibt, weil jede Großmacht fürchtet, bei einer Theilung könne der Nachbar ein zu großes Stück heimtragen.

Bald nach dem Berliner Kongreß wird der Makedonenname, der einst Südwesteuropa mit Schrecken erfüllte, wieder genannt. Die halb autonome Verwaltung nach kretischem Vorbild hat Abd ul Hamid abgelehnt. In Bulgarien bilden makedonische Flüchtlinge Komitees, die des Heimathlandes Befreiung vorbereiten sollen. Auch Griechen und Serben sind für die Makedonensache thätig. Vergebens. Die Aufstände werden niedergeschlagen, die großherrlichen Reformversprechen nicht eingelöst. Die Agitation der Sarafow und Michailowskij hat eben so wenig Erfolg wie der Bandenkrieg der Jankow und Tzonew. Rußland und Oesterreich vermitteln; empfehlen, nachdem Lamsdorff in Sofia, Belgrad, Wien verhandelt hat, einen Reformplan, den der Sultan getrost anzunehmen geruht. Die Gendarmerie wird in den Wilajets Saloniki, Monestir, Kosowo aus Christen und Mohammedanern zusammengesetzt und von europäischen Offizieren reorganisirt; die Osmanenbank wird dafür sorgen, daß die Einnahmen den Wilajets ungekürzt bleiben, und Hussein Hilmi Pascha wird Generalinspektor. Für die Schreiber giebts nun Arbeit; für Makedonien aber kein Heil. Vom Lenz bis in den Herbst 1903 lesen wir von Kämpfen zwischen türkischen Truppen und Insurgenten. Die Freischaaren der Komitees arbeiten mit Sprengstoff gegen Eisenbahnen und Dampfer, Bank- und Postgebäude; die Türken brennen zwölftausend Häuser nieder, plündern die Dörfer, morden, schänden und schleppen die nur Verdächtigen ins Gefängniß. Der Oktober bringt das mürzsteger Programm: die Autonomie wird geweigert, die Durchführung des Reformplanes aber ernstlich versucht. Hilmi Pascha bleibt Generalinspektor; ein italienischer General wird Kommandant der Gendarmerie, der die Großmächte das Offiziercorps stellen; Rußland und Oesterreich ernennen Civilagenten; Verwaltung und Rechtspflege werden verbessert. Die Ruhe kehrt wieder. Die Ruhe des Kirchhofes? In dem Vertrag vom achten April 1904 verpflichtet die Hohe Pforte

sich, die wegen politischer Vergehen in den letzten anderthalb Jahren Verurtheilten zu begnadigen und den bulgarischen Makedonen alle Aemter zu öffnen; verpflichtet Bulgarien sich, Waffen und Sprengstoffe nicht über die türkische Grenze zu lassen, die Komitees der Schreckensmänner nicht länger zu dulden und flüchtige Rebellen auf Wunsch der Pforte in Haft zu nehmen. Alles sehr schön. Alles, damit Etwas zu geschehen scheine. Nur: in den drei Wilajets ändert sich nichts zum Guten und ihre christlichen Bewohner stöhnen nicht leiser als vor dem mürzsteger Evangelium. Wir, sprechen die Rumänen, sind in dieser Provinz die ruhigsten, friedlichsten Leute, werden von dem konstantinopler Patriarchen und von seiner Priesterschaft aber gequält und, zu höherem Heil des Panhellenismus, in unserem völkischen Empfinden verletzt. Hilft die Hohe Pforte uns nicht bald zur ersehnten Rechtsgleichheit, so treibt sie selbst uns in die Rebellenschaar. Die Hellenen berufen sich auf Salisbury, der gesagt hat, Makedonien und Thrakien seien griechische Provinzen, und auf die Statistik, die beweise, daß in den Wilajets Monastir und Saloniki die Volksmehrheit griechisch sei (650000 Griechen gegen 360000 andere Christen). Wo sie die Majorität haben, wollen sie, einstweilen unter dem Halbmond, herrschen und Rumänen und Bulgaren die Macht der Zahl fühlen lassen. Gegen diesen Tyrannenplan sträubt sich besonders heftig der Bulgare, der in dem Griechen den Slavenverächter und Türkenknecht haßt, auf sein Exarchat stolz ist und ausgerechnet hat, daß seine Kirche viel mehr Gläubige zählt als (in diesen Wilajets) das Patriarchat. Er beschuldigt Türken und Griechen schädlicher Bundesgenossenschaft, will der Makedonenprovinz ihre alten, natürlichen Grenzen zurückgewinnen und das ungebührliche Vorrecht anderer Stämme abschaffen. Das wollen auch die Serben; „gleiches Recht zu freiem Wettbewerb“: ist ihre Losung. Und auch sie preisen, wie die Bulgaren, Delcassés Balkanprogramm, in dem der anodine Satz prangt: „Nous ne demandons en Macédoine de privilège pour personne, mais une condition tolérable pour tous, à quelque race qu'ils appartiennent.“ Jeder heischt Rechtsgleichheit, findet sich schlechter gestellt und härter bedrängt als den Nachbar; Alle sind unzufrieden. Und Aehrenthal hat, als er das Sandschakbahnprojekt ans Tageslicht brachte, offen ausgesprochen, daß die guten Absichten, die das mürzsteger Programm diktirten, ohne nützliche Wirkung geblieben sind.

Auf Mürzsteg ist Reval gefolgt; dort hatten Lamsdorff und Goluchowski, hier haben Iswolskij und Hardinge sich verständigt. Vorher, als das austrorussische Balkanabkommen just zehn Jahre alt geworden war, kam aus London ein neuer Vorschlag. Das Gendarmeriecorps muß vergrößert, Schwarmkolonnen müssen ihm angegliedert und den Offizieren weiterreichende Befug-

nisse eingeräumt werden: so stands in Greys Cirkularnote. Ein Programm, das von praktischen Briten nicht zu erwarten war; und das sogar Englands Mittelmeerfreunden nicht gefiel. War es ganz ernst gemeint? Daß die Gendarmerie gegen die Banden mehr vermöge als die Osmanentruppe, durfte kein Sachverständiger glauben. Jeder mußte auch wissen, daß der Sultan die neue und kostspielige Theilung der Gewalt ablehnen werde. Wars darauf abgesehen? Nur darauf, die Türkenfrage wieder deutlich zu stellen und der Christenheit zu zeigen, daß nur eine Großmacht, die den Briten unbequemste, mit Abd ul Hamid durch Dick und Dünn geht? Das ward erreicht. Oesterreich rückt, über Mitrowitza hinaus, bis ans Aegaeische Meer und kann nun den Italienern, mit denen die austro-magyarische Jugend gern feste Freundschaft schlösse, ein Stück aus der Ostküste der Adria gönnen. Rußland erhält endlich wieder das Recht zur Fahrt durch die Meerengen und darf, sobald es sich zu solcher Sicherung seines Besitzes stark genug fühlt, den am Goldenen Horn hängenden Schlüssel zur südöstlichen Pforte des Reussenhauses in die Tasche des Monomachos stecken. Deutschland? Hat ja die Bagdadbahn; und kann, wenn es bei dem Entschluß bleibt, nicht von der Seite des Großherrn zu weichen, auf der konstantinopler Konferenz wieder so einsam werden wie in Algesiras. Denn die alte Kluft zwischen russischer und austro-britischer Orientpolitik ist überbrückt; dreißig Jahre nach dem Berliner Kongreß. Jetzt läßt Sir Edward Grey mit sich handeln. Meint irgendein Wacher, daß es den beiden Edwards um die Gendarmerie, um Makedoniens Ruhe und Frieden zu thun war? Seit Iwans und Maximilians, seit Leopolds und Peters Tagen sind der Türkei Reformen immer nur empfohlen worden, wenn eine Großmacht oder Koalition den Herrschaftbereich des Halbmondes verengen wollte. Herr von Marschall hat, als er einem Interviewer neulich das Herz enthüllte, die Narren gehöhnt, die Russen, Briten, Franzosen die Absicht zutrauen, einen hohen Einsatz auf die makedonische Karte zu setzen. Der Hohn wäre verdient. Nur sollte ein Herr, der sich selbst einen „modernen Diplomaten" nennt, sich bei so billigem Spaß nicht aufhalten; auch nicht mit Magistermiene selbstsüchtige von uneigennützigen Großmächten scheiden. Der emsige Organisator seiner (nicht sehr einträglichen) Siege wird, als Doyen, vielleicht der Botschafterkonferenz vorsitzen. Sieht er das Kommende noch nicht? Rußland muß für asiatischen Verlust in Europa entschädigt, Italien dem alten Bund entfremdet, Oesterreich dem neuen Concern gewonnen werden; und die Imperien, die mit Buddhisten, Shintoisten, Sonnenanbetern zu rechnen haben, müssen die Schwächung des noch allzu bündnißfähigen Islam wünschen. Makedonien ist ihnen Hekuba. Und sie sind so unmodern, daß Selbstsucht sie nicht ein Laster dünkt, sondern die Vorbedingung zu politischem Handeln und Gedeihen.

❦

Reichsgerichtsentscheidung.

Im Namen des Reichs.

In der Strafsache gegen den Schriftsteller Maximilian Harden in Grunewald bei Berlin hat das Reichsgericht, Zweiter Strafsenat, in der Sitzung vom dreiundzwanzigsten Mai 1908, an welcher theilgenommen haben: als Richter: der Präsident Dr. Freiherr von Bülow und die Reichsgerichtsräthe Dr. Sabarth, Klein, Thöl, Wiebe, Dr. Paul, Backs, als Beamter der Staatsanwaltschaft: der Reichsanwalt Richter, als Gerichtsschreiber: der Amtsgerichtssekretär Franzen, auf die Revision des Angeklagten für Recht erkannt:

Das Urtheil des Königlich Preußischen Landgerichts I zu Berlin vom dritten Januar 1908 wird nebst den ihm zu Grunde liegenden Feststellungen aufgehoben; die Sache wird zur anderweiten Verhandlung und Entscheidung an die Vorinstanz zurückverwiesen.

Von Rechts wegen.

Gründe.

I. Dem Verfahren vor der erkennenden Strafkammer 4 des Landgerichts I in Berlin ist ein die selbe That betreffendes Privatklageverfahren gegen den Angeklagten vorausgegangen, in welchem seine Freisprechung durch Urtheil des Schöffengerichts Berlin Mitte erfolgt ist. Gegen dieses Urtheil legten sowohl der Privatkläger Generallieutenant z. D. Graf Kuno von Moltke (der jetzige Nebenkläger) als auch die Staatsanwaltschaft, welche hierbei die Uebernahme der Verfolgung ausdrücklich erklärte, Berufung ein. Nachdem nunmehr das Amtsgericht Berlin Mitte auf Antrag der Staatsanwaltschaft das Privatklageverfahren durch Beschluß eingestellt hatte, legte der Privatkläger gegen diesen Beschluß das Rechtsmittel der Beschwerde ein, das er demnächst zurücknahm, nachdem die Staatsanwaltschaft bei dem Landgericht den Antrag gestellt hatte, „das Urtheil des Schöffengerichts“ aufzuheben, und zugleich bei dem Landgerichte die Einstellung des Verfahrens beantragt hatte. Durch Beschluß vom zwölften November 1907 hob „auf den Antrag der Staatsanwaltschaft“ die Strafkammer 8 b des Landgerichts I in Berlin den Einstellungbeschluß des Amtsgerichts auf und beschloß ihrerseits die Einstellung des Privatklageverfahrens. Die Kosten legte sie dem Privatkläger auf. Auf die sodann von der Staatsanwaltschaft erhobene öffentliche Klage wurde das Hauptverfahren eröffnet, welches dem jetzt angefochtenen Urtheil der Strafkammer 4 zu Grunde liegt.

Die Revision des Angeklagten greift dieses Verfahren wesentlich aus drei Gesichtspunkten als unzulässig an.

A. Sie macht geltend, nach dem Grundsatze, daß die rechtskräftige Entscheidung einer Strafsache eine nochmalige Strafverfolgung wegen der selben That ausschließe („Ne bis in idem“), stehe der Einstellungbeschluß der Strafkammer 8 b jedem weiteren Urtheil entgegen.

Die Rüge geht fehl. Eine gerichtliche Entscheidung, durch welche das Verfahren auf die erhobene Privatklage in der Sache selbst rechtskräftig erledigt wäre, ist nicht ergangen. Damit entfällt die Anwendbarkeit des bezeichneten Grundsatzes. (Entscheidungen des Reichsgerichts Band 26, Seite 150.)

In der Sache selbst entschied zwar das freisprechende Urtheil des Schöffengerichts Berlin Mitte über die erhobene Klage. Dieses Urtheil ist auch weder aufgehoben noch,

wie die Revision ausführt, durch den Einstellungbeschluß der Strafkammer 8b abgeändert. Der Eintritt der Rechtskraft dieses Urtheils ist aber durch den Einstellungbeschluß der Strafkammer 8b so lange verhindert, wie dieser Beschluß in Kraft steht.

Eine Entscheidung in der Sache selbst ist durch den Einstellungbeschluß der Strafkammer 8b nicht getroffen. Die Strafkammer 8b ist bei ihrer Entscheidung davon ausgegangen, daß, nachdem die Staatsanwaltschaft die Verfolgung übernommen hatte, die durch §27 Nr. 3 des Gerichtsverfassungsgesetzes begründete Zuständigkeit des Schöffengerichts und somit auch ihre eigene Zuständigkeit, auf die Privatklage in der Sache selbst zu entscheiden, erloschen sei.

B. Die Revision macht ferner geltend, die Einstellung des Verfahrens durch die Strafkammer 8b sei prozeßrechtlich unzulässig gewesen und deshalb sei die Eröffnung des Verfahrens auf die erhobene öffentliche Klage ebenfalls unzulässig gewesen. Mit Unrecht habe das angefochtene Urtheil diesen Einwand zurückgewiesen und es abgelehnt, die Zulässigkeit des Einstellungbeschlusses, die eine Prozeßvoraussetzung gebildet habe, zu prüfen. (Nr. 37 und 41 der Revisionschrift vom fünften Februar 1908.)

Diesen Ausführungen ist nicht beizutreten. Ob der Einstellungbeschluß gesetzlich zulässig war, hatte nicht die erkennende Strafkammer 4, sondern nur die Strafkammer 8b selbst und, wenn ihr Beschluß angefochten wurde, das Beschwerdegericht zu prüfen. Auch wenn der Beschluß der Strafkammer 8b auf unrichtigen rechtlichen Erwägungen beruhte, war die Thatsache der Einstellung von der erkennenden Strafkammer 4 zu beachten. (Entscheidungen des Reichsgerichts Band 36, Seite 5, 7.)

Eine Prozeßvoraussetzung für die Strafkammer 4 fehlte nur dann, wenn der Einstellungbeschluß der Strafkammer 8b, gleichviel, ob er mit Recht oder mit Unrecht erlassen war, zur Zeit der von der Strafkammer 4 zu treffenden Entscheidung der Wirksamkeit entbehrte, also das Privatklageverfahren nicht wirklich beendet hatte.

Der Vorderrichter hat angenommen, daß die Einstellung des Verfahrens auf die erhobene Privatklage endgiltig erfolgt sei und deshalb das Privatklageverfahren dem Hauptverfahren vor der Strafkammer 4 nicht entgegenstehe. Die erkennende Strafkammer hat hiernach geprüft, ob die Prozeßvoraussetzung einer wirksamen Einstellung des bisherigen Verfahrens gegeben sei, und deren Vorhandensein bejaht. Der gerügte Verstoß liegt daher nicht vor. Ob der Einstellungbeschluß der Strafkammer 8b mit Recht für wirksam erachtet worden ist, wird demnächst zu erörtern sein.

C. An dritter Stelle macht die Revision geltend, der Einstellungbeschluß der Strafkammer 8b, der jederzeit angefochten werden könne, habe das Verfahren nicht, wie das angefochtene Urtheil annehme, endgiltig eingestellt. Der hierauf gestützte Einwand sei in dem angefochtenen Urtheil mit Unrecht zurückgewiesen. In diesen Ausführungen (Nr. 38, 42 der Revisionschrift vom fünften Februar 1908), die ungenau den Grundsatz ne bis in idem hier als das verletzte Gesetz anführen, liegt die Behauptung der Rechtshängigkeit des auf die erhobene Privatklage eröffneten Verfahrens. In der selben Revisionschrift wird unter Nr. 39 geltend gemacht, der Einwand der Rechtshängigkeit sei nicht gewürdigt worden. Die hier vermißte Würdigung hat, wie sich aus den vorstehenden Ausführungen (zu B) ergiebt, in dem angefochtenen Urtheil stattgefunden. Auch im Uebrigen können diese Angriffe keinen Erfolg haben.

Wenn das auf die erhobene Privatklage eröffnete Verfahren bei der Strafkammer 8b rechtshängig geblieben wäre, so würde Dies nach allgemeinen Grundsätzen der Aburtheilung nicht nur durch ein anderes Gericht (Entscheidungen des Reichsgerichts Band

29, Seite 174, 178), sondern auch durch eine andere Kammer desselben Gerichts, die Strafkammer 4, entgegengestanden haben.

Die Annahme einer zweifachen Anhängigkeit der Sache wäre ohne Weiteres abzulehnen, wenn das Verfahren bis zum Einstellungbeschluß der Strafkammer 8b und das im Anschluß an dieses auf die öffentliche Klage eröffnete Verfahren vor der Strafkammer 4 im Rechtssinn als Abschnitte eines einheitlichen Verfahrens angesehen werden könnten; insbesondere, wenn der Einstellungbeschluß der Strafkammer 8b die vom Gesetz gewollte Form darstellte, in der das Verfahren auf die erhobene Privatklage in dasjenige Verfahren überzuleiten war, in welchem die Staatsanwalschaft die von ihr übernommene Verfolgung weiter zu betreiben hatte.

Daß diese Voraussetzung zutreffe und der Einstellungbeschluß daher den gesetzlichen Anforderungen entspreche, hat die Strafkammer 8b angenommen. Diese Auffassung stimmt mit der Rechtsprechung des Reichsgerichts überein. (Entscheidungen des Reichsgerichts Band 10, Seite 237, Band 29, Seite 422.)

Auch in der Begründung des Entwurfs zum Gesetz vom dreizehnten Juni 1902 (Reichsgesetzblatt Seite 227), betreffend die Abänderung des § 7 der Strafprozeßordnung, ist davon ausgegangen, daß die Staatsanwaltschaft nach Uebernahme der Verfolgung in einem neuen Verfahren die öffentliche Klage bei dem für diese zuständigen Gerichte zu erheben habe; denn die im § 7 der Strafprozeßordnung geregelte besondere örtliche Zuständigkeit des Schöffengerichts soll nach der Begründung des Entwurfs fortfallen, „wenn die Staatsanwaltschaft nach Einleitung des Privatklageverfahrens die Verfolgung übernimmt.“ (Drucksachen des Reichstages, Zweite Session 1900/08, Nr. 560.)

Bei nochmaliger Prüfung der maßgebenden Gesetzesvorschriften trägt der erkennende Senat aber Bedenken, sich auf die bisherige Rechtsprechung des Reichsgerichts zu beziehen und die Rechtshängigkeit des Verfahrens auf die erhobene Privatklage mit der Begründung zu verneinen, daß dieses Verfahren in ein solches auf erhobene öffentliche Klage in dem gesetzlich geordneten Wege übergeleitet sei.

Nach § 417 der Strafprozeßordnung erfolgt die Uebernahme der Verfolgung durch eine ausdrückliche Erklärung der Staatsanwaltschaft, also in dem Verfahren auf erhobene Privatklage durch eine Prozeßhandlung. Die Staatsanwaltschaft kündigt hiernach nicht ein auf die Verfolgung gerichtetes Verfahren an, sondern betreibt die Verfolgung bereits durch die Uebernahmeerklärung. Dies spricht dafür, daß die Staatsanwaltschaft die Anklage nicht neu zu erheben, sondern sich die erhobene Klage „in jeder Lage der Sache bis zum Eintritt der Rechtskraft“ anzueignen befugt sein soll.

Bei dieser Auffassung der Rechtslage würde sich die Stellung der Staatsanwaltschaft im Prozeß für jede Instanz bis zu deren Beendigung, regelmäßig also bis zum Erlaß des Urtheils, aus den Vorschriften der Strafprozeßordnung deutlich ergeben. Dagegen würde, wenn die Staatsanwaltschaft nach dem Erlaß eines die Sache nicht rechtskräftig beendigenden Urtheils die Verfolgung übernimmt, die Uebernahmeerklärung allein nicht geeignet sein, dem Verfahren seinen Fortgang zu sichern. Es wäre dazu die Einlegung eines Rechtsmittels, das übrigens nach § 343 der Strafprozeßordnung auch zu Gunsten des Angeklagten Wirkung haben könnte, erforderlich. Die Vorschriften des § 417 Abs. 2 der Strafprozeßordnung, nach welcher in der Einlegung eines Rechtsmittels die Uebernahme der Verfolgung (nicht deren Ankündigung) enthalten ist, hat hiernach einen klaren Zweck, wenn die Staatsanwaltschaft durch das Rechtsmittel die Entscheidung über die bereits vom Privatkläger erhobenen Klage in höherer Instanz herbeiführen

will, wie Dies dem Wesen eines jeden Rechtsmittels entspricht. Wird dagegen angenommen, der Staatsanwaltschaft sei die Einlegung von Rechtsmitteln gewährt, damit sie durch die Anfechtung der ergangenen Entscheidung die Einstellung des Verfahrens herbeiführe und die Sache einer Entscheidung durch das im Instanzenzug übergeordnete Gericht auf diese Weise entziehe, so wird damit eine dem Wesen der Rechtsmittel widersprechende gesetzliche Regelung vorausgesetzt. Es bleibt auch unklar, weshalb es dann eines Rechtsmittels bedurfte und nicht der Uebernahmeerklärung der Staatsanwaltschaft die Wirkung beigelegt wurde, den Eintritt der Rechtskraft zu hindern.

Ferner wird durch § 417 StPO dem Privatkläger das Recht gewährt, an dem weiteren Verfahren als Nebenkläger betheiligt zu werden. Diese Betheiligung ist aber nur gesichert, wenn das eröffnete Verfahren seinen Fortgang nimmt, nicht aber, wenn ein neues Vorverfahren eintritt, das nicht mit rechtlicher Nothwendigkeit zur Erhebung der öffentlichen Klage führt (§ 168 der Strafprozeßordnung). Die Bezeichnung des nach der Uebernahmeerklärung der Staatsanwaltschaft eintretenden Verfahrens als eines „weiteren Verfahrens" weist auf ein weiterzuführendes, nicht auf ein neu einzuleitendes Verfahren hin. So wird die Bezeichnung auch im § 424 der Strafprozeßordnung gebraucht. Auch in der Begründung zu § 417 der Strafprozeßordnung (§ 355 des Entwurfes) ist bemerkt, der Privatkläger scheide nicht aus dem weiteren Verfahren aus, und ist somit auf ein weiterzuführendes Verfahren hingewiesen. Der Einstellungbeschluß ist im Gesetz nicht vorgeschrieben. Seine Nothwendigkeit wird nur aus der Vorschrift des § 27 Nr. 3 des Gerichtsverfassungsgesetzes gefolgert, nach welcher die Zuständigkeit des Schöffengerichtes für die nur auf Antrag zu verfolgenden Beleidigungen voraussetzt, daß „die Verfolgung im Wege der Privatklage geschieht". Für die Kosten der Einstellung des Verfahrens, die in diesen Fällen unter entsprechender Anwendung des § 429 der Strafprozeßordnung nach der Rechtsprechung des Reichsgerichtes ausgesprochen werden muß, paßt aber die Vorschrift des § 503 der Strafprozeßordnung nicht. Wenn das Gesetz diese Einstellung forderte, würde es daher hinsichtlich der Regelung der Kostenfrage eine Lücke enthalten. Endlich läßt § 27 Nr. 3 des Gerichtsverfassungsgesetzes die Auslegung zu, daß er bei Regelung der Zuständigkeit nur den Zeitpunkt der Einleitung des Verfahrens als den maßgebenden ins Auge gefaßt hat und die Schöffengerichte schlechthin als für das „Verfahren auf erhobene Privatklage" (§§ 417, 425 der Strafprozeßordnung) zuständig erklären wollte. Dann aber bewirkt die Uebernahme der Verfolgung durch die Staatsanwaltschaft kein Erlöschen der Zuständigkeit.

Dieser Bedenken ungeachtet, giebt der vorliegende Fall keinen Anlaß, eine Entscheidung der Vereinigten Strafsenate des Reichsgerichtes nach § 137 des Gerichtsverfassungsgesetzes einzuholen: denn die streitige Rechtsfrage bedarf nicht der Entscheidung, weil sich der Einwand der Rechtshängigkeit der Sache aus anderen Erwägungen als unbegründet ergiebt.

Eine formale Rechtskraft wohnt dem Beschluß der Strafkammer 8b vom zwölften November 1907, so weit er die Einstellung des Privatklageverfahrens ausgesprochen hat, nicht inne. Nur so weit der Beschluß den amtsgerichtlichen Einstellungbeschluß auf den Antrag der Staatsanwaltschaft aufhob, entschied die Strafkammer 8b als Beschwerdegericht. Dieser Theil des Beschlusses der Strafkammer 8b ist mit einer weiteren Beschwerde nicht anzufechten. (§ 352 der Strafprozeßordnung.)

Nach der Auffassung der Strafkammer 8b hatte das Amtsgericht Berlin Mitte seine Zuständigkeit, das Privatklageverfahren nach Einlegung der Berufungen einzu-

stellen, mit Unrecht angenommen. Die Zuständigkeit, diese Einstellung auszusprechen, kam daher auch für die Strafkammer 8b in ihrer Eigenschaft als Beschwerdericht nicht in Frage. Nur als Berufungsgericht konnte die Strafkammer 8b den Einstellungbeschluß erlassen, durch den das in die Berufunginstanz gelangte Verfahren seinen Abschluß finden sollte. Der Einstellungbeschluß der Strafkammer 8b ist daher nach § 346 der Strafprozeßordnung mit unbefristeter Beschwerde anzufechten.

Durch diesen Umstand wird aber eine fortdauernde Rechtshängigkeit des Privatklageverfahrens nicht begründet.

Beschlüsse, welche mittels der Beschwerde angefochten werden können, treten alsbald in volle Wirksamkeit. Dieser Grundsatz ergiebt sich aus der Vorschrift des § 349 der Strafprozeßordnung, nach welcher durch die Einlegung der Beschwerde der Vollzug der angefochtenen Entscheidung, soweit ein solcher nach dem Inhalt der Entscheidung überhaupt in Betracht kommt, nicht gehemmt wird und nur ausgesetzt werden kann.

Der Einstellungbeschluß der Strafkammer 8b war daher von vorn herein voll wirksam. Die gewollte Wirkung war, durch Einstellung des Privatklageverfahrens einem neuen Verfahren auf erhobene öffentliche Klage den Weg zu eröffnen. Der Beschluß sprach das Erlöschen der Zuständigkeit der für das Privatklageverfahren zuständigen Gerichte und damit das Aufhören der Rechtshängigkeit des Privatklageverfahrens rechtswirksam aus. Wollte der Angeklagte, daß gegen ihn nicht in Erster Instanz auf erhobene öffentliche Klage, sondern in der Berufunginstanz auf erhobene Privatklage, also von einer anderen Strafkammer des selben Landgerichts, verhandelt werde, so konnte er den Versuch machen, durch Anfechtung des Einstellungbeschlusses der Strafkammer 8b vor der erneuten Eröffnung des Hauptverfahrens gegen ihn die Rechtshängigkeit des eingestellten Verfahrens wieder zu begründen. Dies hat er nicht gethan. Das eingestellte Verfahren war daher, als das angefochtene Urtheil erging, nicht rechtshängig. Es giebt keinen Grundsatz des Prozeßrechtes, nach welchem jedes eingeleitete Verfahren so lange als rechtshängig gilt, bis es durch eine formal rechtskräftige Entscheidung beendigt ist.

Nicht jedes gerichtliche Verfahren endet mit der Erlassung eines Urtheils; diese bildet nur die regelmäßige Form des Abschlusses eines Hauptverfahrens (§ 259 der Strafprozeßordnung). Durch einen mit unbefristeter Beschwerde anfechtbaren Beschluß muß das gerichtliche Verfahren beendigt werden, wenn ein nach § 178 Abs. 1 der Strafprozeßordnung von dem Angeschuldigten gegen die erfolgte Eröffnung der Voruntersuchung erhobener Einwand für begründet erachtet wird. (§ 179 der Strafprozeßordnung) Das Gericht kann ferner stets seine örtliche Unzuständigkeit durch Beschluß aussprechen und dadurch das Hauptverfahren beendigen. Die Unzuständigkeit kann eine so unzweifelhafte sein, daß kein Prozeßbetheiligter einen Anlaß zur Beschwerde hat. Es ist klar, daß das Verfahren vor dem unzuständigen Gericht nicht lediglich wegen der fortdauernden Zulässigkeit einer unbefristeten Beschwerde gegen den Einstellungbeschluß dauernd als rechtshängig gelten kann und einer Entscheidung der Sache durch das zuständige Gericht nicht als Hinderniß dauernd entgegenstehen kann. Die entgegengesetzte Auffassung führt zu unannehmbaren Ergebnissen.

Daß durch eine erfolgreich eingelegte Beschwerde die Rechtshängigkeit wieder begründet werden und das Verfahren seinen Fortgang nehmen kann, wenn Dem nicht eine inzwischen in gesetzlicher Weise begründete andere Rechtshängigkeit entgegensteht, ändert nichts an der Thatsache, daß die alsbald eintretende Wirksamkeit des Einstellungbeschlusses die bisherige Rechtshängigkeit aufhebt.

Hiernach stand der Aburtheilung der Strafsache durch die Strafkammer 4 keine Rechtshängigkeit der Privatklagesache entgegen.

Die Zulässigkeit der erfolgten Aburtheilung der Sache durch die Strafkammer 4 wird hiernach von der Revision mit Unrecht bestritten.

II. Die übrigen Rügen, welche Verstöße gegen Vorschriften über das Verfahren behaupten, bedürfen, mit Ausnahme der in der Revisionschrift vom fünften Februar 1908 unter Nr. 19 vorgetragenen, keiner Erörterung, weil die zuletzt bezeichnete Rüge durchgreifen muß.

III. Die Revision macht geltend, daß der am einundzwanzigsten Dezember 1907 ausdrücklich entlassene Zeuge Geritz am dreiundzwanzigsten Dezember unbeeidigt zur Sache vernommen worden sei. Das Sitzungprotokol bestätigt, daß der Zeuge im Lauf der Verhandlung vom dreiundzwanzigsten Dezember 1907 erschienen und daß er demnächst nochmals zur Sache vernommen worden ist.

Das Protokol beweist, daß der Zeuge Geritz am dreiundzwanzigsten Dezember weder beeidigt worden ist noch die Richtigkeit seiner Aussage unter Berufung auf den am einundzwanzigsten Dezember 1907 geleisteten Eid versichert hat. (§ 66 der Strafprozeßordnung).

Die am dreiundzwanzigsten erfolgte Vernehmung war deshalb nur dann eine eidliche, wenn der von dem Zeugen vor seiner Vernehmung vom einundzwanzigsten Dezember 1907 geleistete Zeugeneid auch die spätere Aussage deckte. Diese Voraussetzung war nicht gegeben, wenn die Vernehmung des Zeugen durch eine am einundzwanzigsten Dezember erfolgte endgiltige Entlassung ihren Abschluß gefunden hatte. (Entscheidungen des Reichsgerichts Band 19, Seite 27.)

Ob die Vernehmung am dreiundzwanzigsten Dezember 1907 eine eidliche war, kann nur durch das Sitzungprotokol bewiesen werden. (§ 274 der Strafprozeßordnung.) Nach dem Sitzunpprotokol ist am einundzwanzigsten Dezember 1907 im Einverständniß mit sämmtlichen Prozeßbetheiligten beschlossen und verkündet worden, den Zeugen Geritz und gewisse andere Zeugen zu entlassen. Der Sinn des Wortes „entlassen" ist an sich klar und bedeutet, wenn das Wort nicht in einem ihm nicht ohne Weiteres anhaftenden einschränkenden Sinne ausgelegt wird, die Entbindung von dem rechtlich oder thatsächlich begründeten Zwange, zur Stelle und zur Verfügung zu bleiben. Ist der Zeuge Geritz in diesem Sinn entlassen, so ist der ihm durch seine Ladung erwachsene Zwang, als Zeuge sich an der Gerichtsstelle zur Verfügung zu halten, ohne Einschränkung aufgehoben worden und die Vernehmung des Zeugen hat dadurch erkennbar ihren Abschluß endgiltig gefunden. Ein solcher Abschluß der Vernehmung des Geritz wird durch das Sitzungprotokol bewiesen. Allerdings kann der Ausdruck „entlassen" unter Umständen im Sinn einer einstweiligen, unter Vorbehalt des Wiederrufs ertheilten Entlassung gebraucht sein. Eine solche Auslegung ist aber nur möglich, wenn sie durch besondere thatsächliche Umstände gerechtfertigt wird. Als solche Umstände sind von der Rechtsprechung des Reichsgerichts angesehen worden: der erkennbare Zweck der Entlassung, dem als Zeugen erschienenen Untersuchungrichter die Erledigung von Amtsgeschäften zu ermöglichen (D 3449/95), die Nichteinholung der Zustimmung der Prozeßbetheiligten zur Entlassung (2 D 294/05), der Sprachgebrauch des Sitzungprotokols, der die Endgiltigkeit der Entlassung, wo eine solche gewollt war, besonders erkennbar machte (3 D 57/07). In der vorliegenden Sache giebt das Sitzungprotokol keinen Anhalt dafür, daß die Entlassung keine endgiltige war. Der Umstand, daß die entlassenen Zeugen entfernt vom Gerichtsorte wohnten, spricht

dafür, daß die Entlassung als endgiltig gemeint war. Der Zeuge Gerih ist hiernach am dreiundzwanzigsten Dezember 1907 ohne gesetzlichen Grund uneidlich vernommen worden. Daß auf diesem Verstoß das Urtheil beruht, ist nicht ausgeschlossen. **Seine Aufhebung im vollen Umfange war daher dem Antrage des Oberreichsanwalts gemäß auszusprechen.**

IV. Die Rüge der Verletzung von Vorschriften des materiellen Rechtes ist unbegründet, so weit die Anwendung des § 186 des Strafgesetzbuches in Betracht kommt. Dagegen ist sie begründet, so weit ein in Thateinheit mit dem Vergehen gegen § 186 des Strafgesetzbuchs begangenes Vergehen gegen § 185 des Strafgesetzbuchs von dem Vorderrichter angenommen ist.

A. Von der Vorinstanz ist die Angabe des Angeklagten für wahr erachtet worden, er habe den von ihm angenommenen, politisch schädlichen Einfluß des Personenkreises, dem der Nebenkläger angehörte, durch den Hinweis auf die normwidrige Veranlagung dieses Kreises beseitigen („brechen") wollen. Diese Annahme rechtfertigte aber nicht die von der Revision geforderte Anwendung des § 193 des Strafgesetzbuches zu Gunsten des Angeklagten.

Für den Angeklagten war die Angelegenheit, auf welche sich seine Aeußerungen bezogen, nur eine solche des allgemein, für Jedermann vorhandenen politischen Interesses; es handelte sich für ihn, wie das angefochtene Urtheil feststellt, nicht um eine seine Person nach billigem Ermessen nah angehende Angelegenheit. Diese Erwägungen, aus denen der Vorderrichter die Anwendbarkeit des § 193 des Strafgesetzbuches verneint hat, sind, so weit sie thatsächlicher Art sind, der Nachprüfung entzogen (§ 376 der Strafprozeßordnung); in rechtlicher Beziehung stehen sie in Uebereinstimmung mit der ständigen Rechtsprechung des Reichsgerichts. Daß der Angeklagte berufsmäßig seine schriftstellerische Thätigkeit der Erörterung politischer Fragen widmet, ist für die rechtliche Beurtheilung ohne Bedeutung. Allerdings besteht für die Presse, wie für Jedermann, das Recht, Mißstände oder vermeintliche Mißstände, die sich im öffentlichen Leben gezeigt haben, zu erörtern. Aber dieses Recht muß seine Schranke finden an anderen gleichwerthigen Rechtsgütern, insbesondere an dem Rechtsgut der Ehre. Der Ausgleich zwischen diesen Rechtsgütern darf nicht erfolgen auf Grund politischer, philosophischer oder ethischer Erwägungen, sondern er ist erfolgt im Gesetz durch den § 193 des Strafgesetzbuches. Dieser erklärt Beleidigungen für straflos, wenn der Thäter zur Wahrnehmung eines berechtigten Interesses gehandelt hat. Wie die Entstehungsgeschichte dieser Vorschrift ergiebt und das Reichsgericht seit längeren Jahren in ständiger Rechtsprechung angenommen hat (Entscheidungen des Reichsgerichts Band 30, Seite 41; Band 36, Seite 422), liegt ein solches berechtigtes Interesse nur dann vor, wenn es sich um eine Angelegenheit handelt, die den Thäter besonders nah angeht. An dieser Voraussetzung fehlt es bei den allgemeinen politischen Angelegenheiten, die den Thäter nicht näher angehen, als sie jeden Anderen angehen. In solchem Fall ist die Verbreitung nicht erweislich wahrer Thatsachen ehrenrühriger Art nicht straflos (Entscheidungen des Reichsgerichts Band 40, Seite 101.) Selbstverständlich ist es Sache des Thatrichters, die Beweggründe, aus denen der Thäter gehandelt hat, bei der Strafzumessung zu berücksichtigen.

B. Gegen die Anwendbarkeit des § 185 des Strafgesetzbuchs ergeben sich folgende Bedenken. Der Thatbestand des § 186 des Strafgesetzbuchs hebt einen besonderen Fall aus dem Gattungbegriff der Beleidigung hervor und droht für das Vergehen, sofern es öffentlich oder durch Verbreitung von Schriften, Abbildungen oder Darstellungen be-

gangen ist, eine höhere Strafe an. So weit die Behauptung oder Verbreitung ehrenrühriger Thatsachen in Betracht kommt, wird daher der Thatbestand der nach § 185 des Strafgesetzbuchs strafbaren Beleidigung durch den engeren Thatbestand des § 186 des Strafgesetzbuchs aufgehoben und es kann eine Thateinheit zwischen beiden Vergehen insoweit nicht bestehen. (Entscheidungen des Reichsgerichts Band 24, Seite 269, 272.)

Die Verurtheilung des Angeklagten auf Grund des § 185 des Strafgesetzbuchs ist hiernach nicht gerechtfertigt. Es hätte deshalb in Ansehung dieser Verurtheilung, sowie hinsichtlich der Straffestsetzung, die durch die unrichtige Anwendung des § 185 des Strafgesetzbuchs beeinflußt sein kann, das angefochtene Urtheil aufgehoben werden müssen, wenn die Aufhebung des Urtheils in vollem Umfange nicht schon aus dem bereits dargelegten Grunde geboten gewesen wäre.

Mit Rücksicht auf diese Aufhebung des Urtheils kann es unentschieden bleiben, ob der Vorderrichter bei der Erörterung der Strafzumessunggründe das Vorhandensein eines Verdachts, daß der Angeklagte aus Sensationlust gehandelt habe, wie geschehen, in den Kreis seiner Betrachtungen ziehen durfte.

C. Die Entscheidung des angefochtenen Urtheils über die Kosten entsprach der Entscheidung in der Hauptsache. Ueber die Kosten des Privatklageverfahrens ist im Urtheil nicht entschieden. Der Beschluß der Strafkammer 8b vom zwölften November 1907, der die Kosten des Privatklageverfahrens dem Privatkläger auferlegt hat, ist durch die angefochtene Entscheidung nicht berührt.

gez v. Bülow. Sabarth. Klein. Thöl.
Wiebe. Dr. Paul. Back.

Bei diesem Abdruck sind nur die Absätze weggelassen worden, in denen drei prozessuale Rügen zurückgewiesen, die (vom Reichsgericht nicht nachzuprüfenden) thatsächlichen Feststellungen des Strafkammerurtheils angeführt werden und ausgesprochen wird, daß, wenn diese Feststellungen richtig waren, der Begriff des fortgesetzten Deliktes nicht verkannt worden ist. Der Zweite Strafsenat des Reichsgerichtes hat also das Verfahren (die Zurückführung in ein erstinstanzliches) für ein im Prinzip nicht zulässiges erklärt und es in dem besonderen Fall nur deshalb nicht vernichtet, weil von dem Rechtsmittel der unbefristeten Beschwerde nicht Gebrauch gemacht worden war. Er hat ferner die (vom Justizrath Bernstein gerügte) unbeeidete Vernehmung des Zeugen Geritz, in Uebereinstimmung mit der Reichsanwaltschaft, für einen zur Aufhebung des Urtheils (mit allen thatsächlichen Feststellungen) genügenden Grund angesehen und gesagt, wenn dieser Grund nicht durchgreifend gewesen wäre, hätte die falsche Anwendung des Paragraphen 185 des Strafgesetzbuches zur Aufhebung des Urtheils gezwungen. Deshalb brauchte ein großer Theil der vorgebrachten Rügen gar nicht erst geprüft zu werden. Die Entscheidung ist prinzipiell wichtig: der von Binding und den meisten Kriminalisten Deutschlands getadelte Standpunkt ist darin aufgegeben und die Staatsanwaltschaft wird künftig das Verfahren, in das sie eintritt, weiterzuführen (also vor das Berufungsgericht zu bringen), nicht von vorn anzufangen (und wieder vor einer Ersten Instanz zu vertreten) haben. „Die Größe eines Gerichtes, das geirrt hat, zeigt sich in der ruhigen Anerkennung auch seiner Fehlbarkeit“: mit diesem Satz schloß Bindings Dekanatsprogramm; und diese Größe hat der Zweite Strafsenat des Reichsgerichtes gezeigt. Der Prozeß Moltke wider Harden aber steht nun, wie er nach dem schöffengerichtlichen Urtheil stand. Nicht dieses Urtheil ist aufgehoben, sondern das der Vierten Strafkammer des Landgerichtes I.

♦

Ihre Majestät die Reklame.*)

Das war mal wieder ein fröhliches Jagen! Die liebe Presse: was hat sie sich wieder einmal ereifert über ein paar Zeilen, die ich in der Zeitschrift „Morgen" über den Reklameunfug vor Monaten veröffentlicht habe und deren Gemeingefährlichkeit sie seltsamer Weise (wer war der Entdecker?) erst nach langen Wochen herausgefunden hat. Diesmal muß mein Vergehen ganz besonders schwer gewesen sein; denn die Verdammung war gründlich und allgemein. Kein Wort des Erbarmens, kein Anzeichen irgendwelchen, auch noch so leisen Mitleids mit dem Sünder.

Was ich jetzt über Reklame schrieb (ich bringe eine kleine Blüthenlese der schmückenden Beiworte, mit denen mich die liebe Presse diesmal belegt hat), war: „kindlich", „weltfremd", „abgeschmackt", „abgeschmackt und thöricht", „oberflächlich und einseitig", „kritiklos", „seltsam thöricht", „unüberlegt"; war ein „Produkt des Aergers", waren die „Gedanken eines übelgelaunten Einzelnen"; beruhte auf „unvorsichtigem und unbedachtem Denken", auf „Unkenntniß der einfachsten wirthschaftlichen Zusammenhänge, wie sie vollständiger sich noch kaum dokumentiren kann"; es ist „unglaublich, daß so Etwas ausgesprochen werden konnte".

Auch meine sittlichen Qualitäten werden schon stark in Zweifel gezogen: ich hasche nach Sensation, ich mache Reklame für mich und meine Werke und was dergleichen liebenswürdige Verdächtigungen mehr sind.

Aber was ficht das Einen an? Man zieht seines Weges und summt die Worte vor sich hin:

„Wandrer! Gegen solche Noth
Wolltest Du Dich sträuben?
Wirbelwind und trocknen Koth,
Laß sie drehn und stäuben."

Und wäre es nur die unpersönliche Firma Schmock & Co, die mich angegriffen hätte, so würde ich, wie es sonst meine Gewohnheit ist, geschwiegen, würde von der liebenswürdigen Erlaubniß, die mir die Schriftleitung gütigst ertheilt hat, zu dem Streit über die Reklame mich selbst noch einmal zu äußern,

*) Dieser Aufsatz ist vor längerer Zeit geschrieben und war für die Zeitschrift „Morgen" bestimmt. Deren Redaktion hat seit Wochen die Veröffentlichung wegen immer wieder neuer Bedenken hinausgezögert und verweigert jetzt die Aufnahme wegen derjenigen Bemerkungen, die ich in dem Artikel gemacht habe, um meine in der Oeffentlichkeit immer wieder falsch gedeuteten Beziehungen zum „Morgen" klarzulegen: Bemerkungen, an deren Bekanntwerden mir natürlich vor Allem gelegen ist. Der liebenswürdigen Gastfreundschaft, die mir der Herausgeber der „Zukunft" in seinem Blatte gewährt, verdanke ich es, daß ich mich gegen die zahllosen und maßlosen Angriffe (von denen vier in der Zeitschrift „Morgen" selbst erschienen sind) in der Oeffentlichkeit überhaupt vertheidigen kann. W. S.

keinen Gebrauch gemacht haben. Aber es ist doch auch eine große Anzahl von Männern in die Arena gestiegen, die mit Nennung ihres Namens den Kampf gegen mich aufgenommen haben. Und unter Diesen sind Einzelne, auf deren Urtheil ich Werth lege. Deshalb, und weil ich selbst das Bedürfniß empfinde, in einigen Punkten meine Ausführungen zu ergänzen und einige Gedanken deutlicher auszusprechen, will ich noch einmal das Reklameproblem in diesen Blättern erörtern, will vor Allem einer Reihe von Einwendungen zu begegnen suchen, die mir immerhin der Erwägung werth erscheinen.

1. In eigener Sache.

Ich beginne mit einigen Erklärungen rein persönlicher Natur.

Man hat sich darüber aufgehalten, daß ich mich so scharf gegen den Reklameunfug ausgesprochen habe in einer Zeitschrift, die selbst in ungewöhnlicher Weise sich aller Mittel der modernen Reklame bedient, um ihren Absatz zu vergrößern. Darin hat man ganz Recht gehabt. Wer meine Beziehungen zum „Morgen" nicht kannte, konnte durch den äußeren Anschein freilich zu dem Urtheil verführt werden, daß ich als „Herausgeber" eine wesentlich andere Praxis übte, als sie der Theorie entsprechen würde, die ich als „Mitarbeiter" in meinem Aufsatz vertreten habe. Der Vorwurf der Zwiespältigkeit wird jedoch hinfällig, sobald man weiß, daß ich niemals weder auf die innere noch auf die äußere Gestaltung der Zeitschrift „Morgen" auch nur den geringsten Einfluß auszuüben im Stande gewesen bin. Ich bin früher (jetzt schon lange nicht mehr) als Herausgeber auf dem Titelblatt zu Unrecht verzeichnet worden, habe aber niemals die Funktion eines Herausgebers wirklich ausgeübt. Insbesondere habe ich niemals das geschäftliche Gebahren dieser Zeitschrift zu bestimmen Gelegenheit gehabt, geschweige denn, daß dieses Gebahren auf meine Anordnungen zurückzuführen wäre. Im Gegentheil: ich habe es oft genug gemißbilligt, und wenn einer meiner Gegner schreibt: „Da könnte man beinahe annehmen, daß sich Herrn Sombarts Ausführungen gegen die Reklame des eigenen Verlegers richten sollen und womöglich gar durch dessen Reklame-Manipulation angeregt sind", so ist Das gar nicht so falsch. Der „Morgen" (Das bitte ich nun aber einmal für allemal festhalten zu wollen) ist nicht „meine" Zeitschrift, sondern eine beliebige Zeitschrift, in der ich meine publizistischen Parerga veröffentlicht habe: „theils dieserhalb, theils außerdem".

Es ist also unbillig, mir persönlich die Sünden des „Morgen" zur Last zu legen (wie es umgekehrt allzu hart ist, den „Morgen"-Verlag durch Inseratenentziehung für meine persönlichen Ketzereien büßen zu lassen).

Und dann ist es Das, was ich hier kurz erledigen muß. Wie ein rother Faden zieht sich durch alle Kritiken, die mein Aufsatz erfahren hat, der Gedanke: das Schlimmste bei der Sache ist der Umstand, daß sein Verfasser Lehrer an der Handelshochschule ist. „Meines Erachtens", schreibt ein ange-

sehener Großhändler, „muß die Kaufmannschaft gegen diese Auslassungen auf das Energischste protestiren. Ein Lehrer für Volkswirthschaft an einer Handelshochschule hat nicht zum Wenigsten die Aufgabe, für die Hebung der sozialen Stellung des Kaufmannstandes einzutreten. Sombarts Ausführungen sind aber nur geeignet, die dem Kaufmannstande gegenüber vorhandenen ungerechten Vorurtheile zu verstärken und zu vertiefen." Und ein anderer fragt: „Wo aber bleiben unsere, der strebsamen Kaufleute Bemühungen, den Kollegen Ehrbewußtsein, Stolz und Reellität einzuimpfen, wenn ein Mann, der die Handelswissenschaften zu lehren berufen ist, all unser geschäftliches Bemühen ums liebe Brot glattweg als etwas Verächtliches bezeichnet?" Auch dieses Lied klingt mir vertraut in die Ohren: als ich noch preußischer Universitätprofessor war, haben es gar oft die Vertreter konservativer Parteien gesungen, nur in der anderen Tonart: „Ein Mann, der die Grundfesten des Staates erschüttert, darf nicht den jungen Nachwuchs der Beamten mit seinen Irrlehren vergiften." Und wie damals mich die Unzufriedenen beim preußischen Kultusminister mit freundlichen, aber deutlichen Worten denunzirten, so nun die freisinnigen Kämpen bei den „Aeltesten", die einen solchen Menschen an ihrer Hochschule dulden können: die „Freiheit der Wissenschaft" hat bei Parteimenschen noch immer ihre Grenze dort gefunden, wo sie mit deren Interessen in noch so leisen Konflikt zu kommen droht.

Betonen möchte ich ausdrücklich, daß jetzt meine „vorgesetzte Behörde" zu all den Denunziationen eben so vornehm geschwiegen hat wie die langen Jahre hindurch das preußische Kultusministerium. Und ich empfinde schon deshalb nicht das leiseste Bedürfniß, mich etwa wegen meines Verhaltens irgendwem gegenüber zu vertheidigen. Immerhin erscheint es mir erwünscht, da viele Leute, auch solche, die mir wohlwollen, in der Thatsache, daß ich einen Anti-Reklameartikel schreibe, einen Widerspruch mit meiner Lehrthätigkeit erblickt haben, in aller Kürze die Unklarheiten aufzudecken, die hier zu der schiefen Beurtheilung Anlaß gegeben haben. Ich gewinne durch diese Auseinandersetzung gleichzeitig eine Unterlage für die späteren sachlichen Erörterungen.

Meine Aufgabe an der Handelshochschule besteht darin, Nationalökonomie zu lehren. Nationalökonomie aber ist eine Wissenschaft. Eine Wissenschaft besteht darin, ein bestimmtes Gebiet der Erkenntniß zu pflegen. Erkennen aber heißt: per causas scire, heißt, die Zusammenhänge der Erscheinungen nachweisen; und hat nichts zu thun mit einer anderen menschlichen Thätigkeit: dem Werthen. Werthen heißt, eine Erscheinung nach bestimmten Werthmaßstäben (ethischer, ästhetischer oder welcher Art immer) in ihrer Güte bemessen; heißt, feststellen, ob sie gut oder schlecht, schön oder häßlich sei. Das aber gehört nach meiner Auffassung von der Wissenschaft nicht zu dieser. Das Werthen ist nicht Erkenntniß, weil es letztlich über alle Welt der Erscheinungen hinaus

in die Tiefen der persönlichen Weltanschauung hineinreicht, wo die Gründe aller Werthurtheile liegen. Wie ein Anthropologe nicht zu entscheiden berufen ist, ob die Brunetten oder die Blondinen hübscher sind, so auch ein Nationalökonom nicht, ob der Agrar- oder der Industriestaat das höhere Ideal der menschlichen Gesellschaft darstelle und ob die Reklame eine Freude oder ein Aergerniß sei. Was ich also über diese Erscheinung unseres Kulturlebens an Werthurtheilen ausgesprochen habe, habe ich in meinem Nebenberuf als Mensch gesagt: mit Wissenschaft hatte es und hat es nicht das Allermindeste zu thun.

Also trage ich es auch nicht in meinen nationalökonomischen Vorlesungen vor, in denen ich vielmehr immer wieder den Unterschied zwischen Wissen und Werthen betone und immer wieder (zumal in den seminaristischen Uebungen) hervorhebe, daß ein Nationalökonom (wie jeder Mann der Wissenschaft) die Grenzen des objektiven Erkennens überschreitet in dem Augenblicke, da er Etwas bewerthet und gar ein Urtheil darüber ausspricht: was sein solle. Die Zionswächter können sich also beruhigen: an der Handelshochschule erfährt der junge kaufmännische Nachwuchs nichts von meinem höchstpersönlichen Werthurtheilen über wirthschaftliche oder allgemeine kulturliche Dinge.

Nun würde ich es aber (wenn es auch nicht im Widerstreit mit meinen Pflichten als Lehrer stünde) doch für geschmacklos halten, wenn ich, wo auch immer es sei, eine Ansicht äußerte, die der „Ehre des Kaufmannstandes“ zuwider liefe. Man hätte mir eigentlich eine solche Taktlosigkeit gar nicht zutrauen sollen. Aber wie es nun einmal bei uns im öffentlichen Leben zugeht, muß man aller Dinge gewärtig sein. Zu Dem freilich, was ich zuletzt erwartet hätte, gehört Dieses: daß Jemand aus meinen Urtheilen über den Reklameunfug etwas Ehrenrühriges gegen den Kaufmannsberuf herauslesen würde.

Da muß ich denn doch sagen, daß ich von diesem Beruf eine etwas höhere Meinung habe, als daß ich annehmen sollte, sein Ansehen und seine Bedeutung stünden und fielen mit dem Bestande des modernen Reklamewesens. Wäre es meine Amtspflicht (was es nicht ist), in den jungen Kaufleuten Liebe zu ihrem Beruf zu wecken: ich würde dazu ganz gewiß nicht zu dem Mittel greifen, ihnen die Reklame als eine besonders herrliche Erscheinung unserer Kultur vor Augen zu führen und sie ihnen als das Blümlein „Rühr' mich nicht an“ ins Herz zu pflanzen. Ich würde meine jungen Freunde eher vor den Gefahren und Schrecken der Reklame warnen und ihnen die Wege weisen, wie sie trotz diesem bösen Bestandtheil nordamerikanischen Geschäftslebens vornehme und pflichttreue Vertreter ihres Standes werden könnten.

Aber der Gedanke: kaufmännische Ehre und Reklamemacherei seien das Selbe, erscheint mir so ungeheuerlich, daß ich fast annehmen möchte: Die ihn geäußert haben, verstehen unter Reklame doch am Ende etwas Anderes als ich. Und wir könnten uns vielleicht noch ganz gut verständigen, wenn wir

uns noch einmal gründlicher über Begriff, Wesen und Bedeutung der Reklame aussprächen. Und deshalb will ich im Folgenden meine früheren Ausführungen in einigen Punkten ergänzen, will ich einige Gedanken deutlicher aussprechen, einige Behauptungen näher begründen: damit der Nebel weiche, der jetzt noch in den Köpfen herrscht und der selbst die sonst doch immer so erleuchteten Hirnschalen Ordentlicher Universitätprofessoren ganz dick auszufüllen scheint. Denn auch der „eklatante Widerspruch", in den ich mich mit mir selbst verwickelt haben soll, ist im Wesentlichen dem Gedankenwirrwarr entsprungen, in den sich die meisten meiner verehrten Kritiker verheddert haben und den ich mit meiner allzu aphoristischen Behandlung des Gegenstandes wohl gar mitverschuldet habe. Das kommt davon, wenn man einmal sich bemüht, nicht „professoral" gründlich zu sei. Ich werde in der folgenden Darstellung meinen Fehler zu vermeiden trachten.

3. Was verstehen wir unter Reklame?

Das ist wohl die erste Frage, auf die wir eine genauere Antwort zu bekommen trachten müssen, als ich sie in meinem ersten Essay ertheilt habe. Denn was haben meine Kritiker nicht als Reklame angesprochen!

Zunächst sollte doch wohl Dieses festgehalten werden: daß man aus dem Begriff Reklame das subjektive Moment nicht ausschalten darf. Es führt zu einer grenzenlosen Konfusion, wenn man auch von Reklame dort spricht, wo nur eine Wirkung erzielt wird, die die Reklame erstrebt, ohne daß die Absicht dieses Erfolges vorgelegen hätte: wenn der Monarch eine Ausstellung oder ein Geschäftshaus besucht, so macht Das, sagen wir, „Reklame" für diese; wenn ich einen Artikel über Reklame im „Morgen" schreibe, so macht Das „Reklame" für den „Morgen"; wenn mich darum die gesammte deutsche Presse in Acht und Bann thut, so macht Das für mich „Reklame": aber in allen diesen Fällen brauchen wir das Wort in einem übertragenen Sinn oder richtiger: drücken wir uns ungenau aus und wollen sagen, die und die Handlung (die allen anderen Zwecken als dem der Reklame dienen sollte) hat eine Wirkung gehabt, wie wir sie sonst der Reklame zuschreiben.

Also eine bestimmte Absicht muß mit der Reklame verbunden sein. Welche? Antwort: einen Menschen, einen Vorgang, eine Leistung, eine Waare der breiten Oeffentlichkeit bekannt zu machen. Nun ist aber nicht jede „Bekanntgebung" schon Reklame. Das habe ich ausdrücklich schon in meinem inkriminirten Artikel hervorgehoben. Warum hat man es nicht beachtet? Ausdrücklich habe ich dort schon auf den Unterschied zwischen Anzeige und Reklame hingewiesen. Ich unterstreiche ihn hier noch einmal.

Was aber macht den Unterschied aus, den wir ganz deutlich in unserem Gefühl haben?

Kein vernünftiger Mensch spricht von Reklame, wenn eine Behörde

eine Bekanntmachung erläßt; wenn der Papst urbi et orbi (also die Absicht weitester Verbreitung liegt vor!) eine Enzyklika verkündet; wenn Theater, Konzerte und so weiter einfach angezeigt werden; wenn sich Arbeitkräfte anbieten. Jedermann empfindet aber auch: für Kubelik wird Reklame gemacht, für Joachim nicht; für Götz Kraft ja, für Jörn Uhl nein; für Henkell-Trocken ja, für Louis Roederer nein; und so weiter; für den Wintergarten ja, für die Königlichen Theater nein; obwohl auch in den Fällen, wo wir keine Reklame bemerken, ohne allen Zweifel öffentliche Anzeigen vorgelegen haben. Was macht die öffentliche Anzeige, so können wir fragen, zur Reklame?

Wenn ich recht sehe, ist das besondere Merkmal der Reklame die suggestive und gleichzeitig eigennützige Absicht Dessen, der sie macht. Dem Beschauer oder Hörer soll nicht eine Kenntniß übermittelt werden: sein Urtheil soll beeinflußt werden: zuvörderst sollen sich seine Gedanken mit dem Menschen oder dem Gegenstand beschäftigen, für die Reklame gemacht wird; dann soll seine Lust, sich eine Leistung anzusehen, eine Waare zu kaufen, rege gemacht werden durch irgendwelches Mittel: Erweckung der Neugier oder sonst eines Triebes, der den Willen in der gewünschten Richtung beeinflußt. Die Reklame drängt uns ein Interesse an ihrem Gegenstand auf, die Anzeige nimmt an, daß unser Interesse für ihren Inhalt schon vorhanden ist.

Kein vernünftiger Mensch wird von Reklame sprechen, wenn der Kaufmann sein Schaufenster geschmackvoll mit seinen Waaren ausstattet: setzt er aber ein Frauenzimmer hinein, das an der Schreibmaschine arbeitet, oder klopft er mit einem kleinen Hammer beständig an die Scheiben oder stellt er einen Mann mit einer großen Pauke davor: so macht er Reklame. Er wartet nicht ab, bis wir im Verfolg unserer eigenen Interessen seine Ankündigung wahrnehmen, und überläßt uns nicht, über den Werth und Unwerth seiner Waaren selbst zu urtheilen, sondern er drängt sich und seine Waare uns auf und läßt uns nicht zu eigenem Urtheil gelangen.

Dieses innere Wesen der Reklame, das sie so scharf von der Anzeige unterscheidet (im Begriff wenigstens, wenn auch in Wirklichkeit natürlich das Eine oft in das Andere übergeht) hatte ich mit dem Wort „Anpreisung" auszudrücken versucht. Und ich denke, dieses Wort trifft in der That den Nagel auf den Kopf. Es bezeichnet sowohl die eigenthümliche psychologische Stimmung, aus der die Reklame geboren wird, als auch die Form, in der sie sich uns darbietet. Die Reklame hat entweder schon in ihrer Fassung etwas Marktschreierisches, Lautes: sie spricht in Superlativen, sie enthält Werthurtheile, begnügt sich also nicht mit bloßer Verkündung der Thatsachen; oder sie bekommt diesen Charakter durch die Umstände, unter denen sie erscheint: die gleichförmige Wiederholung; die Allgegenwärtigkeit; den Ort der Bekanntmachung; und so weiter.

Eine Bücheranzeige, eine Konzertanzeige kann in der selben Wortfassung

Reklame sein oder nicht, je nach diesen äußeren Bedingungen ihrer Veröffentlichung. Sie wird, zum Beispiel, zur Reklame, wenn sie, statt im Anzeigetheil der Zeitung, inmitten des Textes steht; oder in den Bedürfnißanstalten angeschlagen wird; oder uns auf der Straße in die Hand gesteckt wird; oder in Transparenten auf den Dächern erscheint. Die Reklame ist aufdringlich: sie fragt nicht danach, ob man sie sucht, ob man sie haben will.

Will man das Alles „Auswüchse der Reklame" nennen? Was ist dann aber Reklame schlechthin, die doch selbst etwas im Wesen Anderes ist als die Anzeige? Richtiger sagen wir: Es sind Auswüchse der Anzeige; Das ist nämlich: die Reklame.

4. Die volkswirthschaftliche Bedeutung der Reklame.

Daß die Reklame ein „nothwendiger" Bestandtheil hochkapitalistischer Wirthschaft sei, also einer Wirthschaftweise, deren Eigenart durch das schrankenlose Austoben des rein privatwirthschaftlich orientirten Gewinnstrebens der einzelnen Wirthschaftsubjekte gebildet wird, habe ich nicht nur immer zugegeben, sondern ich bin wohl der Erste und bisher der Einzige gewesen, der die Rolle, die die Reklame im modernen Wirthschaftleben spielt, grundsätzlich zu erfassen und einem wissenschaftlichen System des Wirthschaftlebens einzugliedern versucht hat. Es ist zu blöd, in dieser Hinsicht zwischen meinen früheren Schriften und meinem Reklameartikel einen Widerspruch zu konstatiren, als daß ich näher auf diesen Vorwurf einzugehen brauchte: die Schlauberger, die mich von dieser Seite fassen zu können glaubten, hätten sich von der Hinfälligkeit ihrer Beweisführung schon durch die einfache Feststellung überzeugen können, daß ich eine ganze Reihe von Sätzen aus meinem „Modernen Kapitalismus" in den Morgen-Artikel herübergenommen habe.

Etwas ganz Anderes nun freilich als die Erklärung einer sozialen Erscheinung aus bestimmten Ursachenreihen (Das sollte man Ordentlichen Universitätprofessoren zuletzt zu sagen nöthig haben!) ist die Untersuchung der Wirkung, die eine Erscheinung wie die Reklame ausübt: sei es auf wirthschaftlichem, sei es auf allgemein kulturellem Gebiet; wie es denn abermals ein Anderes ist, aus den Ergebnissen solcher Untersuchungen sich ein Urtheil über die Bedeutung der Reklame zu bilden, und abermals ein Anderes, aus diesem Urtheil Folgerungen für unser praktisches Verhalten abzuleiten.

Um die Urtheile nun, die ich über die Bedeutung der Reklame in dem eben umschriebenen Sinn ausgesprochen habe, dreht sich der Streit. Wenn ich auf diesen hier eingehe, so muß ich zuvor wieder auf den Unterschied aufmerksam machen, auf den ich in einem anderen Zusammenhang vorhin schon hingewiesen habe: zwischen Erkennen und Werthen. Bei der Beurtheilung der Reklame gehen nämlich wissenschaftliche und werthende Urtheile, geht also auch Diskutables und nicht Diskutables durcheinander. Und nur wenn man

sich Dessen bewußt wird, vermag man zu einiger klarer Einsicht vorzudringen, vermag man vor Allem die Diskussion auf den überhaupt diskutirbaren Theil des ganzen Problemes zu beschränken. Diskutirbar ist im großen Ganzen Das, was man die „volkswirthschaftliche Bedeutung" der Reklame nennt; Das heißt: die Frage, ob die Reklame bestimmte, als gegeben angenommene Zwecke wirthschaftlicher Natur erfüllt, ob sie bestimmt bezeichnete ökonomische Wirkungen ausübt, ob sie eine nothwendige Funktion in einem wiederum als gegeben angenommenen Wirthschaftsystem erfüllt.

Da sind nun in den gegen mich gerichteten Streitschriften drei Behauptungen vornehmlich aufgestellt worden, zu denen ich mich äußern muß. Es ist gesagt worden: die Reklame trägt zu einer Verbilligung der Waaren bei; die Reklame führt den Konsumenten die besten Waaren zu; die Reklame ist für die Erhaltung der verkehrswirthschaftlichen Wirthschaftorganisation unentbehrlich, deshalb also auch nothwendig.

In dieser absoluten Fassung halte ich alle diese drei Behauptungen für falsch; mindestens ihre Richtigkeit für unerweislich. Und zwar auf Grund folgender Erwägungen, die ich hier nur ganz flüchtig andeuten kann: wesentlich zu dem Zweck, um meinen verehrten Gegnern zu zeigen, daß da, wo sie selbstverständliche Wahrheiten sehen, sehr, sehr verwickelte Probleme liegen, die man nicht so nebenher, neben einem kaufmännischen Beruf, lösen kann. Seltsam: der geringe Respekt vor der nationalökonomischen Wissenschaft, in die jeder Outsider hineinzureden sich für berufen hält. (Was würden wohl die Herren sagen, wenn Unsereiner, blos weil er gelegentlich mal Schuhe oder Seidenwaaren gekauft hat, nun den Vertretern dieser Branchen von oben herab über die Probleme ihrer Geschäftsführung belehrende Vorträge halten wollte!)

Zum ersten Punkt wird ausgeführt: die Reklame helfe die Waaren verbilligen, weil sie den Absatz vergrößere. Dazu ist Einiges zu bemerken. Erstens ist die Reklame keineswegs das einzige, vielleicht nicht mal das vornehmste Mittel, um den Umfang eines Geschäftes auszuweiten; gerade in den Wirthschaftzweigen, wo wir die größte Konzentration wahrnehmen (Verkehrsgewerbe, Halbfabrikatindustrie), wird verhältnißmäßig am Wenigsten Reklame gemacht. Zweitens ist es nicht ohne Weiteres richtig, daß jede Ausweitung des Umsatzes auch eine Verbilligung im Gefolge habe: es giebt jedenfalls Grenzen für diese Verbilligungtendenz, deren Feststellung ein sehr schwieriges Problem wiederum für sich ist; immerhin kann zugegeben werden, daß in zahlreichen Fällen durch eine Ausweitung des Umsatzes Verbilligungen erzielt werden. Drittens: diese Feststellung beweist noch nicht, daß die Waaren durch die Reklame verbilligt sind: denn wir wissen noch nicht, ob die eingetretene Verbilligung größer ist als der für Reklamezwecke gemachte Mehraufwand. Viertens: angenommen auch, Dies sei der Fall, so müßte erst der Nachweis erbracht wer-

den, daß durch die Ausdehnung, die ein Geschäft erfahren hat, nicht anderen Geschäften ihr Absatz beschnitten worden ist, so daß diese etwa konkurrenzunfähig geworden sind: ihr Ruin würde natürlich in volkswirthschaftlicher Betrachtung als Passivum einzustellen sein. Fünftens ist in Erwägung zu ziehen, daß den Fällen glücklicher Reklame wahrscheinlich viel mehr Fälle unglücklicher (Das heißt: erfolgloser) Reklame gegenüberstehen, Fälle also, in denen der Aufwand für Reklame verthan wurde, ohne daß der Umsatz ausgeweitet ist oder der Artikel sich überhaupt eingeführt hat. Volkswirthschaftlich müssen wir natürlich auch diese „Spesen" als Verlust buchen. Sechstens ist denkbar und sicher häufig der Fall, daß die Reklamewaare gar nicht zum niedrigst-möglichen Preise, sondern zu einem Monopolpreis verkauft wird, so daß nur der Fabrikant Nutzen aus der Verbilligung der Produktion zieht. So daß man, Alles in Allem genommen, eher zu der Meinung (die ich in meinem Artikel vertrat) kommen wird, daß die Reklame die Waaren vertheuert.

Zu dem selben Ergebniß kann man auch auf anderem Wege gelangen; nämlich so: angenommen, die Waarenproduktion und der Waarenabsatz behielten den Umfang, den sie heute erreicht haben, ohne den Aufwand für Reklame, so würde dieser offenbar von den Preisen der Waaren in Abzug gebracht werden können. Wie weit aber die Reklame thatsächlich nothwendig ist, um jenen Status aufrecht zu erhalten, soll später untersucht werden. Hier ist erst noch zu der zweiten Behauptung Stellung zu nehmen: daß nämlich die Reklame dem Konsumenten die besten Waaren zuführe.

Auch diese Behauptung halte ich in solcher Allgemeinheit ganz entschieden für falsch; mindestens aber für unbewiesen. Den Beweis für ihre Richtigkeit könnte man auf zweifachem Wege zu erbringen versuchen: auf induktivem und auf deduktivem Wege.

Um die behauptete Thatsache induktiv als richtig zu erweisen, müßte man feststellen können, daß die durch die Reklame eingeführten Artikel in Wirklichkeit die besten ihrer Art seien. Hierzu würde Jedem nur seine persönliche Erfahrung zu Gebote stehen: und diese ist naturgemäß bei einem so ungeheuren Material nur in sehr geringem Umfang beweiskräftig. Ich glaube deshalb, von dieser Seite her wird man gar nicht sich erst bemühen dürfen, die These als richtig beweisen zu wollen. (Oder man müßte eine große Enquete bei allen Hausfrauen, allen Sekttrinkern und so weiter veranstalten und sie nach ihrer doch immerhin nur subjektiven Bewerthung des Gegenstandes befragen: denn eine objektive Feststellung der Güte, wie sie etwa von Preisrichtern auf einer Ausstellung erfolgt, ist immer nur imaginär.)

Bleibt die deduktive Beweisführung, die aber, wie mir scheint, eher zu dem entgegengesetzten Ergebniß führt. Worin, so müßte man jetzt fragen, liegt die Gewähr dafür, daß die durch Reklame abgesetzte Waare die beste ist?

Im Interesse des Verkäufers (Produzenten)? Nein. Diesem ist an und für sich gleich, ob die von ihm abgesetzte Waare gut oder schlecht ist: wenn er sie nur absetzt. Freilich, kann man einwenden, würde sich die Herstellung einer schlechten Waare auf die Dauer an ihrem Verfertiger rächen dadurch, daß sie ihren Absatz verliert. Richtig. Aber es ist fraglich, wann dieser Zeitpunkt eintritt. Vielleicht so spät, daß das Geschäft, dank einer intensiven Reklame, schon vorher gemacht ist. Das ist aber deshalb sehr wohl möglich, weil in der That eine geschickte Reklame lange Zeit über die Minderwerthigkeit eines Artikels hinwegtäuschen kann. Damit ist die andere Möglichkeit berührt, wie für die Güte des abgesetzten Artikels Gewähr zu schaffen wäre: das Interesse der Konsumenten. Längst ist erwiesen, daß das kaufende (Laien-) Publikum keineswegs im großen Durchschnitt mit der Waarenkenntniß ausgestattet ist, die nöthig wäre, um jeweils den besten Artikel zu erwerben. Gerade aber die Reklame verringert noch weiter die an sich schon geringe Urtheilsfähigkeit des Käufers. Wir sahen ja: sie geht auf eine suggestive Beeinflussung des Käufers aus; und diese gelingt ihr offenbar in vielen Fällen. Der Zug unserer Kultur, die immer mehr eine Massen-, eine Heerdenkultur wird, geht darauf hin: es giebt immer mehr Leute, die sich von einer Mode beherrschen lassen, immer mehr Leute also auch, die eine Waare nur deshalb kaufen, weil sie viel angepriesen, oder auch, weil sie von Anderen gekauft wird. Geht es doch mit den Waaren genau wie mit künstlerischen und anderen Leistungen: je größer der Kreis der Konsumenten wird, desto unselbständiger das Urtheil der meisten Leute. Man geht zu Caruso, weil er in Mode ist, und er ist in Mode (zum guten Theil wenigstens), weil für ihn Reklame gemacht wird. Oder will man etwa behaupten, daß auch auf künstlerischem und literarischem Gebiete die Erscheinungen die besten sind, die dank einer geschickten Reklame die weiteste Verbreitung gefunden haben?

„Das muß man sehen" ist ein sehr bezeichnender Titel für ein Reklamestück. „Das muß man kaufen": könnte man als Motto über alle Reklameartikel schreiben; in den mit diesen Worten ausgedrückten psychologischen Vorgängen, nicht in der Güte der Waaren, liegt das Geheimniß ihrer großen Verbreitung; womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß die sehr weit verbreitete (auch die durch Reklame verbreitete) Waare nicht auch die beste sein kann. (Nur in einzelnen Fällen — ich denke an bestimmte Champagner — scheint die Qualität sich zu verschlechtern, weil so viel Reklame gemacht wird: wodurch der Absatz sich vergrößert hat, ohne daß gleichzeitig die Möglichkeit geschaffen wäre, so sehr viel mehr in gleicher Güte wie vorher zu produziren: Flaschenreife!) Und wo bleibt in diesen Fällen die Verbilligung?

Und die Waaren, für die keine Reklame gemacht wird, sollten alle minderwerthig sein? Gegen diese Annahme sträubt sich unser gesundes Urtheil; da-

gegen werden aber auch alle soliden Geschäftsleute laut protestiren, die dem Reklameteufel noch nicht zum Opfer gefallen sind. Daß Größe der Reklame und Güte der Leistungen nicht immer parallel geht, zeigt besonders deutlich wieder der Zustand unserer literarischen und künstlerischen Produktion. Oder wollte wirklich Jemand behaupten, daß Kubelik besser spielt, als Joachim spielte? Oder die Romane Stilgebauers besser sind als die Karl Hauptmanns? Ja: selbst die Verbreitung des Namens hat hier nichts mit der Reklame zu thun: für Jörn Uhl, zum Beispiel, ist nicht eine Zeile Reklame gemacht worden.

Damit aber berühre ich schon den letzten Punkt, der noch der Erörterung bedarf: ist die Reklame überhaupt nothwendig in einer Verkehrswirthschaft wie der unseren?

Wenn „nothwendig" heißt: dem Einzelnen wider seinen Willen im Konkurrenzkampf abgezwungen, so wird man die Frage bejahen müssen. Die bejahende Antwort versteht sich dann von selbst. Anders jedoch wird der Bescheid lauten, sobald man dem Begriff „nothwendig" den Sinn unterlegt: nothwendig, damit eine Verkehrswirthschaft ihrer Idee nach (Das heißt: ein auf dem geordneten Austausch von Leistung und Gegenleistung und auf einer weitgehenden beruflichen und räumlichen Differenzirung der Einzelwirthschaften beruhendes Wirthschaftsystem) bestehen könne: logisch nothwendig im Gegensatz zu psychologisch nothwendig, wie man die beiden Arten von Nothwendigkeit unterscheiden könnte.

Daß nun aber die Reklame für den Bestand einer Verkehrswirthschaft in dem angedeuteten Sinne logisch nothwendig sei, ist ganz entschieden in Abrede zu stellen. Der Anzeige bedarf es selbstverständlich: wer möchte Das bestreiten? (Und es heißt mich doch geradezu für blödsinnig halten, wenn man mir die Meinung ansinnt: ich hielte die Anzeige in unserer Volkswirthschaft für entbehrlich.) Aber wozu bedürfte es der Anpreisung: der Reklame? Warum muß ein Verkäufer den anderen überschreien? Warum einer den anderen in Form und Darstellung zu überbieten trachten? Warum müssen Geschäftsanzeigen in den politischen Theil der Zeitungen vordringen? Warum muß das Straßenbild in den Städten, warum gar das Landschaftbild durch Reklame gestört werden? Warum müssen die Anzeigen meterhoch sein, warum müssen sie Einen auf Schritt und Tritt verfolgen (und was der „Warums" mehr sind)? Für alle diese Erscheinungen, die eben in ihrer Totalität die Reklame ausmachen, liegt auch für ein rein privatrechtlich, kapitalistisch organisirtes Wirthschaftleben in seiner heutigen Gestalt keinerlei logische Nothwendigkeit vor.

Nun kommt aber hinzu, daß die Form unseres Wirthschaftlebens sich wandelt und daß wir heute schon eine ganze Reihe von Wirthschaftformen besitzen, die die Reklame, oft sogar die Anzeige überhaupt ausgeschaltet haben. Ich denke zunächst an die Kartell- und Trustbildung. Es ist bekannt-

lich eins der treibenden Motive, das zu dieser führt: die unsinnigen Ausgaben für Reklame zu ersparen. Und thatsächlich ist die Wirkung dieser wirthschaftlichen Neugestaltung, daß die Reklame ganz, die Anzeige bis auf einen geringen Rest verschwindet. So theilte mir einer der größten Brauereibesitzer Oesterreichs, nachdem er von meinem Aufsatz Kenntniß genommen hatte, mit, daß in der Brauindustrie „von einem österreichischen Brauherrenverein schon vor zwanzig Jahren das Vertheilen von Kalender-Plakaten und so weiter unter Pönalien verboten und dadurch große Spesen erspart würden, ohne den Absatz zu schädigen. Als sich vor einigen Jahren die großen dänischen Brauereien zu einem Trust verbanden, reduzirten sie sofort die Reklame auf ein Minimum."

Auf der anderen Seite wird die Reklame überflüssig, sobald ein Wirthschaftzweig in staatliche oder städtische Verwaltung genommen oder genossenschaftlich (Konsumvereine!) organisirt wird. Was hier übrig bleibt, ist ein kleiner Rest von Tarifen, Kursbüchern, Fahrplänen und Preiscouranten, die am gehörigen Orte dem Kunden auf dessen Wunsch die nöthigen Aufschlüsse ertheilen.

Also gehen würde es schon ganz ohne Reklame und mit einer starken Einschränkung sogar des Anzeigewesens. Ob sich eine Wandlung thatsächlich in diesem Sinn vollziehen wird, hängt von dem Tempo ab, in dem sich unsere kapitalistische Wirthschaft mit Kartellen und Trusts erfüllt und in eine gemeinwirthschaftliche oder genossenschaftliche Organisation umbildet, und ob dieses Tempo rascher ist als die noch immer stärker werdende Sucht des Einzelnen, sich mit allen Mitteln im Konkurrenzkampfe vorzudrängen.

Vielleicht (und damit möchte ich meine pessimistische Resignation mit einem Schein von Hoffnung umkränzen) kommt auch noch einmal eine Reaktion aus den Kreisen der Unternehmer selbst. Denn daß Niemand mehr unter der Plage der immer stärkeren Reklame zu leiden hat als der Industrielle und der Kaufmann, der sie machen muß, braucht nicht erst ausgesprochen zu werden. Und daß die vornehmeren Naturen in jenen Schichten einen Ekel gegen alles Reklamewesen haben, der stärker ist, als Unsereiner ihn je empfinden kann, habe ich nie bezweifelt und ist mir durch manche Zuschrift jetzt wieder bestätigt worden.

Ein unmittelbares Interesse an der Reklame haben nur die Pächter der Litfaßsäulen, die Zeitung- und die Zeitschriftenverleger und die Annoncenbureaux (denn die sogenannten Reklameindustrien könnten ohne allzu große Schwierigkeiten ihrer Produktion eine andere Richtung geben). Die gesammte Industrie und der gesammte Handel aber würden aufathmen, wie wenn sie von einem Albdruck befreit wären, sobald sie der Sorgen um die Reklame ledig würden.

„Mancher tüchtige Geschäftsmann," schrieb in die Ostsee-Zeitung im Anschluß an meinen Aufsatz ein Kaufmann, „wollte gern zu einem solchen Denkmal beisteuern" (das mir gesetzt werden soll!), „wenn nur in Folge jener Be-

trachtung die ewige und stets nur höher werdende Steuer der Reklame von ihm genommen werden würde. Denn ohne Reklame ist heute fast kein Erfolg zu erzielen und die bloße Tüchtigkeit, die hervorragendsten Leistungen bringen in unserer Zeit keinen Schritt vorwärts, wenn nicht eine mehr oder weniger umfangreiche Reklame ihre Schuldigkeit thut."

So viel „zur Theorie der Reklame": über die sich allenfalls noch streiten läßt. Und nun zum Schluß noch ein paar Worte zum unerschöpflichen Thema vom „Werth der Reklame".

5. Der Kulturwerth der Reklame.

Hier, wo es sich um rein persönliche, indiskutable Werthungen handelt, will ich mich kurz fassen, weil eine Ausdehnung der Diskussion doch zu nichts führen würde. Was ich über meine Stellung zur Reklame als einer Erscheinung unserer Kultur gesagt habe: daß ich sie ekelhaft finde, kann ich nur wiederholen. Was man von ihr Schönes ausgesagt hat, hat mich nicht zu ihr bekehrt. Und auch der Hinweis auf die Kulturwerthe, die sie schafft oder deren Entstehung sie ermöglicht, haben mich in meinem ablehnenden Urtheil nicht zu beeinflussen vermocht:

Sie macht das ganze moderne Zeitungwesen erst möglich: mag sein, ich bestreite aber dessen Nothwendigkeit und dessen Kulturwerth; sie weckt immer neue Bedürfnisse: mag sein, ich bestreite aber, daß es wünschenswerth ist, unsere Bedürfnisse nach dem äußeren Tand immer noch mehr auszuweiten; sie ist für unser Theaterwesen, für unsere Literatur und unsere Kunst unentbehrlich: mag sein, ich bestreite aber, daß es im Interesse ernster Kultur gelegen ist, diese heilige Dreiheit in ihrem heutigen Umfang aufrechtzuerhalten.

Diese meine Beurtheilung des Kulturwerthes der Reklame (wie oft soll ich es wiederholen!) ist nicht das Ergebniß wissenschaftlicher Erkenntniß, sondern der Ausfluß meiner persönlichen Lebens- und Weltauffassung, von der ich von vorn herein annehme, daß sie nur von Wenigen getheilt wird. Im Grunde wird Niemand erwarten, daß ich in der selben Welt der Werthe lebe wie die ehrenwerthen Bürger, die sich der Mühe unterzogen haben, gegen mich zu Felde zu ziehen. Gewiß: meine Ideen können nicht die Ideen der Masse sein. Aber die Schaar Derer, die die Fadheit unseres Alltagsgetriebes erkannt, die sich auf die Dauerwerthe des Lebens besonnen und die sich zu sinnvoller Daseinsführung innerlich vom großen Haufen und von seinen Possenspielen abgesondert und in die Stille geflüchtet haben, um hier erst recht ihr Leben zu beginnen: sie wird von Tag zu Tage größer.

Zu ihnen spreche ich; und spreche ich gern.

Professor Dr. Werner Sombart.



Die Lespinasse.*)

Am zehnten November des Jahres 1732 wurde in der uralten Paulskirche in Lyon ein am Tag zuvor geborenes Mädchen getauft, als dessen Eltern der Chirurg Ludwig Basiliac, der Pathenstelle vertrat, einen gewissen Stadtbürger Claude de l'Espinasse und dessen Ehefrau Julia Navarra eintragen ließ. Diese Namen waren erfunden: die Mutter des Kindes, das in der Taufe den Namen Julie Jeanne Eleonore erhielt, war eine große Dame, die Grund genug hatte, die Geburt ihres Kindes in Dunkel zu hüllen: sie entstammte dem alten, mächtigen Geschlecht von Albon, das in der Dauphiné in zwei Linien, in den Grafen von Saint-Marcel und den Markgrafen von Saint-Forgeux, blühte.

Zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts standen beide Familie nur auf je zwei Augen: Erbe der Grafen von Saint-Marcel war Claude von Albon (geboren 1687), während der Mannesstamm der Marquis von Saint-Forgeux erloschen und nur eine einzige Tochter vorhanden war, die von ihrer Mutter Titel und Einkünfte des Fürstenthumes Yvetot geerbt hatte und als eine der reichsten Erbinnen der Provinz galt. Es ist begreiflich, daß man in beiden Familien daran dachte, die beiden Sprossen des Geschlechtes zu vermählen, damit der Besitz nicht in fremde Hände komme; und da der Wille der Verlobten, der Sitte der Zeit gemäß, kaum in Frage kam, stand der Verwirklichung des Planes kein Hinderniß entgegen: im Februar 1711 wurde Claude von Albon mit seiner sechzehnjährigen Base Julie von Albon in Lyon vermählt. Die Ehe, der zuerst drei Mädchen und, im Jahr 1724, ein Sohn entsprossen, war anfangs ganz glücklich; erst nach der Geburt des sehnlich erwarteten Stammhalters traten Zwistigkeiten ein, die auf schwere Schuld des Mannes hindeuten; denn die Gräfin durfte bei der Trennung der Gatten, die bald darauf erfolgte, ihre Kinder behalten. Der Graf ließ sich in der Stadt Roanne nieder, wo er bis 1771 in größter Zurückgezogenheit lebte, während die Gräfin mit den beiden überlebenden Kindern, ihrem Söhnchen Camille und ihrer Tochter Marie-Camille-Diane, das Schloß Avauges oder ihr Herrschafthaus in Lyon bewohnte. Die dreißigjährige junge Gräfin, die eine feine, schlanke Gestalt besaß und ohne die etwas zu länglich gerathene Nase für eine vollendete Schönheit hätte gelten können, genoß ihre Freiheit nach der freien Sitte der galanten Zeit: sie schloß einen Herzensbund mit ihrem gleichalterigen Vetter Kaspar von Vichy, dem Bruder der berühmten Freundin Voltaires, der Marquise du Deffand. Diesem Verhältniß entsprangen zwei Kinder: ein Knabe, Hilarius, der in einem Kloster erzogen wurde und später die Weihen nahm, und das Mädchen, das am zehnten November 1732 in Lyon getauft wurde und unter dem Namen Julie von Lespinasse berühmt geworden ist. Der Name Lespinasse stammt von einem Landgut her, das der Gräfin von Albon gehörte. Wir hätten keinen Grund, der Vaterschaft des unbekannten Provinzedelmannes näher zu gedenken, wenn er nicht sieben Jahre nach der Geburt Juliens die einzige legitime Tochter seiner eigenen Geliebten, der Gräfin von Albon, also die Stiefschwester seines eigenen Kindes, geheirathet hätte.

---

*) Ein paar Proben aus dem Band „Die Liebesbriefe der Julie von Lespinasse (deutsch von Arthur Schurig)“, der in höchst zierlicher Ausstattung bei Georg Müller in München erscheint und gewiß viele Freunde finden wird.

Die Gräfin hatte Julie in ihr Haus genommen: und so kam es, daß sie mit den Kindern ihres Vaters und Schwagers erzogen wurde. Sie faßte eine tiefe Neigung zu ihrem Halbbruder Abel, der erst im Jahr 1769 mit Entsetzen erfuhr, in welchem Verhältniß er zu Julien stand, die zu gleicher Zeit seine Schwester und seine Tante war.

Wir wissen nicht, was die Gräfin von Albon bewogen haben mag, ihre Tochter dem eigenen Geliebten zur Frau zu geben, der, so weit spärliche Aeußerungen und Dokumente ein Urtheil gestatten, eine trockene und egoistische Natur gewesen zu sein scheint, ganz wie seine Schwester, die berühmte Marquise du Deffand. Jedenfalls muß die alternde Frau schwer unter ihrem Schicksal gelitten haben. Ihren Bestrebungen, wenigstens ihrer Tochter Julie die Rechte eines legitimen Kindes zu verschaffen, setzte die Familie den heftigsten Widerstand entgegen: sie konnte ihr Sündenkind, dessen Zukunft ihr schwere Sorgen machte, nur mit einem Legat bedenken, das sich, der Oeffentlichkeit wegen, blos auf dreihundert Lires Jahresrente belief. Eine freie Gabe sollte dieses Legat ergänzen; doch Julie, deren vornehmer Charakter sich schon in frühester Jugend zeigte, nahm das Geld nicht an, sondern übergab die namhafte Summe nach dem Tod ihrer Mutter (1748) ihrem Bruder. Diese That legte ihr Schicksal ganz in die Hände ihrer Verwandten, die in beständiger Furcht lebten, das junge Mädchen, das um keinen Preis ins Kloster gehen wollte, könnte seine Rechte auf das Familienerbe durch die Gerichte geltend machen. Julie that zwar nichts, um diese Furcht zu rechtfertigen; aber sie ließ sich auch keinen Augenblick dazu herbei, ihre Abkunft zu verleugnen.

Die seltsame Waise war sechzehn Jahre alt, als sie ihre Mutter verlor. Ihr Vater-Schwager nahm sie nun zu sich nach Champrond, wo die Frühreife die Kinder ihrer Schwester erziehen half. Hier erst erfuhr sie auch die Wahrheit über ihre Stellung in der Familie. Die Stille der Provinz gestattete dem jungen Mädchen, sich durch fleißiges Selbststudium die Literaturkenntnisse zu erwerben, die ihre geistvollen Zeitgenossen an ihr bewunderten. Doch war die Ruhe dieses ländlichen Lebens nicht von langer Dauer: die Furcht ihres Vaters, Julie könne ihre Stellung mißbrauchen, mochte schuld daran sein, daß die Unbefangenheit des Verkehrs zwischen diesen Menschen, die Schuld und Irrthum aneinanderketteten, bald einem Mißtrauen wich, das sich in heftigen Szenen entlud. Julie, deren leidenschaftlicher Charakter kein Maß kannte, sah in ihren Verwandten bald genug nur „barbarische Verfolger“ und beschloß, diesem Zustand um jeden Preis ein Ende zu machen. Da lernte sie die Schwester ihres Vaters, die berühmte Marquise du Deffand, kennen, die zum Besuch ihres Bruders nach Champrond gekommen war und außerordentliches Gefallen an dem jungen, lebhaften Mädchen fand. Die berühmte Frau, der damals schon die Erblindung drohte, war auf das Land geflüchtet, um Paris zu vergessen und Ruhe zu suchen; hier, in der Stille, wo sie in ihrer heimlichen Nichte eine geistreiche Gesellschafterin fand, mochte in der verbitterten Weltdame der Entschluß reifen, sich eine Stütze für das Alter zu sichern. Sie beschloß, Julie zu sich zu nehmen. Diese mochte allerlei Bedenken gegen eine solche unfreie Stellung hegen und versuchte vorher, in einem Lyoner Kloster dem Unfrieden des Lebens in Champrond zu fliehen. Vergebens; denn die leidenschaftliche Natur des jungen Mädchens hielt es in der Stille eines Frauenklosters nicht aus. So fanden denn die Vorschläge der Marquise in Lyon ein geneigteres Ohr. Die geistvolle Weltdame verhehlte zwar der Waise nicht, was sie in Paris, an der Seite einer alternden, leidenden

Frau, zu erwarten habe. Julie wandte sich daher noch einmal an den Grafen von Albon, um eine Erhöhung ihrer Rente zu erbitten, die ihr gestatten würde, in der Provinz zu leben, und ging erst, als ihr die Familie diese Bitte rundweg abschlug, auf die Vorschläge der Marquise ein. Der Eintritt Juliens in die pariser Welt wurde wie ein wichtiger Auftritt in einer Komoedie vorbereitet; denn der Marquise mußte, ihrer eigenen Familie wegen, daran liegen, die eigentliche Herkunft ihrer künftigen Gesellschafterin im Dunkel zu lassen und ihrer heimlichen Nichte doch einen guten Empfang in der Gesellschaft zu sichern. Die Familie Albon, die, wie schon erwähnt, der Furcht nicht ledig ward, Julie von Lespinasse könne Etwas unternehmen, um sich eine Stellung (un état) zu verschaffen, die ihrer Herkunft entsprach, setzte dieser Uebersiedelung heftigen Widerstand entgegen; aber die diplomatische Findigkeit der Marquise, die in ihrem eigensten Interesse handelte, wußte diesen Widerstand zu besiegen: an einem Apriltag des Jahres 1754 stieg vor dem Josephskloster in Paris, wo Frau du Deffand eine Witwenwohnung hatte, ein schlank gewachsenes zweiundzwanzigjähriges Mädchen aus, das an diesem Tag nicht nur eine fremde Stadt, sondern eine neue Welt betrat.

... Die Lebensweise, die Julie von Lespinasse bei der blinden Marquise einhalten mußte, war in Allem das Gegentheil des ländlichen Lebens in Champrond. Frau du Deffand war gewohnt, die Nacht zum Tag zu machen; nie steht sie vor sechs Uhr abends auf und eigentlich lebendig wird sie erst, wenn die Stammgäste und Freunde kommen, um eine Stunde mit der geistvollen Blinden zu verplaudern. Es sind D'Alembert, der damals schon als Denker und Mathematiker europäischen Ruf hatte, Loménie de Brienne, der Erzbischof von Toulouse und spätere Minister Ludwigs des Sechzehnten, der Chevalier d'Aydie, Turgot, der Präsident Hénault, denen sich andere Weltmänner und einige Frauen, wie die Marschallin von Luxembourg, zugesellen, die sofort eine tiefe Neigung zu der jungen Provinzialin faßte. Die schöne Marschallin hatte die selbe Entwickelung durchgemacht wie ihre Freundin: sie war von einer Lebedame zu einer Liebenden und später zu einer schöngeistigen Maecenatin geworden, die selbst den ungewaschenen Bären Rousseau durch ihre warme Herzlichkeit zu gewinnen verstand.

Der Kreis geistvoller, vornehmer Menschen, die das Leben in vollen Zügen genossen hatten, fand in Julie eine gelehrige Schülerin: hier lernte sie die zarte Kunst, Jeden nach seiner Art zu behandeln, die selbst die verwöhntesten Hofleute zu Huldigungen gegen die Meisterin des feinsten Tones hinriß; hier wurde ihr die seltene Fähigkeit, aus jedem Menschen das Beste herauszulocken, zur zweiten Natur: hier bereitete sie sich auf ihre spätere Rolle vor. Den Hauptantheil an dieser Bildung einer feurigen Frauenseele hatte die Marquise: sie gehörte, wie ihr Freund und Meister Voltaire, der älteren Zeit an, wo der gallische Geist noch nicht im Bann rousseauscher Rhetorik stand. Frau du Deffand haßte Schwall und Phrasen; bei ihr war Denken und Fühlen wieder Natur geworden, wie es bei hochgebildeten Menschen, die keinen Zwang dulden, manchmal vorkommt. Etwas Attisches ist in ihren feinsten Bemerkungen. Sie haßte jede Uebertreibung und jeden Ueberschwang gefühlvoller Unnatur oder zielloser Schwärmerei. Wie witzig ist ihre unübersetzbare Eintheilung der Weltleute in trompeurs, trompés et trompettes! Ihr Geist hat ein Gleichgewicht, das nur dann gestört wird, wenn die Leidenschaft wie ein wilder Kentaur in den schönen Park hereinstürmt und die sauberen Beete vor den springenden Wassern und gezierten Göttinnen zerstampft.

Auch bei Julie von Lespinasse, die manche Eigenschaft mit ihrer Blutsverwandten gemein hat, finden wir die selbe Aufrichtigkeit des Herzens und der Gefühle; aber sie entblüht einem anderen Grunde: einer heißen Leidenschaftlichkeit, die alle Vertrauten und Freunde des Kreises der Marquise du Deffand in ihren Bann zog. Diese reiche Natur, die Alles in sich aufnimmt, kennt keinen Augenblick die Langeweile. Dies Kind der Liebe liebt das Leben mit einer Leidenschaft, die nicht blind ist, sondern sich selbst mit dem Bewußtsein der Naturen genießt, die keinen Zwiespalt in der Seele tragen. Auch die Marquise will lieber tot als ungeliebt sein; aber sie kann sich selbst nicht hingeben und es giebt kein Herz, das ihr ganz gehörte: aus diesem Grundgefühl, das recht wohl tragisch sein kann, entspringt das Gefühl des Grolls und der Verbitterung, das zu unversöhnlichem Haß wurde, als Julie sich herausnahm, ihre eigenen Wege zu gehen.

Einer der Hauptcharakterzüge Juliens war ihr Bedürfniß, zu gefallen, zu lieben und geliebt zu werden. Es war nicht die Gefallsucht einer Koketten, die alle Menschen an sich heranzuziehen sucht, sondern jenes tiefere Verlangen nach Wärme und Sympathie, das reichen Naturen zum schweren Schicksal werden kann. Der ganze Freundeskreis, der seine Abende bei der Marquise verbrachte, verfiel dem Zauber, der von der jungen Gesellschaftsdame ausging; der Chevalier d'Aydie und der Präsident Hénault waren in sie verliebt. Eine eigentliche Herzensneigung scheint Julie nur dem Irländer Taafe entgegengebracht zu haben, der damals in Paris weilte; ja, man erzählt, sie habe einen Vergiftungsversuch mit Opium gemacht, als Frau du Deffand dieser Liebelei ein Ende zu bereiten suchte, und nie mehr sei sie ganz von dieser Erschütterung ihrer Gesundheit genesen. Julie von Lespinasse jedoch scheint diesem ersten Anflug der Leidenschaft für die Folge keine Bedeutung zugemessen zu haben; denn sie spricht in ihren Bekenntnissen nie davon, obwohl es zu ihren Eigenthümlichkeiten gehört, ihrer Herzensvergangenheit gern und ausführlich zu gedenken. Auch das Einvernehmen der beiden Frauen litt nicht unter dem Zerwürfniß eines Augenblicks; ein anderer Mann war es, der sie trennte: D'Alembert, der liebste Freund der Marquise, der seit zehn Jahren die erste Stelle in ihrem Herzen einnahm.

Wie schon erwähnt, hatte Madame du Deffand die Gewohnheit, erst am späten Nachmittag aufzustehen und abends ihre Vertrauten zu empfangen. Man begreift, was ein junges gesundes Geschöpf, das vom Lande kam, unter diesen langjährigen Angewohnheiten einer alten (und boshaften) Frau leiden mochte. Nach und nach wurde es einzelnen Besuchern zum Bedürfniß, früher in der Wohnung der Marquise zu erscheinen, um die Gesellschaft Juliens zu genießen, die ein Stockwerk höher ein paar bescheidene Zimmer bewohnte. Besonders war es D'Alembert, der vertrauteste Freund der Marquise, der eine heftige Neigung zu Julie gefaßt hatte und die Stunden des Alleinseins mit der geliebten Frau wie ein Liebender genoß. Andere Freunde gesellten sich allmählich zu dem Paar: und so kam es, daß Julie von Lespinasse vor dem Empfang bei ihrer Tante die beste Gesellschaft um sich sah und sozusagen die Sahne von allen Neuigkeiten abschöpfte. Der Marquise war inzwischen die Neigung ihres liebsten Freundes zu ihrer Gesellschafterin nicht entgangen: und in D'Alembert selbst hatte die Liebe, als das stärkere Gefühl, das der Freundschaft für die ältere Frau, die ein junges, leidenschaftliches Geschöpf in ihrem Dienste ausbrauchte, längst ausgelöscht. In der Blinden erwachte ganz allmählich

ein stummer Groll gegen Julie, die ihr das Herz des Freundes geraubt hatte. Als sie nun zufällig erfuhr, was sich täglich unter ihrem eigenen Dach abspielte, kam es zu einem Bruch, der in ganz Paris das größte Aufsehen machte. Die Marquise, die in ihrem Hasse jedes Gefühl für die Wirklichkeit verlor, hatte die Unvorsichtigkeit, D'Alembert vor die Wahl zwischen der alten und seiner neuen Freundin zu stellen, und mußte nun erleben, wie das langjährige Orakel ihres Salons keinen Augenblick zögerte, der „Verrätherin“ zu folgen. Fast der ganze Freundeskreis der Marquise nahm für die jüngere Frau Partei. Die ältere vermochte diesen Schlag nie zu verwinden; niemals verzieh sie ihrer Blutsverwandten das Verbrechen, das Julie an ihr begangen hatte, indem sie sich selbst zum Mittelpunkte eines Kreises geistvoller Männer machte. Selbst der frühe Tod der Gehaßten vermochte nicht den Groll der Verlassenen zu mildern, die später in dem kalten Engländer Horaz Walpole einen neuen Herzensfreund fand; denn auch darin glich sie ihrer Nichte, daß sie nie ohne einen Herzensfreund und Beichtvater sein konnte, so sehr auch ihr scharfer Geist einer solchen Führung zu widersprechen schien; sie haßte jede Gefühlsschwärmerei, aber sie konnte doch nicht mit kaltem Herzen leben. Auch die Familie Albon stellte sich in diesem Streit auf Juliens Seite, die nicht weit vom Josephskloster, in der Rue Saint-Dominique, eine kleine Wohnung nahm oder, wie ein Zeitgenosse meinte, einen „schöngeistigen Laden“ eröffnete.

Fräulein von Lespinasse besaß zur Zeit ihrer Trennung von der Marquise, im Jahr 1764, 3592 Franken Jahresrente; davon entfielen 300 Franken auf die Familie Albon, 692 auf den Herzog von Orleans und 2600 Franken auf die königliche Schatulle. Mit einem solchen Einkommen, das sie zum Theil dem Einfluß vornehmer Gönner verdankte, konnte sie kaum in aller Bescheidenheit leben. Die berühmte Frau Geoffrin, die Julie nur vom Hörensagen kannte, beschloß, der interessanten Verstoßenen zu Hilfe zu kommen: sie verkaufte drei Bilder von Van Loo an die Kaiserin Katharina von Rußland, die 30000 Franken dafür bezahlte. Ein Theil dieser Summe wurde zur Einrichtung einer Wohnung verwandt, in die die Marschallin von Luxembourg die Möbel stiftete; für den Rest setzte der reiche Bankier de Laborde Julien eine Leibrente von 2000 Franken aus; Frau Geoffrin fügte eine solche von 3000 Franken hinzu, so daß sich Fräulein von Lespinasse von nun an im Besitze eines ständigen Jahreseinkommens von 8592 Franken befand. Sie war zweiunddreißig Jahre alt, als sie 1764 ihre eigene Wohnung bezog. Kaum war sie eingezogen, als sie die Schwarzen Blattern bekam, die ihr auch die letzte Spur ihrer Jugendfrische raubten und ihre Augen für immer schwächten. Gleich nach ihrer Genesung wurde D'Alembert, der keinen Augenblick vom Bett der Freundin gewichen war, von der selben Krankheit befallen. Julie pflegte ihn mit rührender Aufopferung, und als der Freund wieder hergestellt war, schlug sie ihm vor, er solle mit ihr unter dem selben Dache leben. D'Alembert willigte ein und die vornehme Gesellschaft, die beide Naturen kannte, nahm die Nachricht von diesem Zusammenleben mit jener Nachsicht auf, die sie echten Gefühlen entgegenzubringen pflegte. Man sprach nicht allzu viel Uebles von dieser zärtlichen Freundschaft, der eigentlich niemand eine erotische Basis zutraute.

Vielleicht waren es ähnliche Lebensschicksale, die den ernsten Gelehrten zu der leidenschaftlichen Julie hingezogen hatten. Auch D'Alembert war ein Kind der Liebe: seine Mutter, die kaltherzige Literatin und Lebefrau Marquise von Tencin

(1681 bis 1749), die Schwester des berüchtigten Kardinals, hatte ihn am sechzehnten November 1717 bei einem pariser Chirurgen zur Welt gebracht und das schwächliche Kind auf der Kirchentreppe Saint Jean le Rond aussetzen lassen: daher der Name des Findlings, Le Rond, den ihm der Polizeikommissar des Bezirks geben ließ. Der Vater des Kindes, ein Chevalier Destouches, der mehr Gewissen besaß als die herzlose Mutter, entdeckte später den Erziehungort seines Söhnchens in der Provinz und gab es in Paris bei einem Glaser in Pflege, dessen Frau das kränkliche Kind aufzog. Dann schickte er den begabten Knaben in ein pariser Institut; und als er starb, hinterließ er ihm eine kleine Rente von zwölfhundert Franken. Der angehende Student, dessen Zukunft notdürftig gesichert war, nahm den Namen D'Aremberg an, den er später in D'Alembert umwandelte. Seine ersten Erfolge als Physiker und Mathematiker öffneten ihm alle pariser Salons, wo er die Gesellschaft durch sein übersprudelnd heiteres Wesen entzückte; aber erst die Marquise du Deffand, die den jungen Gelehrten 1743 kennen gelernt hatte, wußte den scharfen Geist D'Alemberts nach Gebühr zu würdigen: zwischen den Beiden entstand bald eine innige Freundschaft, die erst durch ein mächtigeres Gefühl gefährdet wurde. D'Alembert war eine echte Gelehrtennatur; seine Unabhängigkeit ging ihm über Alles; ihr opferte er Bequemlichkeit und Behagen. Die Zeitgenossen empfanden allerlei Widersprüche in seinem Wesen: er war einer der schärfsten Denker der Zeit, der die Bestrebungen seiner Freunde mit klarstem Blicke förderte, und doch, wenn es galt, seine Unabhängigkeit zu opfern, ängstlich, ja, anscheinend feig und je nach den Umständen kalt oder warm, übersprudelnd oder schweigsam. Er war klein von Gestalt und in Tracht und Wesen durchaus der weltfremde Büchermensch, der nur im fröhlichen Kreise seinen Geist spielen ließ. Im Boudoir entsprach er den Hoffnungen nicht, die schöne Frauen an sein lebhaftes Wesen knüpfen mochten: er war linkisch und keineswegs unternehmend. Die Gründe für diese Zurückhaltung mochten physiologischer Natur sein; seine helle Kastratenstimme ließ vermuthen, daß er als Mann schlecht weggekommen war. Das Gerücht darüber, dessen Wahrheit wir heute nicht mehr prüfen können, war allgemein in Paris verbreitet: eine schöne Dame, die eines Tages hörte, wie eine Bewundererin des „Geometers" ausrief: „Er ist ein Gott!", entgegnete kühl: „Gehen Sie! Wenn er ein Gott wäre, würde er zunächst einen Mann aus sich machen!" Die Freunde D'Alemberts pflegten über diesen physischen Mangel mit der vollen Freiheit einer freien Zeit zu scherzen; und vielleicht entsprang die Nachsicht, mit der die Freundschaft zwischen D'Alembert und Julie von Lespinasse beurtheilt wurde, dieser Annahme einer Thatsache, die sonst im Allgemeinen zu einer Quelle der Verachtung wird. Die Wenigsten hatten eine Ahnung, wie es in der Brust dieses Mannes aussah, dem ein leidenschaftliches Bedürfniß nach Liebe zur Qual wurde. Als er die Frau gefunden hatte, die seiner Sehnsucht entsprach, gab er sich mit der Entschlossenheit eines Mannes hin, der seiner Herzensruhe sicher ist.

Die beiden Menschen, die unter einem Dache zusammenlebten, genossen zunächst das Glück ihrer Freiheit in vollen Zügen. Ganz Paris gewöhnte sich an dies Verhältniß: es verstand sich von selbst, daß man D'Alembert und Fräulein von Lespinasse stets zusammen einlud. Der zurückhaltende Gelehrte war zu Haus der zärtlichste Genosse, der jeden Gedanken mit seiner Freundin theilte, die nun zum ersten Male die Ruhe in einem anderen Herzen kennen lernte. Das Gefühl, das

sie ihrem Freund entgegenbringt, ist so tief, daß es manchmal die Sprache der Liebe findet. Julie gehört zu den Frauen, die nicht leben können, wenn sie nicht wissen, daß sie geliebt werden, daß ihnen eine Seele gehört, die sie ganz versteht. Dies Glück der Ruhe, das sie zunächst wie eine stille Trunkenheit empfindet, ist so groß, daß sie oft ein Gefühl der Angst überschleicht. Nur Vollnaturen, denen das Leben wie ein dunkler Reichthum vor der Seele steht, kennen diese Unrast vor dem Kommenden, in welchem sie sich nur selbst finden.

Die Frauen sind unvergleichliche Freundinnen. Man mag über die Liebe im alten Frankreich denken, wie man will, und die Prägung, die dieses Urgefühl von Zeit und Umständen erfuhr, als ein Schauspiel für Psychologen betrachten; aber die Freundschaft, die einzelne Frauen in dieser Abendröthe einer absterbenden Gesellschaft geistvollen Männern entgegenbrachten, ist des höchsten Preises würdig, den wir seltenen Naturen zollen. Schon die Zeitgenossen priesen diese Frauenfreundschaft, die nicht den Stürmen der Sinnlichkeit oder der Leidenschaft ausgesetzt war. Und Julie von Lespinasse war die trefflichste der Freundinnen: sie konnte nicht leben ohne den innigsten, regsten Verkehr mit ihren Freunden; und so kam es, daß aus dem Kreis, der nach ihrem Bruch mit der Marquise du Deffand treu zu ihr hielt, sofort ein „Salon" wurde.

(Diese Absätze stammen aus der Einleitung, die Herr Wilhelm Weigand geliefert hat. Nun einige Briefe der Lespinasse an den Grafen von Guibert, der durch sein strategisches Werk „Essai général de tactique" und durch seine Tragoedie „Le connétable de Bourbon" die Bewunderung der Pariser erworben hatte, selbst von Voltaire für ein Genie genommen wurde und allen Frauen den Kopf verdrehte. Julie wurde erst im Februar 1774 seine Geliebte; in der selben Stunde, wo ein Blutsturz dem Leben ihres früher zärtlich geliebten Freundes, des Marquis de Mora, ältesten Sohnes des spanischen Gesandten, ein Ende machte. Diese Briefe lehren die Frau schneller kennen, als der mühsame Versuch einer Charakteristik vermöchte.)

Juni 1773.

Ich vergaß, zu schreiben, daß Diderot in Holland ist. Er fühlt sich so wohl dort und hat schon so viele neue Freunde gefunden, daß er vielleicht nie wieder nach Paris zurückkommt und vergißt, den Weg nach Rußland fortzusetzen. Er ist kein gewöhnlicher Mensch, aber er steht im Leben nicht auf seinem richtigen Platz. Er müßte das Haupt einer Sekte sein, ein griechischer Philosoph, der die Jugend unterrichtet und belehrt. Er gefällt mir sehr; doch von seinem ganzen Wesen dringt nichts in meine Seele. Seine Sentimentalität kitzelt die Haut. Tiefer geht diese Empfindung nicht. Ich liebe nun einmal nichts Halbes, nichts Zweifelhaftes, nichts Bagatellmäßiges. So verstehe ich auch die Kinder der Welt nicht; sie thun lustig und gähnen, sie haben Freundschaften und lieben doch Keinen. Das kommt mir so kläglich vor. Mir ist das Leid, das mein Leben aufzehrt, süßer als die Lust, die das Ihre gerinnen läßt. Doch, nicht wahr, bei einem solchen Benehmen ist man nicht liebenswerth? Aber man kommt auch darüber weg. Man ist nicht liebenswürdig, aber man wird geliebt. Das ist tausendmal mehr werth als blos zu gefallen.

Juli 1773.

Ich bin entzückt, daß Sie mit dem König von Preußen zufrieden sind. Was Sie mir von dem Zauber schreiben, der um ihn weht, Das ist so reizend, so ritterlich, so gerecht, daß ich es nicht für mich behalten konnte. Ich habe es Allen vorgelesen, die es zu hören werth sind.

Ich wollte nichts von mir schreiben, ich wollte Ihnen nur schlicht dafür danken, daß Sie mir noch vor Ihrer Ankunft in Wien geschrieben haben. Ich wollte Ihnen eine Antwort geben; nichts weiter. Von Ihren Lobesworten nehme ich nicht eins an. Sie werden verwundert sein: es ist für mich kein Lob. Was liegt mir daran, ob Sie finden, ich sei nicht gerade eine Gans? Es ist sonderbar, aber wirklich wahr: Sie gerade sind der Mann auf der ganzen Welt, dem zu gefallen mich am Wenigsten kümmert. Erklären Sie mir diese Wunderlichkeit. Erklären Sie mir auch, warum ich Sie mit unausstehlicher Strenge beurtheile, warum ich mich in jedem Augenblick auf einer Ungerechtigkeit Ihnen gegenüber ertappe, warum ich nicht an Ihre Freundschaft glaube und mit Ihnen über jedes freundschaftliche Wort hadere. Warum gerathe ich in die Versuchung, mich gekränkt zu fühlen, wenn gerade Sie mir etwas Nettes sagen wollen?

...Ich habe Ihnen schon einmal gesagt: so werden wir schwerlich eine Freundschaft im Sinn Montaignes und Laboëties erreichen. Das waren gleichmüthige Menschen, die einander sanfte Eindrücke gaben. Was sie gaben, Das empfingen sie auch. Wir dagegen, wir sind Beide krank, freilich mit dem Unterschiede, daß Sie ein Kranker vor Uebermaß an Kraft und Vernunft sind und dazu ein Leben führen, das Ihnen für immer die vortrefflichste Gesundheit sichern muß, während mich eine tötliche Krankheit befallen hat, bei der alle angewandten Linderungmittel sich in Gift wandeln und nur dazu dienen, meine Schmerzen noch fühlbarer zu machen. Mein Leid ist von wunderlicher Art; es hat mir meinen gesunden Verstand verdorben und meine Urtheilskraft getrübt: ich möchte gar nicht wieder gesunden; ich hege nur die Sehnsucht, zu sterben.

Der König von Preußen hat einen allerliebsten Brief an D'Alembert geschrieben.*) Er ist voll des Lobes über Sie und sehr gespannt darauf, den „Konne-

*) Graf Guibert hatte dem König vor seiner Audienz in Potsdam, die am siebenzehnten Juni stattfand, einen Empfehlungbrief D'Alemberts übersandt und die folgenden Zeilen hinzugefügt: „Sire! Eurer Majestät unterbreitet das Schreiben des Herrn d'Alembert, dem ich Dies hinzuzufügen mir die Freiheit nehme, die Gründe, die mich in Ihre Lande führen. Ich komme hierher, um Ihrem Ruhme zu huldigen, ich komme, um mich zu unterrichten, ich komme insbesondere, um zu versuchen, den Eindruck zu verwischen, den in Eurer Majestät Erinnerung etliche Sätze meines Buches hinterlassen haben. Könnte es anders sein, als daß der Mann, der Ihnen sein Werk in großer Verehrung überreicht und an einem Dutzend anderer Stellen den Eurer Majestät mit Recht zukommenden Tribut enthusiastischer Bewunderung gezollt hat, nur unbeabsichtigt Ausdrücke gebraucht hat, die Ihnen mißfallen haben? Sire, ich wage, vor Eurer Majestät gegen jede andere Auslegung zu protestiren. Genehmigen Sie dem Autor Allergnädigst die Huld, Ihnen seine Aufwartung machen zu dürfen. Gestatten Sie ihm, einen König zu sehen, von dem die Geschichte so viel Wunderbares zu erzählen haben wird. Es ist der Schmerz der Nachwelt, große Helden, von deren Thaten sie liest, nicht persönlich kennen lernen zu können. Ich habe den Vorzug, im Jahrhundert Eurer Majestät geboren zu sein; und das Glück, Sie zu sehen, Sie mit eigenen Augen zu bewundern, erscheint mir wie ein Recht. Man betete im alten Athen den ‚Unbekannten Gott‘ an; gewähren Sie mir, Sire, daß ich mein ganzes Leben lang nicht dem ‚Ungekannten Helden‘ zu huldigen habe.“



tabel" vorgelesen zu bekommen. Ich bin überzeugt, er wird von Ihrem Stück entzückt sein. Es ist in vieler Hinsicht ganz auf den Ton seiner Seele gestimmt.

Um Gottes willen: erwähnen Sie mir keine Zeitung wieder. Ich lese keine. Alles, was die Bewunderung des großen Haufens erregt, ist mir genau so widerwärtig wie Ihnen. Voll Mitleid und Schmerz sehe ich, daß fast alle Menschen geborene Krämer und Knechte sind. Aber Sie sind mein Zeuge, daß Das, was mein Herz erfüllt, edler, erhabener und größer ist als Das, was der dumme Pöbel respektirt und bewundert.

Juli 1775.

Lieber Freund, ich will nicht nur halb großmüthig vor Ihnen stehen. Ich bilde mir ein, Ihnen verziehen zu haben. Also will ich mit Ihnen plaudern, als ob ich zufrieden mit Ihnen wäre.

Passen Sie auf und zittern Sie! Ich will jetzt zwei „Lobschriften auf Catinat" rezensiren, die beiden einzigen, meiner Einbildung nach, die in der Akademie ernstlich in Frage kommen. Die Verfasser dieser beiden Schriften sind die Herren von Guibert und von Laharpe. Guibert ist der Autor eines vorzüglichen Essays über die Taktik und einer Tragoedie. Beide Werke haben ihn als Mann von viel Geschmack und Geist bekannt gemacht; sie verrathen eine begeisterungsfähige, kraftvolle Seele. Mit dieser Vorkenntniß und der günstigen Voreingenommenheit, die daraus erstehen muß, habe ich Guiberts „Lobschrift auf Catinat" gelesen und beurtheilt. Laharpe kennen Sie besser als ich. Sie wissen, er ist ein hervorragender Schriftsteller, sehr geistreich, sehr gerecht und vor Allem vom erlesensten Geschmack. Seine Schrift ist mit der ihm eigenen Leichtigkeit geschrieben, aber doch mit einer Korrektheit, die er sich gern geschenkt hätte, wenn nicht Herr von Guibert Mitbewerber wäre. Sein Stil ist eben so flott wie vornehm. Diese beiden Vorzüge findet man so selten neben einander, daß ich beinahe sagen möchte, Laharpes Prosa wetteifere mit Racines Versen. Seine Lobschrift ist die Arbeit eines klugen und urtheilsfähigen Kopfes, eines Gelehrten von sanfter, ehrlicher und hehrer Gemüthsart. Man findet in der Schrift eine Menge glücklicher Ausdrücke, treffender Bemerkungen, erlesener und klarer Gedanken. Und doch ist sie nur das Werk eines vortrefflichen Schriftstellers, eines geistreichen Mannes, während die Schrift Guiberts die Arbeit eines höheren Menschen ist, der mehr als blos Geist, der Genie hat.*)

Keiner von Beiden ist Philosoph. Der Eine, weil er nicht nüchtern genug denkt. Der Andere, weil er nicht gründlich genug denkt. Doch beurtheilt Guibert die Menschen und Erscheinungen so sicher und so enthustiastisch, daß man sich lieber von ihm hinreißen als von einem Philosophen belehren läßt. Der kriegswissenschaftliche Theil ist bei Guibert so sachkundig behandelt, daß sich selbst der hierin laienhafteste Leser ein Urtheil über Catinats Verdienst bilden kann. In dieser Beziehung ist Laharpe unverständlich, matt und sehr langweilig.

Wenn man Laharpe liest, wird man angenehm unterhalten, manchmal gefesselt. Man bekommt Achtung vor dem Können des Verfassers. Wenn ich Gui-

*) Der Ausdruck homme supérieur spielt später in den Büchern Stendhals eine bedeutsame Rolle. Bekanntlich hat Friedrich Nietzsche seinen „Uebermenschen" danach geprägt. Stendhal liebte die Briefe der Julie de Lespinasse und Nietzsche die Bücher und Briefe Stendhals.

bert lese, fühle ich, wie sich meine Seele erweitert, wie sie reifer wird, lebhafter, kühner. Mitunter geht er freilich zu weit; sein Stil ist nicht immer von gleicher Klarheit und Prägnanz und hier und da fehlt es ihm an Harmonie. Auch findet man bei ihm allzu alltägliche und dann wieder allzu gewagte Bilder.

In künstlerischer Beziehung, stilistisch und rednerisch gebührt meiner Ansicht nach der Schrift Laharpes der Preis. In Hinsicht aber auf seelischen Schwung, geniale Ausdruckskraft und tiefe Wirkung müßte man die von Guibert krönen. Wenn ich die Autoren persönlich nicht kennte, würde ich mich mein Leben lang danach sehnen, Guibert anzugehören, oder doch tief bedauern, daß ich nicht die Seine sei. Ob Laharpe in Paris wohne, danach würde ich mich nicht einmal erkundigen.

Lieber Freund, ich vergehe vor Ungeduld, zu erfahren, was Sie von meiner Kritik halten; aber ich fordere Ihr Ehrenwort, daß Sie keinem Menschen davon Mittheilung machen, selbst Ihrem besten Freund nicht. Ich möchte nicht noch einmal die Entrüstung oder Verherrlichung erleben, die mir dereinst mein Urtheil über die beiden Lobschriften auf Lafontaine eingetragen hat, das Sie übrigens mit Recht fad und abgeschmackt fanden.

Ihnen gegenüber kenne ich weder Eigenliebe noch Selbstüberschätzung. Da bin ich gern dumm, da rede ich, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Aber vor den Anderen . . . Da lege ich mir zwar auch keinen Zwang auf, dazu habe ich keine Kraft mehr; aber da sage ich eben gar nichts. Ich begnüge mich, zu erklären Das ist gut, Das ist schlecht und Das ist mittelmäßig! Ich hüte mich aber wohl, mich auf Begründung einzulassen. Sicher würde Das mich eben so langweilen wie meine Zuhörer. Was liegt daran, vor Leuten, die Einem nicht ans Herz gewachsen sind, geistreich zu sein?

(Später.) Mein Gott, ohne Ihre verfluchte „Lobschrift auf Catinat" wäre ich wieder gesund geworden. Ich wäre bewahrt geblieben vor Ihrem ruchlosen Brief aus Courcelles, bei dessen Erinnerung ich noch vor Wuth zittere. Ich hätte nichts mehr von Ihnen erfahren; zumal in der stillen Einsamkeit hier um mich. Ich hätte die Kraft gehabt, zu genesen oder zu sterben. Es ist eine große Sünde von Ihnen, mir das Leben so grausam zu verleiden. Nachdem Sie mir gesagt haben, Sie wüßten, daß ich leide, fügen Sie hinzu, Sie hätten Geschmack am Landleben gefunden und würden von dieser Passion nicht so bald wieder lassen. Ach, Sie wissen, daß Sie mich zu Tode betrüben, — und Sie denken nur an sich? Sie haben Lust, auf dem Lande zu bleiben, und keine, mich zu sehen? Ists wahr? Und wenn es wahr wäre, warum sagen Sie mirs? Dinge, die meine Seele in Aufruhr bringen müssen, sollten Sie mir verschweigen. Das wäre Ihre Pflicht. Glauben Sie ja nicht, daß es nur eine einzige Sorte von Pflichten giebt und daß man schon alle erfüllt habe, wenn man nur denen nachgekommen ist, die sich um das eigene Wohl drehen, und etwa noch denen, die von der Gesellschaft gefordert werden. Gewiß genügt diese Art der Pflichterfüllung den groben Alltagsseelen, deren Vorstellung vom Glück Geldwerth hat und die den Menschen nach der Achtung und Anerkennung der Thoren um sich herum einschätzen. Ich aber appellire hierin an Ihr Gewissen. Das meine wird Sie richten, wenn meine Leidenschaft stumm geworden ist!

. . . Da fällt mir ein: ich habe Ihnen noch gar nicht von dem kleinen Ring erzählt, den Sie mir bei der Abreise geschenkt haben. Er ist so recht das Symbol aller unserer Erlebnisse. Ich steckte ihn an meinen Finger: und zwei Stunden

später war er entzwei. Das ist durchaus kein Scherz; es war mir ein sehr betrübsames Vorzeichen. Wenn es der Koh-i-noor gewesen wäre, den ich verloren hätte, so wäre ich sicherlich nicht so betrübt davon gewesen. Kommen Sie, lieber Freund, bringen Sie mir einen Ring, so fest und unzerbrechlich wie meine Liebe. Der, den Sie mir geschenkt hatten, glich Ihrer Liebe. Er hielt nichts aus.

Ich habe Ihr Brieschen dem guten Condorcet vorgelesen. Es war ja so artig, wie es nur sein konnte. Da stand drin: Sie liebten nur noch Ihre Studien. Und dann wieder: Sie verachteten den Ruhm. Wahrlich: Sie sind ein großer Philosoph, wenn Sie schlechte Laune haben. Aber im kommenden Winter werden Sie so glücklich sein, so reich, so lustig, sicherlich in tausend Zerstreuungen! Dann ist von Ihrer melancholischen Lebensweisheit keine Rede mehr. Warum auch nicht? Sie sind noch lange nicht alt, Ihr Kopf ist noch sehr jugendlich. Und Ihr Herz muß noch von mancherlei Schlacken geläutert werden.

Lieber Freund, ich bin recht unausstehlich, nicht wahr? Ich nörgle ewig an Ihnen herum, aber ich liebe Sie mehr als Alle, die Ihnen immer schmeicheln. Leben Sie wohl, schreiben Sie mir wieder; endlich wieder einen langen Brief!

Am dreiundzwanzigsten Mai 1776 starb Julie, die längst von der Schwindsucht befallen war. Am neunten Juli schrieb König Friedrich von Preußen aus Potsdam an D'Alembert, um ihm seine Theilnahme zu zeigen:

„Ich nehme an dem Unglück Theil, das Sie durch den Verlust einer Persönlichkeit betroffen hat, die Ihnen sehr nah gestanden hat. Herzenswunden sind die allerfühlbarsten. Ungeachtet der schönsten Sprüche der Philosophen ist es nur die Zeit, die sie heilen kann. Der Mensch ist ein Geschöpf mit mehr Gefühl als Vernunft. Ich habe durch eigenes Unglück nur allzu sehr erfahren, was man bei solchen Verlusten leidet. Das beste Heilmittel ist: sich gewaltsam von dem schmerzlichen Gedanken loszureißen, der sich allzu tief in der Seele einwurzelt. Man muß irgendeine wissenschaftliche Beschäftigung vornehmen, die das strengste Nachdenken erheischt, um trübsälige Gedanken, die immer von Neuem auftauchen, zu bekämpfen und ihnen, so gut es geht, zu entfliehen. Ich würde Ihnen gern bessere Mittel empfehlen, wenn ich welche kennte. Um sich über den Tod seiner geliebten Tullia zu trösten, hat sich Cicero in schriftstellerische Arbeiten vertieft und mehrere Traktate verfaßt, die zum Theil auf uns gekommen sind. Die menschliche Vernunft ist zu schwach, um den Schmerz einer seelischen Todeswunde zu besiegen. Hier muß die Natur das Ihre thun. Und zumal in Ihrem Alter wie in meinem muß man sich um so mehr trösten, weil wir ja so bald mit den Dingen unserer Sehnsucht wieder vereint sein werden. Mit Freude nehme ich Kenntniß davon, daß Sie mir Hoffnung machen, Sie im nächsten Jahre etliche Monate bei mir zu haben. Ich werde Alles thun, um die trüben und wehmüthigen Gedanken aus Ihrem Geist zu verscheuchen, die das traurige Ereigniß hat entstehen lassen. Wir werden zusammen über die Nichtigkeit des Lebens philosophiren, über die Thorheit der Menschen, über die Eitelkeit der Stoiker und über unser ganzes Menschenthum. Das ist ein unerschöpflicher Stoff. Bieten Sie bis dahin, ich bitte Sie, alle Ihre Kräfte auf, damit der übergroße Schmerz nicht Ihre Gesundheit schädige. Ich hege an ihr allzu viel Antheil, als daß ich solchen Verlust gleichgiltig ertragen könnte.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.